



**Geschichte
der
Familie Dierschke
von 1600 bis 2020**

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort	
von Lorenz Dierschke	7
2. Wo alles begann	
Erbhof Dierschke in Jauer (Kreis Ohlau/Schlesien)	11
3. Chronik der Familie Dierschke	
Von den Anfängen bis 1971	27
4. Lebenserinnerungen	
4.1 Ein altes schlesisches Bauerngeschlecht	117
4.2 Ich erinnere mich / 1914 - 1952	127
4.3 Ich erinnere mich / 1952 - 1985	223
4.4 Erlebnisbericht 1945/46	257
4.5 Ergänzende Dokumente	265
5. Schlesische Erzählungen	
5.1 Glück im Unglück!	277
5.2 Geschichte der Kirche zu Jauer, Kreis Ohlau	281
5.3 Erinnerungen an schlesische Winter	295
5.4 Ein Lebenskünstler	303
5.5 Der Hopfengarten	309
6. Erinnerungen von Tochter Susanne Dierschke	
6.1 Das Backhaus in Jauer	317
6.2 Im schönsten Wiesengrunde ist mein Heimat Haus	321
7. Erinnerungen von Tochter Edith J. Freitag-Dierschke	
Fluchtjahre - Wanderjahre - Lehrjahre	329
8. Reiseberichte	
8.1 Tochter Susanne Dierschke	391
8.2 Enkel Georg Dierschke	397
8.3 Enkel Peter Dierschke	405
8.4 Tochter Edith J. Freitag-Dierschke	409
8.5 Sohn Gunter Dierschke	433
9. Familienereignisse	
9.1 Erste hl. Kommunion Dorothea Saft am 30.05.1915	441
9.2 Tod Ehefrau Dorothea Dierschke am 02.12.1947	445
9.3 Hochzeit Josef und Christina Dierschke am 11.07.1949	449
9.4 70. Geburtstag Josef Dierschke am 27.04.1971	457
9.5 Silberhochzeit Josef und Christina Dierschke am 11.07.1974	461
9.6 75. Geburtstag Josef Dierschke am 27.04.1976	465
9.7 50. Geburtstag Sohn Peter Dierschke am 14.12.1979	469
9.8 50. Geburtstag Tochter Susanne Dierschke am 25.11.1980	473
9.9 80. Geburtstag Josef Dierschke am 27.04.1981	481
9.10 50. Geburtstag Tochter Edith J. Freitag-Dierschke am 05.11.1987	493
9.11 Tod Josef Dierschke am 16.9.1986	501
10. Daten zur Familie	
10.1 Die Vorfahren der Erb- und Gerichtsscholzen-Familie Dierschke von 1377 bis 1776	507
10.2 Ahnenreihe des Geschlechts Dierschke von 1777 bis 1983	533
10.3 Stammbaum Dierschke ab 1600	565
10.4 Lebensdaten Ehefrau Christina Dierschke	573
10.5 Ahnenreihe des Geschlechts Dierschke ab 1984	579

11. Familie Saft

Aus dem Leben von Albert und Agnes Saft615

12. Familie Drutschmann

12.1 Chronik der Familie Drutschmann.....631

12.2 Verzeichnis der Nachkommen der Eheleute Franz und Helene Drutschmann...725

12.3 Erinnerungen.....763

**Titelbild: Josef Dierschke, Ostern 1981,
Feier seines 80. Geburtstags in Adenau**

1. Vorwort

Autor: Sohn Lorenz Dierschke

Datum: 8. Mai 2020

Liebe Leserin, lieber Leser,

der Lebensweg meines Vaters, Josef Dierschke, geboren am 27. April 1901, verstorben am 16. September 1986, führte ihn von Jauer (Kreis Ohlau/Schlesien) über Leipzig (Sachsen) und Remagen (Rheinland-Pfalz) nach Leverkusen (Nordrhein-Westfalen). Dort wurde er auch beerdigt. Sein Grabstein befindet sich seit dem Tod meiner Mutter, Christina Dierschke, im Jahr 2014 in Bad Breisig (Rheinland-Pfalz).

Vom Erben eines landwirtschaftlichen Besitzes (Erbscholtisei = Dorfschulze, Gemeindevorsteher), den er durch den zweiten Weltkrieg verlor, entwickelte er sich zum Heimerzieher und -leiter und im Ruhestand zum Ahnenforscher und Schriftsteller.

Mit seiner ersten Frau, Dorothea, geborene Saft, hatte er sechs Kinder (vier Mädchen, zwei Jungen). Nach dem Tod von Dorothea heiratete er in Leipzig Christina Degenhardt. Mit ihr hatte er zwei Kinder (einen Jungen und ein Mädchen).

Die Suche nach den eigenen Wurzeln gewinnt an Bedeutung, je mehr die Wurzeln verloren gehen. Der zweite Weltkrieg hat dieses Schicksal Millionen von Menschen zugefügt.

In Schlesien ist die Bevölkerung geradezu ausgetauscht worden. Zu den Betroffenen gehörte auch meine Familie.

Trotzdem habe ich nie erlebt, dass mein Vater mit seinem Schicksal gehadert hätte. Vielmehr hat er seinen Ruhestand genutzt, um die Geschichte der Familie zu erforschen und aufzuschreiben. Zuerst hat er einzelne Erzählungen, die seine Enkel immer wieder von ihm hören wollten, aufgezeichnet. Schließlich verfasste er nach vielen Recherchen und Kontakten zu anderen schlesischen Chronisten und Verwandten eine umfangreiche Familien-Chronik und Broschüren mit Erinnerungen an einzelne Zeitgeschehen sowie einen Stammbaum der Familie.

Er trug jedoch nicht nur akribisch Daten und Fakten zusammen, sondern er bezog auch Position zu den politischen Ursachen und Zusammenhängen und plädierte für Versöhnung und ein christliches Europa.

Um dieses Erbe im Bewusstsein der immer weiter verzweigten Sippe zu erhalten, habe ich alle erreichbaren Dokumente, die er hinterlassen hat bzw. die über ihn verfasst wurden, gesammelt und zusammengestellt.

Anlässlich meines 70. Geburtstages wird die „Geschichte der Familie Dierschke von 1600 bis 2020“ in gedruckter und in elektronischer Form veröffentlicht. Hauptzielgruppe sind die Mitglieder der Sippe Dierschke.

Außerdem statte ich Einrichtungen, die sich die Erinnerung an die schlesische Heimat zur Aufgabe gemacht haben wie das Haus Schlesien in Königswinter, die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne und das Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf damit aus.

Ich erinnere voll Hochachtung und Dankbarkeit an meinen Vater, Josef Dierschke, der mit Mut und Gottvertrauen sein schweres Schicksal gemeistert hat und immer wieder zu neuen Anfängen bereit war.

Rheinbach, am 8. Mai 2020

Lorenz Dierschke

2.

Wo alles begann

Lage und Geschichte

- des Ortes Jauer (Kreis Ohlau / Schlesien)
- des Erbhofes Dierschke

Autor: Verschiedene Quellen



Jauer





Familienforschung Kreis Ohlau

Klaus Kunze, Lange Straße 28, 37170 Uslar, Genealogie(et)KlausKunze.com

<http://klauskunze.com/ohlau/orte/jauer.htm>



Jauer

Grundherrschaft:

1364, 1390: zum „Eigen“ des Herzogs gehörig; 1484-1816 Ritterkommende Klein Oels; 1819 General Graf York von Wartenburg; 1830: General-Feldmarschall Graf York von Wartenburg, sonst Maltheser-Commende Klein-Oels; 1845: „Pertinenzgut des Majorats Kleinöls; Ludwig Graf York von Wartenburg“.

Namen:	Jauer, 1364 Jawrow, 1376 Jaworow, 1390 Jaurow, 1678 Jawor
Polnisch:	nach 1945 Jaworow
Ortsgründung:	in vordeutscher Zeit
Dorfform:	Doppelwegedorf oder Angerdorf
Amtsbezirk:	Klosdorf
Standesamtsbezirk:	Klosdorf
evangelische Kirche:	Mechwitz
katholische Kirche:	Jauer (1376 erstmals erwähnt)
Entfernung von Ohlau:	18 km
Eisenbahnstation:	Günthersdorf
Koordinaten (Kirchturm):	50° 48' 14,6528" N; 17° 18' 346513" Ö
Höhe über Meeresspiegel:	Kirchturmknopf 189,62 m

13./14. Jh.:

32 Hufen, davon 5 Freihufen und 2 Hufen Widmut.

1678:

14 Bauern-, 10 Gärtner- und 7 Angerhäuslerstellen; Bauern mit je 2-3 Hufen.

1781:

14 Bauern-, 9 Gärtner- und 5 Angerhäuslerstellen.

1819:

1 katholische Mutterkirche, 1 Kretschan, 2 Freischoltiseien, 11 Bauergüter, 9 Freigärtner- und 6 Freihäuslerstellen; 1 Schmiedewohnung, 18 sonstige Feuerstellen, insgesamt 48 Haushalte; 264 Einwohner (128 männlich, 136 weiblich; 0 Luthera-

ner, 264 Katholiken).

1830:

55 Häuser, 2 Freischoltiseien, 282 Einwohner, ganz katholisch, 1 katholische Mutterkirche, 1 katholische Schule, 1 Lehrer.

1845:

1 katholische Pfarrkirche, 1 katholische Schule, 1 Windmühle, 1 Kretscham, 5 Leinweberstühle; 62 Häuser, 376 Einwohner (1 evangelisch); 7 Handwerker, 3 Händler; 929 Merinoschafe, 197 Rinder: „Gut sind Flachsbaum und Bienenzucht“.

1871:

56 Wohngebäude, 84 Haushaltungen, 399 Einwohner (davon 254 ortsgebürtig; 187 männlich, 212 weiblich; 4 evangelisch, 395 katholisch).

1925:

62 Wohnhäuser, 80 Haushaltungen, 360 Einwohner (davon 166 männlich, 194 weiblich; 17 evangelisch, 342 katholisch); Flächengröße 1931: 665,3 ha, Grundsteuer-Reinertrag 24,15 RM/ha.

1895:

59 Wohnhäuser, 87 Haushaltungen, 373 Einwohner (davon 170 männlich, 203 weiblich; 3 evangelisch, 370 katholisch).

1905:

54 Wohnhäuser, 84 Haushaltungen, 391 Einwohner (Muttersprache: deutsch 389, polnisch 2); Gemarkungsfläche 663,1 ha; Grundsteuer-Reinertrag 24,15 Mark/ha.

1935:

355 Einwohner.

1939:

76 Haushaltungen, 361 Einwohner.

Im Urbarium 1678 genannte Rustikalstellenbesitzer:

Bauern:

Altmann, Bitner, Christian, Hansel (2), Hubrig, Laugwitz (2), Nitschke, Paul, Pohl, Reußner, Scholtze, Winckler;

Gärtner:

Bitner, Frantzke, Lange, Nitschke, Reußner, Retzke, Schimbog, Scholtze, Wurm;

Angerhäusler:

Andres, Gierth, Hubrig, Müller, Nagel, Rauch, Sternberger.

In den Urbarien des 18. Jahrhunderts genannte Stellenbesitzer:

1710:

Bauern:

Arnt, Dürschke, Hubrig, Kalline, Laugwitz (2), Neugebauer, Nietschke, Scholtz (2), Hansel, Hanßel (2), Zimmermann;

Gärtner:

Büttner, Jentsch, Kirsten, Müller (2), Neumann, Nitschke, Schmidt; Angerhäusler: Altmann, Dürich, Dürschke (2), Frantzke, Hancke, Hanßel, Laugwitz (2), Reitzke.

– 1738:

Bauern:

Arnt (2), Dürschke, Hanßel, Hantke (2), Lange, Laugwitz (2), Neugebauer, Scholtz (3), Zimmermann,

Gärtner:

Bürckner, Grund, Hanßel, Opitz, Reichert, Schölenz, Seydel, Winckler, Wodanske [?];

Angerhäusler:

Dürschke, Görlich, Jentsch, Müller, Prußke.

– 1764:

Bauern:

Arnt (2), Hansel, Kührstein, Laugwitz, Neugebauer, Nitschke, Paul, Scholtz (2), Thiel (2), Vogler, Wolff;

Gärtner:

Aust, Grund, Gürlich, Hanke, Jockisch, Opitz, Paul, Schmidt;

Angerhäusler:

Austen, Christian, Müller, Proschke, Schar, Schrauter.

– 1781:

Bauern:

Andreas, Dirschke, Eistert, Hansel, Hentscher, Laugwitz (2), Paul, Schmiedt, Scholtz (2), Scholz (2), Wude;

Gärtner:

Christian, Grund, Hancke, Hanke, Kirstein, Patzner, Schmidt, Schmiedt, Stephan;

Angerhäusler:

Christian, Dirschke, Hanßel, Idlok [?], Müller.

Im Einwohnerbuch 1935 genannte Haushaltungsvorstände (Anzahl):

Abend (2), Alexander, Barde, Bardoßek, Bierwirth, Brier, Bräuer, Dierschke (4), Dö-
ring, Eistert (3), Franzke, Friede, Fuhrmann (2), Gärtner, Gierth (2), Groer, Grundt
(2), Hansel, Heeger, Hübner (2), Kahlert (2), Karbstein (6), Kleineidam (2), Klümer,
Knopp, König, Kopka, Laugwitz (3), Leschinsky, Linke, Lorenz, Lux, Maziejewsky,
Michalke, Neuber (2), Paul (3), Peschke, Peuker (3), Pfeiffer, Pfennig, Pohl (3), Rei-
chert, Sabisch, Schindler, Schmidt (3), Scholz, Sawieja, Spielmann (2), Tilke, Urban
(2), Vieweger, Wernert, Winkler, Wude.

Bauergutsbesitzer 1937:

Erbscholtisei Nr. 1: Georg Scholz;

Erbscholtisei Nr. 2 (Erbhof): Joseph Dierschke (Familienbesitz seit 1777);

Gut Nr. 2: Richard Paul;

Gut Nr. 3: Alois Pohl;

Gut Nr. 4: Josef Eistert I;

Gut Nr. 5: Hedwig Michalke;

Gut Nr. 7: Josef Vieweger;

Gut Nr. 8: Josef Eistert II;

Gut Nr. 10: Gebrüder Laugwitz;

Gut Nr. 12: Bernhard Wude;

Gut Nr. 13: Franz Kleineidam;

Gut Nr. 47: Kathol. Pfarrei;

Gut ohne Nr.: Karl Pfeiffer.

Literatur:

Urbarium von 1678 der Hochritterlichen Commenda Klein-Oelß; in: Paul Neuge-
bauer, Spaziergänge in und um Klein-Oels, 1924 S. 163-164, S.167.

Josef Brier, Die Ritterkommende Kleinöls im Mittelalter; in: Briegische Heimatblät-
ter, II. Folge, Nr. 56-73 (1938/39); darin: Sonstige Nachrichten über [...] Jauer, Nr.
70 (1938), S. 279.

Erich Quester, Der Kreis Ohlau in Urkunden der Jahre 1331 – 1398; [Artikelreihe
in:] Heimatblatt Strehlen/Ohlau 11/1965-8/1966; Jauer 2/1966, S. 6.

Klaus Paul, Eine schlesische Lehrerfamilie [Paul aus Klein Oels und Jauer]; Hei-
matblatt Strehlen/Ohlau 2/1975, S. 11, 3/1975, S. 6.

Th. Eistert, Fahnenweihe in Jauer, Kreis Ohlau [1911]; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 12/1975, S. 9.

Klaus Paul, Die Nachkommen des Schullehrers Franz Paul aus Jauer, Kr. Ohlau; Archiv ostdeutscher Familienforscher VI/10 (Januar 1976), S. 306-308. Ergänzung: VI/13, 1976, S. 394-395.

Klaus Paul, Nachfahrenliste Schmidt aus Jauer, Kr. Ohlau; Archiv ostdeutscher Familienforscher VI/10 (Januar 1976), S. 308-310.

Klaus Paul, Nachfahrenliste Fuhrmann aus Jauer, Kr. Ohlau; Archiv ostdeutscher Familienforscher VI/10 (Januar 1976), S. 310-312.

Annemarie Paul, Der Erbkretschan zu Jauer; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 3/1976, S. 8.

Josef Dierschke, Ein altes schlesisches Bauerngeschlecht [Dürschke bzw. Di(e)rschke in Niehmen und Jauer]; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 6/1976, S. 6 f.

Josef Dierschke, Die Geschichte der Kirche zu Jauer, Kreis Ohlau; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 5/1977, S. 9 f. und S. 15.

Josef Dierschke, Ein Lebenskünstler [Bernhard Scholz, 1870-1945] – Eine Erinnerung an Jauer, Kr. Ohlau; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 2/1979, S. 12.

Josef Dierschke, Der Hopfengarten zu Jauer; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 9/1980, S. 6.

Josef Dierschke und Eberhard Bittner, Zwei [drei] Pädagogen aus Jauer, Kreis Ohlau, werden achtzig [Josef Dierschke, Theo Eistert, Josef Fuhrmann]; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 8/1981, S. 15 f.

Peter Dierschke, Vertreter der dritten Vertriebenengeneration besucht die Heimat seiner Vorfahren Jauer, Kreis Ohlau!; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 2/1982; S. 9 f.

Eberhard Bittner, Vor 50 Jahren am 20. August 1932 starb Paul Keller – Seine „Schulsporen“ verdiente sich Schlesiens Heimatdichter in Jauer, Kreis Ohlau; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 8/1982, S. 7 f., 9/1982, S. 8; 11/1982, S. 8; 1/1983, S. 10.

Eberhard Bittner, Erbscholtiseibesitzer Josef Dierschke [aus Jauer] †; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 10/1986, S. 23.

Annemarie und Klaus Paul, Die Bewohner der Malteser-Kommende Klein Öls... nach den Urbarien von 1710, 1738, 1764 und 1781; in: Ostdeutsche Familienkunde 1995; S. 45-47 Jauer.

Heinz Quester, Predigergeschichte des Kirchenkreises Ohlau in Schlesien. In: Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte, Band 76/77 (1997/98), S. 425 f.

Heinz Quester, Ergänzungen zur Predigergeschichte des Kirchenkreises Ohlau in Schlesien; in: Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte, Neue Folge, Band 79, Stuttgart 2000, S. 172.

Josef Dierschke [aus Jauer], Erlebnisbericht 1945/46; in: Lebensstation Ohlau, Abschied und Neubeginn; herausgegeben mit finanzieller Unterstützung der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit [vom] Verband Brücke – Bündnis für Ohlau und Umkreis; [o. O.] 2007; S. 113-118.

Heinz Quester, Ortslexikon des Kreises Ohlau/Schlesien, Alfter 2007, S. 78.

Alfons Backe, Paul Keller [1893 Dorfschullehrer in Jauer]; in: Heimatblatt Strehlen/Ohlau 5/2010, S. 3 f.

Alfred Bardossek, [Gebetszettel für Pfarrer Johannes Langer (1860-1908)]; Heimatblatt Strehlen/Ohlau 1/2014, S. 27.

Kirchenbücher:

Verfilmungen: Taufen 1664-1731 und Trauungen 1659-1743, Begräbnisse 1661-1744 Film SLC 1203050; Taufen 1715-1765, Trauungen 1739-1765 und Begräbnisse 1747-1765 Film SLC 1203051.

Das Dorf Jauer

Mitten durch den Ort fließt der Olbenbach und teilt das Dorf in zwei Hälften, die Hohe Seite und die Niedere Seite. Im Volksmund wird er die Bache genannt. Der Bach entspringt bei Olbendorf im Strehleener Kreis und mündet bei Niehmen in die Ohle, einem linken Nebenfluss der Oder.

Der Hof, die Niedere Erb- und Gerichtsscholtisei, liegt auf der Niederen Seite am Ortsausgang Richtung Bankau.

Die andere Erbscholtisei befindet sich auf der Hohen Seite, der Gastwirtschaft gegenüber.

In alten Zeiten waren beide Erbscholzen abwechselnd die „Dorfschulzen“, heute Bürgermeister genannt.

In der Dorfmitte führt über den Bach die „Hohe Brücke“. Drei Fußstege, der Dierschke-, Schul- und Tiergartensteg, ermöglichten zudem den Übergang. Vor unserem Gehöft führte eine Furt durch den Bach. Bei starkem Frost trug die Eisdecke die Fahrzeuge. Freilich brachte der Olbenbach oft genug auch Hochwasser.

Hinter der Hohen Brücke lag zur Rechten das Wirtshaus des Dorfes. Zur Linken lag die Dorfschmiede. Gastwirtschaft und Schmiede sind zwei wichtige Unernehmen im Bauerndorf.

Die Kirche, St. Michael geweiht, befindet sich etwas erhöht, am Dorfausgang nach Klosdorf. Der Friedhof lag um die Kirche herum. Neben dem Friedhof zum Dorf hin befand sich das Pfarrhaus mit dem Pfarrhof. Jauer war eine begehrte Pfarrstelle, gehörten zu ihr doch 260 Morgen landwirtschaftliche Nutzfläche.

Neben dem Pfarrhof befand sich die Schule mit dem Schulhof. Es war eine Küsterschule mit 65 Morgen Nutzfläche, die noch bis nach der Jahrhundertwende vom 1. Lehrer in eigener Regie bewirtschaftet wurden.

Die Schule zu Jauer war eine dreiklassige Volksschule: Unter- und Mittelklasse mit zweijähriger und Oberklasse mit vierjähriger Schulzeit. Es standen zwei große Klassenräume zur Verfügung, zwei Lehrstellen waren eingerichtet.

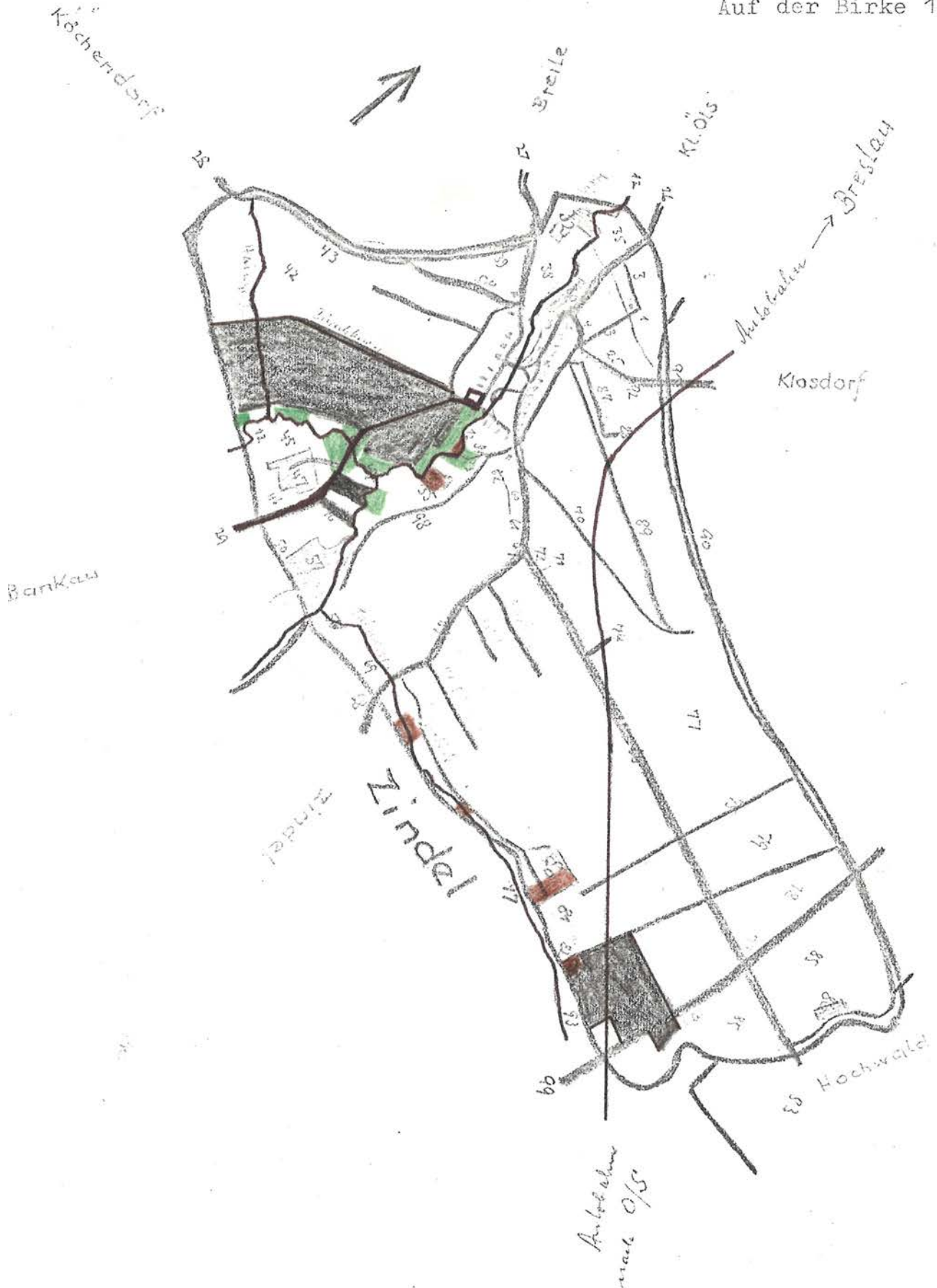
zusammengestellt von Gunter Dierschke

Meßtischblatt Nr. 5169
5269/70

Kreis: Ohlau
Gemarkung(Ort): Jauer

Festgestellt....Namen
Kartiert.....Namen

Sammler: Lehrer Josef Fuhrmann
Jetzige Anschrift: (21b) Eichen, Kreis
Siegen
Auf der Birke 10



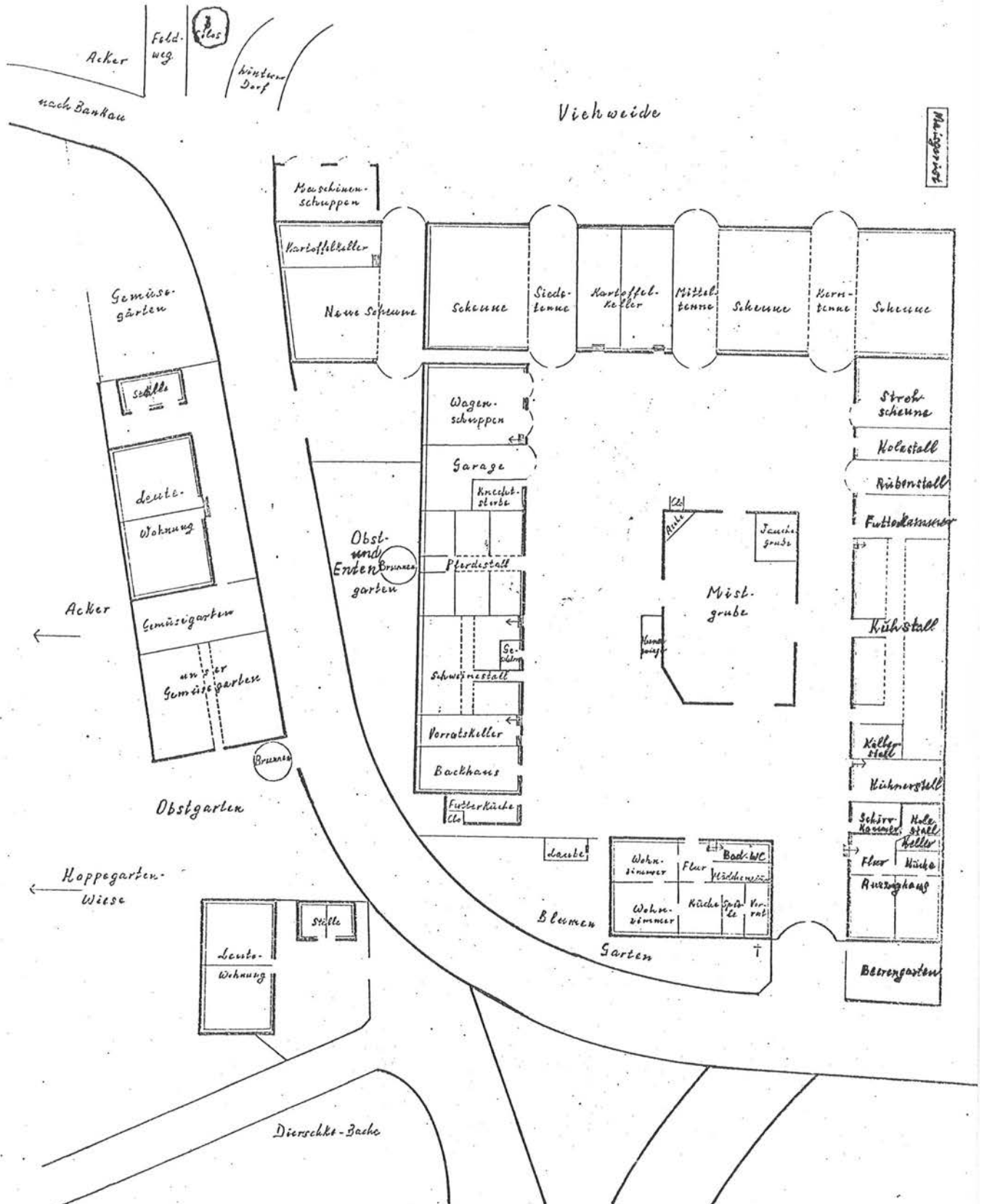


Blick auf die Scheunen des Dierschke-Hofes aus Richtung Bankau über die Viehweiden (auch Pferdekoppel genannt) hinweg, undatiert

Geschichte des Hofes in Jauer

- 25.02.1777 - Kauf der „Niedere Erb- und Gerichtsscholtisei“ zu Jauer für Hans Franz Dürschke aus Niehmen - Kaufpreis 1.330 Taler
- bis 1820 - Hans Franz Dürschke bewirtschaftete den Hof 43 Jahre lang
- 1810 wurde das Wohnhaus erbaut
- ab 1820 - Josef Dierschke übernahm den Besitz
- in seiner Zeit Neubau der Kuhstall-Hofseite ohne Auszugshaus
- ab 07.1854 - Josef Dierschke – der Großvater von unserem Opa Leverkusen
- Von 1854 bis 1894
- Er baute um 1860 die linke Hofseite mit Schweine- und Pferdeställen, Wagenremisen und Schüttböden
- 10 Jahre später wurde die Scheune mit Korn- Mittel- und Siedetenne erbaut, zum Teil unterkellert
- Um 1890 wurde das alte, noch mit Stroh gedeckte Auszugshaus niedergerissen und ein neues, mit anschließenden Geflügelställen, errichtet
- ab 07.1894 - Oswald Dierschke – der Vater von unserem Opa Leverkusen
- Während die vorgenannten drei Dierschke-Generationen seit 1777 alle vier Hofseiten neu erbaut hatten, bauten die Eltern von Opa Lev. als erstes das Arbeiter-Wohnhaus am Bach, 1906 die „Neue Scheune“ in Verlängerung der bestehenden Scheune. Diese Scheune war sehr hoch und unterkellert. Weiter wurden gebaut der Maschinen- und Geräteschuppen, vor dem Kuhstall ein Schleppdach errichtet, schließlich wurde 1915 an den Giebel der linken Hofseite die Futterküche für den Schweinestall gebaut
- Sept. 1927 bis
Nov. 1946 - Josef Dierschke übernimmt nach dem Tod des Vaters den Hof
- 1928 Heirat von Dorothea Saft aus Liebenau – kirchliche Trauung in der Dorotheenkirche in Breslau
- durch Weltwirtschaftskrise 1929 sehr schwere Zeiten
- 1929 Bau eines weiteren Wohnhauses für die Arbeiter
- 1933 Umbau des Pferdestalles
- 1940 Anschaffung eines Traktors der Firma Lanz
- Mannigfache Verbesserungen an den Wirtschaftsgebäuden und in den Ställen. Im Wohnhaus neue Fenster, Türen und Treppen wurden verändert, Badeeinrichtungen angelegt u.u.u.

Erbscholtizei Dienschke
Janet Kreis Oklau



Olbenbach

Masstab ca. 1:750



Dierschke-Hof von oben

Quelle: Google Map 2020

3.
Chronik
der
Familie Dierschke

Von den Anfängen bis 1971

Autor: Josef Dierschke

Datum: 27. April 1971

Wenn ich mich im 70. Lebensjahr anschicke eine Chronik meiner Familie und unserer Heimat zu schreiben, so bedeutet dies für mich fast eine Verpflichtung. Mit Freude und Genugtuung kann ich immer wieder feststellen, wie alle Glieder meiner großen Familie die Erinnerung an unsere schlesische Heimat wach halten und an die Kinder weitergeben. Es klingt fast märchenhaft, wenn immer wieder das eine Wort fällt: "Jauer". Wie stürmisch begrüßen mich meine lieben Enkelkinder mit dem gleichen Wunsch: "Opa, erzähle von Jauer", oder: "Opa, fang noch einmal ganz von vorne an"! 25 Jahre sind vergangen, seit wir unsere Heimat verlassen mußten! Nach der totalen Kapitulation des deutschen Heeres im Mai 1945 wurde im Potsdamer Abkommen der Siegermächte die Verwaltung der deutschen Gebiete jenseits von Oder und Neiße an Polen übertragen. Die endgültige Regelung dieser Frage sollte einem Friedensvertrag vorbehalten bleiben. Nun ist man dabei, die Abtrennung endgültig zu vollziehen. Um uns herum ist kaum noch Geschichtsbewußtsein vorhanden. Die Menschen unserer Tage sind so gegenwarts- und zukunftsbezogen, daß ihnen der Blick in die deutsche Geschichte vor 1945 schon zu weit geht. Mögen darum die folgenden Aufzeichnungen dazu beitragen, das Wissen um die Vergangenheit zu wecken und das in Erinnerung zu behalten, was unsere deutschen Vorfahren Jahrhunderte hindurch in den verloren gegangenen Gebieten geleistet haben.

Schlesien ist die ostdeutsche Landschaft beiderseits der mittleren und oberen Oder. Sie steigt von der Oderniederung über die inselartigen Sudetenvorberge - Strehleener Berge, Zobtengebirge und Striegauer Berge - westlich zum Gebirgszug der Sudeten mit deren weitschwingenden Gebirgsketten und ihrer höchsten Erhebung, der Schneekoppe - 1605 m hoch -, südlich zu den Westkarpaten. Gegen Norden weitet sie sich zur fruchtbaren Niederschlesischen Tieflandbucht aus. Die Landschaft geht dann nördlich über in die flachwellige Hügelkette des Katzengebirges und südlich der Malapane in das oberschlesische Hügelland, den Tarnowitzer Höhen mit dem Annaberg.

Die Urbewohner Schlesiens waren Ostgermanen, Illyrer, Kelten, Wandalen und Silinger. Von den Letztgenannten wurde der Name Schlesien abgeleitet. Die Silinger hatten etwa 300 vor bis 350 nach Christus an der Oder gesiedelt. Nach Abzug einiger Volksstämme im 6. Jahrhundert ließen sich kleinere slavische Stämme im Lande nieder. Sie wurden vom 10. Jahrhundert an vom polnischen Geschlecht der Piasten beherrscht. Bereits im 9. Jahrhundert geriet schlesisches Land unter böhmische Herrschaft. Zunächst war es die Grafschaft Glatz, später der sudetendeutsch-schlesische Siedlungsbe- reich. Wratisslaw I. (894-921) erweiterte sein Reich um Mittelschlesien. Fortan tobten heftige Kämpfe zwischen den Herrschern Polens und Böhmens, bis schließlich der Friede zu Glatz (1137) endgültig diese polnisch-böhmischen Kriege zugunsten Böhmens beendete. Die Streitigkeiten der polnischen Herrscherfamilien, der Piasten, um die fürstliche Oberherrschaft aber blieben weiter. Dies hatte das Eingreifen Kaiser Friedrichs I. zur Folge, und damit begann die Geschichte des Deutschtums Schlesiens.

Kaiser Friedrich I. übergab 1163 den in Deutschland erzogenen Söhnen des Polenherzogs Wladislaw II Schlesien als selbständiges Herzogtum. Boleslaw erhielt Liegnitz, Breslau und Oppeln, Konrad Glogau, Sagan und Krossen und Miesko Ratibor und Teschen. Die Grafschaft Glatz war bei Böhmen geblieben. Nach dem Tode Konrads fiel sein Gebiet an Boleslaw; Miesko hatte Auschwitz, Beuthen und Pleß hinzu erworben, sodaß es fortan zwei Herzogtümer: Niederschlesien (Breslau) und Oberschlesien (Ratibor) gab. Beide Herzöge begründeten als Stammväter zahlreiche Seitenlinien der Piasten in Schlesien. Im Jahre 1202 wurde das Erbrecht zwischen den beiden Herzoglinien aufgehoben; Schlesien löste sich immer mehr von Polen.

Schließlich verzichtete König Kasimir III. am 24.8.1335 im Vertrag von Trentschin endgültig auf schlesische Ansprüche. Das Land blieb unter der Herrschaft Böhmens, welches wiederum ein Bestandteil des Deutschen Reiches war. Der Anschluß an Böhmen war also gleichbedeutend mit einem Anschluß an Deutschland.

Die böhmische Dynastie ging 1526 auf die Habsburger über und Ferdinand I. war der Erbe. Von diesem Zeitpunkt an war Schlesien österreichisch.

Aber auch dies sollte nicht von Dauer sein: König Friedrich II. von Preußen (der Große genannt) strebte nach dem Besitz Schlesiens, welches Kaiserin Maria Theresia von Österreich als den schönsten Edelstein ihrer Krone genannt hatte. Drei Kriege wurden geführt: der 1. Schlesische Krieg von 1740 bis 1742 mit dem Sieg der Preußen in der Schlacht bei Mollwitz (8 km von Jauer); der 2. Schlesische Krieg von 1744 bis 1745 mit dem Sieg von Hohenfriedeberg und schließlich der 3. und Siebenjährige Krieg von 1756 bis 1763. Er brachte die preußische Niederlage von Kunersdorf und die großen Siege von Leuthen und Roßbach. Der Friede zu Hubertusburg sprach Schlesien endgültig Preußen zu.

Nach über 400 jähriger Lehnsverbindung mit Böhmen und über 200 jähriger Zugehörigkeit zu Österreich, dem Hause Habsburg, begann die preußische Geschichte Schlesiens. Es wurde eine preußische Provinz, bestehend aus den Regierungsbezirken Breslau, Liegnitz und Oppeln. Friedrich der Große machte das Land zum Musterland der preußischen Verwaltung.

Der unglückliche Ausgang des 1. Weltkrieges brachte beachtliche territoriale Veränderungen, vor allem dadurch, daß das wertvolle ostoberschlesische Industriegebiet Polen zugesprochen wurde. Eine Internationale Kommission unter französischem Vorsitz übernahm zu Anfang 1920 im oberschlesischen Abstimmungsgebiet die Regierungsgewalt. Die Polen versuchten unter ihrem Führer Korfanty wiederholt durch Aufstände die Volksabstimmung zu verhindern oder zu beeinflussen. Die am 20.3.1921 durchgeführte Abstimmung ergab 62 % der Stimmen für das Deutsche Reich. Neuerlich versuchten polnische Aufständige vollendete Tatsachen zu schaffen, jedoch leisteten deutsche Selbstschutzverbände heftigen Widerstand. Der Völkerbundsrat entschied für eine Teilung; Ostoberschlesien mit seinen reichen Erdvorkommen und einer blühenden Industrie wurde von Deutschland abgetrennt.

Seit Oktober 1919 bildeten der Regierungsbezirk Oppeln die preußische Provinz Oberschlesien, die Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz die Provinz Niederschlesien. Wenn man die Zahlen vom Mai 1939 zugrunde legt, war Schlesien 35 000 qkm groß und hatte knapp 5 Millionen Einwohner.

Breslau war mit 650 000 Einwohnern die 7. größte Stadt Deutschlands. Die Bevölkerung Niederschlesiens war 1939 zu 99.3 %, diejenige von Oberschlesien zu 88.6 % deutsch; ungefähr 2/3 gehörten zur ev. Kirche und 1/3 zur kath. Kirche.

Nach diesem kurzen geschichtlichen Bericht über Schlesien soll nun auf die engere Heimat im besonderen eingegangen werden. Zahlreiche schlesische Piastenlinien, die von den Piastenherzögen abstammten, hatten mehrere Teilfürstentümer gegründet. Diese bewahrten bei den verschiedensten Herrschaftswechseln ihre Eigenständigkeit. Sie waren neben den Bischöfen von Breslau und den Zisterziensern in den Klöstern zu Leubus, Heinrichau und Grüssau die Hauptträger der Wiederbesiedlung Schlesiens. Bis etwa 1350 wurden 120 Städte und mehr als 1200 Dörfer nach Magdeburger Recht gegründet. Herzog Heinrich I. bemühte sich ganz besonders, durch Ansiedlung deutscher Kolonisten das Land wirtschaftlich und kulturell zu heben. Er hatte im Jahre 1186 die in Andechs (Ammersee-Oberbayern) geborene, später heilig gesprochene Hedwig geheiratet. Es ist bekannt, daß die Herzogin viele Kirchen und Klöster gründete und viel Gutes stiftete. Sie soll auch ihren Mann bewogen haben, den Ort Olesnicz, das spätere Klein-Oels, mit den dazu gehörigen Landgütern und Dörfern den frommen Mönchen des Templerordens zu schenken. Diese gründeten dort das Ordenshaus, genannt Herberge. Die Ordensritter waren auch beauftragt, deutsche Siedler in das Land zu holen, um es zu bevölkern und urbar zu machen. Diese Schenkung erfolgte im Jahre 1226.

Wie sah es nun zu dieser Zeit, dem Beginn der deutschen Besiedlung in Schlesien aus? Ein Zisterziensermönch aus dem Kloster Leubus, das um 1175 gegründet worden war, hat es in seiner Chronik bezeugt: "Keine Stadt im ganzen Land, Gestrüpp und Busch ringsum die Tore des Klosters. Kein Salz, kein Eisen, keine metallene Münze, keine guten Kleider, nicht einmal Schuhe hatte das Volk". Das Land war in der Hauptsache von Slaven bewohnt. Sie waren nicht sehr zahlreich und die Art ihrer Feldbestellung primitiv. Mit den hölzernen Geräten konnten sie wohl den leichten Sandboden bearbeiten, jedoch nicht den schweren Marsch- und Lehmboden.

Große Wald-Sumpf-und Moorgebiete waren urbar zu machen; eine harte Arbeit, aber verlockend für die deutschen Siedler.

Woher kamen nun diese Kolonisten? Aus der Drutschmannschen Chronik wissen wir, daß es vor allem Deutsche aus dem Frankenland waren. Aber auch Sachsen, Thüringer, Hessen und Flamen beteiligten sich. Bis in die letzte Zeit gebrauchte man landläufig den Ausdruck: "Du Flaumpauer". Dieser bedeutete doch nichts anderes als "Du flämischer Bauer" und wurde wertmindernd angewandt, gewiß darum, weil die Flamen eine Minderheit in der Bevölkerung darstellten.

Lange habe ich mich bemüht, um von den verschiedensten Stellen und Persönlichkeiten Unterlagen über die Geschichte unserer engeren Heimat zu bekommen, bis ich endlich Erfolg hatte. Ich wußte, daß Paul Neugebauer aus Klein-Oels, der langjährige Amtssekretär des Grafen Yorck von Wartenburg, sich leidenschaftlich heimatkundlich betätigt hatte. Im Jahre 1924 war sein Buch "Spaziergänge in und um Klein-Oels" erschienen. Davon machte er im Jahre 1929 ein Exemplar einer bekannten und interessierten Dame in Westdeutschland zum Geschenk. Diese gab es Neugebauer, nachdem er im Jahre 1945, bar jeder Habe, selbst im Westen angekommen war, zum Andenken an seine Heimat zurück. Paul Neugebauer ist 1954 in Hildesheim verstorben. Dieses vorgeannte Buch habe ich verwendet, einiges davon im Wortlaut, sonst nacherzählt, um der Geschichte unserer engeren Heimat und der Familie Dierschke nachzugehen. Schließlich standen mir einige Aufzeichnungen und Erinnerungen meines verstorbenen Vaters zur Verfügung und nicht zuletzt meine eigenen Erlebnisse.

Die Niederlassung der Ordensritter zu Klein-Oels war eine Kommende, wie es deren zu jener Zeit in Schlesien noch 8 andere gab: Striegau, Goldberg, Löwenberg, Groß-Tinz, Lossen, Gräbnig, Breslau, Reichenbach. Zwei weitere Kommenden, Brieg und Glatz, hörten bereits 1573. bzw. 1623 auf, solche zu sein. Die Brieger Kommende ging in das Eigentum der dortigen Fürsten über, die Glatzer in dasjenige der Jesuiten. Die Kommende Klein-Oels muß die umfangreichste und einträglichste gewesen sein; denn schon 1226 rentierte sie 18 000 Gulden, während die anderen Kommenden weit darunter blieben.

Dr. Carl Stehr, Pfarrer von Klein-Oels und von 1847 bis 1862 Pfarrer in Jauer, hat in seiner "Chronik der ehemaligen Hochritterlichen Ordens-Commende Klein-Oels, jetzigen Hochgräflichen Yorck von Wartenburgschen Majorats-Herrschaft Klein-Oels vom Jahre 1152 bis 1845" den Begriff "Commende" herausgestellt. Er schreibt u.a:

"Comthurei, lat. Commenda, das ist Schutz, Kirchenschutz, geistliches Gut, welches den Templer-Johanniter-bezw. Maltheser-rittern zukam. Diese Orden, deren Ursprung in den Kreuzzügen zu suchen ist, erhielten von Fürsten bedeutende Ländereien, teils um die Kirche und ihre Gläubigen wider die Feinde des Christentums zu schützen, teils um Armen und Kranken durch Werke christlicher Nächstenliebe nützlich zu sein. Mehrere von ihrem Ordenshaus entsandte Ritter nebst einem Ordenspriester bildeten eine Gemeinschaft, einen Convent; der Oberste unter ihnen hieß Commandeur oder Komthur und das Haus, wo diese Gemeinschaft versammelt war, die Komthurei. Dieser Name bedeutet nicht eine Befehlshaberstelle, sondern eine Verwaltung, eine Commende".

Sitz der Kommendeverwaltung war also die Burg zu Klein-Oels. Zur Kommende gehörten neben dem Ort Klein-Oels die Dörfer: Niehmen, Klein-Jenkwitz, Tempelfeld, Klosdorf, Jauer, Polnisch-Breile, Günthersdorf, Kallen, Marienau, Hermsdorf und Brosewitz. Alle diese Dörfer waren dem Ordenshause robotpflichtig, d.h. sie hatten Hand- und Spanndinste zu leisten und waren zinsverpflichtet.

Nur von der Kommende Klein-Oels ist urkundlich erwiesen, daß sie zuvor als eine Schenkung von Herzog Heinrich I. im Besitz der Tempelherren war. Es heißt, daß bereits 1227 Bischof Lorenz die Tempelherren in Olesnicza von der Zehntabgabe befreite.

Schon im Jahre 1312 folgten den Tempelrittern die Johanniter. Sie wurden Ende 1400 von den Malthesern abgelöst. Diese grenzten ihre Liegenschaften überall mit dem Maltheserkreuz ab. Auch die Kirchen wurden bald innen, bald außen, durch diese Kreuze als zur Herrschaft der Maltheser-Ordensritter gehörig kenntlich gemacht.

Mehr als 600 Jahre hindurch prägten also die Ordensritter das Bild unserer Heimat. Weil sie aber in ganz Europa und darüber hinaus eine so große Bedeutung hatten, sei anschließend ihre Geschichte wiedergegeben.

Wer waren denn diese Tempelherren?

Die Tempel, Tempelbrüder, (geistlicher Ritterorden), entstanden zur Zeit der Kreuzzüge in Palästina, indem 1119 neun französische Ritter, an ihrer Spitze Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer, zu einer Gesellschaft zusammentraten, um zur Ehre der Mutter Gottes Mönchtum und Rittertum miteinander zu verbinden und am Grabe des Heilands sich zugleich dem keuschen und andächtigen Leben sowie der tapferen Beschirmung des heiligen Landes und der Geleitung der Wallfahrer durch die gefährlichen und unsicheren Gegenden zu widmen. Sie erhielten von König Balduin II. einen Teil seiner auf dem Plage des ehemaligen Salomonischen Tempels erbauten Residenz und zur Verherbergung armer Pilger von den Kanonikern des heiligen Grabes mehrere Gebäude in der Nähe und nannten sich daher Tempelherren oder Tempel. Ihre Kleidung bestand in einem weißen leinenen Mantel mit einem achteckigen blutroten Kreuz und in einem weißen leinenen Gürtel: ihr Ordensiegel zeigte den Tempel, später zwei Reiter (einen Tempel und einen hilflosen Pilger) auf einem Pferde. Papst Honorius II. erteilte dem Orden 1127 die Bestätigung. Bernhard von Clairvaux entwarf 1128 in Troyes die erste Ordensregel, welche den späteren Ordensstatuten zugrunde lag. Auf einer Reise in das Abendland bewirkte Hugo von Payens den Eintritt vieler Ritter in den Orden und die Schenkung reicher Besitzungen. Während sich der aristokratische Teil des Ordens dem Kampfe gegen die Ungläubigen widmete, beschäftigte sich eine Anzahl von Brüdern mit dem religiösen Dienste, andere mit dem Pilgerschutz und der Pilgerpflege; aber erst bei der Revision der Statuten in der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden die Ordensmitglieder förmlich in Ritter, Priester und dienende Brüder (Waffenknechte und Hansleute) eingeteilt. An der Spitze des Ordens stand der Großmeister, der fürstlichen Rang hatte, unter ihm die Großpriorien, welche den Provinzen vorstanden, dann die Bailiffs, Prioren und Komture. Der Großmeister hatte zur Seite Generalkapitel oder an dessen Stelle den Konvent Jerusalem und durfte nur mit dessen Zustimmung über Krieg und Frieden, Käufe und Veräußerungen etc. beschließen. In den Provinzen des Ordens hatten die Vorsteher der einzelnen Landschaften ähnliche Kapitel zur Seite.

Der Orden der Tempel entsprach am meisten dem Ideal des Rittertums und genoß deswegen besonders die Gunst der Großen, weshalb er sich rasch vermehrte und durch Schenkungen großen Besitz und Vorrechte erwarb. Um 1260 zählte er an 20 000 Ritter und besaß 9 000 Komtureien, Balleien, Tempelhöfe etc. mit liegendem Besitz, der zehntfrei war. Unter den Nachfolgern Hugo von Payens (gest. 1136) in der Großmeisterwürde sind hervorzuheben: Bernhard von Tremelay, der 1153 bei einem Angriff auf Askalon fiel; Odo de Saint-Mand (gest. 1179), der viel für die Erweiterung der Macht des Ordens tat; Wilhelm von Beaujeu, unter dem Afrika, das letzte Bollwerk der Christen in Palästina, im Mai 1291 in die Hände der Sarazenen fiel, und Gaudini, unter dem sich der Orden nach Cypern zurückzog. Schon im 13. Jahrhundert waren Klagen über Unmäßigkeit, Treulosigkeit und Ausschweifungen der Tempel laut geworden: „er fauft wie ein Tempel“ wurde fast sprichwörtlich gebraucht. Ohne Rücksicht auf die allgemeinen Interessen verfolgten sie aus Habgier und Herrschsucht eine nicht selten verderbliche Sonderpolitik. Oft standen sie mit den Sarazenen im geheimen Bunde, den Kaiser Friedrich II. wollten sie auf seinem Kreuzzug an dieselben verraten; mit den Johannitern lebten sie in beständigem, oft blutigem Streite, und von den Bischöfen wurden sie, weil deren Aufsicht seit 1162 vom Papst entzogen, ohnedies gehaßt. Dazu waren die Fürsten schon lange auf die Macht des Ordens eifersüchtig. Der Orden gab auch den Neid und der Mißgunst auf neue Nahrung, als er den Kampf gegen die Ungläubigen aufgab und 1306 unter dem Großmeister Jakó von Molay nach Paris überjiedelte, um sich anscheinend müßigem Wohlleben zu ergeben. Hiermit gab er sich in die Gewalt Philipps IV. von Frankreich, der nach den Schätzen des Ordens lüstern und wegen der Haltung desselben in seinem Streite mit Bonifacius VIII. und wegen seiner Unabhängigkeit gegen ihn erbittert war. Ausgrund der Aussagen zweier verdächtiger Männer erhob er gegen die Tempel die Anklage wegen Verleumdung Christi, Verehrung des Gözenbildes Babbomet, Verpottung des Abendmahls, unnatürlicher Wollust etc. Beschuldigungen, welche durch manche Umstände, durch freibole Neußerungen mancher Tempel, durch frühere Anklagen seitens der Päpste, so 1208 Innocenz III. u. a., unterstützt wurden, aber durch unwiderlegliche Zeugnisse noch nicht bewiesen sind. Namentlich ist die Behauptung von einer förmlichen kecherischen Geheimlehre der Tempel, wonach sie an einen Doppelgott, den wahren himmlischen und den andern, der die Freuden der Welt erteilte, geglaubt und letzteren im Bilde eines aus edlem Metall geschnitten Menschenkopfes verehrt hätten, keineswegs unbestritten. Am 13. Oktober 1307 wurden die Tempel in Frankreich mit ihrem Großmeister verhaftet. Gleichzeitig begann die Einziehung ihrer Güter. Man erpreßte von den Rittern durch die Folter Geständnisse, die dann als unverwerfliche Beweise der Strafbarkeit aller Mitglieder angesehen wurden. Nicht bloß die Reichsversammlung in Tours, auch Papst Clemens V. erklärte die Anklage gegen die Tempel für begründet und befahl am 12. August 1308 überall das gerichtliche Einschreiten gegen sie. Der Prozeß dauerte bis 5. Juni 1311, worauf dann das Konzil von Vienne das Urteil fällen sollte, aber zu fällen sich weigerte. Noch vor dem Schluß der Akten ließ Philipp 54 Ritter verbrennen (12. Mai 1310), denen die Folter kein Geständnis abgezwungen hatte. Papst Clemens V. hob den Orden durch eine Bulle vom 22. März 1312 auf, ohne jedoch ein Verdamnungsurteil zu wagen. Der Großmeister wurde mit dem 80-jährigen Großprior Guido von der Normandie und mehreren andern Rittern auf einer Insel der Seine zu Paris 18. März

1313 auf des Königs Befehl, weil er die auf der Folter erzwungenen Geständnisse öffentlich zurückgenommen, bei langsamem Feuer verbrannt. Die Güter der Tempelherren wurden in Frankreich, in Castilien und einem Teil von England von der Krone eingezogen, in Aragonien und Portugal aber dem Orden von Calatrava, in Deutschland den Johannitern und Deutschen Rittern überwiesen.

Nach den Tempelherren hatten die Johanniter das „Haus zur Delfen“ (Klein-Delfs). Auch auf deren Ursprung und Dasein wollen wir zurückgehen.

Die Anfänge des ersten und ältesten geistlichen Ritterordens „vom heil. Johannes zu Jerusalem“ sind in Dunkel gehüllt. Er soll sein Entstehen einem reichen Kaufmann aus Amalfi verdanken, welcher sich (1070) durch Geschenke vom ägyptischen Kalifen die Erlaubnis auswirkte, unweit des Heiligen Grabes in Jerusalem eine Kirche (Santa Maria della Latina) und ein Mönchskloster nach der Regel des heil. Benedikt zu erbauen, womit bald in zwei Gebäuden eine Herberge und ein Hospital für Pilger beiderlei Geschlechts verbunden wurden. Jedes dieser Gebäude erhielt seine eigene Kapelle; die für das weibliche Geschlecht wurde der Maria Magdalena, die für das männliche dem hl. Johannes dem Barmherzigen (einem Patriarchen von Alexandria im 7. Jahrhundert) geweiht, und erst später nahm der Orden Johannes den Täufer als seinen Schutzpatron an.

Die Benediktiner, welche sich hier mit der Krankenpflege beschäftigten, nannte man „Johanniter“ oder Hospitalbrüder zum heil. Johannes.

Nach der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon 1099 trennte der Vorsteher Gerhard seine Bruderschaft ganz von der Kirche Santa Maria della Latina. Papst Paschalis II. bestätigte 1113 die Verfassung des neuen Instituts, und die ihm durch Schenkungen zugefallenen Besitzungen.

Gerhards Nachfolger (seit 1118) Raimund du Puis verpflichtete die Brüder auf die Gelübde „der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams“ und gab ihnen seine besondere Ordenstracht, nämlich einen Mantel von schwarzer Farbe mit einem weißen, inneren Kreuz auf der linken Seite. Später knüpfte er an die Krankenpflege die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen und wandelte sie so nach dem Vorbilde der Tempelherren in einen geistlichen Ritterorden um. Die Mitglieder wurden in drei Klassen eingeteilt: Ritter adliger Geburt zur Kriegsführung, Ordenspresbyter zum Kirchendienst und dienende Brüder zur Pflege der Kranken und Leitung der Pilger. Raimund selbst nahm den Titel „Meister“ an, den Titel „Großmeister“ erhielt erst Hugo von Revel 1267 vom Papst Clemens IV.

Kaiser Friedrich Barbarossa stellte den Orden 1185 unter den Schutz des Reiches. Zu voller Machtentwicklung gelangte der Orden, als er in der Verteidigung des heiligen Landes und in der Beschützung des Königstums von Jerusalem einen mächtigen Beistand durch den gleiche Ziele verfolgenden Tempelorden erhielt. Bald indessen artete der Wettstreit dieser beiden Orden um Rang und Besitz aus, und selbst innerhalb des Johanniterordens entstand Streit und Zwietracht. Dies schwächte die Macht der Könige von Jerusalem und erleichterte dem Sultan Saladin von Aegypten die Eroberung Jerusalems.

Als Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England vor Akka erschienen, eilte auch der Orden herbei, um an der Belagerung teilzunehmen, und verlegte 1191 seinen Sitz dahin. Infolge des Friedensschlusses Kaiser Friedrich II. mit dem Sultan von Aegypten in Palästina zur Untätigkeit verdammt, gin-

gen die Ritter zum Kampf mit den Mauren nach Spanien und entriß ihnen Valencia, wofür sie der König Jacob von Aragonien mit Ländereien reich belohnte. Nicht so glücklich war die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten mit den Aegyptern und den von diesen zur Hilfe gerufenen Charesmiern. In der Schlacht bei Gaza (1244) fiel ein großer Teil der Ordensritter, auch den Meister Guerin fand man unter den Toten.

Als 1291 Akka an den Sultan von Aegypten verloren ging, fanden die Ueberreste des Ordens unter Jean de Villiers zunächst eine gastliche Aufnahme bei dem König von Cypern, der ihnen die Stadt Limisso als Ordenssitz überließ. Sie beschloßen, den Krieg gegen die Ungläubigen fortzusetzen, und legten durch den Bau einiger Schiffe den Grund zu ihrer später so bedeutenden Flotte. Als indeß Mißhelligkeiten zwischen dem König und dem Orden ausbrachen, beschloßen die Ritter, sich eine neue Heimat zu begründen durch die Eroberung der Insel Rhodos, die (1309) dem Großmeister Fulko von Villaret gelang. Auch mehrerer benachbarter Inseln bemächtigten sich die Ritter.

Mit der wachsenden Macht stieg wieder der Reichtum des Ordens. Nach der Insel, die unter seiner Verwaltung ein Musterstaat war, und wo der Orden ein großes Hospital errichtete, in dem den Kranken eine überaus sorgsame Pflege zuteil ward, wurde derselbe auch Rhodiser Orden genannt. Nach dem Untergang des Tempelordens ging 1312 ein großer Teil seiner Besitzungen auf den Orden über. Im Besitz der Insel erhielt er sich lange unangefochten und faßte auch zeitweise auf dem Festlande von Klein-Asien, in Smyrna und Halikarnass, Fuß.

Unter Johann von Castie (1437–54) erschien eine ägyptische Flotte zweimal vor Rhodos und begann 1444 die Belagerung der Hauptstadt, wurde aber zurückgeschlagen. Selbst die fürchtbare Belagerung der Stadt Rhodos durch Mohammeds II. für damalige Zeiten ungeheures Heer von 100 000 Mann (1479) hielt Peter von Aubusson (1476–1503) glücklich aus. Aber eine streitige Großmeisterwahl führte die gefürchtete Katastrophe herbei. Der Kanzler Andreas von Moral hatte nach der Großmeisterstelle gestrebt. Als ihm aber Philipp Villiers de L'Isle Adam (1521–34) vorgezogen wurde, verriet Moral die Beschlüsse gegen die Türken, um welche er durch seine Stellung wußte, durch einen Juden an den Feind. Als bald erschien Soliman mit einer Flotte von 400 Segeln und 140 000 Mann Landtruppen im Sommer 1522 auf der Höhe von Rhodos, während die Johanniter dem Feinde nur 600 Reiter und 4 500 Mann entgegen zu stellen hatten; die Stadt ergab sich nach heldenmütiger Gegenwehr am 24. Dezember 1522.

In der Neujahrsmacht zu 1523 verließ der Rest des Ordens unter Villiers die Insel und kam im Mai nach Messina, das ihm der Vicekönig Pignatelli angewiesen hatte.

Überall in Europa, besonders bei Kaiser und Papst, fand der Orden das kiefste Mitleid, und Karl V. überließ ihm März 1530 Malta samt Gozzo, Comino und Tripolis als Lehen, wofür derselbe alljährlich einen weißen Falken als Symbol der Abhängigkeit an die spanischen Statthalter von Sizilien geben sollte.

Am 26. Oktober 1530 landete der Großmeister auf Malta, und der Orden nahm davon den Namen „Malteserorden“ an. Auch hier ward die ursprüngliche Aufgabe des Ordens nicht verabsäumt: das große, schöne, bis zuletzt unterhaltene Hospital gab Zeugnis davon.

Als der Orden unter dem Großmeister Juan d'Omodes (1536–53) Karl V. im Kriege gegen die Barbarenstaaten wirksamen Beistand leistete, erhielt der Admiral der Ordensgaleeren (es war dies der

tapfere Georg Schilling von Cannstatt aus Schwaben) die Reichsfürstentwürde (1548). Das Schloß Tripolis ging 1552 an die Türken verloren, die hierauf auch die Belagerung Malta's unternahmen. Vier Monate lang (18. Mai bis Ende August 1565) leisteten die Ritter unter dem Großmeister Jean de la Valette Parisot Widerstand und zwangen endlich den Sultan, mit einem Verlust von 20 000 Mann, die Belagerung aufzugeben. Damals entstand die Stadt La Valetta zu Ehren des Großmeisters.

Nach dem Tode la Valettas (1568) wurde zwar der Sitz des Ordens von Peter del Monte nach La Valetta verlegt und neuer Ruhm durch die Teilnahme an der Schlacht bei Lepanto gewonnen, allein unter den folgenden Großmeistern schwächten innere Zwistigkeiten die Macht des Ordens. Der Versuch, durch Ankauf überseeischer Besitzungen seine Verluste zu ersetzen, mißlang insofern, als nach zwölfjährigem Besitz die Inseln St. Christoph nebst Barthelémy, St. Martin, St. Croix einer Handelsgesellschaft überlassen werden mußten.

Eine glänzende Periode führte 1697 bis 1720 der Großmeister Raimund Perellos von Roccaful noch einmal für den Orden herauf. Seine Siege über die Türken bewirkten, daß sich alle im Kriege gegen den Halbmond befindlichen Mächte um seine Hilfe bewarben.

Emanuel Maria Prinz von Rohan (1775–97), eifrig bemüht, einen wissenschaftlichen Geist in dem Institut zu verbreiten, berief ein neues Ordenskapitel und ließ neue Statuten beraten, die 1782 erschienen. Diese zeitgemäße Umgestaltung schien den Orden von Neuem zu heben: man zählte damals nicht weniger als 3 000 Mitglieder desselben. Er erwarb die Güter des aufgehobenen Ordens der Spitalherren des hl. Anton von Bienna, erhielt die ihm in Polen unrechtmäßigweise entzogenen Besitzungen zurück und trat in Palz-bayern durch Karl Theodors Gunst in den Besitz der 1772 durch Aufhebung der Jesuiten an den Staat heimgefallenen Güter.

Aber der Beschluß der französischen Regierung (19. September 1792), welcher die Einziehung aller Ordensgüter dekretierte und den des französischen Bürgerrechts für verlustig erklärte, der eine Ahnenprobe oder abzuleiten würde, traf den Orden schwer. Viele französische Malteserritter verließen ihr Vaterland und fanden auf Malta ein Asyl. Die Siege der Republik in Oberitalien entriß dem Orden bald auch alle dort gelegenen Güter. Dagegen unterstützte der Kaiser Paul I. von Rußland den Orden bedeutend. Er schloß 1797 mit dem Großmeister einen Vertrag ab, durch den Rußland zu einem Großpriorat erhoben wurde und der Orden einen Länderbesitz mit 300 000 Gulden Einkommen erhielt.

Der Nachfolger Rohans, Ferdinand, Freiherr von Kompesch (1797–98), der erste Deutsche in dieser Würde, war seiner Stellung in so verwickelten Verhältnissen nicht gewachsen. Französische Emigranten drangen bis in die vertrautesten Kreise des Ordens ein und mußten ihn in völliger Untätigkeit zu erhalten, bis 9. Juni 1798 Napoleon I. auf seinem Zuge nach Aegypten plötzlich vor Malta erschien und sich, da man sich seiner Landung widersetzte, 13. Juni mit Hilfe des Verrats einiger Ordensritter der Festung La Valetta und damit der ganzen Insel bemächtigte.

Nur der Kaiser Paul I. mißbilligte die Gewalttat offen und warf sich zum Verteidiger des Ordens auf, in welchem er eine kampfbereite Schaar gegen die Revolution zu gewinnen hoffte. Als er aber 16. Dezember 1798 zum Großmeister gewählt ward, widersetzte sich der Papst seiner Wahl. Zwar wurde im Frieden zu Amiens (1802) Malta wiederum dem Orden

zugespochen, aber die Engländer, welche sich 1800 in den Besitz der Insel setzten, gaben sie nicht heraus.

Kaiser Alexander I. ließ zwar den Orden im Besitz seiner Güter in Rußland, schlug aber das Großmeistertum aus und nahm nur den Titel eines Protektors an.

Nachdem der Orden durch den Frieden von Preßburg und die Rheinbundsakte alle seine Besitzungen in Süddeutschland und Italien eingebüßt, wurden auch seine Güter in Bayern, im Königreich Westfalen und in Preußen 1808, 1810 und 1811 eingezogen, ebenso in Rußland 1810. Dem Orden verblieb jetzt nur noch das Großpriorat in Böhmen.

Das Großpriorat von Böhmen hat die Krankenpflege und speziell den „freiwilligen Sanitätsdienst im Kriege“ sich zur ganz besonderen Aufgabe gestellt.

Die Dekoration des Großpriors, Baillis, Minister-Receveurs, der Komture und Profektritter ist ein am schwarzen Bande um den Hals getragenes, goldenes, weiß emailliertes sogenanntes Malteserkreuz mit Krone und Trophäe, in welcher sich die Distinktion für Jerusalem, das Balkenkreuz im roten Felde, befindet, und außerdem auf der Brust das achtspeizige linnene Kreuz.

Durch die Kabinettsordre vom 15. Oktober 1852 und die Urkunde König Friedrich Wilhelms IV., datiert Puttbus 8. August 1853, wurde die Ballei Brandenburg wieder aufgerichtet, die infolge des Säkularisations-Edikts vom 30. Oktober 1810, laut der Urkunde vom 23. Januar 1811, aufgelöst worden war, deren rechtliches Bestehen auf dem Vergleich von Seimbach vom Tage St. Barnabä (11. Juni) 1382 basierte und durch den Artikel 12 im Instrument des westfälischen Friedens ausdrücklich anerkannt worden ist. Der königlich preussische Johanniter-Orden, der 1812 gestiftet worden war, erlosch, und seine Mitglieder gingen als Ehrenritter zur neu aufgerichteten Ballei Brandenburg über, der die Förderung und Ausübung der christlichen Krankenpflege, entsprechend dem ursprünglichen Stiftungszwecke des Johanniterordens zur Aufgabe gemacht wurde. Nachdem Prinz Karl von Preußen (gest. 21. Juni 1883) infolge der auf ihn gefallenen Wahl 17. Mai 1853 als Herrenmeister der neu aufgerichteten Ballei installiert worden war, trat das Ordenskapitel 24. Juni 1853 zum ersten Mal zusammen und stellte die Statuten fest, die durch die Urkunde vom 8. August 1853 landesherrlich bestätigt wurden. Die Organisation der Ballei Brandenburg, deren höchster Protektor seiner Zeit Kaiser Wilhelm II. und dessen Herrenmeister Prinz Albrecht von Preußen war, wurde wie folgt gestaltet: Die Ordensmitglieder stufen sich ab:

1) in Kommendatoren und Ehrenkommendatoren, welche unter dem Vorsitz des Herrenmeisters nebst dem Ordenshauptmann und den Ordensbeamten das Ordenskapitel bildeten;

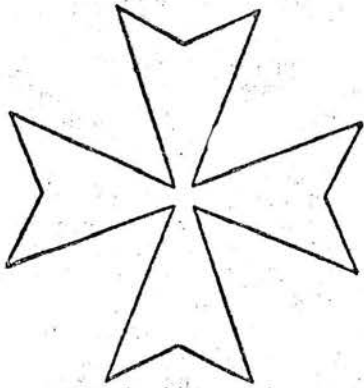
2) Rechtsritter, die das Ordensgelübde ablegen und durch Mitterschlag und Investitur als solche aufgenommen werden;

3) Ehrenritter. Jeder Rechtsritter muß vorher Ehrenritter gewesen sein, und sich zur evangelischen Kirche bekennen.

Das Ordenskapitel entscheidet über die Aufnahme neuer Mitglieder, bei denen adlige Geburt, ein Lebensalter von 30 Jahren und eine Würde des Ordens entsprechende soziale Stellung Bedingung ist.

Das Ordenszeichen, ein goldenes achtspeiziges, weiß emailliertes Kreuz mit goldenen Adlern zwischen den Armen und einer Krone bei den Rechtsrittern, mit schwarzen Adlern und ohne Krone bei den Ehrenrittern, wird an einem schwarzen Bande um den Hals,

außerdem das einfache, das weiße linnene Kreuz auf der linken Brust getragen. Die Ordenskleidung besteht in einer scharlachroten Uniform mit weißen Rabatten, weißem Kragen, weißen Aufschlägen und goldenen Knöpfen mit dem Ordenskreuz, weißen Beinleidern mit goldenen Gallons, goldenen Spauletten, dreieckigem Hut mit weißer Plümage etc. bei den Rechtsrittern, die außerdem einen schwarzseidenen Mantel mit großem



Johanniter- oder Maltheserkreuz

weißen, leinen Kreuze tragen; bei den Ehrenrittern ist die Uniform ohne die weißen Rabatten, der Kragen hat goldene Ritz, die Beinkleider sind ohne Gallons, der Hut hat keine Plümage. Für den Dienst in der freiwilligen Krankenpflege im Kriege besteht eine Interimsuniform.

Soweit eine Erklärung der Ordensentstehung und Vergehung der Templer, Johanniter, Maltheser, wie der Wiederauflebung der Johanniter.

Die Entstehung von Klein-Dels verliert sich im grauen Altertum. Frühestens hieß dieser Ort Dlesnicz. Außer der Burg mögen Ansiedlungen nicht vorhanden gewesen sein, denn nur der Comthur, seine Knappen und Knechte konnten sich, wie es in einer alten Niederschrift heißt, dort aufhalten. Andere Anwesen entstanden erst um 1377, in welchem Jahre der Comthur zu Dlesnicz, der Herzog Semovith von Teschen, von dem Herzog Ludwig von Brien die Erlaubnis erhielt, ein Dorf mit dem Namen „die Delsen“ mit acht Stellen aufzusetzen.

Da heißt es:

In Gottes Namen! Amen!

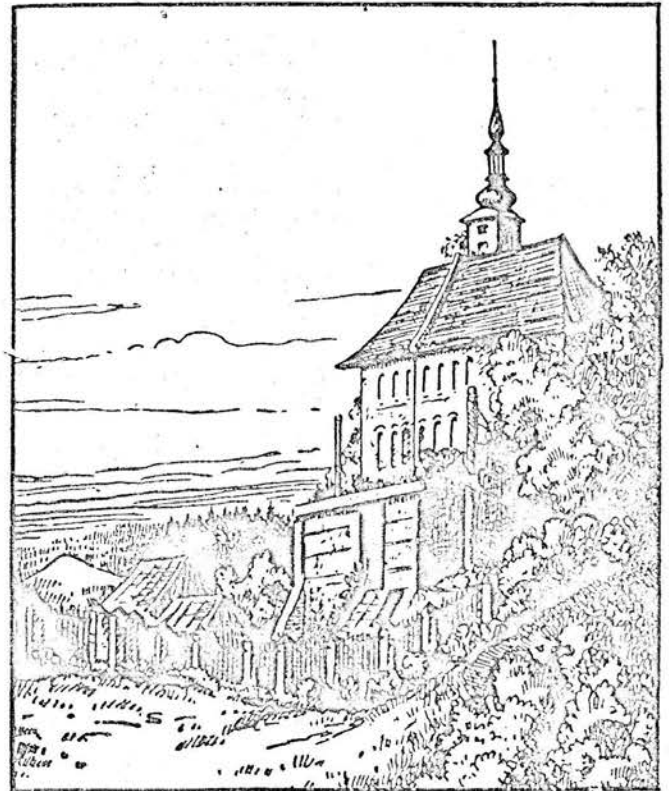
Wir Ludwig von Gottes Gnaden, Herzog von Schlesien pp. thun kund, daß die geistlichen Brüder, der Comenthur und die Sammlung des Hofes zur Delsen in unserem Reichbilde zu Ohlau gelegen, an vier Huben Acker oder wenig mehr, die sie zu demselbigen Hofe behalten sollen, alle den anderen Acker, den sie mit ihren Pflügen aus dem Hofe von Alters geacht haben, aussetzen mögen, und ein neues Dorf machen, daß die Delsen Namen haben soll, und reichen alle Recht, die obristen und niedrigste Geschöß, Münz, Geld, Getreide, die zu Herzogen Lösung gehören, mit andern Erbrechten und Herrschafts-Zinsen, Renten, Ehrungen, Frohndienst mit allem erblichen Genuße wie das ist.

Darüber leihen wir denselben Kreuzigern in demselben Dorfe, daß sie nau aufsehen werden, daß sie einen Richter oder Vogt halten sollen, zween Kretscham machen, eine Fleischbank, eine Backbank, eine Schuhbank, einen Schneider, einen Schmidt, einen Schwart nach Dorfesrechte haben sollen und mögen. Doch behalten wir uns und unsern Geerben vor, in dem ehengenannten Hofe zur Delsen unser Nachtlager und andern Herrschaft als unser Vorfahren Fürsten und wir von Alters gehabt haben.

Und ob daselbst eine Weste gebaut wird, der soll, wenn es zu unser Landeswehr und Noth offen seyn, als ander unser und unser Manne Westen, auch daselbe Dorf Delsen, daß von neuem ausgelegt wird, dieselben Kreuziger der Comthor und die Sammlung die in dem Hofe Delsen sind oder zur Zeit da seyn werden, von uns und unserm geerben sollen haben und besetzen einige Zeit zu eigenem Rechte, und an Ihren Etuz und Nothdurft werden, als ihn das allerbequemste mag gesehn. Das haben wir zu obiger Bestätigung dieser Sachen diesen Brief heißen schreiben, und mit unserm Insiegel versiegeln und besaßen. Der gegeben ist zum Brien an dem Montag vor St. Hedwigstag nach Gottesgeburt im 1377ten Jahre.

Ludwig.

Im Jahre 1378 erbauté man einen Kretscham und acht andere Häuser; zu letztern wurde eine Hube, gleich 60 Morgen, Acker abgetreten.



Südliche Seite (heutige Kirche) des „Hanses zur Delsen“ (Klein-Dels), vor der 1642 erfolgten Einäscherung durch die Schweden

1378 ward der Kretscham nebst einer Hube Acker gegen drei Mark jährlichen Zins einem Hansel vom Commendator zum Lehn gegeben, 1504 aber an einen Sabisch mit allen Gerechtigkeiten und zwei Huben Land für 200 Gulden ungarisch verkauft.

Die neu erbauten Häuser hielt der Comthur im Baustande, um Einwohner zu Beschützung des Schlosses zu haben, bis 1594 vom Obersten Meister von Strakoniz die Genehmigung einging, daß die Häuser vom Comthur erlösch verkauft werden können, und daß solche bey entstandnem Brande der Orden nicht wiederum aufbauen dürfte, der Käufer also die Gebäude im Baustande zu erhalten habe.

Später avancierte Klein-Dels zum „Hleden“, das ungefähr der Bezeichnung „Städtel“ gleichzustellen ist, wie Klein-Dels auch verschiedentlich in alten Urkunden benannt wird. Es hatte Stadtgerechtigkeit.

Die Burg zu "Olesnicz", später "Haus zur Oelsen" genannt, hatte damals und in den folgenden Jahrhunderten für den Ort selbst, als auch für alle Kommendedörfer eine ganz entscheidende Aufgabe. Im "Urbarium von 1678 der Hochritterlichen Commenda Klein-Oels" (Verzeichnis von Herrschaftsgrundstücken und ihren Einkünften) war über Klein-Oels und die Dörfer der Kommende ausführlich berichtet. Da hieß es zunächst über Klein-Oels:

"Die Ritterliche Commenda Klein-Oels St.Johannis Hieroslymitanj lieget in dem Ohlauseischen Weidbild, zu dem Hertzogtumb Brieg gehörig, in Nieder-Schläsien, 5 Meillen von der Haupt Stadt Breslau, 1 1/2 Meillen von der Stadt Ohlau, 2 Meillen von Brieg, 2 Meillen von der Stadt Grottkau und 2 Meillen von der Stadt Strehla". Interessant beschrieben ist sodann die Anlage der Burg, ihre Einrichtung vom tiefen Keller bis unters Dach, alle zweckdienlichen Räume und Ausstattungen: Hof, Brunnen, Bräuhaus, Gärten, Bienen-garten, Schloß-turm mit Gefängniskammer, Schloßmühle, Pferde-Rind-vieh-Schaf-und Schweineställen, Scheunen mit 5 Tennen, Schützböden für 2000 Scheffel Getreide, Fischteichen u.a.mehr.

Neben dem Ritterlichen Hause lag der Pfarrhof, der von den Dörfern Kallen, Niehmen, Jengwitz, Tempelfeld und Günthersdorf "bauständig" zu halten war. Die Kirche war von Ziegeln erbaut und mit Schindeln gedeckt. Im Ort befanden sich 24 Bürgerhäuser in 2 Reihen erbaut.

Das "Städle" Klein-Oels hatte 3 Tore: das Waßertor, das Krätzschamtör und das Spitaltor. Neben dem letzteren stand - übrigens bis in die jüngste Zeit - das Spital für die armen Leute.

Die Äcker lagen alle in einem Felde gegen den Sonnenaufgang, von 5 Straßen durchkreuzt; die eine auf Günthersdorf, die andere auf Jauer, die dritte auf Jängwitz, die vierte auf Niehmen und die fünfte auf Tempelfeldt zu.

Schließlich waren drei große Wälder erwähnt: der Rohrwald, der Mittelwald und der Waywald, letzterer mit dem großen Gehöft der Obrigkeitlichen Wey-Mühle.

Im Anschluß an diesen kurzen Bericht über Klein-Oels sei nun im Wortlaut von den weiteren 11 Dörfern der Kommende erzählt; von der Lage der Orte, ihren Grenzen und ihren Bewohnern, im Mittelpunkt immer Kirche und Schule stehend. Viele der genannten Familiennamen haben eine jahrhundertelange Geschichte überlebt.

Erstlich.

Daß Dorff Marienau.

Dießes Lieget eine starke Meil von dem Mitterl. Hauße, gehöret dem selben in allem undt jedem ganz und gar eigen zue, undt ist keiner andern Herrschafft mit dem Wenigsten unterworfen. Darinnen ist eine Pfarr Kirchen, ganz von Stein gebauet, halb mit Ziegeln undt halb mit schindeln gedeckt, Inwendig Durchgehendtß gewölbet, und mit drey Altare, deren grofter wohlgezichret, versehen.

Dar bey ist auch ein Schöner oben durchsichtiger zimblisch Hoher Thurm, von Grundt auß gemauert, und oben die Koppe oder Haube mit weißem Bleche Bedecket, darinnen drey Mittelmäßige Glocken undt eine Teutische Schlag Uhr ist mit außwendigen Zeiger Taffeln undt Stundt Zeigern.

Die Kirche hat sonsten Ihre Eigene ein Komben, von Welchen sie auch Bauständig gehalten wirdt, undt ist dem Hehl. Fracisco Consecrirt.

Die bestelte Kirchen vorsteher sindt schuldig alle Jahr umb Weyhnachten gebühlich Reytung ins Amt ab zulegen, Welche als dann von dem verordneten Hauptmann oder Verwalter revidiret und in richtige ordnung gebracht wirdt.

Der Pfarr Herr, wirdt von dem Herrn Commendatoren als Obriakeith undt Collatore da hingesezt, Hat sein Wiedmuth mit 2 Huben Akerß und nothdürfftigen Wießen und gräßerey, sambt anderen einkommen, Durch welche Er nebenst seiner Wirdtschafft unter halten Der Schulmeister wirdt in gleichen von den unterthanen und einkommenden Accidentis bey der Kirchen unterhalten. Die Pfarr Hofß gebäude, wie auch daß Schul-Hauß, welche beyderseit nahe an der Kirchen liegen,

Sindt die Inwohner Selbigeß Dorffes Bauständig zu halten schuldig.

Beh diesem Dorffe gegen Aufgang der Sonnen, Lieget ein Teich, Welcher der Wiesner Teich genennet wirth; Umb denn selben Liegen Obrikeitliche Aecker, Welche den Marienau- und Lichtenbergischen Unterthanen umb einen gewissen Zins (:Lauth nachgehender, bey Consonirung dieses Dorfs schuldigkeithen angeheffter Specification:) Jährlichen vermiethet werden.

Sonsten gränzet dieses Dorff gegen aufgang der Sonnen mit Osbeendorff, Bankau- und Lichtenberg, gegen Mittag mit Obereck, Hermbsdorff und Kray, und gegen Mitter Nacht mit Köchendorff. Ist mit Gränz Reinen und Steinen wohl versehen.

Das andere Dorff.

Hermbsdorf.

Hermbsdorff, Lieget Eine viertel Meile von Marienau undt eine starke Meile von dem Mitterlichen Hauße gegen Mittag, etwas in der Höhe gehöret ganz und gar Der Commenda alleine zu.

Darinnen ist ein Filial Kirchen von Stein gebauet durch undt durch gewölbet, und mit Ziegeln bedeckt, hat inwendig 3 wohlgeziehrte Altäre und ist St. Ursula Consecrirt und eingewehet, Nach Marienau sambt den unterthanen eingepfaret. Alwo der Pfarr schuldig ist, Einen Sonn- oder feyer Tag zue Marienau, Den Andern zue Hermbsdorff wechselweise den Gottesdinst zu Bestell- undt verrichten.

An der Kirchen stehet gegen Niedergang ein nicht gar hoher Thurm, auch mit Stein gebauet undt Ziegeln bedeckt darinnen zwey mittelmäßige Glocken sindt. Der Kirch Hoff ist mit einer Mauer umbfaßet. Es sindt auch bey Dieser Kirchen 2 Huben Aecker und Dar zue gehörige Gräbererey welche der Pfarr geneist.

Die Kirchen Bätter sind gleichfalls Jährliche Nahmung inß Ambt abzugeben schuldig.

Undt gränzet dieses Dorff, gegen Morgen mit Marienau und Crain, gegen Mittag mit Lorenz Berg Luisdorff undt Knischwitz, und gegen Mittag nacht, mit Köchendorff. Ist auch mit sict bahren Gränz Nahnen wohlversehen.

Zum Dritten.

Broßwitz.

Das Dorff Broßwitz, lieget 5 viertel Meil von dem Mitterlichen Hauße und 3/4 Meil von der Stadt Strahlen Zwischen Mittag undt Sonnen untergang, ist Der Commenda gänzlich zue gehörig und keiner andern Herrschafft unter worffen.

Darinnen ist eine Pfarr Kirchen St. Jacobe Consecrirt, ganz von Stein gebauet undt bloß über der Sacristey mit schindeln, sonst über undt über mit Ziegeln gedeckt. Hat inwendig drey Altäre Darunter das große schön geziehret.

Der Thurm ist von Mittelmäßiger Höhe, halbgemauert undt halb von Holz gebauet, mit schindeln bedeckt undt im Hangenden 2 Mittelmäßigen Glocken.

Der Kirch Hoff ist umb undt umb mit Mauer umbfaßt. Die Kirche hat Ihre eigene Einkommen, Davon Ste mit Hülf der eingepfareten Unterthanen Bauständig gehalten wirth. Der Pfarr Wirdt von dem Herren Commendator als Obrikeit undt Collator da hingesezt, hat seine eigene Wirtschafft, bestehend in einer Huben Aecker, Da zu gehörigen Wiesen und Der gleichen undt seine Christl Einkommen Tacimas von den einge Pfarreten frembden Dorffschaften, als dasindt Birkräzscham Groschwitz, Lorkendorff, Krippitz, Tschanschwitz, Ulschau, sambt dem Adelichen sorwerg

Maschwitz, undt Dorff Blohe, Durch welche Er garwohl unterhalten wirdt.

Der Pfarr Hoff, sambt dem Schreiber Hauße, lieget unweit der Kirchen, wirdt von den unterthanen des Dorffes Bauständig gehalten, ist ein hölzernes mit Stroh bedecktes Geben, sonst aber mit aller Bequemligkeit versehen.

Der Schull Maister oder Schreiber, wirdt von den unterthanen undt Accidentien unterhalten.

Die Kirchen Naitung wirdt von den vorsteher Jährlichen umb Wehnhachten inß Ambt abgelegt daselbst residiret, undt in richtige ordnung gebracht.

Beh diesem Dorff an der Bankauischen gränke- sindt auch 44 Morgen Obrikeitliche Wiesen, Welche Jährlich sambt der Fischerey den Unterthanen Daselbst vermittelt werden.

Sonsten Lieget es in guttem ebenen Weizen Boden undt zwischen Lanter frembden Gründen, Gränzet mit Bankau, Spornitz, Tschanschwitz, Krippwitz, Ulsche, Lorkendorff, undt Bankau, ist aber mit Gränz Reinen undt Steinen überall wohl versehen.

Das Vierte.

Günttersdorf.

So Günttersdorf heist: Lieget 1/4 Meil von dem Mitterlichen Hauße gegen Mittag, ist alleine der Commenda undt sonst keiner Herrschafft unterworffen.

In diesem ist eine Filial Kirchen, von Stein undt Mauer mit schindeln gedeckt und inwendig durch außgewölbet, Eingepfaret nach Richmen, undt wirdt der Gottesdienst Darinnen durch den Klein Etschischen Cappelan verrichtet. Darinnen sindt drey Altäre, worunter der größte St. Barbara Consecrirt, undt alle drehe Wohlgeschmückt sindt. Beineben stehet ein ziemlicher Thurm von Stein gebauet, und mit schindeln bedeckt in welchem zwey Mittelmäßige Glocken hangen.

Der Kirch Hoff aber ist mit Mauer umbfaßen. Bemelte Kirche hat Ihre eigene einkunften, Da von für Bauständig gehalten wirdt, undt die verordnete vorsteher wie die Andern Jährl. umb wehnhachten. schuldig Naitung inß Ambt Thun, undt solche Dor selbst revidiren und in Ordnung einrichten lassen müßen.

Sonsten gränzet dieses Dorff gegen Mitter Nacht mit dem Mitterlichen Hauße, gegen Morgen mit Klossdorff undt Zauer, gegen Mittag mit Polnisch-Deutsch Brehl undt Mechwitz undt gegen Niedergang mit Kallner feldern.

Polnisch-Brehle.

Folget das Fünfte-Polnisch-Brehl. genannt so eine halb Meil von dem Mitterl. Hauß zwischen Morgen und Mittag lieget gehöret in gleichen Der Commenda völlig undt allein zue, hat keine Kirchen, sondern verrichtet seinen Gottesdienst zue Zauer, alwo hineß eingepfaret ist.

Es gränzet mit Zauer, Deutsch-Brehl, Klossdorff, Günttersdorf undt Bankau undt ist mit Gränz reine und Steinen überall wohl versehen.

Das 6te Dorff.

(Zauer.)

Heist Zauer lieget eine halbe Meil von dem Mitterl. Hauße gegen Morgen oder Sonnen aufgang, gleicher Maassen dem selben Kleine gehörig.

In diesem Dorffe Ist eine Pfarr Kirchen St. Michäli Consecrirt, ganz von Ziegelstein aufgebaut,

halb mit schindeln, undt halb mit Ziegeeln gedecket, Inwendig auch halbgewölbet undt halb getäffelt.

Dieße Kirche hat drey Altare, der größte ist Wohl geziehret undt zwey kleine Glocken. Der Kirch Hoff ist mit Mauer umbschlossen.

Der Pfarr wirdt von dem Herrn Commendator als Obrißkeitß und Collator alda hingesezet hat seine Eigene Wirtschafft und Ehrlich Einkommniß da von Er sich vergnügl. Unterhalten kann.

Undt weillen auch die Klossdorffische Filial Kirche Da zue gehörig: Als ist er schuldig einen Sonn- od Fehertag daselbsten undt den andern zue Zauer, wechselweiße, den Gottesdienst zu halten.

Die Kirche wirdt von Ihre eigenem Einkommnißen Bauständig erhalten, und wirdt deswegen von den Bestellten vorstehern Jährliche Rehtung (wie schon vor Hero beh andern gedacht:) ins Ambt eingereicht.

Der Pfarr Hoff und daß schulhausß aber, so von Holz gebauet, mit einem Strohschoben Dach, Garten, bey der Kirchen lieget, wirdt von denen Inwohnern und eingepfarreten Unterthanen, Bau ständig erhalten.

Der Schull Meister hat zu seiner Nahrung eine Hube Ackerß und andere Einkommen undt Accidentia von den Unterthanen da von er sein guttes außkommen haben kann.

Nahent Hinter dem Dorffe gegen der Sonnen aufgang, ist ein Obrißkeitßlicher Teich der Hirten Teich benent.

Gegen Niedergang Hinter dem Dorffe wiederumb einer welcher der Pfarr Teich geheissen wirdt.

Durch solches Dorff Lauffet das Waßer von dem Wische Teich, biß auf die Klein Delfner Müh, als dan durch Niehmner Wiesen in den Dhl fluß.

Die Fischerey gehöret allein der Herrschafft zue.

Sonsten Grenzet es gegen Aufgang der Sonne mit dem Hohen Waldt zu dem Fürsten Thumb Brieg gehörig, gegen Mittag mit Zindel undt Banaau, gegen Niedergang mit Köchendorff undt Brehlau undt mit Klossdorff gegen Mitternacht, Ist mit Gränzen umb undt umb Wohl versehen.

Daß 7te Klossdorff.

Lieget ein Halbe Mehl von dem Ritterl. Hauße und 1/2 viertel Mehl von Zauer gegen Mitternacht, Ist auch genzlich allhero gehörig, undt keiner Anderen Herrschafft unter worffen.

In dießem ist eine Filial Kirchen, so sambt den Unterthanen nach Zauer eingepfarret, von Holz gebauet mit Ziegeeln außgesezet, Schindeln gedecket, undt inwendig die Däcke getäffelt ist. Hat auch einen der gleichen Thurm mit zwey mittelmäßigen Glocken, aber nur Einen Altar, Welcher aber Schön geziehret und St. Hedewigis Consecrirt. Desgleichen seine eigene einkommen, davon sie Bauständig gehalten wirdt, undt feindt die Kirchen Vätter gleich andern schuldig Jährliche Rehtung ins Ambt ab zue legen.

Daß Dorff hat auch sein eigen gehölze, so der Buchwaldt genennet wirdt, undt mit den Berhdorffer Feldern gränzet; Sonsten aber gränzet es gegen Mittag mit Zauer und Brehlau, gegen aufgang mit dem Hohen Waldt undt Berhdorff, gegen Mitternacht mit Tämpelfeldt und gegen Niedergang mit den Obrißkeitßl. Alten Teich, dann übern Waßergraben mit den Wünterßdorffischen Feldern.

Daß 8te Dorff.

(TempeIfeldt.)

TempeIfeldt benahmet, lieget von dem Stäble Klein-Delß 1/4 Mehle gegen aufgang der sonnen an der

Landt Straße nach Brieg, der Commenda eigen Thümlichen und sonst Niemanden daß wenigste gehörend.

In dießem Dorffe ist Eine Filial Kirchen von Stein gemauert, mit schindeln gedecket und inwendig getäffelt, mit zwey Altare, deren der Große neu gebauet, schön geziehret und St. Martino Consecrirt ist. Selbige Psleget der Klein-Delßner Pfarr oder Capplan mit dem Gottesdienst, über den andern Son- oder Fehertag (wie bey der Klein Delfner Pfarrei gemeldet:) zue versorgen. Der Thurm ist auch von Stein undt Ziegeeln, biß oben außgemauert, undt findt darinnen zwey Mittelmäßige Glocken. Der Kirch Hoff ist umb undt umb mit einer Mauer umbschlossen.

Es hat die Kirche ihre eigene Einkommen, da von sie Bau ständig gehalten wirdt, von solchen müßen die verordneten vorsteher Jährliche Rehtung umb Weh-nachten ins Ambt erstatten, welche dortselbst revidirt undt in ferner richtigkeitß undt ordnung gebracht wirdt.

Mehr hat selbige Ihren eigenen Bircken Waldt, welcher zwischen dem Obrißkeitßlichen Mittelwaldt, dann den TemppeIfeldischen, Kloss- und Wünterßdorffischen Feldern innen gelegen.

Oberhalb dessen gegen Morgen, ist ein Obrißkeitßlicher Teich, der Alte Teich genandt. Sonsten gränzet dießes Dorff gegen Sonnen Niedergang mit dem Obrißkeitßlichen Rohr- undt Mittelwalde, gegen Mitternacht mit Frauen Hain undt Jängwitz, gegen Aufgang mit Laugwitz undt Berhdorff, gegen Mittag mit Klossdorff, Ist mit Gränz Zeichen und Reinen richtig versehen.

Daß 9te Dorff.

Jengwitz.

Von Klein Delß gegen Mitternacht Eine Halbe Mehl wegeß weit liegend, bestehet in Lauter Frey Leuthen welche der Obrißkeitß keine mehrere Robothen thun, als allein, gleich andern, die benötigte Bier Pferde bespannte Fuhren nach Breslau, Brieg, Neßß und andere Orthen, Da Sie von Jeder 12 gr. Behrung und einen halben Schessel Haber zu Futter Bekommen.

In dießem Dorffe ist keine Kirche, sondern die unterthaneen feindt nach TämppeIfeldt ein gepfarret.

Sonsten gränzet daß Dorff gegen Aufgang mit Hündern, Laugwitz undt TämppeIfeldt, gegen Mittag mit Obrißkeitßlichen Rohwaldt und gegen Niedergang mit Frauenhain, Ist überall mit Gränz Zeichen, Rehen und Steinen wohl versehen.

Daß 10te Dorff: Niehmen genanth.

Lieget eine kleine 1/4 Mehle von Klein Delß gegen Mitternacht, der Commenda allein gehörig. Allhier ist eine Pfarr Kirchen von Mauer grundtauß gebaut, durch und durch gewölbet, und mit schindeln gedecket. Auf der gleichen Artß ist auch ein ziemlich hoher Thurm da Bey, mit zwey Mittelmäßigen Glocken.

Der Kirch Hoff ist mit einer Mauer umbfangen. Dieße Kirchen hat Ihre eigene Einkommen, solche damit Bauständig zu halten; da von die verordnete zwey Kirchen Vätter auf artß und weiße, wie oben allhier zum oßtern erwehnet, Jährliche Rehtung ins Ambt ein zustellen schuldig findt. Der Pfarr Hoff so nahe bey der Kirchen gestanden, ist wüßte, und vor 170 dar auf nicht mehr als eine schauer. Die da zue gehörige Acker genüßet jezundt der Her Commendator. Nebenß allen dem Pfarr zue ständigen Gefällen biß ad Molam wie vor 40 Jahren als von Zeiten Ihr Erz. Herrn Grassen von Zatten Wachs da mahlgien Herren Commendatoris, weillen der Klein Delfner durch seinen Cappellan den Gottesdienst darinnen bestellet

undt hingegeben sein Solarium an Baarschafft auß dem Ampte empfanget, Solchen ins künfftige wann es der Herrschafft belieben und von nötig Besonden werden möchte Wieder auf zue bauen, ist die Gemain Niehmen schuldig, wie auch als denn nebenst dem Schreiber Hauße Bauständig zue halten.

Der Schullmeister hat zu seinem Hauße, so unweith der Kirchen lieget 1 Hube Ackerß, davon er sich, nebenst den andern Accidentien, ernähret.

Sonsten gränzet dießes Dorff gegen Mittag mit dem großen Schloß Teich und Niederwaldt, gegen Niedergang mit den Drämbllingern, gegen Mitternacht mit den Hemmerßdorffern und Frauen Hainern dan gegen aufgang mit dem Rohr Wald und Obbrigleithlichen Niehmer Teich, Ist Allenthalben mit sichtbaren Meynen Steinen und anderen Gränz Zeichen wohl versehen.

Zwischen vor gedachtem Dorff Niehmen, und dem Städtl Klein Dels, an der Bach, so von Dels auf Niehmen laufft, Stehet die Niehmer Mühle mit zwey gängen von Stein auf gebauet, und mit schindeln gedecket sambt Cammern, Stall, Schittboden undt andern Bequemligkeiten wohl versehen. Der Mühler zinjset der Herrschafft hiervon Jährlich:

Waizen	3 Scheffel
Mehl oder Mezgetraide	60 Scheffel
Steinöß	9 Scheffel
Vor die Schwein Mastung	7 rth. 18 gr.

Der Fischer zinjset von der Mühl Bach 2 rthl. 18 gr.

Daß 11te Dorff.

Kallen.

Wirdt Kallen genennet. Lieget 1 viertel Meil von der Klein Dels zwischen Mittag undt Abend, ist nach Niehmen eingepfarret. Gränzet gegen Mitternacht mit dem Obbrigleithlichen Schloß Teuch, gegen Mittag mit dem Kalln Teuch undt Mühl, gegen Niedergang mit den Weigwizer undt Niehmer felder und gegen aufgang, mit den Güntterßdorffern, Ist sonst mit sichtblichen Gränz zeichen wohl versehen. Hier Bey ist zue berichten, daß Bey der Kallner Mühl, ienßeithß des Wasserß zwischen den Bächen, ein Fleck krauch Holz ist, so von den Weigwizern in Disputath gezogen undt vor daß Jhrige gehalten worden, worüber man Bey einer Hoch Löbl. Königl. Regierung zum Brieg in Recht sich eingelassen, undt pro et contra so weith verfahren, Daß der sentenz des Halß mit nechsten er warttet wirdt."

Es ist immerhin für die Heimatgeschichte interessant, auch zu erfahren, wer zu jenen Zeiten die Besitzer in den verschiedenen Commendedörfern waren. Es hat da so manche Namen, die heute noch vertreten sind, Vorfahren jetziger Ansfässigen.

Im Jahre 1687 hatte Marienau 31 Bauern von 1, 1½ und 2 Huben (die Hube, heßt „Hufe“ genannt, zu 60 Morgen gerechnet). Sie hießen: Mattheß Hänjel, Erasmuß Kirchbitter, Hans Reichert, Geörge Reichert, Peter Zimmermann, Michäl Winkler, Geörge Wartsch, Michäl Reichelt, Hans Hande, Henrich Scholz, Geörge Zimmermann, Peter Selman, Hans Höntischer, Geörge Hase, Geörge Pfeuffer, Hans Söلمان, Pauerl Haupt, Paul Ault, Geörge Wiedman, Hans Leuschner, Geörge Stephan, Merten Kallin, Casper Winkler, Geörge Kirchpiter, Geörge Weinrich, Hans Pfeuffer, Hans Wartsch, Geörge Hubrich, Hans Hande, Hans Ziebole, Hans Pfeiffer. Zusammen hatten sie 7½ zinsfreie und 40½ zinspflichtige Hufen.

Beispielsweise lasteten auf einem Bauerngut von 1½ „zinshaftten Huben“:

zu Walpurgis:	26 Groschen,
	1 Scheffel Hafer,
	2 Hühner,
zu Michaeli:	1 Mark, 3 Grosch., 6 Heller,
zu Ostern:	10 Eier,
zu Margarethe:	10 Eier.

Ferner: „Folgende Personen zinsen von den Aekern, so sie mit Bewilligung undt auf Wohlgefallen der Herrschafft auff Viehner halten, wie folget“: (damit ist ein Teil der Ländereien des ehemaligen, verschwundenen Dorfes Wieschau gemeint): Paul Haupt, Martin Wartsch, Peter Zimmermann, Geörge Haase, Michäl Winkler, Henrich Scholz, Geörge Pfeiffer, Martin Kalline, Hans Höntischer, Casper Winkler, Hans Ziebole, Hans Hande, Geörge Höntischer, Geörge Hönke, zusammen 6 Huben Wieschau-Acker.

Die „Gärtner“ (Stellenbesitzer) hatten verschiedene Lasten auf ihren Grundstücken. Während die Bauern zu jener Zeit Zinsen in Geld und Naturallieferungen zu leisten verpflichtet waren, geschah dies bei den Gärtnern mehr in persönlicher Form. Es sei in dieser Beziehung beispielsweise nur von Marienau alles genau beschrieben, die gleichen Arten Verpflichtungen findet man bei allen anderen Gärtnerstellenbesitzern der Commende Klein-Dels um 1678.

Gärtner zu Marienau.

Peter Anderes zinjset 36 Gr. auf Michaelis, 2 Hühner auf Michaelis und ist schuldig zur Hofe Arbeiten umbs Lohn. Item das Sommergetraide umbsonst aufzurechen. 2 Tage jäten, 2 Tage brechen (Flachs brechen) umbsonst. 2 Stücke umbsonst spinnen.

Christoph Günter zinjset 24 Gr. auf Michaelis, gehet umbs Lohn zu Hofe arbeiten, hilft das Sommergetraide umbsonst aufrechen. 2 Tagesührten, 2 Tage brechen, 1 Stück spinnen umbsonst.

Peter Janke, hält einen Garten davon er nichts zinjset. Ist der Herrschafft schuldig daß Sommergetraide umbsonst helfen auf zue rechen undt daß Heu zu schöbern.

Item im August 4 Tage zu schneiden. Wan nicht ein Handwerker darauf wohnet, ist er wie andere Tagelöhner zu Hofe zu gehen schuldig.

Adam Banßler hält einen Garten, da von er nichts zinjset, gehet umbs Lohn zu Hofe wan er gefordert wirdt.

Spinnet umbsonst 1 Stück Garn.

Geörge Doberauschte hat einen Garten, zinjset nichts, da vor gehet ein Viertel Jahr in die Hoff Arbeit.

Geörge Höntischer hält einen Garten zinjset nichts. R. B. Diese nechst vor Hergeschriebenen Drey

Gärtner geben steuer so oft dieselbe angesaget wird.

Paul Zimmermann hält einen garten, zinjset nichts.

Hans Knospe hält einen garten, zinjset nichts. Hilft alleine das Sommer getraide umbsonst auf rechen, undt daß Heu schöbern, undt wan da nicht ein Handwerker, ist er wie andre zue Hofe zu gehen schuldig.

Hans Voigt ist schuldig umbs Lohn zu schneiden undt daß Sommer getraide umbsonst auf zue rechen so lange es wahret.

Andreas Güntler hält Wahl. Geörge Hindemittelß Hofestelle undt garten, zinjset jährlich auf Michael 30 gr. undt gehet in der Grndte 14 Tage zu Hofe.

Hanz Kühnel hält Casper Sänieß undt Peter Kreißels Hofe stelle, zinsset der Obrigkeit Jährlichen zu Michael 1 Tal.

Zwey Hünner und spinnet Vier Stüde Garn umbsonst undt gehet Ein viertel Jahr zu Hofe.

Peter Jancke hält einen Garten, zinsset Jährlich 30 gr. auf Michael, ist Koborhsam wie andere der gleichen Gärtner, undt man er die Hofe Arbeit nicht berichtet, so giebet er Jährlich wegen der freyheit, wie die Andern die Handwerks Zins.

„Unger-Häusler“ waren kleine Hausbesitzer, die meist nur ein Gärtchen und etwas Pachtacker hatten, sonst auf Lohnarbeit gingen; sie waren wenig oder gar nicht zinspflichtig. In Marienau waren es: Geörge Mücke, Paul Gribisch, Martin Fuhrman, Geörge Linde, Die Gemaine Marinow (Marienau) zinsset wegen Paul Winklers gewesenen Ungerhäusel, (das Hirtenhaus) so sie anizo zum Schulhause braucht.

Die gesamtten dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betrugten 1678 von den Vorgenannten:

Silberzins auf Walpurgis	29½ Thaler	9 Gr.	— Heller,
Silberzins auf Michaeli	73½ Thaler	19 Gr.	3 Heller,
Gasthaber (Häfer) Michaeli	40½ Scheffel.		Strehlich Maß,
Gasthaber auf Walpurgis	40½	"	"
Hünner (Hühner) auf Walpurgis	82	"	"
Hünner auf Michaelis	84	"	"
Hünner auf Wehnachten	10	"	"
Eyer auf Ostern:	6 Schock,	3 Mandeln,	1 Ey,
Mäder-Eyer (also für die Mäder, Erntearbeiter) auf Margareta,	6 Schock,	44 Eyer,	
Eyn Kalb auf Ostern,			
20½ Schuldern auf Ostern (unter Schuldern, auch Scholdern, sind Schweineschultern, oder wie man heute jagt, „Vorderhinken“ zu verstehen).			

Hermsdorf.

Im Jahre 1678 hatte Hermsdorf 12 Bauern von 2—1½ und 1 Hube (Hufe) zu 60 Morgen gerechnet:

Die Bauern hießen: Martin Helm, Casper Haschke, Martin Landecker, Greger Hubrig, Martin Scholz, Philipp Thiele, Michael Steiner, Geörge Pfeiffer, Geörge Kirische, Martin Hubrig, Martin Sternberger, George Hanjel.

Folgende Personen halten die Acker auff Kapzdorffer so lang es der Herrschaft gefällig. Merren Helman, Christoff Becker, Jacob Reiter, Der Becker, Stenzel, Roder, Casper Bürker, Christoff Ritter, George Küffel, Balzer Gürlich, George Schorer, George Winkler, Martin Hahn, Mertin Kirker, Hans Kleiner.

Zugleich bekommt die Herrschaft von denen obbenannten Kapzdorffer Aekern die zehnte Mandel Alles Getraides so darauf gebauet wird.

Zu der Zeit waren Gärtner zu Hermsdorf: Christoff Becker, Jacob Reiter, George Schär, Stenzel, Roder, Matthes Wittner, Hans Kleiner, Casper Kirker, Michael Bley, Hans Helm.

Unger-Häusler waren: George Winkler, Thomas Kreißel, George Thomas, George Scuffert, Balzer Gürlich, Christoff Reiter und Mertin Kirker.

Die gesamtten dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betrugten 1678 von allen Vorgenannten:

Silber Zins auff Walpurgis	— 17 Tal.	32 gr.
Silber Zins auff Michaelis	— 40 Tal.	32 gr.
Gast Haber (Häfer) auff Walpurgis	28	Scheffel.

Gast Haber (Häfer) auff Michaelis 28 Scheffel.
Strehlich Maß.

Hünner (Hühner) auf Wehnachten	6 Stück	
Zins Hünner auf Ostern	4 Stück	
Zins Hünner auf Walpurgis	56 Stück	
Zins Hünner auf Michaeli	59 Stück	
Zins Eyer auff Ostern,	2 Schock,	48 Eyer
Zins Eyer auff Margareten	2 Schock,	48 Eyer
Summa der Schuldern (Schweineschultern) auf Ostern	14 Schuldern	
Kälber auff Ostern von den Freyen	= 1 Kalb	
Kälber auff Wehnachten	= 1 Kalb	

Brojewig.

Im Jahre 1678 hatte Brojewig 19 Bauern von 4—3—2—1½—1½—1½—1½ Huben, (zu 60 Morgen gerechnet). Diese hießen:

Adam Klose, Casper Dambke, Hans Keffelin, Matthes Schönfeldt, Joseph Niklas, Peter Bauer, Hans Kalke, Geörge Kalke, Jacob Grellich, Bartel Majerke, Matthes Haaje, Adam Grober, Matthes Klose, Matthes Lorenz, George Fröhlich, Hans Klose, Simon Costira, der Aekhschmer, Andres Wasserge, Matthes Schönfelder.

Gärtner zu Brojewig waren:

Christoph Steller, George Netze, Matthes Samiy, (Wittib.) — George Karach, Mertin Mienvoch, Bartel Lorenzgin, Paul Lindes, George Dambke, Hans Kalke, Adam Philipp, George Swarg, Matthes Hume, Gröger Floreck, Hans Grellich, Martin Schönfelder, George Notsch, Paul Böhm, Christoff Siebaldt, Martin Rade-maiher, Bartel Lorenz, Jacob Humme, Matthes Haaje, Martin Endrich, Adam Klose.

Die gesamtten dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betrugten 1678 von allen Vorgenannten:

Silber Zins auff Walpurgis	26 Tal.	12 gr.
Silber Zins auff Michaelis	52 Tal.	4 gr. 3 hl.

Summa des Getraides auf Martini:

Korn	12 Mald	(a 12 Schffl. Strehlich Maaß)
Weizen	12 Mald	
Haber	12 Mald	
Gast Haber	3 Mald	auff Walpurgis
Gast Haber	3 Mald	auff Michaelis
Hünner auff Wehnachten	29	Hünner
Hünner auff Ostern	6	Hünner
Hünner auff Walpurgis	71	Hünner
Hünner auff Michaeli	117	Hünner
Oster Eyer	4 Schock	48 Stüd
Mäder-Eyer (für Mäder, Schnitterleute) auff Margareta	4 Schock	48 Stüd
auff Michaeli	1	Capphau
Zins Kälber auff Ostern	2	Kälber
Zins Kälber auff Wehnachten	1	Kalb.

Günthersdorf.

Im Jahre 1678 hatte Günthersdorf 12 Bauern von 3—2—1 undt ½ Hube zu 60 Morgen gerechnet. Diese hießen: Pöter Grünig, Geörge Stephan, Geörge Zädel, Albrich Zimmermann, Geörge Steffen, Geörge Hain, Geörge Steffen II, Hans Langer, George Seydel, Mertin Winkler, Martin Hohl, Mertin Winkler II.

Gärtner zu Günthersdorf waren: Geörge Seydel, George Hering, George Baunz, Matthes Pfeiffer, Martin Pfeiffer, Michel Roder, Hans Zimmermann.

Anger-Häusler waren: Hans Neher, Martin Winkler.

Die gesammten dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betragen 1678 von allen vorgenannten:

Silber Zins auf Walpurgis	16 Tal. 25 gr.
Silber Zins auf Michaeli	11 Tal. 13 gr. 6 hl.
Gast Haber auf Walpurgis	13 Schfl. (Ohlisch Maaß)
Gast Haber auf Michaeli	13 Schfl. (Ohlisch Maaß).
Summa des Getraides auf Martini:	
Korn	5 Mالد. 6 Schfl.
Weizen	5 Mالد. 6 Schfl.
Gersten	4 Mالد. 6 Schfl.
Habern	5 Mالد. 6 Schfl.
Ohlisch (Ohlauer) Maß,	
Hünner auf Wehnachten	6 Stck
Hünner auf Ostern	6 Stck
Hünner auf Walpurgis	39 Stck
Hünner auf Michaeli	49 Stck
Eyer auf Ostern	2 Schock 10 Stck
Eyer auf Margareta	2 Schock 10 Stck.
Summa der Schweine-Schuldern auf Ostern	6½ Schuldern
Cappanner auf Ostern	2 Stck
Pfeffer auf Michaeli	1 Pfundt
Zins Kälber auf Wehnachten	1 Kalb.

Polnisch-Breile.

Im Jahre 1678 hatte Brehlaw 12 Bauern von 4 — 2 — 1½ Hufen zu 60 Morgen gerechnet: Diese hießen: Martin Paul, Martin Paul, Geörge Helmann, Geörge König, Martin Paul, Greger Seyler, Paul Zapper, Jacob Melz, Matthes Seyffert, Christoff Müller, Hans Hartmann.

Gärtner zu Breile waren: Geörge Melz, George König, Mathes Müller, Mathes Woitge, Georg Melz.

Die gesammten dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betragen 1678 von den vorgenannten:

Silber Zins auf Walpurgis	6 Tal. 25 gr. 2 hl.
Silber Zins auf Michaeli	9 Tal. 23 gr. 2 hl.
Getraide an Ohlischen Maaße:	
Korn	5 Mالد. 1 Schfl. zu Martini
Weizen	5 Mالد. 1 Schfl. zu Martini
Habern	5 Mالد. 1 Schfl. zu Martini
Hünner auf Ostern	2
Hünner auf Wehnachten	2
Hünner auf Michaeli	33.

Fauer.

Im Jahre 1678 hatte „Jawor“ 14 Bauern von 3 — 2½ und 2 Hufen zu 60 Morgen gerechnet: Diese hießen: George Hansel, Casper Winkler, Hans Hansel, Matthes Neufner, Casper Laugwih, Bartel Christian, Pöter Hubrig, Peter Utmann, George Ritschke, Martin Pohl, Peter Scholke, Balzer Paul, Balzer Witner, Hans Laugwih.

Gärtner in Fauer waren: Geörge Wurm, Hans Neufner, Hans Schimbog, Michel Lange, Matthes Franke, Geörge Ritschke, Christoff Scholke, Balzer Witner, Christof Mezle, der Kretschmer.

Angerhäusler waren: Jacob Müller, Adam Nagel, Peter Hubrig, Uthran Rauch, Martin Sternberger, Hans Gierth, Martin Andres.

Die gesammten, dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betragen 1678 von allen Obengenannten:

Silber Zins auf Walpurgis	25 Tal. 25 gr.
Silber Zins auf Michaeli	35 Tal. 25 gr. 6 hl.
Gast Haber auf Walpurgis	25 Schfl.
Gast Haber auf Michaeli	25 Schfl.
Hünner auf Wehnachten	6 Stck
Hünner auf Ostern	2 Stck
Hünner auf Walpurgis	50 Stck
Hünner auf Michaelis	61 Stck
Eyer zu Ostern	2 Schock 10 Eyer
Mäder Eyer auf Margareten	4 Schock 10 Eyer
Summe der Schuldern (Schweine-Vorderblätter) auf Ostern	12½ Schuldern
Kälber auf Wehnachten	1 Kalb
Kälber auf Ostern	1 Kalb

Klosdorf.

Im Jahre 1678 hatte Klosdorf 17 Bauern von 3 — 2 — 1½ und 1 Hufen zu 60 Morgen gerechnet. Diese hießen: Paul Seydel, Paul Seydel, George Hubrig, George Winkler, Casper Berndt, der Kretschmer Hans Gottert, Martin Scholz, Geörge Luften, Balzer Andres, Paul Weinrich, Balzer Schmidt, Geörge Erndt, George Ritschke, Martin Hillebrandt, George Thiel.

Gärtner zu Klosdorf waren: Merten Weinrich, Merten Weinrich, Balzer Hans Rirsche, Martin Zimmermann, Hans Wolff, Balzer Schmidt, George Lust.

Anger-Häusler waren:

Andres Schmidt, der Schmiedt, Matthes Seydel, Matthes Scholz, Paul Hoffmann, Mathes Kunz, George Hoffmann, Thomas Hoffmann, Martin Weinriches, Balzer Girlich, Casper Scholz.

Die gesammten dem Ordenshause Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betragen 1678 von den oben genannten:

Silber Zins auf Walpurgis	23 Tal. 23 gr.
Silber Zins auf Michaeli	38 Tal. 29 gr. 6 hl.
Gasthaber (Häfer) auf Walpurgis	23 Schfl.
Gasthaber (Häfer) auf Michaelis	23 Schfl.
Hünner auf Walpurgis	16
Hünner auf Michaelis	59
Hünner auf Wehnachten	6
Hünner von den Freyen auf Ostern	4
Eyer auf Ostern	3 Schock 5 Stck
Mäder-Eyer auf Margareta	3 Schock 50 Eyer
Kälber auf Ostern	1 Kalb
Kälber auf Wehnachten	1 Kalb
Summa der Schuldern (Schweineschultern) auf Ostern	11½.

Tempelfeld.

Im Jahre 1678 hatte Tempelfeld 21 Bauern von 2½ — 2 — 1¼ — 1½ Hufen zu 60 Morgen gerechnet. Diese hießen: Geörge Seydel, Bartel Scholz, Casper Schmidt, Gröger Schmidt, Ubrich Schmidt, Jacob Schmidt, Geörge Mölz, Martin Thiele, Hans Stäffen, Philipp Thiele, Lorenz Lübring, Martin Stephan, Geörge Zädler, Geörge Klose, Geörge Adolf, Geörge Seydel, Pöter Gotert, Hans Paul, Geörge Andres, Balzer Thiele und Adam Kaye.

Gärtner zu Tempelfeld waren: Christoph Großer, Weber, Simon Gabel, Paul Zimmermann,

Pöter Stephan, Michel Wagner, Balzer Thiele, izt Ulbrich Stenzel, Lukas Paul, Jacob Gabel, Martin Brückner, Hans Dyl.

Ungerhäusler: Paul Hoffmann, Martin Kopitz Spielhansin, Michel Christ, Simon Schneider, Michael Meißner, George Stephan, Andres Häußler, Paul Thomas, Martin Schelenz, Hans Mübels, George Tannberg, Christoff Kürzer, Bartel Hoppe, Balthasar Thiel, George Müller.

Die gesammten dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betruhen 1678 von allen Vorgenannten:

Silber Zins auf Walpurgis	23 Tal. 30 gr.
Silber Zins auf Michaelis	51 Tal. 3 gr.
Summa des Getraides auf Martini	

(Brieg. Maas)

Korn	2 Mالد. 11 Schffl.
Waizen	2 Mالد. 11 Schffl.
Gersten	2 Mالد. 11 Schffl.
Haber	8 Mالد. 9 Schffl.
Hünner von den Freyen	10
Gärtner Hünner Michaeli	24
Summa der Eyer auff Ostern 5 Schock	50 Stck
Summa der Schweine-Schuldern auff Ostern	17½ Schuldern
1 Kalb auff Ostern	
1 Kalb auff Weynachten.	

Klein-Jentwitz.

Im Jahre 1678 hatte „Jentwitz“ 7 Bauern von 3½ — 3 — 2 Huben zu 60 Morgen gerechnet. Diese hießen: Michael Schlotge und Hans Vogte, George Pohl, George Brückner, Michel Hüllebrandt, Hans Heinrich Mener, der Kretschmer, Martin Trabzig, Merten Bähr,

Ungerhäusler: Hans Heinrich Mener, Kretschmer, Andres Tabalke, Martin Fröbigen, George Kunth, George Schneider undt die Schmiedin.

Die gesammten dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betruhen 1678 von den obengenannten:

Silber Zins auf Michaeli	12 Tal. 24 gr.
Hünner auf Weynachten	11
Hünner auf Ostern	10
Hünner auf Michaeli	4

Niehmen.

Im Jahre 1678 hatte Niehmen 20 Bauern von 2 — 2½ — 2 — 1½ Huben zu 60 Morgen gerechnet. Diese hießen: Peter Henschel, George Striege, Adam Förster, Casper Dürschke, Hans Windler, Hans Thiel, Merten Kreuzel, Balzer Pfeiffer, Gröger Stephan, Martin Thiel, Merten Wilde, George Brendel, George Menzel, Balzer Andres, Bönisch Mirschle, Hans Winkler, Martin Langwitz, Casper König, George Stephan, Martin Spieler.

Gärtner zu Niehmen waren: Hans Paul, George Pohl, Martin Haske, George Nitschke, Hans Zodisch, George Kenerth, Merten Thiele, Casper Müller, Casper Sendel, Friedrich Grundt, George Kunisch, Blasius Pfeiffer, Andres Dretter, Daniel Laßmann.

Ungerhäusler waren: Martin Schwarzer, Hans George Walter, Joachim Heinze (lieget wüste), Bartel

Hedner (lieget wüste), Bernhard Kreuzel, Thomas Becker, George Gärtner.

Die gesammten dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betruhen 1678 von allen Vorgenannten:

Erbs oder Silberzins auf Walpurgis	8 Tal. 18 gr.
Erbs oder Silberzins auf Michaeli	32 Tal. 9 gr.
Summa des Getraides:	

Dhlißch (Dhlauer). Maas

Korn	8 Mالد. 6 Schffl.
Waizen	4 Mالد. 3 Schffl.
Haber	12 Mالد. 9 Schffl.
Gärtner Hünner auf Michaeli	20
von den Freyen auf Weynachten	8
von den Freyen auf Ostern	6
Summa der Eyer auf Ostern 4 Schock	16 Stck
Summa der Schweine-Schuldern auff Ostern	12¾
1 Kalb auf Ostern	
1 Kalb auf Weynachten und	
1 Pfundt Zins Pfeffer vom Frey Gutte.	

Callen.

Im Jahre 1678 hatte „Callen“ 8 Bauern von 2½ und 2 Huben zu 60 Morgen gerechnet. Diese hießen: George Schicke, der Scholke, George Hübner, Paul Gloger, Casper Zabisch, Hans Schinke, George Pohl, Elias Windler, Casper Pohl.

Gärtner waren: Martin Helm, Michel Hoffmann, Martin Binner, George Hoffmann, Adam Moritz, Mathes Müller, George Hande, Hans Weinrich, Lorenz Kunisch, Balthar Varisch, George Neumann, George Breyler, Martin Teichmann.

Ungerhäusler waren: George Härtel, Ulbrich Zimmermann, George Neymann, Balthar Varisch, Adam Moritz, Hans Brückner, Mathes Müller.

Die gesammten dem Ordenshause zu Klein-Dels abzuführenden Zinsen auf ein Jahr betruhen 1678 von den obengenannten:

Silberzins auf Walpurgis	11 Tal. 35 gr. 7 hl.
Silberzins auf Michaeli	28 Tal. 9 gr. 7 hl.
Getraide Zins auf Martini:	
Korn	14½ Schffl.
Gersten	14½ Schffl.
Haber	14½ Schffl.

Dhlißch (Dhlauer) Maas

Hünner auf Walpurgis	41
Hünner auf Weynachten	4
Hünner auf Ostern	4
Hünner auf Michaeli	17
Eyer auf Ostern 2 Schock	25 Stck
grobe Zins Leinwandt zu Geldt Säcken	15 Ellen

Klein-Dels.

Im Jahre 1678 hatte Klein-Dels folgende zinspflichtige Bewohner (Besitzer): Der Kretschmer (hält 2 freie Huben), Christoph Hautt, Jacob Grundt, der Bader, Jacob Welz, Hans Rober, Casper Hoffmann, der Schmiedt, Christoff Bittler, Hans Stehner, Lorenz Adamke, Gregor Schach, George Windler, George Schriff, Martin Paul, Casper Pöhle, Michel Capun,

George Pfeuffer, George Sehdel, George Zimmermann, George Schönfelder, George Drischner, Adam Tannberger, Peter Brieger. Zinsen zusammen 26 Tal. 33 gr.

Lichtenberg.

Zinset Jährlichen auf Michaeli wegen der Wiesen (Wischau-) Meßer 12 Thaler 6 Gr.

Kunischwitz (Kanschwitz).

Zinset Jährlich auf Michael 6 Thaler 24 Gr.

Bischoffs Bierdung.

Laut des alten Urbary haben nachfolgende Dörffer bey vorigen gutten Zeiten Jhro Hoch Fürstl. Durchl. dem Herren Bischoff zur Neiß jährlichen Bischoffs-Bierdung auff Martini gegeben:

Marienau	4 schwere Margt	
Günthersdorff	1 schwere Margt	24 gr.
Brehlau	1 schwere Margt	24 gr.
Sauer	2 schwere Margt	24 gr.
Klosdorff	2 schwere Margt	24 gr.
Niehmen	2 schwere Margt	— gr.
Callen	1 schwere Margt	24 gr.
Summa	14 Margt	24 gr.

Summa

zum „Aller-Einkommen“ der Commende Klein-Dels 1678.

Silber Zins auf Walpurgis	90 Taler 18 Gr. 9 Hl.
Silber Zins auf Michaeli	438 Taler 39 Gr. 9 Hl.
Zins Korn auf Martini	35 Mald. 2 Schffl.
Zins Waizen auf Martini	29 Mald. 9 Schffl.
Zins Gerste auf Martini	8 Mald. 7 Schffl.
Gast Haber auf Walpurgis	13 Mald. 9 Schffl.
Gast Haber auf Michaeli	13 Mald. 9 Schffl.
Zins Haber auf Martini	45 Mald. 3 Schffl.
Hünner auf Walpurgis	6 Schock 25 Stck
Hünner auf Michaeli	8 Schock 49 Stck
Hünner auf Ostern	— Schock 44 Stck
Hünner auf Wehnachten	1 Schock 38 Stck
Zins Eyer auf Ostern	37 Schock 3 Stck
Zins Eyer auf Margarete	24 Schock 30 Stck
Zins Schuldern (Schweine-Borderschinken) auf Ostern	95
Zins Kälber auf Ostern	8
Zins Kälber auf Wehnachten	7
Leinwandt zu Geldt-Säcken	15 Ellen
Zins Pfeffer	2 Pfundt
Capphauner, (das sind gelappte, das heißt castrierte, Hähne)	3 Stck

Notandum.

Hey vor Her beschriebenen auf dießer Hoch Mitterlichen Commenda Befindlich undt der Obrigkeit eigen Thümblich zue gehörigen Vier Mühlen, welche auch auß dem Amte Bauständig gehalten werden müssen, ist zue berichten, daß dehren nur zwey als die Weyh und Kallnische an beständigen Wasser der Ohlfluß genandt (also die Ohle) liegen. Die andern zwey als Schloß- undt Niehmische aber nur von Einer feldtbach, so von Lichtenberg auß frembden Grunde durch den Wießer Teich darauf geführt wirdt, mit Wasser versehen werden können. (Damit ist der Obenbach gemeint.) Ingleichen haben auch vorher beschriebene Teiche nach folgende Eintheil- undt Besetzung:

Karpfen-Teiche:

(sogenannte Abwachsteiche, in denen die „gestreckten“ Fische zu Speiseware abwaschen)

Schloß-Teich	300 Schock
Niehmer Teich	100 Schock
Kallner Teich	200 Schock.

Streck-Teiche:

(in denen die Fischbrut „gestreckt“, das heißt, zu einhömmerigen und zweihömmerigen Fischen herangezogen wird)

Wießner (Wischau-) Teich	60 Schock.
Jungfer-Teich	10 Schock
Kohr-Teich	40 Schock
All-Teich	10 Schock
Pfarr-Teich	10 Schock
Hirten-Teich	10 Schock
Kapßdorffer Teich	100 Schock.

Strich-Teichel:
(das sind Brutteiche)

Hoffe Brieg Teichel (der sogenannte „Hofebrückenteich“, in der Mitte der heutigen Chaussee zwischen Klein-Dels und Günthersdorf),
Epringteich (am Jentwitzer Wege von Klein-Dels aus).

Soweit das Urbarium der Commende Klein-Dels vom Jahre 1678.

Teiche finden wir hier eine größere Anzahl verzeichnet. Zu jener Zeit war das Bedürfnis nach Fischen groß, verhältnismäßig größer als heute und das läßt sich durch die außerordentlich vielen Fasttage erklären, die früher gefest waren, die Karpfenzucht brachte neben dem was die eigenen Klöster brauchten, noch ein schönes Stück Geld; es gab eine Zeit, in der die Teichwirtschaften wie Pilze aus der Erde schossen, aber viele gingen wieder ein, weil man oft nicht verstand, Fische zu züchten, noch mehr aber verdrängte in den späteren Zeiten der vermehrte und lohnende Getreideanbau und der hinzugekommene Kartoffelanbau die Teiche, man machte Teichland, wenn es sich eignete, lieber zu Ackerland. Und so soll es auch sein. Saure Wiesen und nasse Meßer, denen selbst eine Drainage (unterirdische Wasserableitung) nicht hilft trocken und ertragfähig zu werden, diese soll man, wenn alle Verhältnisse sonst zur Anlegung von Teichen vorhanden sind, zu solchen machen; freilich nichts geht über guten lehmigen Boden und wenn den ein Teich hat, kann der Teichwirt sicher sein, keinen großen Meinsfall zu erleben, wenn sonst alles klappt und die Teichländerien über den Winter trocken liegen gelassen werden können. Es gibt verschiedene Arten Teiche; sie sind stehende Gewässer, die man willkürlich ablassen (abschlagen) und wieder mit Wasser füllen kann, oder „spannen“, wie es leichttechnisch heißt. Sie erhalten ihr Wasser aus Flüssen oder Bächen, die sie durchfließen oder mit denen sie durch Gräben verbunden sind, oder aus Quellen. „Himmelsteiche“ nennt man solche, die ihr Wasser nur durch atmosphärische Niederschläge bekommen. Wo nicht vom Teichgrund aus das Land hügelig sanft nach oben steigt, hilft man sich mit Dämmen, die das Wasser hochhalten. In jedem modernen, ablaßbaren Teiche ist eine Fischgrube, in der sich die Fische beim Zimmervonwerden des abfließenden Wassers sammeln und darin leicht zu fangen sind.

Wir haben verschiedene Arten von Karpfen:

Galizier-Masse, hochrückig, mit großen wenigen Schuppen auf den Seitenlinien, sogenannte Spiegler;

Rausitzer-Masse, vollschuppige Fische;

Böhmische-Masse, Fische mit wenigen großen Schuppen oder mit nur Schuppenansätzen, auch ganz ohne Schuppen, die man Lederkarpfen nennt, etwas schlank in der Form, doch häufig auch schon hochrückig gezüchtet;

Fränkische-Masse, hochrückig, fast schuppenfrei, bis zu zweisommerigen Fischen mit blaulichdurchsichtige Haut.

Mischgründer-Masse, schuppenfrei, kurzer Schwanz.

Als bevorzugteste Marktware wird der Galizische und Böhmische Spiegel- und Lederkarpfen gehalten, der da und dort neuerdings mit der Fränkischen Masse gekreuzt wird und dadurch in der Form Verbesserungen erfahren hat, als im Geschmack am besten gilt immer der Schuppenkarpfen. Doch die Köchin zieht sich die unbeschuppten Fische vor, sie machen weniger Arbeit.

Neben den Karpfen werden in der heutigen Klein-Delzer Teichwirtschaft auch Schleien gezüchtet und zwar die grüne, majurische, die mit drei Sommern zum Speisefisch abwächst und wohl fast überall mit der pommerischen Landschleie gekreuzt ist. Unsere einheimische tiefdunkle Schleie ist zu langsamwüchsig.

Die frühere Zeit hielt die Schleie für sogenanntes Teichunkraut, man beachtete sie nicht und warf sie meist weg. Abergläubische Menschen sahen diesen Grundfisch für etwas an, das ihnen Unbehagen einjögte. Noch vor 40 Jahren waren die Schleie so wenig als Speisefisch beliebt, daß nur mit einigen Ausnahmen Wert auf sie gelegt wurde. Das ist aber anders geworden, der hübsche Fisch ist im Ansehen avanciert und wird viel begehrt. Als Nebenfisch in Karpfenteichen ist er unentbehrlich, denn er ist anspruchslos, und ernährt sich zum großen Teil von den von den Karpfen ausgeschiedenen unverdaulichen Teilen des Futters. Der Karpfen hat keinen Magen, sondern nur einen Darm, was dieser nicht zerlegen und in Fischfleisch umwandeln kann, geht seinen natürlichen Weg und wird gern von der Schleie aufgenommen. Freilich, wenn sie zu zahlreich im Teiche vorhanden sind, bringen sie durch ihr Wühlen im Teichschlamm zur heißen Jahreszeit die Karpfen oft in Lebensgefahr, denn die Schlammwolken verzehren den Sauerstoff des Wassers und dadurch geraten die Karpfen in Erstickungsgefahr. Wenn da dem Teichwirt nicht genügend frischer Wasserzufluß zur Verfügung steht, kauft er sich verlegen in den Haaren und bittet den Himmel um Wind, der durch Wellenschlag den Sauerstoff wieder ins Wasser bringt.

Ein etwas absonderlicher Fisch wird außer Karpfen und Schleien in Klein-Delz noch gezüchtet: der Zwergwels. Er ist aus Amerika nach Schlesien eingeführt worden. Ein fast schwarzer, pudriger Gesell, hat er merkwürdige Eigentümlichkeiten an sich. Die Teichleute hassen ihn, denn er spießt mit seinen nadelspitzen Vorderflossen so herzhast beim Ausfortieren anderer Fische, daß sofort Blut fließt. Wenn das Frühjahr kommt, laicht das Weibchen die Eier in ein selbstgewähltes, möglichst festes Nest und hält in seiner Mutterliebe treulich Wacht vor dem Nest, bis die Brut soweit ist, daß sie ihm davonschwimmt. Der Zwergwels wächst sehr langsam, in der Länge von etwa 20 Zentimeter gilt er als am schwächsten, bringt's mit den Jahren aber auf ein anständiges Gewicht, etwa 3 bis 4 Pfund. Er gilt als Lederbissen. Unser Klima

sagt ihm zu und er hat sich in der Döhle auch ganz nett eingebürgert, bei der Windmühle wurde er wiederholt geangelt. Ueberhaupt geht er an die Angel mit tödlicher Sicherheit und sitzt fest. Der Zwergwels gehört in die Klasse der ausländigen Raubfische, sein Schlund ist verhältnismäßig klein, nicht so unerträglich, wie der des Hechtes, der nie genug bekommt. Der Hecht genießt aber immerhin nach wie vor ein gutes Ansehen, er ist und bleibt nicht nur ein guter Sport-, sondern auch Erwerbssisch. Wer geschworener Feind der Frösche ist und sie aus Wassertümpeln oder Parkteichen vertrieben wissen will, braucht nur eine Anzahl Hechte in diese tun und wird sein Vergnügen daran haben, zu beobachten, wie der Grünberger und seine sonstige Froschverwandtschaft Reißaus macht. Der Frosch flieht den Hecht, er ahnt, daß er sonst sein Leben im Magen des Nimmerfatts zu beschließen die beste Aussicht hat.

In der Commende Klein-Delz waren, wie vorhin aufgeführt, in früheren Jahrhunderten große Teichanlagen:

1. Der Schloßteich. Er befand sich da, wo wir von der Niehmen-Kleinölser Chaussee, in der Mitte des Parkes, auf grüne Wiesenfluren und Mecker blicken, die nach Westen und Süden zu sanft ansteigen und dadurch nach jenen Seiten hin ohne Dammanpflanzungen einen natürlichen Abschluß fanden. Der Schloßteich war der größte; er ging von der Niehmen-Adelergrenze bis zur Anhöhe von Kallen und hatte eine Fläche von 400 Morgen.

2. Der Niehmener Teich. Er erstreckte sich von Niehmen her zwischen dem Olbenbach und der Mahlbache bis tief in den Rohrwald hinein, in welchem sich noch folgende Teiche befanden:

3. Der Froschteich, er ging vom heutigen Birschgang nach Osten bis in die Nähe des Fuchsberges und grenzte im Süden durch ansteigendes Land mit dem Zentwitzer Wege.

Der Niehmener und Froschteich hatten zusammen etwa 160 Morgen.

4. Der Pfefferteich; er ist westlich unter dem Fuchsberg gelegen gewesen und durch allmähliche Verlandung zu einer Wiese geworden, in diesen Teich mündete der Adelsbach, der südöstlich von Tempelhof herunterkommt, heute ist er durchweg ein Graben, bis er hinter dem ehemaligen Pfefferteich — nördlich — in den Olbenbach läuft. Der Pfefferteich hatte 2 Morgen.

5. Der Mohrteich; er ist die heutige Mohrteichwiese, auf deren einem Teil vor 35 Jahren eine Dichtenschonung angelegt wurde, 18 Morgen;

6. Der Kallener Teich; auch einer der größten gewesen von etwa 200 Morgen.

7. Der Wischauer Teich. Dieser Teich war am Olbenbache gelegen und wurde rundum von den Feldern des Dorfes Lichtenberg im Grottkau'schen Kreise umgeben. Der Teich war 125 Morgen groß.

8. Der Kapsdorfer Teich, 116 Morgen, umgeben von Hermsdorfer Aekern und dem Kapsdorfer Walde.

9. Der Altteich bei Zauer, 8 Morgen;

10. Der Pfarrteich, ebenfalls bei Zauer, 4 Morgen (auch Kirchteich genannt).

11. Der Sirtenteich, auch bei Zauer, 3 Morgen;

12. Der Hofebrücken-Teich, östlich vor Günthersdorf gelegen, die große Chausseebrücke im Zuge von Klein-Delz nach Günthersdorf heißt noch heute die „Hofebrücke“, 12 Morgen.

13. Der Jungfernteich, hinter der heutigen Klein-Oelser Schmiede und dem Schloßgärtnerhause gelegen. Jetzt ist es ein etwa 1 Morgen großes, unbewässertes Stück Tiefland, das von der Steindlbache durchflossen wird und westlich in die Kastanienallee, im Volksmund "die Seufzerallee" genannt, grenzt.

14. Der Springteich (Streichteich) rechts vom Jenkwitzer Wege, auf der tiefen Wiese, die am Anfang des Weges von Klein-Oels aus zur Försterei im Rohrwald liegt. Dieser Teich war 2 Morgen groß.

Die Kommende Klein-Oels besaß also zusammen 1 051 Morgen Fischteiche. Freilich muß man davon einen Teil auf Unland anrechnen, d.h. auf sogenannte verlandete Flächen, die mit Schilf oder Rohr bewachsen waren.

Zu den genannten 12 Kommendedörfern gehörten ursprünglich zwei weitere: Wiesche und Swegorn, ehemalige Siedlungen zwischen Grottkau und Wansen. Wiesche lag zwischen den Dörfern Marienau und Lichtenberg. Eine alte Legende besagt, daß das Dorf im Dreißigjährigen Krieg durch die Pest ausgestorben sei; zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, seien nur am Leben geblieben. Den Knaben habe Lichtenberg und das Mädchen Marienau zur Erziehung angenommen. Die Äcker und Wiesen, die bis in die jüngste Zeit die Bezeichnung "Das Wieschau" führten, hätten beide Dörfer unter sich geteilt. Sie waren mit diesen Ländereien der Kommandeverwaltung in Klein-Oels zinsverpflichtet. Nach Stehrs Chronik wird Wiesche 1371 letztmalig erwähnt. Wahrscheinlich ist aber auch, daß der Ort bei den Raubzügen der Hussiten verwüstet worden ist. Im Jahre 1471 ließ der Komthur zu Klein-Oels auf dem Gebiet von Wiesche einen Fischteich anlegen. Dieser muß ansehnlich groß und ertragreich gewesen sein. So fing man darin am 14.11.1640 = 47 Schock, 2 Mandeln und 13 Stück Karpfen. Bis 1811 noch wird von diesem Teich, östlich des Olbenbaches (dieser entspringt in der Nähe), von einem Teichwärter und dessen Haus geschrieben. Später war das Haus nicht mehr da und aus dem Gelände eine ertragreiche Wiese geworden.

Der zweite Ort, Swegorn, scheint ebenso wie Kantschwitz ein Vorwerk des Gutes Klein-Oels gewesen zu sein. Es heißt, daß beide Güter 1381 in den Besitz der Kommende Klein-Oels übergingen. Der Name Swegorn wurde später nie mehr erwähnt.

Nach der Stehrschen Chronik standen der Kommende Klein-Oels 35 Komthure vor. Der erste war Heinrich Barwus, Komthur der Tempeler von 1288 bis 1294; der letzte Wenceslaus, Reichsgraf von Schaffgotsch, von 1785 bis 1810. Dieser fungierte als Kämmerer am Hofe in Berlin und war ein großer Freund der Armen. U.a.stiftete er einen Geldfonds, die "Graf Schaffgotsche Armenstiftung", deren Zinsen stets an Weihnachten unter die Bedürftigen in den 12 Kommendendörfern verteilt wurden. Die Inflationszeit fraß diese Stiftung völlig auf; sie verfügte im Jahre 1918 noch über eine Summe von RM: 24 000. Graf Schaffgotsch starb 1810 und wurde in der Familiengruft der Schaffgotsche in Bad Warmbrunn beigesetzt.

Die Komthure waren viel abwesend und übertrugen in solchen Fällen ihre Vertretung, vor allem in der Ausübung der Gerichtsbarkeit ständig angestellten Amtshauptleuten. Diese Einrichtung begann im Jahre 1584; der erste dieser Amtshauptmänner, der sich mit "Gestrenger Herr Hauptmann" anreden ließ, war Erasmus Kradel von Omberg. Der letzte Komthur-Stellvertreter, Göllner, fungierte von 1810 bis 1814 als Oberamtmann und Generalpächter.

Im Jahre 1807 wurde die Erbuntertänigkeit aufgehoben, zudem ordnete ein besonderes Edikt von 1811 die Regulierung der gutherrlich-bäuerlichen Verhältnisse an, d.h. die Beseitigung der Dienste. Durch das Dazwischenkommen der Freiheitskriege zog sich die letzte Ausführung dieser Bestimmungen noch einige Jahre hin, Die bäuerlichen Ackerflächen waren in alten Zeiten zumindest wenig rationell bewirtschaftet, wenn ihre Eigentümer und deren Angehörige zu Roboth-Diensten bei den Grundherrschaften verpflichtet waren. Allerhand Plackereien waren mit diesen Zwangsdiensten verbunden, und unvermeidliche Härten führten zu Zwistigkeiten und langwierigen Beschwerden. Im Vergleich zu den Ausführungen in der Drütschmannschen Chronik aus der Neisse-Ottmachauer Gegend bezüglich der dort auferlegten Verpflichtungen bildeten die Ordensoberen der Kommende Klein-Oels eine rühmliche Ausnahme. Ebenso hatten die robotpflichtigen Bauern des benachbarlichten fürstbischöflichen Amtes Wansen oft schwerste Zeiten durchzumachen. Immer wieder beschwerten sich dort die Bauern über die ihnen auferlegten drückenden Lasten.

Diese Arbeitsleistungen drohten ihre eigenen Wirtschaften in völligen Verfall zu bringen. Bei Leistungsverweigerungen kam es oft zu heftigen Auseinandersetzungen und Freiheitsstrafen. Wie gesagt, waren die Untertanen der Kommende Klein-Oels all die Jahrhunderte hindurch bei der mildereren Handhabung der Rechte durch die Ordensritter in Bezug auf Untertänigkeit und Robotdienst wesentlich besser dran. Dadurch war der Bauernstand in den Dörfern der Kommende Klein-Oels ein wohlhabenderer geworden.

Doch auch die Zeiten schwerer Prüfungen, die unser Schlesiernland und seine Bewohner zu bestehen hatten, sollen kurz erwähnt werden. Und was für Zeiten waren das!

Man denke nur an den Einfall der Mongolen. Zwar hatten die Eindringlinge in der Schlacht bei Liegnitz 1241 über das gemeinsame Heer der Deutschen Ritter, Polen und Schlesier gesiegt, doch dabei selbst so hohe Verluste erlitten, daß sie den Eroberungszug nicht fortsetzten. Das Land aber war verwüstet und hatte lange Zeit an den entsetzlichen Folgen zu tragen.

Im 15. Jahrhundert verheerten die Hussiten von Böhmen her die Nachbarländer Österreich, Ungarn, Bayern, Sachsen, Brandenburg und Schlesien.

Viele Leiden brachte dem Lande der Dreißigjährige Krieg.

Schließlich ließen die Schlesischen Kriege gegen Österreich von 1740 bis 1763, dem Ende des Siebenjährigen Krieges, das Land nicht zur Ruhe kommen.

Im Zuge und als Folge dieser langen kriegerischen Auseinandersetzungen blieb, bei dem damaligen Stand der ärztlichen Wissenschaften, der Ausbruch von Pest- und Choleraepidemien nicht aus.

So heißt es u.a., daß in den Jahren 1632/33 manche Städte und Dörfer ganz entvölkert wurden. Wieviele Menschen in der Kommende Klein-Oels diesen Seuchen zum Opfer fielen, ist nicht festzustellen. Doch besagte eine Steintafel in der Südmauer der nicht weit entfernten Kirche zu Mollwitz, daß "Anno 1633 in dieser Gemeinde 263 Personen in der Infektion gestorben sind". Das war gewiß die Hälfte aller Einwohner!

Die mächtigen und reichen Ritterorden waren bemüht, ihren Untertanen nach Schicksalsschlägen besonders beizustehen. Sie waren dazu auch besser in der Lage als der einzelne kleine Fürst. Lautete, darauf hinweisend, ein Sprichwort im Mittelalter: "Unter dem Krummstab (Bischofsstab) ist gut wohnen".

Klein-Oels war nicht nur der Sitz der Kommende-Verwaltung, hier wurde seit alten Zeiten auch die Gerichtsbarkeit ausgeübt. Im Park zu Klein-Oels lag ein mächtiger, ovaler Stein, der "Dreidingstein". Jahrhundertlang befand er sich an der Gerichtsstätte, die rechts vom Wege nach Jauer, nicht weit vom sogenannten "Bilde" zu suchen ist. Es ist die Stelle, die "Galgenberg" genannt wurde. Diese Anhöhe liegt an der Galgenbrücke, welche den Olbenbach auf der Günthersdorf-Tempelfelder Chaussee überquert. Auf diesem kleinen Hügel stand in alter Zeit das Hochgericht. Dort, oder in unmittelbarer Nähe, mag das ursprüngliche "Ding" getagt haben. Der Begriff "Ding" führt in die ältesten Zeiten zurück. Diese Einrichtung war gleichbedeutend mit Gerichtsversammlung und wurde öffentlich unter freiem Himmel, besonders auf Hügeln oder unter Bäumen abgehalten. Die Teilnahme an demselben war Recht und Pflicht aller freien und wehrhaften Männer des Volkes. Die Stelle, an der das "Ding" abgehalten wurde, war den Göttern geweiht. Demnach ist also diese Einrichtung älter als die christliche Zeitrechnung. Mit den Fortschritten der Kultur änderte sich im Laufe der Jahrhunderte auch das System der Gerichtsbarkeit. Um 1300 gab es bereits "Landvögte". Den Vorsitz im Gericht hatte aber der Komthur zu Klein-Oels, und er mußte, wenn der Landvogt bei Kapitalverbrechen (Mord) nicht binnen drei Tagen einfand, selbst richten. In späterer Zeit traten Richter, Geschworene und Schöffen an die Stelle jener, wo das "Ding" getagt hatte. Das Privilegium der Gerichtsbarkeit besaß jedoch weiter der jeweilige Komthur. Aus dem "Ding" wurde das "Dreiding", eine in ihrer Zusammensetzung und in ihrem Tätigkeitsumfang vereinfachte Art der Rechtspflege. Kriminelle Verbrechen und grobe Vergehen wurden von den inzwischen eingesetzten Schwurgerichten geahndet. Das "Dreiding", welchem alle 12 Kommendedörfer unterstellt waren, wurde noch bis in die 1840er Jahre abgehalten; freilich nicht mehr unter freiem Himmel, sondern auf dem Amt in Klein-Oels und dem Justizamt in Bischwitz bei Wansen. In den letzten Zeiten seines Bestehens hatte es jedoch nur noch Vermittlungs- und Schlichtungscharakter. Insbesondere oblagen ihm Grenz-Wege-Wasser-Vorfluts-Brückenbau-Hutungs-Zins- und Lastenstreitigkeiten, sowie Armenangelegenheiten. Das Justizamt hatte aber auch Grundstücks- und Hypotheken-Angelegenheiten zu besorgen, bis all diese Funktionen an die späteren Amtsgerichte übergingen.

Als weitere Wahrzeichen damaliger Rechtspflege seien folgende erwähnt:

An der Kirche oder im Gehöft des Erbscholzen befand sich ein Halseisen. Dieses war von starker Konstruktion, 4 cm breit, innen glatt und ausgekehlt und 1.16 m hoch vom Erdboden in der Wand eingemauert. Es diente zur Bestrafung, oft auch zur Ächtung von Personen, denen lasterhafter Lebenswandel nachgewiesen war. Das Einschließen ins Halseisen währte je nach der Art des Vergehens verschieden lange Zeit. In der Hauptsache wurden weibliche Personen in dieses entehrende Instrument eingeschlossen: Gotteslästerer, solche, die Zank und Streit verursachten, das Klatschen nicht sein lassen konnten, die es mit der Keuschheit nicht so genau nahmen oder ihre Ehe brachen. Der Dorfwächter, mit seiner Tute lautes Aufsehen erregend, führte die Täterin zum Strafort. Da die Menschen verschieden groß waren, mußte die Strafe oft in der Kniebeuge oder überhaupt knieend abgeübt werden.

Männer wurden meist nur dann in das Eisen gesteckt, wenn sie klatsch-süchtig waren. Für andere Vergehen gab es für sie, je nach der Schwere, eine gehörige Tracht Prügel beim Amtmann oder stundenlanges Sitzen auf dem "hölzernen Esel". Diese Strafe kam dem Einschließen ins Halseisen gleich.

Wo ein etwas weniger "gestrenger Herr Hauptmann" Justiz ausübte, erachtete man anstelle der vorgenannten Strafen das Anbinden an einen schweren Ring für genügend. Ein solcher war zum Beispiel an der Günthersdorfer Kirche nordseits angebracht.

Der "Stock" als nächst härtere Strafe war ein Gestell, durch das Hände und Füße gesteckt werden mußten, der Körper also in einer gekrümmten Haltung sich befand.

"Den "Stock" nannte man später das Gefängnis, das zumeist in muffigen Kellern und finsternen Räumen sich befand - nicht wie in unseren Tagen mit großen Fenstern, Heizung und vielen anderen Bequemlichkeiten ausgestattet.

Nun, so sehr lange liegt diese Art Bestrafung nicht einmal zurück. So erließ man 1799 eine Verordnung, daß die Strafen durch Halseisen und Stock für das Gesinde auf eine kürzere Zeitdauer zu beschränken seien.

Der "hölzernen Esel" stand in Klein-Oels bis zum Jahre 1810.

Durch das Säkularisations-Edikt vom 30.10.1810 waren die Kommanden aufgelöst und als Staatseigentum erklärt worden. Inzwischen hatte der König als Belohnung für hervorragende Kriegsdienste Dotationen (Staatsgeschenke) zugesagt. Diese Zusagen betrafen die Generale Tauentzien, Bülow, Gneisenau, und Yorck. Dieser glaubte besonderen Anspruch auf Dankbarkeit und Anerkennung anmelden zu können, hatte er sich doch als Heerführer vor allen anderen hervorgetan. Im Feldzug Napoleons gegen Rußland hatte er das preußische Hilfskorps geführt. Auf dem Rückzug schloß Yorck in eigener Verantwortung am 30.12.1812 mit dem russischen Heerführer, General Diebitsch, in der Poscheruner Mühle zu Tauroggen in Ostpreußen eine Konvention. Damit wurden die Befreiungskriege eingeleitet, die zum Sturz Napoleons und seiner Hegemonie in Europa führten. Freiherr von Diebitsch entstammte einer deutschen Familie Schlesiens. Im weiteren Verlauf schlossen Preußen und Russen am 28.2.1813 das Bündnis von Kalisch. Breslau wurde zum Mittelpunkt des Befreiungswillens gegen den korsischen Eroberer und weckte damit die Begeisterung des ganzen Volkes. Hier erließ auch König Friedrich Wilhelm III. den Aufruf "An mein Volk". Von Breslau aus bereiteten die nunmehr verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland mit ihren Heerführern den Befreiungskrieg vor. Schlesien trug für diesen Krieg und durch ihn schwere Belastungen und brachte für die gute Sache große Opfer. Der erste große preußische Sieg gegen Napoleon wurde am 26.8.1813 in der Schlacht an der Katzbach errungen.

Yorck wünschte sich vom König die ehemalige Maltheser-Kommende Klein-Oels und übernahm sie am 7.8.1814. Der Generalfeldmarschall bildete aus den ihm vom König geschenkten und weiteren inzwischen zugekauften Gütern das Fideikommiß Klein-Oels. Fideikommiß bedeutet Großgrundbesitz, der stets geschlossen in der Hand eines Familienmitgliedes bleibt. Im Jahre 1836 bestand dieses Fideikommiß aus folgenden Gütern:

- 1) Klein-Oels mit den Zinsdörfern Günthersdorf, Kallen, Niehmen. Klein-Jenkwitz, Tempelfeld, Klosdorf, Jauer, Polnisch-Breile. Marienau, Hermsdorf, Brosewitz und dem Vorwerk Kanschwitz.
- 2) Bischwitz mit den Zinsdörfern Alt-Wansen, Halbendorf, Spurwitz, Johnwitz und Knieschwitz.
- 3) Weigwitz; 4) Gaulau; 5) Kauern und 6) der Weihmühle.

Eine Zinsverpflichtung für die Dörfer bestand zu dieser Zeit nicht mehr, die Lasten waren längst abgelöst. Eigentum der Herrschaft Klein-Oels aber blieben sämtliche Dorfauenstücke, welche in den vorgenannten Ortschaften lagen.

Ferner besaß die Herrschaft ein ausgedehntes Patronat, und zwar über die Kirchen zu Klein-Oels, Niehmen, Günthersdorf, Tempelfeld, Jauer, Klosdorf, Marienau, Hermsdorf, Brosewitz, Alt-Wansen, Gaulau, Weigwitz und die Begräbniskirche zu Halbendorf.

Zudem bestand ein Patronat über die sogenannten Küsterschulen, bei denen das Amt des Lehrers mit den Funktionen des Organisten und Küsters verbunden war. Es waren dies die Küsterschulen zu Klein-Oels, Niehmen, Günthersdorf, Tempelfeld, Jauer, Alt-Wansen, Marienau, Hermsdorf, Brosewitz, Gaulau und Weigwitz.

Die schlesische Landschaft war mit großen, stattlichen Wäldern durchsetzt. Das bedingte natürlich einen entsprechenden Bestand an Wild aller Art und bot dem Waidmann viel Anreiz. Von diesem wurde damals noch viel Geschicklichkeit, ein gutes Auge, Mut und Entschlossenheit verlangt. Schußwaffen in so vollendeter Ausführung wie später und gar heutzutage gab es nicht. Es gab auch nicht nur viel edles und starkes Wild, sondern auch Raubzeug aller Art, das alle männliche Kraft erforderte. Das gefürchtetste Raubtier war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts der Wolf. Noch um 1600 hatten die Wölfe so überhand genommen, daß die Piastenherzöge eigene Wolfsjagden veranstalteten. Im Rohwald hatte man Wolfsgruben angelegt, in denen die Raubtiere durch Köder gefangen wurden. Der Schaden an den Viehbeständen, den Wölfe, aber auch Bären anrichteten, war oft beträchtlich. Einen besonderen Reiz auf die Raubtiere übten junge Pferde aus. Mancherorts wurden eigene Wolfswächter angestellt, oder aber die Bauern in den Dörfern stellten Wachen aus unter Zuhilfenahme von scharfen Hunden.

In einem interessanten Überblick über die Wolfsplage in Schlesien wird u.a. berichtet: "Im 17. Jahrhundert kehrt in den Jagdverordnungen der Hinweis auf die notwendige Bekämpfung des Wolfes immer wieder. Diese Raubtiere waren so wild, daß sie bei hellichem Tag das Vieh auf den Gütern anfielen und sich auch von den Hirten nicht vertreiben ließen".

Besonders zahlreich traten Wölfe in den 50er Jahren des 17. Jahrhunderts in der Grafschaft Glatz auf; im folgenden Jahrhundert zeigte sich dann eine wesentliche Abnahme. Über die Verhältnisse im Riesengebirge gibt die Schußliste eines dortigen Reviers Auskunft: 1730 = 2 Wölfe; 1750 = 1 Wolf; 1761 = 1 Wölfin mit 7 Jungen. In den an Polen angrenzenden Landesteilen Schlesiens fanden sich Wölfe auch in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in großer Zahl; so erlegte in der Herrstädter Heide 1773 ein Jäger nicht weniger als 40 dieser Raubtiere. Die letzte, am Zobten veranstaltete Treibjagd, brachte 1787 noch 6 Wölfe zur Strecke. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sind diese Tiere als Standwild aus Schlesien verschwunden, wechselten aber im 19. Jahrhundert noch manchmal aus Polen herüber. In der Görlitzer Heide wurden sie damals immer wieder zur Plage, so daß auf die Erlegung eines Wolfes ein Schußgeld von 10 Talern ausgesetzt wurde. Im Glatzer Bergland stellte man den letzten Wolf 1831 fest; 1842 schoß man einen bei Flinsberg und 1845 je einen bei Brieg und in den Muskauer Forsten. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts sind diese gefürchteten Raubtiere auch als Wechselwild immer seltener geworden. Im Revier Rudelsdorf, Kreis Groß-Wartenberg erlegte man noch 1924 einen starken Wolf.

Zur Bekämpfung von Raubzeug legten die Behörden besondere Schußgelder fest. So hieß es in der Jagdordnung für das Großherzogtum Schlesien von 1756 u.a:

"Das Schießgeld für einen Bären, Luchs oder Wolf wird aus der Kreiskasse nach dem vorgeschriebenen Satze bezahlt".

"Vom Fuchs, Biber, wilden Katzen, Marder, Iltis, Wiesel ect. behalten die Forstbediensteten anstatt des Schießgeldes den Balg".

Nach diesem Rückblick soll aber auch ein sehr positives Bild über Wildbestand und Jagden aus einer jüngeren Zeit erwähnt werden:

an einer Rohrwaldjagd im Jahre 1911 wurden an einem Tag von 11 Jägern geschossen: 1295 Fasanen, 146 Hasen, 107 Kaninchen; oder: im

Kallen-Niehmer Revier im Jahre 1913 von 7 Jägern: 615 Fasanen,

109 Hasen und 55 Kaninchen. Muß da ein Jäger unserer Tage nicht

vor Neid erblassen? In unserer, von Autostraßen durchschnittenen Landschaft kann eine solche Strecke nicht mehr erwartet werden.

Fast stockt einem der Atem, wenn man einmal irgendwo auf den Feldern oder an einem Waldesrand einen stolzen Fasan erblickt!

Ein Stück Geschichte von Klein-Oels und seiner Umgebung bedeutet das "Bild im Mittelwald". Klein-Oels war einst ganz von Wald umgeben. An den Rohrwald schloß sich der Mittelwald zwischen den von Klein-Oels nach Tempelfeld und Günthersdorf führenden Wegen an. Mitten durch diesen Wald führte der Weg nach Jauer. Nicht weit von dessen Kreuzung mit der von Günthersdorf nach Tempelfeld führenden Chaussee stand ein Bildstock, der die hl. Maria mit dem Jesuskind darstellte. Das verglaste Bild befindet sich dort seit langer Zeit; es hing bis zum Jahre 1876 an einer alten Eiche, die der Sturm umwarf. Das Bild wurde durchlöchert, und zwar, wie die Überlieferung wissen will, durch einen Schrotpostenschuß. Diesen soll einstmals ein Förster frevelhafterweise in das Marienbild abgegeben haben aus Ärger darüber, daß er an jenem Tage das Pech hatte, wiederholt an Wild vorbeizuschießen. Nach diesem Schusse soll ihn ein schwarzer Hirsch hart verfolgt haben, so daß den Förster vor Aufregung und Angst der Schlag getroffen habe. Auf alten Gutskarten war diese Stelle als "Der Försterschreck" eingezeichnet.

Eine andere Überlieferung besagt, daß ein junger Forstgehilfe in schwerer Krankheit im Fieberwahn in einem unbewachten Augenblick seine Flinte von der Wand gerissen habe, im Hemd in den Wald gerannt sei und auf das Bild geschossen habe. Bald darauf sei der junge Förster an "der hitzigen Krankheit", wie man damals den Typhus bezeichnete, gestorben.

In der damaligen Zeit legten viele Menschen aus der ganzen Umgebung ein Gelübde ab. Auch Hanne-Lore Kache aus Klein-Oels tat dies. Sie war allgemein bekannt und galt als einfach, zufrieden und fromm. Überall wußte sie sich nützlich zu machen, nahm aber für ihre Arbeit niemals Geld an. Hanne-Lore erbat sich in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Erlaubnis, das Marienbild weihen zu lassen. Ihr Gelübde war, selbst ein Opfer zu bringen und das Bild zu Fuß nach Prag zu tragen. Dort amtierte der Kanonikus Padrock, ein gebürtiger Klein-Oelser, und dieser gab gern und feierlich dem Muttergottesbild aus seiner Heimat die Weihe. Über 60 Jahre alt war Hanne-Lore Kache bereits, als sie damals den langen, beschwerlichen Weg nach Prag antrat, das Bild in einem Tuch auf den Rücken gebunden. Nur mit trockenem Brot und Salz hatte sie sich ausgerüstet; Nachtquartier nahm sie nirgends an, sie übernachtete in den Wäldern.

Furcht kannte sie nicht; sie trug ja ihre Beschützerin bei sich. Johanna Eleonore Kache erreichte ihr Ziel nach einer Strecke von insgesamt 60 Meilen (ca 400 km). Sie starb 1897 im Alter von 70 Jahren.

Oft und gern wanderten seitdem fromme Gläubige in den stillen Hain im Mittelwald. Pfarrer Josef Seidel von Jauer ließ im Jahre 1898 am "Bild im Mittelwald", wie es bis in die jüngste Zeit hieß, einen Kreuzweg errichten. Seine Absicht war es, das Bild durch den Bau einer Kapelle vor den Einflüssen der Witterung zu schützen. Für diesen Zweck hatte er testamentarisch einen erheblichen Geldbetrag gestiftet. Die Inflation nach dem 1. Weltkrieg machte allerdings die Erfüllung des letzten Wunsches dieses frommen Mannes zunichte. Pfarrer Josef Seidel entstammte einer Günthersdorfer Bauernfamilie und war von 1885 bis 1901 Pfarrer in Jauer. Anschließend übernahm er die Pfarrei Marienau, fühlte sich jedoch bis zu seinem Ableben im Jahre 1919 Jauer sehr verbunden. Von seiner großen Verwandtschaft ließ er sich bis zu seinem Tode den "Jauerschen Onkel" nennen. Auf seinen letzten Wunsch hin wurde er von Marienau nach Jauer umgebettet und fand auf dem Friedhof in Jauer an der Seite der dort ruhenden Seelsorger seine letzte Ruhe.

Auch die Bewohner von Jauer wallfahrteten gern zum "Bilde" und trugen der Gottesmutter ihre Anliegen vor. Zu der Zeit, als ich Ministrant war, führte Vater Spielmann die allmonatliche Sonntagswallfahrt an. Wir Jungen hatten immer Spaß, wenn dieser die Gebete am Muttergottesbild abschloß mit einem Vaterunser "für alle, die hundsflutzscherweise (unerwartet) ums Leben kommen werden".

Im Mai 1946 führte letztmalig eine größere deutsche Prozession aus dem weiten Umkreis mit ihren Priestern zum Bild; es sollte der Abschied sein. Niemals in der langen Geschichte sind die Bewohner der Kommende so leidgeprüft, so armselig und unterdrückt an diesem Ort zusammen gekommen. Bald hatte die in Tempelfeld stationierte polnische Miliz Lunte gerochen und erschien bewaffnet in unserer Mitte. Sie mußte sich aber bald von der Harmlosigkeit dieses letzten Treffens der Deutschen überzeugen. Kurze Zeit danach begannen die Ausweisungen. Und wie mag es jetzt dort aussehen? Hat man auch an dieser Stelle alle Spuren deutscher Wertschätzung und liebgewordener Hinterlassenschaften beseitigt?

Bisher wurde immer und immer wieder von Klein-Oels berichtet. In der damaligen Zeit kam dem Ort als Sitz und Mittelpunkt der Kommendverwaltung eine große Bedeutung zu. Man kann sich denken, daß unsere Vorfahren oft und aus vielerlei Anlässen sich auf den Weg dorthin gemacht haben, gewiß meist zu Fuß. Einmal bereits fanden wir es als "Städtel" bezeichnet. Nun, Klein-Oels hat sich nicht vom "Städtel" zur Stadt aufgeschwungen, es blieb Dorf. Zu einem blühenden Landstädtchen konnte sich das 6 km entfernte Wansen entwickeln. Eine kaufkräftige Landkundschaft aus weiter Umgebung unterstützte die zahlreichen leistungsfähigen Gewerbe- und Geschäftsbetriebe von Wansen. Die Stadt war weiterhin bekannt durch einen umfangreichen Gurken- und Tabakanbau. Zwei große Tabakfabriken boten einem Teil der Bevölkerung gesicherte Beschäftigung. Wansen lag an der Eisenbahnstrecke Strehlen-Brieg, während Klein-Oels nicht einmal Bahnstation war.

Klein-Oels wurde geprägt durch die Persönlichkeiten der jeweiligen Grafen und Majoratsherren und deren Familien. Die ersteren spielten in der engeren Heimat, in Kreis, Provinz und Staat eine einflußreiche Rolle. Führende Kreise aus Politik, Militär, Kunst und Wissenschaft verkehrten im Schloß zu Klein-Oels. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der letzte Majoratsherr, Paul Graf Yorck von Wartenburg, nach der Vertreibung in die Bundesrepublik bis zu seiner Pensionierung als Jurist im diplomatischen Dienst tätig war. Sein jüngerer Bruder, Graf Peter, fand seinen Tod durch Erhängen als Beteiligter an den Ereignissen des 20. Juli 1944, der geplanten Beseitigung des Nazi-Regimes.

Sieben zur Herrschaft Klein-Oels gehörige Güter mit einer Nutzfläche von 20 000 Morgen waren landwirtschaftliche Musterbetriebe. Hinzu kamen einige technische Betriebe, ferner die über Schlesiens Grenzen hinaus bekannten Fischzuchten und schließlich die großen gräflichen Forsten. Kein Wunder, daß auch im Dorf selber die Persönlichkeiten der gräflichen Verwaltung dominierten: Güterdirektor, Gutsinspektor, Amtssekretär, Rentmeister, Förster, Brennereiverwalter, Schloßgärtner und viele andere. Im Dorf gab es einige mittlere und eine größere Anzahl kleinbäuerlicher Betriebe, Kirche, Schule, Arztpraxis, Gewerbe- und Geschäftsbetriebe und nicht zuletzt zwei gutgehende Gastwirtschaften. Einen besonderen Ruf hatte das Lokal von Lorke, welches geselliger Mittelpunkt der näheren und weiteren Umgebung geworden war.

Wer aus meiner Generation erinnert sich nicht gern der Zeit nach dem 1. Weltkrieg, die man heute so gern als "die Goldenen 20er Jahre" bezeichnet? Welch ein Betrieb herrschte da in Klein-Oels, wenn Lorkes einluden zum Tanzkränzchen, Garten- oder Saalkonzert, Maskenball oder anderen geselligen Veranstaltungen. Aus der ganzen Kommende und weit darüber hinaus kamen vergnügungslustige junge Menschen, um hier unter Gleichgesinnten frohe, unterhaltsame Stunden zu verbringen. Wie schwer war es da oft, die vielen Gespanne im Dorf unterzubringen. Es spielte die bekannte Musikkapelle Überschär aus Mollwitz im wunderschönen Lorkeschen Garten, einem hübschen Fleckchen Erde. An diesen schloß sich der 150 Morgen große gräfliche Park an. Wieviele junge Menschen sind durch das Türchen am Ende des Lorkeschen Gartens in den Park spaziert, haben sich dort Liebe und Treue geschworen, um diese dann in einer guten Ehe unter Beweis zu stellen! Und wie schmunzelte Vater Josef Lorke, wenn er spürte, daß die vielen Gäste sich in seinen Räumen und bei seiner guten Bewirtung so wohlfühlten! Im Saal wurde getanzt, oft bis der Morgen graute. Dann aber ging es heimwärts, um dort sogleich den Cut, Smoking oder guten Anzug mit der Arbeitskluft zu tauschen. Josef Lorke legte später die Last seines Betriebes auf jüngere Schultern, seine Tochter und deren Ehemann Albert Gotter, welche das gute Erbe in bewährter Weise bis 1945 weiter führten. Das war unsere schöne, ungetrübte und so harmlose Jugendzeit!

In den voraufgegangenen Ausführungen über Jauer vom Jahre 1678 war der Name Dierschke nicht erwähnt. Wir fanden ihn jedoch als Casper Dürschke unter den 20 Bauern von Niehmen. Der war unser Urahn! Wenn ich, wie es des öfteren geschah, mit meinem Vater auf dem Wege zu unserer Kreisstadt Ohlau durch das Dorf Niehmen fuhr, zeigte er stets auf das Niehmener Schulgrundstück und sagte: "von hier stammen wir". In einem Bericht über Niehmen heißt es, daß "im Jahre 1798 die Schule zu Niehmen westlich hinter der Kirche stand, jetzt aber befindet sie sich östlich der Kirche". Es muß demnach zutreffen, daß die Dürschkes zu Niehmen um 1798 ihren Hof zu Schulzwecken an die Gemeinde und das zugehörige Land wahrscheinlich anderweitig verkauft haben. Ob die Niehmener D. nach Tempelfeld umgesiedelt sind? Es ist mit Sicherheit anzunehmen.

Mein Jugendfreund Alfred Dirschke aus Tempelfeld (sie schrieben sich ohne e) bestätigte mir dies bei unseren wiederholten Zusammenkünften in den 60er Jahren. Er war bis zur Vertreibung Regierungsrat in Breslau und nach dem Krieg als Jurist am Verwaltungsgericht in Köln tätig. Leider verstarb Alfred Dirschke schon 1965; wir hätten gern noch viele Gespräche geführt und gemeinsam unserer Herkunft nachgespürt. Bereits in der Heimat hatte er in Erfahrung gebracht, daß unser Ursprungsname "Dietrich" sei, und daß der erste dieses Namens in unserer Heimat in Kanschwitz bei Wansen gesiedelt hatte. Das 12. Jahrhundert brachte ja den Übergang von der Sippenbezeichnung zum Familiennamen. Das Anwachsen der Städte forderte damals, vor allem für Rechtsgeschäfte, die genaue Unterscheidung von Personen. Den Grundstock der Familiennamen bildeten die germanischen Voll- und Kurznamen, ferner biblische Namen und die von Heiligen. Freilich wurden sie im Laufe der Zeit stark verändert.

Weil nun das Dorf Niehmen die Heimat unserer Urväter ist, sei einiges von ihm berichtet. Niehmen heißt in alten Urkunden Nemy, eine Ableitung des polnischen Wortes "Niemce"- mit den Polen nicht sprechen können. Die Siedler des Dorfes waren also Deutsche. Paul Neugebauer schreibt, daß Schriftstücke und Nachweise des Bestehens von Niehmen von 1294 an vorhanden sind.

Schon von alters her hatte Niehmen eine Kirche, bis zur Gegenreformation war sie auch evangelisch. Im Jahre 1642 verwüstete der schwedische General Torstensohn mit seinen Truppen den Ort, wobei die 1607 erbaute Kirche zerstört wurde. Sie war der hl. Katharina geweiht und bis dahin die Pfarrkirche für Niehmen, Günthersdorf und Kallen. Der jeweilige Pfarrvikar hielt auch die Klein-Oelser Gottesdienste. Nach dem 30jährigen Kriege war aus Gründen der Kostenersparnis die Pfarrei von Niehmen mit der von Klein-Oels zusammengelegt worden. Niehmen hatte aber nie aufgehört eine selbständige Pfarrgemeinde zu sein. Es fehlten nur die Gebäude und den Gottesdienst versah für lange Zeit der Pfarrer von Klein-Oels in einem primitiv hergerichteten Raum. Erst im Jahre 1852 erstand die neue Pfarrei, wie eine Marmortafel an der Straßenseite des Niehmener Pfarrhauses bekundete.

Niehmen besaß eine besondere Naturschönheit, die Niehmener Heide. Dort im romantischen Kiefernwald und in den sich anschließenden Niehmener und Kallener Wälder wuchsen die schönsten Schneeglöckchen. Diese wurden an einen Großhändler verpachtet, der sie von Niehmener und Kallener Frauen, Buben und Mädchen pflücken ließ und schon im Anblühen namentlich in die Großstädte Berlin, Dresden, Leipzig und Hamburg lieferte, wo sie guten Absatz fanden. Der humusreiche Boden des Ohletaales mag den begehrten Blumen besonders zuträglich gewesen sein.

In unserem Besitz befand sich die Urkunde über den Kauf des Jauerschen Hofes; sie ist leider durch die Kriegsereignisse verloren gegangen. Der Text begann wie folgt: "Vor dem Hochritterlichen Commende-Amt zu Klein-Oels erscheint am 25.2.1777 der Schulze zu Niehmen, Franz Dürschke, und erklärt, für seinen Sohn Hans Franz die in der Subhastation (Zwangsversteigerung) befindliche "Niedere Erb- und Gerichtsscholtisei" zu Jauer, Ohlauseischen Kreises, für 1330 Taler zu kaufen". Das also war der Beginn in Jauer!



E r b h o f z u J a u e r

Hans Franz Dürschke heiratete eine geborene Hansel von der Scholtisei zu Günthersdorf. 43 Jahre lang bewirtschafteten sie den Hof. In ihrer Zeit wurde 1810 das Wohnhaus erbaut.

Ihr Sohn Josef Dierschke übernahm den Besitz im Jahre 1820. Er ehelichte Anna Rosina, geborene Kirstein, aus Köchendorf. In ihre Zeit fiel der Neubau der Kuhstall-Hofseite ohne dem Auszughaus.

Josef und Anna Rosina, geborene Kirstein, hatten folgende Kinder:

Luise, geboren am 25.9.1821. Sie heiratete 1851 den Mühlenbesitzer Ignatz Hampel aus Lassoth, Kreis Neisse. Alte Leute aus Jauer erzählten mir noch von dieser großen Hochzeit, z.B. auch, daß der Bräutigam vier Rappen vor die Hochzeitskutsche gespannt hatte.

Alois, geboren am 3.4.1823. Er kaufte das Kretschamgut in Groß-Tinz, Kreis Nimptsch, welches sich bis 1945 im Besitz der Familie befand. Letzter Besitzer war Georg Dierschke, seine Ehefrau Gertrud Scholz stammte aus Ogen/Grottkau.

Josef, geboren am 22.7.1827. Er übernahm den väterlichen Besitz am 1.7.1854 und heiratete Cölestine Freund aus Ogen. Das also waren meine Großeltern!

34/2



Cölestine und Josef Dierschke

1854 - 1894

Josef und Cölestine Dierschke hatten folgende Kinder:

- Anna, geboren am 14.6.1855, heiratete 1888 den Kaufmann Carl Vogt in Grottkau. Sie hatten folgende Nachkommen: Alfons, Apotheker, blieb unverheiratet und starb 1944. Benno, Arzt in Breslau, heiratete Maria Theissingaus Neisse. Benno verstarb 1945 in Breslau. Helene. Sie war unverheiratet und starb 1945 in Grottk. Irmgard war verheiratet mit Oberzollinspektor Albert Schubert. Er verstarb 1944, Irmgard 1970 in Saarbrücken Ihre Tochter Inge lebt in Saarbrücken, Kieselhumes 29.
- Josef, geboren am 14.9.1857, war unverheiratet, lebte auf dem Hof in Jauer und verstarb 1935.
- Oswald, geboren am 29.7.1860 war der Hoferbe. Über ihn wird anschließend berichtet.
- Ida, geboren am 3.6.1865, heiratete 1889 den Bauer Josef Hansel in Günthersdorf. Er starb 1924, seine Ehefrau 1951 in Geisweid, Kreis Siegen. Ihre Kinder sind:
- Josef starb 1914 den Heldentod in Bevedere/Frankr.
- Karl war Bauer in Knieschwitz, bei Wansen, in
1. Ehe verheiratet mit Maria Hubrich, in
2. Ehe mit Elisabeth Heidrich aus Bauerwitz.
Karl Hansel starb 1970 in Buchholz/Rinteln.
- Oswald war Bauer in Reumen, Kreis Frankenstein und heiratete Hildegard Welzel. Jetziger Wohnsitz: Altenbeken, Brandhagen 6.
- Bernhard war Studienrat in Gleiwitz und heiratete Charlotte Fiebig. Wohnsitz nach der Vertreibung: Essen-Bredeney, Küppersheide 12.
Bernhard ist 1968 verstorben.
- Maria war verheiratet mit Bauer Karl Sabisch in Tempelfeld. Er starb 1954 in Siegen.
Maria Sabisch wohnt in Lindenberg 106.
- Adelheid heiratete Bauer Paul Bittner in Heinersdorf, Kreis Frankenstein; jetzt in Bösingfeld, Kreis Rinteln, Eulenweg 5.
- Richard war der Hoferbe in Günthersdorf und heiratete Elisabeth Kunert aus Ruppertsdorf, Kreis Strehlen; jetzt in Varl 293, Kreis Lübbesche.

Ida heiratete Gutsinspektor Richard Haschke in Deutsch-Breile, Kreis Ohlau. Er starb 1962 in Siegen. Ida Haschke wohnt in Geisweid, Kreis Siegen, Kastanienweg 3.

Adelheid, geboren am 19.6.1867, heiratete den Bauer Josef Maruschke in Graduschwitz (später Grasau), Kreis Ohlau. Dieser Ehe entsprossen folgende Kinder:

Josef stud.Agr. verstarb 1917 in Graduschwitz.

Maria war unverheiratet und verstarb 1966 in Lippstadt

Richard blieb unverheiratet und war Bauer in Krintsch, Kreis Neumarkt. Er starb 1952 in Mistelbach.

Otilie heiratete den Bauer Arthur Kretschmer in Gleinitz, Kreis Nimptsch. Er starb 1955 in Berne. Otilie Kretschmer wohnt in Halver.

Paul war Kaufmann und Hausbesitzer in Hindenburg O/S und heiratete Ursula Krug; jetzt wohnhaft in Essen/Ruhr, Spichernstraße 38.

Alfred war Bauer in Grasau auf dem 2. Gut der Maruschkes, dem Drescherhof. Er heiratete Edith Elsner aus Schlottendorf, Kreis Frankenstein; jetzt wohnhaft in Lippstadt, Dedinghauserweg 22.

Franz erbte den Hof in Grasau (Stammgut der Familie seit 300 Jahren). Er heiratete Maria Schirdewan aus Jankau, Kreis Ohlau, verstarb 1956 in Salzgitter-Drütte. Maria Maruschke wohnt in Burgdorf, Kreis Wolfenbüttel.

Adelheid verheiratet mit Bauer Aloys Seeliger in Kaltenbrunn, Kreis Schweidnitz; wohnhaft in Bielefeld, Hagenkamp 26.

Agnes blieb unverheiratet und wohnt in Lippstadt bei ihrem Bruder Alfred.

Richard, geboren am 10.2.1869, blieb ledig, war Kaufmann in Leobschütz und verstarb 1930.

Josef und Cölestine Dierschke bewirtschafteten vier volle Jahrzehnte den Betrieb, nämlich von 1854 bis 1894. Sie bauten um 1860 die linke Hofseite mit Schweine- und Pferdeställen, Wagenremisen und Schüttböden.

Zehn Jahre später ließen sie die Scheune mit Korn- Mittel- und Siedetenne erbauen, z.T. unterkellert. Die alte Scheune hatte vor- dem auf gleichem Platz gestanden, jedoch um Tennenhöhe tiefer. Schließlich wurde um 1890 das alte, noch mit Stroh gedeckte Auszug- haus niedergerissen und ein neues mit anschließenden Geflügelstäl- len errichtet. Beide Seiten unseres Hofes mit so starken Fundamen- ten und eisenfesten Gewölben konnten wahrlich Generationen über- dauern. Es wäre gewiß heute noch schade, sie vielleicht einer mo- dernen, technisierten Wirtschaftsweise niederreißen zu müssen.

Nach sehr arbeits- und erfolgreichen Jahrzehnten war es meinen Großeltern vergönnt, noch geruhsame Jahre auf dem Auszug zu verle- ben. Josef Dierschke verstarb 1903, Ehefrau Cölestine 1908.

Mein Vater Oswald Dierschke übernahm den Besitz am 1.7.1894. Er heiratete Maria Drutschmann, geboren am 6.1.1875 in Bielitz Kreis Falkenberg. Ihre Hochzeit feierten sie am 13.11.1894 in Bie- litz. Über die Familie Drutschmann soll an dieser Stelle nicht be- sonders berichtet werden. Es steht uns ja die ausführliche und in- teressante Drutschmannsche Familienchronik zur Verfügung, geschrie- ben von Professor Josef Drutschmann, dem Bruder meiner Mutter. Der Chronist war am 15.5.1878 in Bielitz geboren, lebte bis zur Ausweisung aus Schlesien in Breslau-Lissa und verstarb am 24.1.67 in Salzgitter-Lebenstedt. Fast erreichte er das des öfteren von ihm erwähnte hohe Alter seines Urahnen Hans Trutschmann aus Bielitz, der 1516 geboren war und 1610 verstarb. Onkel Drutschmann überlebte alle seine Geschwister, vor allem seine drei Schwestern bei weitem. Noch vor Ausbruch des 2. Weltkrieges hatte er sich umfassende Un- terlagen für seine Chronik beschaffen und ein Exemplar auch in den Westen retten können. Wir alle wollen ihm dafür dankbar sein!

Erwähnen wenigstens möchte ich aber doch den letzten Besitzer des Bielitzer Erbhofes, Albert Drutschmann. Ihn ereilte samt seiner Ehefrau Ottilie geborene Rinke das, weiß Gott, unverdiente Schick- sal, von haßerfüllter polnischer Miliz in dem berüchtigten Lager Lamsdorf, Oberschlesien, umgebracht zu werden. Über die Ausweisung der Dorfbewohner von Bielitz und ihre furchtbaren Erlebnisse im Lager Lamsdorf ist in der Drutschmannschen Chronik ausführlich berichtet.

Viele Schlesier erlitten dort in Lamsdorf wie an anderen Leidensorten ein gleiches grausames Schicksal. Unendlich hoch war die Zahl derer, die auf andere Weise, sei es in der Heimat, auf der Flucht in bitterer Kälte, oder wo auch immer ihr Leben verloren. Nicht minder Schlimmes widerfuhr den Bewohnern der anderen deutschen Landesteile jenseits von Oder und Neisse. Gewiß ist die deutsche Schuld am Ausbruch des 2. Weltkrieges und des dadurch in andere Länder hineingetragenen Elends nicht einfach wegzuwischen. Man muß aber auch die Opfer der Zivilbevölkerung, die längst einen großen Teil dieser Schuld gesühnt haben, in die Waagschale werfen. Leider geht man in unseren Tagen vollständig über diese Tatsachen hinweg und weiß nur noch Anerkennung von Unrecht und vollständigen Verzicht anzubieten.

Während die vorgenannten drei Dierschke-Generationen seit 1777 alle vier Hofseiten neu erbaut hatten, schufen meine Eltern die folgenden Ergänzungen: als erstes den Bau des Arbeiter-Wohnhauses am Bach; 1906 den Bau der "Neuen Scheune" in Verlängerung der bestehenden Scheune bis an die Bankauer Straße. Diese Scheune war sehr hoch, geräumig und z.T. unterkellert. Daran wurde einige Jahre später der Maschinen- und Geräteschuppen gesetzt. Vor dem Kuhstall wurde ein Schleppdach errichtet, das viele Vorteile brachte: das Grünfutter konnte trocken und schattig lagern, und es war möglich, schnell einmal einen Erntewagen o.a. in Sicherheit zu bringen. Schließlich wurde 1915 an den Giebel der linken Hofseite die Futterküche für den Schweinestall gebaut.

Es läßt sich so einfach erzählen, was unsere Ahnen alle miteinander auf dem angestammten Besitz geleistet haben. In jedem Falle waren sie unendlich fleißig, mühten sich redlich, um der Scholle das Äußerste abzurufen und steigerten die Erträge von Feld und Vieh von Generation zu Generation. Das Leben selbst, ob Kleidung, Ernährung oder Haushalt, wurde spartanisch geführt. Unser Vater erzählte viel aus seiner Jugend. Da wurden alle Räume noch dürftig mit dem Kienspan erleuchtet, einem mit Harz durchtränkten Kiefernholz. Diesem folgte die Stearinkerze und, als großer Fortschritt, die Petroleumlampe, allen Wohn- und Wirtschaftszwecken entsprechend. Vor Einbruch der Dunkelheit mußten alle Lampen und Laternen gebrauchsfertig sein: Dochte eingezogen, Glocken und Zylinder gereinigt, Petroleum nachgefüllt usw.

Gern noch erinnern wir uns der Rorate-Messen zur Adventszeit. Wir besuchten sie, wenn irgend möglich, täglich um 6 Uhr in der Frühe. Im Stockfinstern und oft in hohem Schnee ging es zur Kirche. Am Altar brannten einige bescheidene Kerzen, einige auf der Empore für Kantor und Kinderchor. Die erwachsenen Gläubigen hatten neben ihren Gebetbüchern ein Wachsstockchen brennen. Beheizte Kirchen gab es überhaupt nicht; oft war es bitterkalt, und die Sonntagsgottesdienste dauerten zumindest 1 1/2 Stunden. Immer betete die Gemeinde vorher gemeinsam einen ganzen Rosenkranz, ihm folgte eine lange Predigt, das Hochamt und der sakramentale Segen. Aber zur Sonntagsmesse ging ein jeder aus dem Dorf. Wer Kinder, Haus und Hof hüten mußte, besuchte zu anderer Stunde den Gottesdienst im nahen Klosdorf. Wie mollig war es dann zur kalten Winterszeit am am hohen Kachelofen daheim! Im Jahre 1914, kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges, bekamen wir Anschluß an die Elektrizitätsversorgung mit all ihren Vorteilen für den gesamten Betrieb.

Bereits an anderer Stelle war über schwere Zeiten berichtet worden, die Schlesien und seine Bewohner im Laufe der Jahrhunderte durchzustehen hatten. Seit den Befreiungskriegen 1813/15 hatten feindliche Heere das Land nicht mehr betreten, es konnte sich friedlich entfalten. Überdies sicherte die zunehmende Industrialisierung der Landwirtschaft guten Absatz ihrer Produkte. Gewiß gab es immer wieder Prüfungen verschiedener Art. So wird u.a. berichtet von Rückschlägen durch Mißernten in den 40er Jahren, welche die Menschen auf dem Lande in bittere Not brachten. Insbesondere in den Jahren 1848/49 mußten die Parlamente sich wiederholt mit dieser Notlage befassen. In diesem Zusammenhang nannte unser Vater oft die sogenannten Caprivischen Zeiten. Caprivi war Reichskanzler als Nachfolger des Fürsten Bismarck von 1890-1894. Er begann einen neuen politischen Kurs mit der Nichterneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages. Dies führte schließlich zur Allianz zwischen Rußland, Frankreich und England und hatte letztlich den Ausbruch des 1. Weltkrieges zur Folge. Caprivi schloß aber auch neue Handelsverträge ab zwecks Herabsetzung der Getreidezölle. Diese Maßnahme verschlechterte den Absatz der landwirtschaftlichen Produkte in schlimmem Maße. 1893 setzte Caprivi die Heeresvermehrung durch.

Zu Beginn des 1. Weltkrieges befand Schlesien sich in ganz großer Gefahr. Deutschland war von Kriegsbeginn an in einen Zwei-Fronten-Krieg verwickelt. Nach stürmischem Vormarsch deutscher Armeen durch Belgien weit nach Frankreich hinein schien die Eroberung von Paris nur eine Frage der Zeit zu sein. Doch in den Tagen vom 5.9. - 9.9.1914 ging die Schlacht an der Marne verloren, die deutsche Front mußte zurückgenommen werden, und das Kriegsgeschehen ging in einen Stellungskrieg über.

An der Ostfront waren russische Armeen in Ostpreußen eingedrungen, das Land wurde zerstört und verwüstet. Großes Leid brach über die Bevölkerung dieser Provinz herein. Durch die geniale Führung des Generals von Hindenburg und seines Generalstabschefs, General Ludendorff, sowie dank der Tapferkeit ihrer Truppen, gelang es, die starken russischen Armeen in den Schlachten von Tannenberg (26.8.-30.8.) und an den Masursischen Seen (6.9.-14.9.) vernichtend zu schlagen. Ostpreußen war wieder vom Feinde befreit.

Die Gefahr für Schlesien drohte von der Südfront her. Hier stand das verbündete österreichisch-ungarische Heer, zu dem auch das schlesische Landwehrkorps unter Führung des Generals von Woyrsch gehörte, dem Feind gegenüber. Es galt, die Absicht der russischen Heeresleitung, durch Oberschlesien über Breslau die Reichshauptstadt Berlin zu erreichen, zu vereiteln. Das schlesische Landwehrkorps kam auf den Höhen von Tarnowka/Lublin zum Einsatz. Dies war, wie es im Kriegstagebuch über Generalfeldmarschall von Woyrsch heißt, die Stelle, welche die feindliche Heerführung sich als ihre Hauptdurchbruchsstelle gewählt hatte. Die besten russischen Truppen, Garde- und Grenadierkorps nebst der 82. Division und 200 Geschütze waren hier eingesetzt, und dennoch zerschellten alle Angriffe an der Front des Landwehrkorps. Diese schlesischen Landwehrmänner haben sich ein unvergängliches ruhmreiches Gedenken in der Geschichte erworben. Der durch sie verhinderte Durchbruch wurde mit dem Leben von 100 Offizieren und 8 000 Mann erkämpft. Man bedenke, daß das Landwehrkorps aus älteren Männern, fast ausnahmslos Ehemännern und Familienvätern bestand. Inzwischen waren durch Hindenburgs Siege in Ostpreußen Truppen frei geworden und zur Verstärkung an die Südfront verlegt worden. Auch hier konnte die entscheidende Wende herbeigeführt werden. Was wäre sonst aus unserer schönen Heimat geworden?



Bange Wochen durchstand damals die Bevölkerung Schlesiens, namentlich in den Städten. Hier standen die Koffer gepackt, die Flucht vor Augen.

Jetzt aber soll zunächst einmal vom Dorf Jauer erzählt werden! Ihm gibt der Olbenbach, im Volksmund die Bache genannt, sein besonderes idyllisches Gepräge. Der Bach entspringt bei Olbendorf im Strehlemer Kreis und mündet bei Niehmen in die Ohle, einem linken Nebenfluß der Oder. Er fließt mitten durch Jauer und teilt das Dorf in zwei Hälften, die Hohe Seite und die Nieder Seite. Unser Hof, die Niedere Erb- und Gerichtsscholtisei, liegt am Dorfausgang nach Bankau, Hausnummer 14. Die andere Erbscholtisei, seit Jahrhunderten im Besitz der Familie Scholz, befindet sich auf der Hohen Seite, der Gastwirtschaft gegenüber. In alten Zeiten waren beide Erbscholzen abwechselnd die "Dorfschulzen", heute Bürgermeister genannt. Unserem Hof gegenüber, nahe am Bach, steht das ältere Wohnhaus für unsere Arbeiter, dem Dorfausgang zu das neuere. Ein jedes bietet zwei Familien Wohnraum, dazu Hof und Ställe für das Kleinvieh. Unsere direkten Nachbarn waren Viewegers, mit denen wir zu allen Zeiten in einem gutnachbarlichen Verhältnis gelebt haben. Auf der anderen Straßenseite lag die kleine Gärtnerstelle der Geschwister Spielmann.

In der Dorfmitte führt über den Bach die "Hohe Brücke". An ihrer rechten Seite stand das Kriegerdenkmal zu Ehren und dem Gedächtnis der 28 Toten der Gemeinde aus dem 1. Weltkrieg. Vor der Brücke, an der Nieder Seite, befand sich der einzige Kaufmannsladen des Dorfes mit der Poststelle, beides von Herrn und Frau Schmidt geführt. Den Weg über den Bach ermöglichten zudem drei Fußstege, der Dierschke-, Schul- und Tiergartensteg. In meiner Jugendzeit existierte ein weiterer, der Melz- Steg zwischen Eistert und Paul. Vor unserem Gehöft führte eine Furt durch den Bach. Bei starkem Frost trug die Eisdecke die Fahrzeuge. Freilich brachte der Olbenbach oft genug Hochwasser, dann war die letztgenannte Durchfahrt nicht mehr möglich. Überschwemmungen gefährdeten die am Bach gelegenen Gehöfte und zogen vor allem das weite Wiesengelände in Mitleidenschaft. Überdies hatte Graf Yorck auf seinem Klän-Oelser Wiesengelände in den Bach eine Schleuse einbauen lassen, um die Versorgung der Fischteiche mit frischem Wasser zu regulieren.

Bei starken und anhaltenden Regenfällen zeigte sich sodann ein starker Rückstau, und bald war im tiefliegenden Jauer alles überflutet. Eines der größten Hochwasser brachte die Schneeschmelze im Frühjahr 1908. Ich war im 1. Schuljahr und hatte nachmittags von 1-3 Uhr Unterricht. Ich erinnere mich sehr gut, daß noch vor Schulschluß meine Mutter eine Magd nach mir schickte. Diese trug mich von der Hohen Brücke an, bis über die Knie im Wasser wattend, auf ihren Schultern nach Hause. Das Wasser stieg bis zum späten Abend weiter an, und wir mußten sein Eindringen in unseren Hof befürchten. Doch am folgenden Morgen war die Dorfstraße wieder frei.

Hinter der Hohen Brücke lag zur Rechten das Wirtshaus des Dorfes. "Erbkretscham Bernhard Franz Paul", so lautete Jahrzehnte hindurch seine Aufschrift. Zur Linken lag die Dorfschmiede von Fuhrmann; Gastwirtschaft und Schmiede sind zwei wichtige Unternehmen im Bauerndorf. Unsere Kirche, St. Michael geweiht, befand sich, etwas erhöht, am Dorfausgang nach Klosdorf. Der Friedhof lag um die Kirche herum. Die Gräber sollen jetzt eingeebnet sein, ausgenommen der Grabhügel von Erzpriester Josef Neuber an der Kirchmauer. Er war ja beim Eindringen russischer Truppen am 5.2.1945 erschlagen worden, weil er sich geweigert hatte, ihnen Frauen und Mädchen des Dorfes zur Verfügung zu stellen. Pfarrer Neuber war am Vorabend nach Klosdorf ausgewichen, ohne jedoch dadurch der Bedrängnis zu entgehen. Am folgenden Morgen holte ihn ein russischer Soldat aus dem Unterschlupf. Erst ein Jahr später klärte sich die Ungewißheit um unseren Seelsorger, als man seine Leiche am Rande eines Feldweges kurz vor der Autobahn entdeckte. Unter starker Anteilnahme der Bevölkerung aus der ganzen Umgebung fand das Begräbnis dieses lebenswürdigen kerndeutschen Mannes und frommen Priesters auf dem Friedhof in Jauer statt. Erzpriester Neuber ist einer der 73 schlesischen Priester, welche beim Einbruch der Russen gewaltsam den Tod fanden.

An den Friedhof schloß sich der Pfarrgarten mit der uralten, unter Denkmalschutz stehenden Pfarrlinde an. 200 m nördlich lag außerhalb des Dorfes das Gehöft von Ernst Abend. Er hatte bis in die 20er Jahre die dazugehörige Windmühle betrieben.

Neben dem Friedhof zum Dorf hin befand sich das Pfarrhaus mit dem Pfarrhof. Zur Pfarrgemeinde Jauer zählten die Dörfer Breile und Klosdorf, letzteres mit der eigenen, der hl. Hedwig geweihten Kirche.

Jauer war eine begehrte Pfarrstelle, gehörten zu ihr doch 260 Morgen landwirtschaftliche Nutzfläche. In früheren Zeiten bewirtschafteten die jeweiligen Pfarrherren das Land selbst. Wer von uns Älteren erinnert sich nicht gern des letzten echten Landpfarrers, Erzpriester Alois Sabisch mit seinem schlohweißen Haar. Er bestellte von 1919 bis 1931 mit seinen zwei kleinen Pferden noch einige Morgen Acker und Wiese. Sein Nachfolger, Pfarrer Josef Neuber, kam gleichfalls aus Klein-Oels zu uns, jedoch schon 1932 mit dem eigenen Auto, einem kleinen Dixi.

An der Pfarrkirche zu Jauer wirkten, soweit ich es rekonstruieren konnte, die folgenden Geistlichen:

- Carl Stehr Pfarrer von 1847 bis 1862. Eingangs bereits wurde seine Chronik erwähnt. Er kam von Klein-Oels und beschloß seinen Lebensabend in Neisse.
- Anton Ullrich Pfarrer von 1862 bis 1884. Er wirkte bis dahin in Brosewitz, verstarb 1884 und wurde auf dem Friedhof in Jauer begraben.
- Josef Seidel Pfarrer von 1885 bis 1901. Er war geboren in Günthersdorf, kam von Skalitz/Österr.-Schlesien, war anschließend Pfarrer in Marienau und starb 1919. Auf seinen letzten Wunsch hin wurde er von Marienau nach Jauer umgebettet.
- Johannes Langer Pfarrer von 1901 bis 1909. Auch er kam von Klein-Oels, verstarb 1909 und wurde auf dem Friedhof in Jauer beigesetzt.
- Benedikt Nentwig Pfarrer von 1909 bis 1919. Er war geboren in Popelau Kreis Oppeln, kam von Niehmen, verstarb 1919 und wurde in Jauer begraben.
- Alois Sabisch Pfarrer und Erzpriester von 1919 bis 1931. Er war geboren in Tempelfeld und vorher Pfarrer von Klein-Oels. 1931 erkrankte er, setzte sich in Wartha zur Ruhe, wo er 1937 starb und begraben ist.
- Josef Neuber Pfarrer und Erzpriester von 1932 bis 1945. Er wurde in Ritterswalde Kreis Neisse geboren und kam von Klein-Oels nach Jauer. Beim Einbruch der Russen fand er den Tod und wurde 1946 auf dem Friedhof in Jauer zur letzten Ruhe gebettet.
- Adolf Steinhauer Pfarrvikar von August 1945 bis zur Ausweisung.

Neben dem Pfarrhof befand sich die Schule mit dem Schulhof. Es war eine Küsterschule mit 65 Morgen Nutzfläche, die noch bis nach der Jahrhundertwende vom damaligen 1. Lehrer und Kantor Josef Ulbrich in eigener Regie bewirtschaftet wurde. Alle Ländereien von Kirche und Schule hatten später kleinere Landwirte von Jauer, Breile und Klosdorf gepachtet. Lediglich die dazugehörigen Holzungen behielten die Verpächter zur eigenen Nutzung.

Die Schule zu Jauer war eine dreiklassige Volksschule: Unter- und Mittelklasse mit zweijähriger und Oberklasse mit vierjähriger Schulzeit. Es standen zwei grosse Klassenräume zur Verfügung, zwei Lehrstellen waren eingerichtet: für den 1. Lehrer und Kantor und den 2. Lehrer bzw. Lehrerin. In alten Zeiten führten die letztgenannten die Bezeichnung Adjuvant. Als 1. Lehrer und Kantor haben an der Schule in Jauer gewirkt, soweit feststellbar:

Karl Holetzeck von 1874 bis 1887. Er war geboren in Tempelfeld und kam aus Günthersdorf nach Jauer.

Julius Rücker von 1887 bis 1897. Er war bis dahin Lehrer in Broschwitz, bekannt durch seine mannigfache literarische Tätigkeit auf dem Gebiet der Volksschul-Pädagogik und als Herausgeber des deutschen Lehrer- und Geschäftskalenders. Kantor Rücker trat 1897 in den Ruhestand, den er in Breslau verlebte. Er verstarb hochbetagt in den 20er Jahren.

Joseph Ulbrich von 1897 bis 1929. Er war geboren in Peterswaldau Kreis Reichenbach, und bekannt als ein sehr tüchtiger, aber strenger Lehrer. Eine lange Zeit wirkte Kantor Ulbrich in Jauer und prägte eine ganze Dorfgeneration. Viele Studierende und spätere Lehrer waren aus seiner Schule hervorgegangen. In Wartha liess Kantor Ulbrich sich einen schönen Ruhesitz erbauen, wo er auch 1936 verstarb und begraben wurde.

Paul Gärtner von 1920 bis 1945. Er war geboren in Weisstein bei Waldenburg, Lehrer in Bärwalde bei Münsterberg und kam von dort 1920 als 2. Lehrer nach Jauer. 1929 wurde er Nachfolger von Kantor Ulbrich und wirkte erfolgreich und in einem guten Verhältnis mit der ganzen Gemeinde. Er lebte nach der Vertreibung in Werther Kreis Halle/WF. und ist dort verstorben und begraben.

Als 2. Lehrkraft wirkte Fräulein Käthe Gloger von 1939 bis 1945 an der Schule. Bis heute verbindet sie eine rege Korrespondenz mit vielen alten Bekannten. Ihren Lebensabend verbringt Fräulein Gloger, die leider stark sehbehindert ist, in Kaufbeuren im Allgäu.

Vor ihr hatten bereits viele Lehrer diese Stelle inne. Aus meiner Erinnerung möchte ich die Herren Braunert, Schulz, Lischka und Baumert nennen. Vor diesen aber war ein junger Lehrer tätig, der besonders erwähnt werden muß: der spätere Dichter und Schriftsteller Paul Keller, 1873 in Arnsdorf geboren.

Ebenso lange wie das Deutschtum Schlesiens, nämlich mehr als 700 Jahre, existierte hier auch deutsche Literatur. Nicht ohne Grund bezeichnete man Schlesien als das Land der Gottsucher und Dichter. Aus der Vielzahl herausragender Männer seien folgende genannt:

Andreas Gryphius aus Glogau, den man als den Vater des deutschen Lustspiels bezeichnet.

Johann Christian Günther aus Striegau, der große Vorläufer Goethescher Lyrik.

Freiherr Friedrich von Logau aus Brockut bei Nimptsch, dessen Gedichte allgemeine Wahrheiten in knapper Form aussprechen.

Heinrich Laube aus Sprottau, der um ein junges Deutschland rang.

Joseph Freiherr von Eichendorff aus Lubowitz, dessen Lieder erklingen werden, solange eine deutsche Zunge singt.

Gustav Freytag aus Kreuzburg, der in "Soll und Haben" den ersten sozialen Roman schuf.

Jakob Böhme aus Görlitz, der Schusterphilosoph genannt. Er sah in Gott den Ursprung aller Dinge, auch des Bösen, das zur Schaffung des Guten notwendig ist.

Aus neuerer Zeit nenne ich besonders:

Hermann Stehr aus Habelschwerdt, der ursprünglich Lehrer war und in seinen Werken besonders Lebensnot und Naturleben schildert.

Carl Hauptmann aus Ober-Salzbrunn; er schöpfte seine Eingebungen aus der schlesischen Gebirgslandschaft.

Gerhart Hauptmann, der Bruder des vorgenannten, errang als Bühnendichter und Erzähler Weltruhm. Er erlebte den deutschen Zusammenbruch und starb am 6.6.1946 in Agnetendorf am Riesengebirge.

Anschließend werden die eigenen Erinnerungen von Paul Keller an seine acht monatige Tätigkeit in Jauer wiedergegeben.

Unter ihnen war auch Einer, der uns Schlesiern ja dem ganzen deutschen Volke ans Herz gewachsen ist: der Dichter und Schriftsteller Paul Keller, damals „Adjutant“, (gleichbedeutend mit „zweitem Lehrer“) aus dem ein paar Kilometer von Klein-Dels gelegenen Dörfchen Zauer. Auf der weinumrankten Tribentine und am Stammtisch „unterm Spiegel“, da las Paul Keller an manch fröhlichen Abenden seine ersten Erzeugnisse der Dichtkunst vor, zum Teil stammten sie aus seiner Seminarzeit, zum andern gab ihm das Leben in und um Zauer die Motive hierzu. Fast keiner von den damaligen Zuhörern befindet sich mehr in Klein-Dels. Es waren der jetzige Bürgermeister von Schurgast, Adolf Lorke, der allzeit grundfähigste Lehrer Sobec in Rallen, der fröhliche prächtige Eugen Fuhrmann, zu jener Zeit Adjutant in Klein-Dels, jetzt Lehrer im benachbarten Strehlen, der in vaterländischer Geschichte nicht zu überbieten gewesene Günthersdorfer Lehrer und Kantor Lariß, der famosmusikalische Lehrer Max Alennert, jetzt in Canth, in jenen Zeiten auch Lehrer in Klein-Dels und der die ganze Gesellschaft mit dem köstlichsten Humor würzende Dr. med. Radig, wie auch der alte „Papa Güttnert“, ein hervorragender Lehrer und Kirchenmusiker aus Niehmen, der hunderte von jungen Leuten für ihren späteren Lehrer- und Organistenberuf glänzend vorbereitet hatte.

Doch „es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond“, die Zeiten ändern sich und gern gedenkt auch der damaligen noch unser Keller-Paul, der sein Bildnis zum Andenken an jene Tage nach Klein-Dels gestiftet hat, wo es bei Vater Lorke in der „Bayrischen Bierstube“ unter dem Spiegel hängt, wo viele seiner Freunde ihm zuhörten, er ihnen gebiegene, interessante Stunden bereitete. Die Erinnerungen an Zauer, Klein-Dels und die umgebenden Bezirke sind in Paul Keller wach geblieben und er hat sie uns einmal mitgeteilt;

„Ich hatte am 18. Januar 1893 mein 1. Lehrerexamen bestanden, wog damals, glaube ich, kaum einen Zentner und hoffte, mich zunächst mal auszuruhen zu können. Der Mensch denkt, der Regierungsrat lenkt. Ich war gerade bei Freunden meiner Eltern im Waldenburger Gebirge und fuhr mit der Pflische Hedel vergnügt Schlitten, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Ordre ankam: Hilfslehrer in Zauer, Kreis Ohlau, freie Verpflegung und ungefähr 300 Mark in bar. Die Regierung hatte mich schwer enttäuscht. Bei meinem Examen hatte der Vorsitzende, Provinzialschulrat Dr. Montag, wohlwollend so etwas gesagt, ich sei für den Seminar- oder Präparandien-Dienst in Aussicht genommen. Meine nächsten Freunde kamen in wunderschönen Gebirgsgegenden, ich wurde nach Zauer, Kreis Ohlau, geschickt. Ich sagte damals zur Pflische-Hedel: „Ohne Wahl zuckt der Strahl!“

Die Sache war so gewesen: Dorf Zauer hatte mit seinen Hilfslehrern verschiedentlich Unglück gehabt. Da war der Pfarrer Seidel, der nachmalige Erzpriester von Marienau, als Ortschulinspektor nach Ohlau zum Schulinspektor gefahren und hatte dort gesagt: „Wenn der neue Hilfslehrer wieder so entgleist, dann verliert die Gemeinde jedes Vertrauen zur Schule. Der Schulinspektor war zur Regierung gegangen, hatte dasselbe ausgerichtet und der Regierungsrat hatte die letzte Prüfungsliste des Breslauer Seminars genommen und seine Wahl fiel auf mich. Ich nahm die Sache so ernst, wie es sich gebührt, in einem Falle ein bißchen lächerlich ernst. Ich glaubte nämlich, die 5 oder 6 Tage, die zwischen dem Empfang des Dekretes und meinem Amtsantritt am 1. Februar lagen, dürfte ich nicht verstreichen lassen, ohne mich in Zauer dem Herrn Hauptlehrer und dem Herrn Pfarrer vorgestellt zu haben. Ich hatte keine

Ahnung, wo Zauer lag, jemand hatte mir gesagt, es läge bei Wanzen und Wanzen läge bei Strehlen. So landete ich an einem bitterkalten Wintertage glücklich in Strehlen, weil ich glaubte, von diesem Ort aus sei es näher. In Strehlen fragte ich einen Kutcher, wie weit es nach Zauer sei. Er behauptete, es sei gegen 5



Paul Keller.

Meilen. Das war übertrieben von wegen der Tage, aber meilenweit war es trotzdem. Ich fuhr in einem kleinen Schlitten stundenlang. Es waren 12 Grad Kälte und ich hatte der Feierlichkeit halber auf dem jungen Magisterhaupte einen Cylinderhut. Alle Leute haben gelacht, die mich fahren sahen. Ich wundere mich heute noch, daß mir nicht beide Ohren abgesprungen sind. Hauptlehrer von Zauer war damals Julius Rücker, der sogenannte „Gesangbuchrücker“, weil ein von ihm herausgegebenes kirchliches Gesangbuch wohl im Besitz jeden katholischen Kindes war. Er empfing mich außerordentlich freundlich und seine vortreffliche Frau löste meine erstarrten Glieder mit warmen Getränken liebevoll auf. Ich ging dann mit dem Hauptlehrer noch zum Pfarrer und zum Gemeindevorsteher, wo Papa Rücker überall mit Stolz erzählte, ich sei extra von der Regierung nach Zauer geschickt worden, weil ich der Senior des Kursus gewesen sei. Noch am selben Tage fuhr ich, das junge Magisterhaupt wieder mit dem Cylinder gekrönt, unter entsetzlichen Frosthäuern nach Strehlen zurück.

Ich bedauere auch heute noch nicht, einmal Hilfslehrer in dem Dorf Zauer gewesen zu sein. Meine Stellung zu den Kindern war schwierig. Einem reichen Bauernsohn, der vor der ganzen Klasse eine furchtbar

ordinäre Bemerkung über meinen Vorgänger machte, vertrieb ich mörderlich das Fell. Mädchen durften mein Zimmer niemals betreten. Sie mußten, wenn sie mir ein Schreibheft aufzeigten, an das Katheder herantreten und sich sofort 3 Schritte zurückstellen. Das war damals nötig. Trotzdem hatte ich das süße Glück, daß für jeden Lehrer der einzig wertvolle Lohn ist, daß ich die Liebe meiner Schüler gewann. Jeden Sonntag Nachmittag machte ich mit den Kindern Spiele. Einmal Sonntags mit den Knaben, das andere Mal mit den Mädchen. Die Landwirte, die sonst so ängstlich darauf bedacht sind, daß niemand auf ihren Wiesen oder in ihren Waldbeständen herumfaßt, gaben mir völlig freie Bahn. Es war ein liebes frommes Volk, das ich in Zauer antraf. Niemand aus der Gemeinde hat mir jemals auch nur eine traurige Minute bereitet. Die Mutter Müller war eine vorzügliche Köchin und pflegte mich mit ganz rührender Sorgfalt. Vielleicht verdanke ich diesen 8 Monaten in Zauer, daß ich nach den mageren Seminarjahren nicht die Schwindsucht bekam, die einen großen Teil meiner Familie dahingerafft hat. Es war furchtbar einsam in Zauer, und vielleicht sind meine unglücklichen Vorgänger Opfer dieser schweren Einsamkeit geworden.

Die Perle der Umgebung war Klein-Dels mit seinem herrlichen Park und seinen freundlichen Häusern. Ich erinnere mich sehr deutlich, dort in Kollegen- und Bürgerfreizeiten kurze Vorlesungen gehalten zu haben. Was ich vorgetragen habe, weiß ich nicht mehr. Von meinen Arbeiten, die in Zauer entstanden sind, fanden ein paar Skizzen in der „Preussischen Lehrerzeitung“. Auch empfing ich hier die Anregung zu meiner Novelle „Der Lump“, die allerdings erst später ausgeführt, das Trompetensignal war, das mich plötzlich vor eine große Reihe von Lesern stellte. Als Ende September desselben Jahres, nach achtmonatlicher Tätigkeit ein Dekret antam, das mich an die königliche Präparandie in Schweidnitz berief und ich den Schulkindern mitteilte, daß ich sie schon nach 3 Tagen verlassen müsse, haben alle geknurr, die Kinder und ich und der Pfarrer Seidel, und dem alten Müller war das Herz schwer und er begleitete mich zur Bahn nach Ohlau, das 2 Meilen entfernt war. In meinem Buche „Das königliche Seminartheater“, das ja so viel persönliches aus meinem Leben enthält, steht eine Erzählung „Der Ausflug“. Diese enthält die Schilderung eines meiner Lehrererlebnisse von Zauer und ist nicht Erfindung, sondern Wahrheit.

Gottes Wege sind wunderbar. Ich bin dem Herrn über alle Wege und Ziele dankbar, daß er mich meinen Lebensweg einmal eine Strecke weit durch den nicht gerade romantischen, aber kerndeutschen, guten, freundlichen Ohlauer Gau wandern ließ.“

So Paul Keller, dem Zauer und das alte Klein-Dels aus treuer Schlesiervrucht herzliche Grüße sendet!

Durch sein Bildnis im Lorke'schen Gaststübchen wandern in fröhlicher, unterhaltiger Stunde die Gedanken der Verehrer Paul Kellers, die an seinem ehemaligen Plaze „unterm Spiegel“ sitzen, zu ihm, als ein unsichtbares aber festes Band, das den großen Volksdichter für immer mit unserer engeren Heimat verbindet.

Soweit die Erinnerungen Paul Kellers an Jauer und seine Umgebung. Neben dem bereits erwähnten "Königlichen Seminartheater" seien hier noch folgende seiner Werke genannt: Waldwinter, Marie Heinrich, Die Heimat, Der Sohn der Hagar, Das letzte Märchen, Die alte Krone, Von kleinen Leuten und großen Dingen, Stille Straßen, Ferien vom Ich. Sie alle bekunden viel Heimatsinn und Humor. In 17 Sprachen übersetzt und in einer Auflage von zwei Millionen Bänden erschienen, sind sie heute kaum aufzutreiben. Es wäre gewiß interessant, die geistige Richtung dieses großen Schlesiens zu verfolgen. Paul Keller gründete und leitete seit 1912 die Zeitschrift "Die Bergstadt". Im Jahre 1932 ist er in Breslau verstorben

Sehr viel Freude erlebten die Kinder des Dorfes. Für sie gab es nichts Schöneres, als in Wasser und Sand zu spielen. Und wie erfrischend war ein Bad an den tieferen Stellen des Baches! Welch Leben und Treiben herrschte zur Winterszeit, wenn der Bach in seiner ganzen Länge zugefroren war. Da kamen Schlittschuhe und Rodelschlitten zu ihrem Recht. Bis zur Dunkelheit wurde getobt und zum Abschluß noch einmal Wasser über den Teich gegossen, um am nächsten Tage spiegelglatte Eisflächen vorzufinden.

Aus meiner frühesten Jugend erinnere ich mich einer besonderen Nutzung des Baches: der Teich wurde abgeeeist. Ein Gastwirt aus Zindel zersägte unter Mithilfe anderer Männer mit Stichsägen die Eiskecke in etwa 50 cm große Quadrate und schaffte diese auf Schlitten fort. In einem tiefen Keller lagerte das Eis bis es im folgenden Sommer zur Kühlung der Getränke Verwendung fand. Ja, damals gab es weder Kunsteis noch Kühlschränke.

Ein froher Tag für die Dorfjugend wurde immer der Fischfang im Bach. Alles war auf den Beinen, wenn der Pächter der Fischerei mit seinen Leuten die Netze auslegte. Viele Weißfische gingen ins Netz, auch schon mal einige Hechte. Besonders pfiffige Jungen gingen mit Vorliebe Krebse stechen.

Das fließende Gewässer begünstigte eine starke Geflügelhaltung. Im Bach und auf dem Teich vor unserem Gehöft schwammen hunderte von Gäsen und Enten. Am Abend begann das große Einholen in die Gehöfte. Bei Hochwasser wollten die Tiere am liebsten nicht vom Wasser herunter, dann mußte oft ein berittenes Pferd zu Hilfe genommen werden.

Nach Feierabend ritten die Kutscher, mit Freuden auch Schulbuben, die Pferde ins Wasser. Zur Sommerzeit wurden Pferde und Kutschwagen im Bach gewaschen. So niedrig der Wasserstand oft war, bei Hochwasser lief es über die Rücken der Pferde, und das machte Beteiligten wie Zuschauern viel Spaß.

Das weite Wiesengelände um das Dorf lockte oftmals Störche an, die dort mit ihren langen Schnäbeln nach Futter pickten. Im Frühjahr 1932 ließ sich ein Storchenpaar auf unserer Scheune nieder. Wir unterstützten es und legten einen Holzrahmen auf die Plattform unseres Scheunengiebels. In kurzer Zeit war ein großes Nest zusammengetragen und rasch kamen auch Junge dazu. Zur Freude unserer und der Dorfkinder erschienen die Störche in jedem Frühjahr wieder. Am Sonntag, dem 17. Mai 1942 hatten sich nachmittags, zur Geburtszeit unseres Gunter, ein Heer von Störchen auf unserer Hoppegartenwiese niedergelassen. Welch ein Hallo und eine doppelte Freude für die Geschwister unseres Sonntagsjungen!

Die Gemarkung Jauer umfaßte eine Fläche von 2300 Morgen, davon etwa 10 % Wald und Wiese. Die bekanntesten Flurnamen lauteten: Hoppegarten, Plan, Hayn, Halbemorgen, Querschlag, Bankstück, Teichschlag, Tabetfeld, Zindler Pforte, Großstück, Sandwiese, Abschnitt Gänsewiese, Am Brünnl, Krähberg, Pfeifferberg, Schul- und Pfarracker, Pfarrteich, Niederwiese, Halbehufe, Viertelacker, Judeacker.

Ein Stück hinter dem südlichen Dorfausgang der Hohen Seite stand ein steinerner Wegweiser mit der Aufschrift: "Über Zindel nach Grottkau 13 km" und "Nach der Landstraße 3 km". Dieser letzte Weg führte zu den Abschnitten, einem sehr entlegenen Feld, von welchem fast alle Bauern ein Stück besaßen. Unser Abschnitt war 42 Morgen groß. Die Abschnitte begannen am letzten Querweg vor der Landstraße. Sie wurden östlich durch den Hochwald begrenzt. Dieser, ein größerer Staatsforst, gehörte zur Oberförsterei Stoberau Kreis Brieg. An der Straße von Zindel nach Konradswaldau-Brieg stand am Waldesrand die Hochwald-Försterei. In nördlicher Richtung von dieser führten 15 Minuten Weg zur berühmten Naturschönheit, der "Kaisereiche". Bei einem Sonntagsausflug unserer Familie im Sommer 1939 vermochten wir Eltern und unsere Kinder mit weit ausgestreckten Armen den mächtigen Baumstamm nicht zu umfassen; er hatte einen Umfang von mehr als 6 m.

Parallel zum Hochwald durchschnitt die Abschnitte eine uralte Verkehrsstraße, die "Landstraße". Sie war eine Haupt- und Handelsstraße und seit eh und je von großer Bedeutung. Hier ritt und fuhr noch zu Urgroßmutterns Zeiten die "Wiener Post". Für die damaligen Verhältnisse lief die Beförderung nicht einmal langsam. Wenn die Wege nicht gerade bodenlos waren, brauchte ein Brief von Wien nach Breslau eine Beförderungszeit von nur drei Tagen. Freilich ging es mit Ablösungspferden den größten Teil der Nächte durch; vier oder gar sechs Pferde wurden vorgespannt. Von den einzelnen durchfahrenen Orten aus wurde die Post dann weiter bestellt durch Reiter, Hundegespanne und zur Winterszeit auf Schlitten. In Ohlau traf die "reitende und fahrende Wiener Post über Neisse/Grottkau" auch die "Ratiborer Post", die an jedem Mittwoch und Sonnabend auf anderem Weg als die erstere um 2 Uhr früh in Ohlau eintraf.

Wenn die Wiener Post durch die Dörfer jagte gab es reges Leben an den Umspannorten. In etwa 2 km Entfernung von unserem Abschnitt lag ein alter Gasthof. Mein Vater nannte ihn mit der ursprünglichen Bezeichnung "Radua" und erzählte, daß dort der Wechsel der Postkutschenpferde erfolgt sei. 10 km weiter in Richtung Ohlau lag das Klein-Jenkwitzer Straßengasthaus; es hat in alter Zeit dem gleichen Zweck gedient. Es mag da an den Umspannorten schon viel Leben und Treiben gegeben haben; die Reisenden stärkten sich und mit frischen Pferden ging die Fahrt holter-dipolter weiter.

Doch nicht nur mühsam war einst das Reisen, auch nicht ungefährlich. Spitzbuben gab es damals schon, und die schlimmsten waren die Organisierten, die "Raubritter". Diese brachen dann aus den tiefen Wäldern hervor und plünderten die Reisegesellschaften, vor allem die reisenden Kaufleute tüchtig aus. Diese Kaufleute wurden von den Spitzbuben die "Pfeffersäcke" genannt. Besonders schlimm trieben es die 20 km von uns auf dem Rummelsberg bei Strehlen hausenden Raubritter. Ein ebenso gefürchteter Straßenräuber saß in Kallen. Seine Burg, die später Richard Glogersche Besetzung, wurde 1443, als man diesen Räubern mächtig zu Leibe rückte, dem Erdboden gleichgemacht. Es müssen harte Kämpfe geführt worden sein; denn viele Skelette fand man noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts in der Umgebung von Kallen. Daß Wölfe in diesen Zeiten Reisenden und Wanderern stark zusetzten, wurde an anderer Stelle bereits erwähnt.

Noch bis zur Zeit des 1. Weltkrieges herrschte auf der Landstraße ein reger Fuhrverkehr mit Pferdegespannen. So kam an jedem Freitagnachmittag eine lange Kolonne von 40-50 Lastwagen, grün gestrichen, mit Planen eingedeckt und voll beladen mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Am hinteren Wagenteil stand ein großer Käfig mit lebendem Geflügel. Die Händler kamen aus der Neisser und Grottkauer Gegend, wo sie regelmäßig ihre Produkte einkauften. Wir nannten sie die "Butterleute". In gemächlichem Schritt erreichten sie bis zum späten Abend das Dorf Grebelwitz, ca 15 km vor Breslau. Dort befand sich ein Straßengasthaus mit einem Stall, der 300 Pferden Platz bot. In diesem übernachtete man, brach frühzeitig wieder auf und fuhr das letzte Stück bis zum Breslauer Großmarkt. Nachdem die Ware abgesetzt war, kehrten die Händler in ihre Heimatdörfer zurück, allerdings diesmal nicht mehr in der Kolonne.

Das geliebte Jauer war bis in meine Zeit hinein sehr abgelegen. Es gab keine gepflasterten Wege, das Städtchen Wansen war 8 km, Grottkau 13 km, die Kreisstadt Ohlau und die Städte Brieg und Strehlen 18 km entfernt. Diese Orte waren auch Eisenbahnstationen. Im Jahre 1910 wurde dann die Eisenbahnlinie Strehlen-Wansen bis Brieg durchgeführt und dadurch das 4 km entfernte Günthersdorf unsere nächste Bahnstation. In den Jahren 1911 und 1912 erfolgte der Ausbau des Weges von Mechwitz über Deutsch-Breile, Breile, Jauer, Klosdorf bis Bärzdorf, wo er auf die Landstraße stieß. Auf guter Straße konnten wir nun nach Wahl die Bahnhöfe Mechwitz, Günthersdorf und Laugwitz erreichen. Da wurde auch am Bahnhof 1913 eine Molkerei errichtet, zu deren Einzugsbereich wir gehörten. Mit der Befestigung der Durchgangsstraße Mechwitz-Bärzdorf wurden in Jauer beide Dorfseiten gepflastert und kanalisiert sowie Bürgersteige angelegt. Auch zu den Nachbardörfern Breile und Klosdorf führte ein erhöhter Fußweg am Straßenrand. Schließlich baute man 1937/38 die Reichsautobahn Breslau-Gleiwitz zunächst bis zur Abfahrtstelle Brieg. Die Trasse führte knapp 1 km am Dorf vorbei, durchquerte die Felder der Hohen Seite und auch unseren Abschnitt. Dadurch verloren wir 4 Morgen Land, so daß sich unser Besitz auf 221 Morgen verringerte. In unseren vorigen Generationen waren Besitzveränderungen nicht eingetreten.

Unsere Eltern besaßen einen unendlichen Fleiß und ein frohes Gemüt. Für Neuerungen aller Art waren sie sehr aufgeschlossen. Sie förderten uns vier Kinder in jeder Weise, verlangten aber auch viel von uns. Unser Vater war ein Frühaufsteher. Da begann der Tag morgens um 4 Uhr mit dem Pferde putzen, dem Melken der Kühe und der Fütterung aller Tiere. Das 1. Frühstück wurde vom Frühjahr bis zum Herbst um 1/2 6 Uhr, zur Winterszeit um 1/2 7 Uhr eingenommen. Die erste Arbeit war sodann von Frühling bis Herbst das Heranschaffen von Grünfutter für das Rindvieh. Weidegang kannten wir im schlesischen Flachland nicht, ausgenommen für Jungvieh. Das herrschende Kontinentalklima bedingte oft trockene Sommer mit geringen Niederschlägen. Beschwerlich war die Bergung der Getreideernte, wurde doch aller Roggen mit Sensen gemäht und oft auch Lagergetreide der anderen Getreidearten. Heute klingt es romantisch, wenn man sich vorstellt, daß ein großes Kornfeld von einer Reihe von Männern mit den dazugehörenden Abrafferinnen geschnitten, gebunden und in Puppen gesetzt wurde. Aber auch auf diese Weise konnte bei einer Arbeitszeit von zehn und mehr Stunden ein ganz ansehnliches Feld am Tage bearbeitet werden. Die kürzeren Getreidearten mähte die Ablegemaschine (Flügelmaschine). Welch große Erleichterung brachte der Garbenbinder, der uns ab 1915 zur Verfügung stand, und nach und nach allgemein Verwendung fand. Schon im Jahre 1931 bestaunten wir auf den Feldern des Grafen Yorck in Klein-Oels die Arbeit eines klobigen Mähdreschers amerikanischen Typs. Der größte Teil der Ernte wurde mit einer Dampfmaschine gedroschen. Besonders für die Kinder waren dies interessante Tage: die Dampflokobile, Dreschmaschine und Strohpresse und viele Leute aus dem Dorf als Hilfskräfte, sowie der tolle Betrieb mit so vielen Getreidesäcken und Strohballen. Zur Winterszeit wurde der schönste und längste Roggen mit dem Flegel gedroschen: 1, 2, 3, 4 und 1, 2, 3, 4. Aus dem weich geklopften Langstroh knüpften die weiblichen Arbeitskräfte so viele Schock Strohseile (1 Schock = 60 Stück), wie im kommenden Sommer zum Einbinden der neuen Frucht auf den Feldern benötigt wurden. Der Hafer wurde mit der eigenen, kleineren Maschine gedroschen. Meine Aufgabe war es, wochenlang an den schulfreien Nachmittagen am Göpel die Pferde anzutreiben. Zu allen Jahreszeiten gab es für Jungen herumzukutschieren sowohl bei der Feldbestellung, als bei allen Erntevorgängen. Mit drei oder vier Wechselwagen ausgeführt machte das Einbringen der Früchte besonderen Spaß.

Meine Schwestern fanden im großen Haushalt viel Beschäftigung. Galt es doch täglich zwölf und mehr Personen zu versorgen. Jede Woche mußte Brot gebacken werden; unser Backofen faßte 33 Brote zu je sechs Pfund. Fast in jedem Monat wurde ein Schwein geschlachtet. Wir hielten sehr viel Geflügel aller Art, und das erforderte von der Aufzucht und Pflege bis zur Schlachtreife ein großes Maß an Arbeit. Wohl beschäftigten wir genügend Dienstboten, die in vielen Fällen jahrelang dem Hof treu dienten. Der Betrieb aber war groß und vielseitig.

Meine Eltern hatten folgende Kinder:

Alfred	geboren am 5.11.1896
Helene	geboren am 24.12.1897
Hildegard	geboren am 27.2.1900
Josef	geboren am 27.4.1901
Oswald	geboren 1903, verstorben 1905

Unvergeßlich bleiben die Tage, wenn Besuch kam, vor allem zur Kirmes am 1. Sonntag im November. Da kamen die Verwandten väterlicherseits aus der näheren Umgebung oder gar die von Mutters Seite aus weiter Ferne. Allein von Vaters Seite waren wir 25 Cousins und Cousinen; mütterlicherseits nicht weniger, doch z.T. jünger. Freilich kamen nie alle miteinander, aber ein rundes Dutzend der Jugend war schnell beisammen. Im Geist sehe ich noch, wie die Kutschwagen in Reih und Glied an der Scheune abgestellt und die Reserveställe mit Pferden besetzt sind. Im Wohnhaus ging es laut und lustig her. Zum Kaffee gab es echta schläs'scha Sräslakucha, Käse- und Obstkuchen und Mohnstriezel. Dann hieß es: Ställe besichtigen! Bei gutem Wetter gab es einen schönen Spaziergang durch die Gärten und über die Felder. Der übliche Weg führte über den langen Feldweg, am Hayngraben entlang, über das schöne Wiesenge-lände unterhalb unserer Felder und durch den Hoppegarten in das gemütliche Wohnhaus zurück. Die Jugend vertrieb sich die Zeit mit Gesellschaftsspielen, Musizieren und einem Tänzchen. Die älteren Herrschaften hatten sich ja so viel zu erzählen. Nach einem guten Abendessen, vielleicht sogar Enten- oder Hasenbraten, rüs-tete alles zur Heimfahrt. Man war befriedigt und freute sich auf das nächste Treffen im Kreis der großen Verwandtschaft.

Eine Fahrt mit dem Kutschwagen nach Bielitz bedeutete für uns Kinder ein besonderes Erlebnis. Den Wegeverhältnissen entsprechend dauerte sie 4-5 Stunden. Auf der Grottkau-Neisser Landstraße begegneten wir ungefähr aller Stunden 1-2 Autos. Hatten wir Pferde eingespannt, die scheu wurden, so stieg unser Vater aus, wenn ein Auto in Sicht war. Er faßte die Pferde am Zügel und beruhigte sie, bis das laute Monstrum vorbeigedonnert war. In Grottkau wurde Halt gemacht und den Pferden ein Freßbeutel mit Hafer umgehängt. Wir besuchten unsere Verwandten, Kaufmann Vogts, und besorgten in ihrem Geschäft die Mitbringe für die Bielitzer Kinderschaar. Aus der Fleischerei nahmen unsere Eltern einen Beutel mit Wiener Würstchen mit, die wir unterwegs dann vertilgten. Auf dem weiteren Weg hatten wir drei Zollschraken zu passieren. Vater zog sein Portemonnaie, zahlte jedesmal 50 Pfennige Zoll und die Fahrt konnte weiter gehen. Einspänner hatten den halben Preis zu zahlen. Zwischen Hennersdorf und Mahlendorf trafen wir auf die Glatzer Neiße mit den vielen Brücken über das weite Überschwemmungsgebiet. Es mag 1910 gewesen sein, als wir dort die überflutete Straße passieren mußten. Eine ganze Zeit fuhren wir bis über die Trittbretter unseres Kutschwagens im Wasser. In Bielitz selbst fanden wir so vieles anders als bei uns, vor allem den Dialekt (Karche). Mit dem Onkel Paul, dem jüngsten Bruder meiner Mutter, übernachteten wir in der großen Oberstube des Auszughases. Wenn wir absolut nicht einschlafen wollten, drohte er uns immer wieder: "Wart Ihr stille sein, ich kumm mim Gartl" (Gürtel)! Der gehörte damals zur zünftigen Männerkleidung. Zum Sonntagsgottesdienst und den großen Familienfesten erschienen die älteren Frauen aus dem Dorf in ihrer schmucken Tracht, bestickter Rock, Weste und Haube. Oft besuchten wir an einem weiteren Tag noch andere Verwandte im Dorf. Das Geschlecht der Drutschmanns war ja, wie wir es aus der Chronik wissen, schon sehr lange in Bielitz seßhaft. Der Onkel Albert hatte besonders feurige Pferde und in jedem Jahr Zuwachs von 4 jungen Tieren. Diese spannte er bereits mit 1 1/2 Jahren ein. Die Heimfahrt aus Bielitz wurde uns Kindern freilich dann bedeutend langweiliger. In Grottkau wurde erneut Halt gemacht. Mit dem Tode unserer Großmutter, 1914, wurden unsere Besuche in Bielitz seltener.

Unsere Eltern förderten uns auch schulisch weitgehendst. Meine Schwestern gingen für einige Jahre zu den Oppelner Schwestern. Wir zwei Jungen sollten das Einjährige bringen, d.h. die Obersekundareife mit dem Berechtigungsschein zum einjährigen freiwilligen Militärdienst. Die aktive Dienstzeit betrug damals bei der Kavallerie drei und bei den anderen Formationen zwei Jahre. Der "Einjährige" brauchte eben nur ein Jahr zu dienen und bekam entsprechende Beförderungschancen. Bruder Alfred besuchte das Gymnasium zu Strehlen, während ich die Höhere Landwirtschaftsschule in Brieg absolvieren sollte. Um möglichst rasch das Ziel zu erreichen, ließ Vater mich bei unserem Pfarrer Nentwig einige Wochen Anfangsunterricht in der französischen Sprache nehmen. Im April 1912 bestand ich die Aufnahmeprüfung für die Quinta. Die Schule vermittelte ein gutes Allgemeinwissen. In den oberen drei Klassen wurde besonderer Wert auf naturwissenschaftliche und landwirtschaftliche Fächer gelegt. Diese fünf Jahre bedeuteten für mich eine erlebnisreiche Zeit. Die schöne Gartenstadt Brieg bot sehr viel, und die Schulkameraden waren fast alle Landwirtssöhne aus Schlesien. Noch heute bestehen Kontakte untereinander. Im März 1917 bestand ich die Abschlußprüfung und wurde vom Mündlichen befreit.

Alfred war nach seinem Schulbesuch auf dem elterlichen Hof tätig, mußte aber 1915 die Uniform anziehen. Seine militärische Grundausbildung bekam er bei der Einjährigkompagnie des Infanterieregiments 23 in Neisse. Im Frühjahr 1916 rückte er an die Westfront. Hier machte er die schweren Kämpfe an der Somme mit, die an die Ausdauer und den Heldenmut der kämpfenden Infanterie harte Anforderungen stellten. Im Nahkampf mit Engländern, wo Alfred besonderen Mut und Entschlossenheit gezeigt hatte, verdiente er sich das Eiserne Kreuz. Er wurde zudem an der Schulter verwundet. Nach der Ausheilung kam er zu seinem Ersatzbataillon in Münsterberg und im Frühjahr 1917 zum Offizierskurs auf den Truppenübungsplatz Warthelager. Im Spätsommer wurde Alfred wieder an der Westfront eingesetzt. Er nahm an den großen Flandernschlachten teil und erhielt im Oktober 1917 die Beförderung zum Leutnant der Reserve. Kurz vor Kriegsende, im Herbst 1918, erlitt er eine erneute Verwundung durch einen Halsschuß und bekam als weitere Auszeichnung das E.K. I. Klasse.

Als junger Leutnant besuchte uns Alfred leider zu einem traurigen Familienereignis, dem Begräbnis unserer Mutter am 8.11.1917. Sie war 1915 an einem Lungenleiden erkrankt, erlitt 1917 bei einer Kur in Bad Reinerz einen Nervenzusammenbruch und verstarb nach einem Herzschlag am 4.11.1917. Ihr früher Tod bedeutete für uns alle einen herben Verlust. Die Führung des großen Haushaltes oblag nun ganz meinen beiden Schwestern. Nach Kriegsende legte Alfred eine landwirtschaftliche Lehre auf dem Gut des Grafen Schaffgotsch in Koppitz bei Grottkau ab. Anschließend folgten einige Jahre als Gutsassistent in Crummendorf, Kreis Strehlen und in Schönborn, Kreis Breslau.

Ich selbst hatte zwei Lehrmeister: meinen Vater, der sowohl ein guter Ackerwirt -er konnte die längsten Pflugfurchen, Kartoffel- und Rübenreihen schnurgerade über das Feld ziehen- als auch ein besonders erfolgreicher Viehzüchter war. Zum anderen lebte und wirkte auf dem Hof Vaters älterer Bruder, der "Onkel Patei". Er war ein tüchtiger Ackerwirt, kümmerte sich um Maschinen und Geräte und konnte die schönsten Gabelstiele, Heurechen, Wagebalken usw. anfertigen. Während der ersten Hälfte des Krieges vertrat er die zum Wehrdienst gerufenen Besitzer des Hofes meiner Großmutter in Ogen und auf dem Stammgut meiner Mutter in Bielitz. Onkel Patei war unverheiratet, er gehörte zur Familie und lebte im Auszughaus. Wir Kinder freuten uns besonders, wenn er uns ein Zehnmarkstück aus Gold auf den Weihnachtstisch legte.

Unser Vater betätigte sich eine Reihe von Jahren ehrenamtlich. Sechs Jahre lang als Standesbeamter, sechs Jahre als Gemeindevorsteher und das in den besonders wichtigen Jahren des Straßenbaues und während der Kriegszeit, und schließlich hatte er nach dem Krieg noch drei Jahre den Posten des Amtsvorstehers inne. Den Amts- und Standesamtsbezirk bildeten die Dörfer Klosdorf, Jauer, Breile, Deutsch-Breile und Mechwitz. Ich selbst war Standesbä^emter in den Jahren von 1930 bis 1936.

Unsere Jugendzeit ging rasch dahin, und 1924 gab es die erste Hochzeit im Hause. Schwester Helene heiratete den Bauer Paul Kirstein aus Köchendorf, geboren am 15.12.1889. Es wurden ihnen folgende Kinder geboren:

Brigitte verstarb 1945 in Köchendorf

Helene	heiratete Alfons Anders aus Alt-Wilmsdorf, Kreis Neisse. Er unterhält in Godshorn, bei Hannover eine Landmaschinenstation.
Paul	als Kleinkind verstorben
Egbert	heiratete Brigitte Karrasch aus Strehlen. Egbert besaß in Langenhagen bei Hannover eine Landmaschinenstation und verunglückte in Ausübung seines Berufes tödlich am 14.11.1966.
Josef	heiratete Sonja Lengsfeld, wohnt in Langenhagen und ist als Schweißer tätig.
Sieglinde	heiratete Klaus Pabsch aus Mittelsteine. Er ist Techniker und in Wenden bei Braunschweig wohnhaft.

Mutter Lenchen war es leider nicht vergönnt, sehr lange im Kirsteinschen Neubau in Langenhagen, Grenzheide 18, zu leben. Sie verstarb am 1.6.1962.

Aus der Heimatzeit der Familie Kirstein soll ein tragisches Erlebnis mit gutem Ausgang nicht unerwähnt bleiben. Köchendorf war ja unser Nachbardorf, und so gingen Familienbesuche sehr oft hinüber und herüber. Auf der Rückfahrt von einem Besuch in Jauer mußte das Gefährt am Sonntag nach Weihnachten 1939 den unbeschränkten Bahnübergang in Mechwitz passieren. Der Kutscher und auch mein Schwager Paul Kirstein übersahen im Nebel und der Dunkelheit den von Brieg kommenden Abendzug. Dieser fuhr direkt in das Fahrzeug, als die zwei vorgespannten Pferde die Gleise überschritten hatten. Die Pferde sausten mit der Deichsel davon; man fand sie verängstigt in Günthersdorf vor einem Gehöft stehende wieder. Der Kutschwagen wurde vollkommen zusammengedrückt und etwa 100 m mitgerissen, bis der Zug zum Halten kam. Doch, welch ein Wunder: alle Insassen, die Eltern mit drei Kindern und den Kutscher zog man mit nur geringen Verletzungen unter dem Zug hervor. Mutter Lenchen trug stärkere Prellungen davon, sie saß eingepreßt im Wrack des Kutschwagens. Der Zug nahm die Verunglückten mit zur nächsten Station, Wansen, Aus dem dortigen Krankenhaus bekamen wir eine gute Stunde nach der Abfahrt unserer Gäste aus Jauer telefonische Nachricht von dem Geschehen und seinem doch so glücklichen Ausgang.

Im Jahre 1925 erlitt unser Vater seinen ersten Schlaganfall, dem weitere folgten. Der Kranke wurde immer hilfloser, benötigte eine ständige Pflegerin und verstarb schließlich am 9.9.1927.

Auf Grund seines Testamentes übernahm ich den Hof.

Zu gleicher Zeit hatte Bruder Alfred das 200 Morgen große Gut von Legerlotz in Striese, Kreis Trebnitz gekauft. Auf dem vernachlässigten Hof fand Alfred harte Arbeit. Es folgten jedoch der sehr schweren Anfangszeit bis zur Aufgabe 1945 noch zehn erfolgreiche und lohnende Jahre. Striese lag ca 30 km nördlich von Breslau. Alfred und seine Familie waren die einzigen aus unserer großen Verwandtschaft, die ihren Wohnsitz auf der rechten Oderseite hatten. Alfred heiratete am 10.1.1928 Erika Scholz, geboren am 3.8.02 zu Breile. Die kirchliche Trauung fand in der Pfarrkirche zu Jauer statt, zu der auch Breile gehörte. Im Geiste sehe ich noch den stattlichen Hochzeitszug, der von Breile bis Jauer reichte. Es waren an die 30 mit wohlgepflegten Pferden bespannte Festkutschen. Im Hause Scholz herrschte natürlich frohes Leben und Treiben.

Alfred und Erika hatten fünf Kinder:

Ingrid	Lehrerin in Schildau in Sachsen
Diethild	Bankkaufmann in Düsseldorf
Hartmut	Diplomlandwirt in Seehausen/Altmark
Siegard	Schlosser in Wittenberg/Elbe
Dagmar	Bankkaufmann in Wittenberg/Elbe

Alfred, der bereits den 1. Weltkrieg in seiner ganzen Härte erlebt hatte, wurde am Schluß des letzten Krieges noch einmal Soldat. Man rief ihn zum Volkssturm, dessen Formation nach ersten Kämpfen im Raum Neumarkt in die Festung Breslau zurückgezogen wurde. Alfred übernahm eine Kompanie, erlitt am 30.3.1945 eine leichte Verwundung unterhalb des Auges und erhielt als Auszeichnung die Spange zum Eisernen Kreuz. Von 105 Mann, die er am 24.3. übernommen hatte, überlebte kaum ein Dutzend die schweren Kämpfe und Strapazen. Er selbst geriet bei der Kapitulation der Festung in Gefangenschaft und nach dem 7000 km entfernten Usbekistan.

Durch eine Krankheit entließ man ihn frühzeitig, so daß er im Spätsommer 1946 nach Mitteldeutschland gelangte. Hier nahm er sofort die Suche nach seiner Familie auf.



Maria und Oswald Dierschke
1894 - 1927



Dorothea und Josef Dierschke
1927 - 1945

Mit vieler Mühe erfuhr Alfred die Anschrift seiner Lieben in Wittenberg. Im Oktober 1946 konnte er sie endlich wiedersehen. Den Übergang zur Bundesrepublik wollte Alfred nicht wagen. Er blieb in Wittenberg und verstarb dort am 2.1.1963. Erika trägt weiter mutig das Schicksal der Trennung von dem größten Teil ihrer Verwandtschaft. Sie wohnt in Wittenberg, Juristenstraße 10.

Nach Alfreds Weggang war ich mit meiner Schwester Hildegard allein auf dem Hof in Jauer. Am 1.10.1928 heiratete sie Bauer Josef Scholz aus Köchendorf, der am 6. 9. 1893 geboren wurde. Es war das letzte Hochzeitsfest der Familie Dierschke in Jauer selbst. Dieser Ehe entsprossen folgende Kinder:

Barbara	jetzt Schwester Casimira im Orden der Vincent.
Gerhard	ist Industriekaufmann und heiratete Wilma geborene Gielhaus. Ihr Wohnsitz ist Fischbach/T.
Josef	ist Regierungs-Landwirtschaftsinspektor in Bad Waldsee und heiratete Irmgard Hoffmann. Wohnsitz: Reute über Aulendorf.
Felicitas	heiratete Studienrat Paul Hellwig in Bad Waldsee.
Marianne	heiratete Krankenpfleger Hubert Zimmermann in Göllsdorf/Rottweil
Clemens	Ingenieur, heiratete Lotte Mager. Ihr Wohnsitz ist Wurmlingen über Tübingen
Norbert	Arzt, heiratete Inge Brückner und wohnt im Hause der Mutter in Lauffen/Rottweil
Lothar	Gewerbeschullehrer in Stuttgart, heiratete Johanna Höfer und wurde in Kornwestheim ansässig.

Weitere vier Kinder sind als Kleinkinder verstorben. Der Familienvater Josef Scholz fand den Tod beim Eindringen russischer Truppen in Köchendorf. Auch in Köchendorf hielt man anfangs eine Flucht vor der herrannahenden Front nicht für unbedingt erforderlich. Als man sich dann dazu entschloß, verhinderte eine Panne am Flüchtlingswagen die rechtzeitige Flucht. Im Juni 1945 wurde der Verstorbene zusammen mit seinem jüngsten Töchterchen auf dem Köchendorfer Friedhof zur letzten Ruhe gebettet. Meine Schwester Hildegard lebt in Lauffen über Rottweil/Neckar, Vorbuchen.

Das Jahr 1928 brachte eine dritte Hochzeit in der Familie. Am 22. Oktober heiratete ich, Josef Dierschke, geboren am 27.4.1901 in Jauer, Kreis Ohlau, Dorothea Saft aus Liebenau, Kreis Münsterberg. Dorothea war geboren am 4.7.1904 zu Gablenz, Kreis Rothenburg/Niederlausitz. Ihre Eltern sind: Albert Saft, geboren am 8.1.1862 in Kaltenbrunn, Kreis Schweidnitz und Agnes, geborene Bartsch, geboren am 14.1.1868 in Noßwitz, Kreis Glogau. Albert Saft wirkte als Gutsinspektor in Gablenz bei Graf Arnim Muskau, kaufte 1905 das Stadtgut Kalter Berg in Goldberg und 1912 das Freigut Liebenau. Vater Saft starb 1943 in Liebenau, Mutter Saft 1960 hochbetagt in Düsseldorf. Sie ruht auf dem Friedhof in Bramsche, Bez. Osnabrück.

Doras Geschwister:

Cäcilie

heiratete Emanuel Hoheisel, zuletzt Kreis-
schulrat in Neisse, bzw. Kempen-Krefeld. Er
verstarb 1953 in Pulheim bei Köln. Cäcilie
ist jetzt wohnhaft in Solingen-Wald.

Ihre Kinder:

Horst, heiratete Irmgard Handschuh

Er verlor 1945 durch Verwundung sein Augen-
licht und lebt heute in Grevenbroich

Ruth, heiratete Chemiker Gert Gierenz in
Solingen-Wald

Albert

war Bauer in Lobedau, Kreis Grottkau und ver-
heiratet mit Klara Kaluschke. Er fand Ende Ja-
nuar 1945 als Volkssturmmann den Tod in Ober-
schlesien. Seine Ehefrau Klara verstarb 1963
in Mönchengladbach

Ihre Kinder:

Joachim, seit 1943 als Leutnantⁿ der Reserve an
der Ostfront vermißt.

Erika ist Lehrerin in Mönchengladbach

Eldeltraud heiratete Kaufmann Karl Brose,
jetzt in Krefeld ansässig.

Bruno

Diplomlandwirt, übernahm 1929 den Erbhof in
Liebenau und heiratete Annemarie Volkmer aus
Heinzendorf, bei Patschkau. Ihr neuer Wohnsitz
wurde ein 4 Morgen-Grundstück in Hesepe über
Bramsche/Osnabrück.

Kinder von Bruno und Annemarie Saft:

Bernd	Tierarzt in Kitzingen, heiratete Erika Küchenhoff.
Andreas	Dr. agr. in Bonn, heiratete Anita Larsson und wurde in Sechtem ansässig
Martin	Tiefbau-Ingenieur, in Osnabrück, heiratete Maria Kappelmann
Reinhard	Elektro-Ingenieur, z.Zt. in Athen, heiratete Wilhelmine Frerker

Unsere kirchliche Trauung fand zu Breslau in der Dorothenkirche statt, die Feier im Familienkreis im Hotel "Schlesischer Hof". In wirtschaftlicher Hinsicht bekamen wir bald nach unserer Heirat schon das Ende der heute als die Goldenen 20er Jahre gepriesenen Zeit zu spüren. Durch einen riesigen Kußsturz an der New Yorker Börse am 24.10.1929 wurde eine Weltwirtschaftskrise ausgelöst, wie es sie bisher nie gegeben hatte. Als deren Folge setzte eine sich bis zu ihrem Höhepunkt im Jahre 1932 verstärkende Arbeitslosigkeit ein, mit der ein gewaltiger Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugerpreise einherging. Beispielsweise sanken die Preise für Schlachtschweine von RM: 90.-- im August 1929 auf RM: 35.-- 1/2 Jahr später; die Getreidepreise fielen um die Hälfte, und die Zuckerrüben aus der Ernte 1930 erbrachten nur RM: 0.80 je Zentner. Der Staat mußte in vielen Fällen mit Sicherungs- und Umschuldungsverfahren eingreifen. Nun, wir haben aus eigenen Kräften durchgehalten, und in der 2. Hälfte des Jahres 1932 bahnte sich eine langsame Besserung der Verhältnisse an. Ab Frühjahr 1933 brachte die neue nationalsozialistische Regierung zwar keine höheren, aber doch stabile Preise. Aus gutem Grund förderte man die Intensivierung der Landwirtschaft. Das Schlagwort hieß: Erzeugungsschlacht! Für kommende Notzeiten sollten Reserven an Lebensmitteln geschaffen werden. Mehr Intensivfrüchte, wie Hack- und Ölfrüchte und Körnermais wurden angebaut und der Gemüsebau nach und nach erweitert. Die Allgemeinerträge der Feldfrüchte fanden eine bedeutende Steigerung durch verstärkte Anwendung von Kunstdünger. Die Einführung der allgemeinen Milchkontrolle und verbesserte Fütterung führten zu höheren Erträgen in den Kuhställen.

Schlesien war ein sehr ergiebiges agrarisches Überschußgebiet. Seine Erzeugnisse kamen vor allem der Bevölkerung von Sachsen, Berlin und dem westfälischen Industriegebiet zugute.

Im Besitz der mittel- und großbäuerlichen Betriebe bis zu 100 Hektar befanden sich $\frac{2}{3}$ der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche. Sie bildeten den beherrschenden Schwerpunkt der Betriebsgrößenverteilung, so daß man von einer gesunden Strukturierung sprechen konnte. 50 % der Nutzfläche dienten dem Getreidebau und über 20 % dem Hackfruchtanbau. Die wertvollste Intensivfrucht war die Zuckerrübe, sowohl durch hohe Hektarerträge, als auch für den Weizenanbau als Folgefrucht. Schlesien galt als Wiege des Zuckerrübenanbaues überhaupt. Nach langjährigen und mühevollen Experimenten an der Runkelrübe gelang schließlich die Zucht der wertvollen Zuckerrübe. F. K. Achard errichtete im Jahre 1802 auf dem Gute Kunern in Schlesien die erste europäische Zuckerfabrik. Seitdem nahm der Anbau der Zuckerrübe in Deutschland einen gewaltigen Aufschwung. Die schlesische Anbaufläche allein betrug mehr als 20 % der gesamten deutschen Anbaufläche. In Maltzsch an der Oder stand die größte Zuckerfabrik Deutschlands. Der hohe Leistungsstand in der schlesischen Landwirtschaft im Jahre 1939 konnte im großen und ganzen bis 1945 erhalten werden.

Als erste soziale Verbesserung erbauten wir im Jahre 1929 ein weiteres Wohnhaus für unsere Arbeiter. Der Bau wurde unterkellert und bot zwei Familien reichlich Wohnraum. Nach dem 1. Weltkrieg, bzw. nach der Revolution von 1918/19, hob man die Preussische Gesindeordnung auf. Diese alte Gesetzesverordnung hatte bis dahin den Bauern die Arbeitskräfte gesichert, allerdings beinhaltete sie für die Dienstboten selbst in vieler Hinsicht Härten. Jetzt wurden die jungen Leute freizügiger und suchten sich in zunehmendem Maße Arbeit im Handwerk und in der Stadt. Verheiratete Landarbeiter aber gab es weiter. Sie kamen natürlich um so lieber, wenn ihnen ordentliche Wohnungen und Versorgungsleistungen geboten wurden. Dafür waren sie in den meisten Fällen seßhafter und zuverlässiger als Unverheiratete. So lebte bei uns in einem echten Treueverhältnis seit 1921 die Familie Josef Pohl bis zu unserer gemeinsamen Ausweisung im Jahre 1946. Herr und Frau Pohl wohnten zunächst in Leipzig. Nach der Familienzusammenführung kamen sie zu ihren Kindern nach Naumburg bei Kassel. Bei ihrem letzten Besuch bestätigte uns Frau Pohl erneut: "Wo wären wir denn so lange auf dem Hof geblieben, wenn es uns nicht gefallen hätte und wir nicht zufrieden gewesen wären".

In gleicher Treue arbeitete seit 1934 die Familie Groer auf unserem Hof. Herr Groer wurde 1942 Soldat und^{ist} leider seit der Schlacht von Stalingrad vermißt. Frau Groer starb 1945 in Jauer am Hungertyphus der Nachkriegszeit. Ihre fünf Kinder wurden Waisen. Die Melkerfamilie Seemann beschäftigten wir seit 1939. Sie wurde 1946 nach Lüdenscheid evakuiert, wo Herr Seemann inzwischen verstorben ist.

Als nächste große Veränderung nahmen wir 1933 den Umbau des Pferdestalles vor. Die alte Hackkammer erübrigte sich bei der geringeren Zahl an ledigen Kutschern und war auch als Schlafstätte nicht mehr zumutbar. Wir schufen eine breite Stalltür und legten an beiden Stallseiten je drei Stände für jeweils ein Gespann Pferde an. Trotz Anschaffung eines Traktors der Firma Lanz in Mannheim im Jahre 1940 blieb bei jährlichem Zuwachs der Pferdestall weiterhin besetzt. Langsam aber stetig schritt die Technisierung der Landwirtschaft vorwärts. Kein Wunder, daß auch das Auto auf dem Lande nicht mehr als ein Luxus empfunden wurde. Bei der Ablegenheit der Dörfer und dem fortschreitenden Tempo der Zeit gab es Betrieb und Familie Hilfe und Erleichterungen. 1934 erwarben wir beide den Führerschein, schafften zwei Kutschwagen ab und kauften uns einen BMW. Allerdings konnten wir diesen nur bis zum Kriegsausbruch im Sommer 1939 benutzen.

Mannigfache Verbesserungen schufen wir an den Wirtschaftsgebäuden und in den Ställen. Im Wohnhaus ließen wir neue Fenster einsetzen, Türen und Treppen verändern, Badeeinrichtungen anlegen u.a.mehr. Schließlich mußte der Bestand an Maschinen und Geräten fortlaufend ergänzt und dem Fortschritt angepaßt werden.

Uns wurden in Jauer sechs Kinder geboren:

Peter	14.12.1929
Susanne	25.11.1930
Ilse	30.12.1931
Rita	21.7.1933
Edith	5.11.1937
Gunter	17.5.1942

Glücklicherweise war es unseren Kindern, vor allem den älteren, vergönnt, noch sehr bewußt ihre Geburtsheimat zu erleben.

Sie hatten eine frohe, ungetrübte Kindheit und konnten sich in Haus und Hof, Feld und Wald gründlich austoben. Mit ihren Spielen erlebten sie das Dorf Jauer, wie ich es bereits schon geschildert habe. So ist es nicht verwunderlich, wenn sie diese Erlebnisse nun an ihre eigenen Kinder weitergeben und daß für die letzteren das Dorf Jauer zu einem Traumland geworden ist.

Im Betrieb mußten unsere Kinder nicht mehr so viel arbeiten, wie wir es getan haben. Inzwischen gab es auch in der Landwirtschaft geregeltere Arbeitszeiten, und die fortschreitende Technik ersetzte so manchen Handgriff. Die schönste Beschäftigung für Dorfjungen, das Kutschieren mit den Pferden, aber war geblieben. Peter besorgte das Einfahren zu den Erntezeiten; als "zweiter Junge" stand ihm Ilse zur Seite. Auch sie war sattelfest und brachte die höchsten Getreidefuder sicher in die Scheune. Natürlich halfen alle Mädchen bei den Haus- und Gartenarbeiten.

Nach dem 4. Schuljahr gaben wir die Kinder auf die Oberschulen. Peter besuchte, wie ehemals sein Großvater Oswald Dierschke, das Gymnasium zu Brieg. Die Brieger Landwirtschaftsschule hatte man inzwischen aufgelöst. Susanne besuchte das Brieger Lyzeum. Ilse trauten wir den Ursulinen zu Breslau am Ritterplatz an. Doch die dicken Klostermauern drohten das forsche Mädchen zu erdrücken. Darum ließen wir Ilse nach dem ersten Klassenziel auf das Brieger Lyzeum überwechseln. Dort lebten nun unsere drei Ältesten wohl behütet und gut versorgt bei Mutter Porada. Rita sollte den gleichen Weg gehen, während Edith im Sommer 1944 gerade noch den Antritt zur Grundschule erreicht hatte.

Peter bekam mit 15 Jahren schon den Ernst der Zeit zu spüren: Bald nach den Großen Ferien mußte er mit seinen Klassenkameraden bis Mitte Dezember 1944 zum Einsatz für Schanz- und Verteidigungsarbeiten in Groß-Wartenberg, nahe der polnischen Grenze.

Der Ausbruch des 2. Weltkrieges in den letzten Tagen des Monats August 1939 bleibt als ein turbulenter Tag in unserer Erinnerung. Fünf Tage vorher hatte ich Mutter Dorothea wegen ihres schlechten Gesundheitszustandes zu einer Kur nach Bad Reinerz gebracht. Am Mobilmachungstag, dem berühmten Sonnabend, bekam ich in aller Frühe den Einberufungsbefehl. Ich mußte unsere fünf Kinder allein zurücklassen.

Zwei unserer Kutscher, Vater Josef Pohl und Josef Lorke rückten gleichfalls zum Kriegsdienst ein, und zwei Pferde mußten gestellt werden. Ich kam zu einer Einheit nach Namslau, nahe der polnischen Grenze. Nach wiederholter ärztlicher Untersuchung schickte man mich jedoch drei Tage später wegen eines Herzfehlers wieder heim. Bei allen Untersuchungen der folgenden Jahre bekam ich den gleichen Befund: GVH (garnisonverwendungsfähig Heimat). Mit diesem Resultat wurde ich als Landwirt bis zum Kriegsende un-abkömmlich gestellt.

Unser Schlesierland blieb bis einschließlich 1944 von direkten Einwirkungen des Krieges verschont. Wohl erlebte Breslau eine leichtere Bombardierung, und es zogen wiederholt feindliche Luftgeschwader über unseren Köpfen hinweg zum oberschlesischen Industriegebiet. Schlesien nannte man sogar den Luftschutzkeller Deutschlands. So war es nicht verwunderlich, daß das Land zur Zufluchtsstätte für abertausende von schutzsuchenden und bombengeschädigten Menschen aus Mittel- und Westdeutschland geworden war. Doch all dies sollte sich gründlich ändern. Seit der verlorenen Schlacht um Stalingrad im Winterfeldzug 1942/43 wurde die gesamte Ostfront stetig nach Westen rückverlegt. Fast konnte man sich die Zeit ausrechnen, wo wir Frontgebiet werden mußten. Mitten im strengen Winter, am 12.1.1945, startete eine neue russische Offensive in Polen, die unsere Heimat in ernstliche Gefahr brachte. Bald schon drängten Flüchtlingsströme aus den östlichen Landesteilen heran und suchten neben sich absetzenden deutschen Streitkräften bei uns Quartier. Es konnten ja noch die erhaltenen Oderbrücken in Ohlau und Brieg genutzt werden. Auch unsere Kinder verließen Brieg und kamen nach Hause. Wir alle harrten der Dinge, die da kommen würden. Bald wurden auch unsere Dörfer zur Flucht aufgerufen. Insbesondere für unsere Kinder bedeutete das kommende Erleben eine bittere Wende. An Stelle von Geborgenheit und frohen Jugenderlebnissen begann für sie eine unerbittlich harte Zeit mit Kriegsgeschehen, Flucht, Kälte und Hunger, Ängste und bittere Armut. Glücklicherweise wußten wir alle damals nicht, wie lange und bitter unsere Zukunft sich so gestalten würde. Noch zögerten alle Verantwortlichen des Dorfes, alles im Stich zu lassen und die Flucht in eine ungewisse Zukunft anzutreten.

Insbesondere Erzpriester Neuber und die Teilnehmer am 1. Weltkrieg setzten sich für ein Verbleiben in der Heimat ein. Sie hielten es für das kleinere Übel, einmal während der Kampfhandlungen aus dem Dorf getrieben zu werden. So kannten sie es aus ihren Fronterlebnissen. Diesmal sollten sie sich allerdings sehr täuschen. Der Haß gegen alles Deutsche, vor allem vom Osten her, kannte keine Grenzen. Dieser Krieg und die Kriegführung war viel grausamer als damals. So kam es, daß unser Dorf nicht geschlossen treckte, sondern einzelne Gruppen für sich, wenn sie die Zeit für gekommen hielten. Wir hatten uns am Abend des 31. Januar zum Verlassen der Heimat entschlossen. Zusammen mit unseren Familien Pohl, Groer und Seemann verließen wir auf zwei Treckwagen um Mitternacht Jauer. In dieser Nacht verlief die Front ungefähr 6 km entfernt. In Mollwitz ständen Gebäude in Flammen, zwischen Tempelfeld und Klein-Jenkowitz kämpfte die Waffen-SS. Die Straße von Günthersdorf nach Wansen lag unter feindlichem Beschuß. Ungefährdet war noch die Gegend Grottkau-Münsterberg. Bei hohem Schnee und 20 Grad Kälte machten wir uns über die Autobahn und die Landstraße auf die Flucht. Über Grottkau und Münsterberg erreichten wir am 2. Februar Liebenau. Dort fanden wir bei unseren Verwandten zunächst liebevolle Aufnahme. Der dortige Dorfschmied rüstete unsere Wagen mit Radbremsen aus, und das sollte sich sehr bald als nützlich erweisen. Fünf Tage später wurde in Liebenau zur Flucht aufgerufen, und wir treckten weiter. Ohne Schwierigkeiten konnten wir die Glatzer Berge überwinden. Oft genug mußten die langen Flüchtlingskolonnen einander aushelfen und die Berge hinauf Vorspann leisten. Über den Warthapaß erreichten wir mit Zwischenstationen am 10. Februar Mittelsteine nahe der tschechischen Grenze. Hier gaben uns Mühlenbesitzer Karl König, ein Schulfreund von mir, und seine Ehefrau Hilde, geborene Pabsch freundlich und hilfsbereit eine bescheidene Unterkunft. Unsere drei Familien kamen in Niedersteine bei Bauer Elsner unter.

Was war inzwischen in Jauer passiert?

Der neue russische Vorstoß erfolgte am Sonntag, den 4. Februar. Er überraschte die verbliebenen ca 200 Bewohner von Jauer am Schluß des Gottesdienstes. Alle Höfe und Wohnungen wurden besetzt und acht Personen erschossen.

Die Opfer des ersten Tages waren: Tischlermeister Karbstein und Frau; Frau Eistert und Sohn Bernhard; Frau Grund; zwei junge Mädchen, Gertrud Dierschke und Hildegard Gierth. Erzpriester Neuber suchte am Abend in Klosdorf Unterschlupf. Doch am folgenden Morgen stöberte man ihn auf und tötete ihn hinter dem Dorf. Der langjährige Ortsbauernführer und Amtsvorsteher Richard Paul und die Bauern Georg Scholz und Karl Barde wurden in das Innere Rußlands transportiert. Die beiden Erstgenannten starben dort am 17.4. bzw. 20.6.45 an Erschöpfung. Alle übrigen Bewohner von Jauer erlebten furchtbare Tage und Wochen mit Bedrohungen, Plünderungen, Jagd auf Frauen und Mädchen in fortwährender Angst und Gefahr. Sämtliches Vieh wurde in Richtung Osten abgetrieben. Schließlich mußte nach kaum zwei Wochen die ganze Bevölkerung weichen. Die kleinere Hälfte schob man mit Handwagen und geringster Habe in die Umgebung von Ohlau ab. Alle übrigen brachte man im nahen Bärzdorf auf engstem Raum unter. Auch hier fehlte es nicht an Schikanen und Drangsalierungen. Mit der Versorgung von Viehbeständen der Besatzungsmacht und Feldarbeiten verdiente sich jeder sein kärgliches tägliches Brot. Meinen beiden Schwestern aus Köchendorf mit ihren Kindern war das gleiche traurige Schicksal beschieden. Drei Monate hindurch mußten sie dort als Gefangene vegetieren.

Wir blieben bis zum Ende des Krieges in Mittelsteine. Vom Bürgermeister wurde ich mit 2 Pferden zu Transporten für die Königsmühle und zur Feldbestellung in schwach bespannten Betrieben eingesetzt. Im örtlichen Volkssturm zog man mich des nachts wechselweise zur Bewachung von Bahnhof, Brücken, Tunnels u.a. heran. Peter, damals 15 jährig, fand Beschäftigung als Gehilfe in der Bäckerei von König. Der Krieg brachte uns in Mittelsteine nicht mehr in Gefahr. Das hatte seine guten Gründe: Breslau, zur Festung erklärt, war am 16.2.1945 von der russischen Armee völlig eingeschlossen. Während es der größeren Hälfte der Einwohner möglich war, die Stadt auf dem Fluchtwege zu verlassen, verblieben noch 220000 Zivilisten in der Festung. Es wäre eine besondere Aufgabe über das zu berichten, was diese armen Menschen in der langen Zeit der Verteidigung Breslaus geleistet und ertragen haben. Die deutsche Besatzung der Festung hielt tapfer allen feindlichen Angriffen zu Lande und aus der Luft stand und band dadurch starke Kräfte der Belagerer, etwa 150000 Mann.

Die Festung Breslau ergab sich erst am 6. Mai, wenige Tage vor der totalen deutschen Kapitulation. Nach der erfolgten Einschließung der Festung waren die übrigen an der Eroberung Schlesiens beteiligten russischen Kampfverbände in Richtung Lausitzer Neiße nach Sachsen, bzw. der Reichshauptstadt vorgestoßen. Berlin wurde in der Zeit vom 23.4. bis 2.5. erobert. Weitere russische Truppen drangen Mitte März über Neisse, Leobschütz, Ratibor in das Gebiet der Tschechei vor unter bewußter Umgehung des ganzen Gebirgszuges der Sudeten. Die Front verlief jetzt ungefähr auf der Linie Waldenburg, Strehlen, Neisse, Neustadt. Die Grafschaft Glatz und die ihr anliegenden Landstriche blieben sozusagen im toten Winkel liegen.

Am 8. Mai 1945 erfolgte die totale Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Tags darauf rückten russische Truppen in Mittelsteine ein. An den Bewohnern der jetzt besetzten und nicht mehr erkämpften Gebiete wurden weitgehendst die Erlebnisse der deutschen Bevölkerung in den Kampfgebieten nachvollzogen. Schikanen aller Arten, Plünderungen, Vergewaltigungen usw. gehörten zum Tagesgeschehen. Am 10. Mai entschlossen wir uns mit sieben Gespannen zur Rückkehr in unsere Heimat. Das sollte kein falscher Entschluß sein. Kurze Zeit darauf transportierte man alle einigermaßen rüstigen Männer und Jungmänner von Mittelsteine in russisch-polnische Gefangenschaft. Im Straßengraben nächtigten wir, um die gepeinigten Dörfer zu umgehen. Auf unruhigen und gefährvollen Wegen, wiederholt geplündert und beraubt, erreichten wir am 17. Mai, an Gunters Geburtstag, unser Heimatdorf Jauer. Lediglich fünf alte Menschen trafen wir im Ort an. Kein einziges Tier lebte. In Haus und Hof, Ställen und Scheunen, überall begegneten uns nur Unrat, Schmutz, Tierkadaver usw. Unsere Gebäude waren erhalten, die Dächer, vor allem über der Scheune und dem Pferdestall hatten durch Bombentreffer Schaden genommen. Tore, Türen und Zäune fehlten, sie hatten gewiß als Feuerholz Verwendung gefunden. Das gleiche Bild bot sich im ganzen Dorf. In der Kirche, besonders in der Sakristei war vieles beschädigt, die Orgel unbrauchbar gemacht. Auf dem Friedhof lagen sämtliche Grabsteine umgestürzt und zerschlagen. Die Schule war abgebrannt, ebenso das Wohnhaus von Michalke. Schließlich brannte drei Monate später die große Scheune von Scholz durch Blitzschlag nieder.

Noch glaubten wir daran, in der alten Heimat bleiben zu dürfen, eventuell unter polnischer Verwaltung. Wie gern, wenn auch unter großen Mühen, hätten wir wieder aufgebaut. Wir besaßen ja noch vier gute Pferde und ein schönes Fohlen. Das Inventar war in Ordnung, und in der Scheune steckten noch 300 Zentner Weizen und der Raps aus der Ernte 1944. Wintergetreide, Klee und Luzerne standen prächtig auf den Feldern. Doch es kam ganz anders!

Nach und nach fanden sich mehr als 150 Dorfbewohner wieder ein. Für alle begann eine bittere Zeit der Unruhe, Bedrängnis, Hunger und Not. Wir alle waren Freiwillig für durchziehende Militärtruppen und polnische Zivilisten, die bei uns eine Existenz suchten. Wir lebten ohne Regierung und ohne jeglichen Schutz. Mit den von der Flucht zurückgebrachten Pferden setzten wir im Dorf noch Kartoffeln, sowie es sich ermöglichen ließ. Bald aber nahmen wilde Trupps uns die wenigen Pferde. Wir mußten kapitulieren. Während der ganzen Sommermonate erfolgte auf der nahen Autobahn von Westen her der Rücktransport russischer Truppen. Fast täglich nahmen verschieden große Abteilungen in unserem Dorf Quartier. Wir waren froh, wenn man uns acht Personen im kleinsten Zimmer des Hauses zur Ruhe ließ. Kaum atmeten wir erleichtert auf und hatten allen Schmutz in Haus und Hof fortgeräumt, da kam ein neuer, sehr oft unangenehmerer Trupp.

Ganz schlimm aber war es um die Ernährung bestellt. Trocken Brot, zu dem das Mehl weitgehend auf Kaffeemühlen gemahlen wurde, alte Kartoffeln und etwas Rapsöl bildeten die alleinigen Nahrungsmittel. Ein großes Sterben setzte ein durch allgemeine Entkräftung, Ruhr und Typhus. Marschfähige Menschen aus dem Dorf, auch unsere älteren Kinder, liefen wiederholt weite Wege in die Münsterberger und Frankensteiner Gegend, um Lebensmittel zu erbetteln. Dort verfügten die Bauern noch über Viehbestände. Ende Juli kaufte ich bei meinem Schwager Bruno Saft und im Dorf Liebenau eine Kuh, eine Ziege, ein Ferkel und mehrere Hühner. Kuh und Schwein hatte ich glücklicherweise bei unseren Verwandten im ruhigeren Köchendorf gelassen. In Jauer nahm man uns am folgenden Tage schon die Hühner und durch die nächste Einquartierung drei Tage später die Ziege. In Köchendorf holten wir hin und wieder mal Milch und etwas Butter. Zu dieser Zeit war Mutter Dorothea zufolge der schlechten Ernährung sowie aus Angst und Not am Ende ihrer Kräfte. Es gab keine Möglichkeit zu helfen.

Ende August bahnte sich eine etwas ruhigere Zeit an. Es hatte sich eine polnische Zivilverwaltung gebildet und nach und nach ließen sich polnische Menschen im Dorf nieder. Unserem Hof wies man zwei galizische Familien zu. Die eine ließ sich im Auszugshaus nieder, die andere im Erdgeschoß unseres Wohnhauses. Wir behielten das Obergeschoß für uns. Jede dieser Familien brachte ein Pferd und eine Kuh mit. Für unsere Mithilfe bei der Feldarbeit bekamen wir täglich etwas Milch, die zu einer allmählichen Kräftigung beitrug. Die Heimat dieser Polen, die galizische Ukraine, hatte bis zum Ausgang des 1. Weltkrieges zu Österreich gehört und war dann an Polen gefallen. Jetzt nahm Rußland dieses große Gebiet in seinen Besitz und wies die Menschen aus in unser Land. Rußland wurde "der lachende Dritte", wir Deutschen aber hatten dafür zu büßen. Diese Galizier waren absolut nicht glücklich über den Tausch. Sie liebten ihre alte Heimat ebenso, wie wir die unsrige und verdrängten uns nur ungern. Freilich kamen genug weniger friedliche Menschen als diese Polen in unser Dorf und machten so mancher deutschen Familie das Leben noch schwerer, als es ohnedies schon war. Notdürftig erhielten wir unser Leben, abgeschlossen von der Welt, ohne Verdienst- und Einkaufsmöglichkeit, ohne Licht, Verkehrsmittel, Postzustellung und Schulunterricht. Es fehlte an allem, was das Leben überhaupt lebenswert machen kann. Täglich trug man sich neue Parolen und winzige Hoffnungsschimmer zu. Den größten Rückhalt in dieser so trost- und aussichtslosen Zeit bedeutete für alle Dorfbewohner unser Pfarrvikar Adolf Steinhauer. Dieser junge mutige Herr war uns Ende August 1945 von der bischöflichen Behörde in Breslau anstelle unseres beim Russeneinfall getöteten Pfarrer und Erzpriester Josef Neuber zugewiesen worden. Pfarrvikar Steinhauer war in Aachen geboren und bis zum Kriegsgeschehen im Bistum Ermland tätig. Er hielt uns tröstende Gottesdienste und half mit Rat und Tat, wo er nur konnte. Insbesondere trug er zur Beseitigung mancher Schwierigkeit mit den Polen bei. Das religiöse Leben bedeutete uns in dieser hoffnungslosen Zeit alles.

Im Monat Juni 1946 erfolgte die Ausweisung der ersten Hälfte unserer Mitbewohner. Sie gelangten in die britische Besatzungszone, in das Sieger- und Sauerland.

Unsere Ausweisung erhielten wir am 16.11.1946. Die Transporte wurden in einem Sammellager im 30 km entfernten Laskowitz auf der rechten Oderseite gelegen, zusammengestellt. Zu Fuß gingen wir dahin; Kinder, alte Menschen und das Gepäck brachten unsere Polen. Am nächsten Tag wurde in einer scharfen Kontrolle alles Gepäck durchstöbert und was irgendwie wertvoll erschien weggenommen. Etwa 20 Personen mußten sich mit ihrem Gepäck in einen Waggon verstauen. Am späten Abend setzte sich der Güterzug zur letzten Fahrt aus Schlesien in Bewegung. Über Breslau-Kohlfurt passierten wir am folgenden Mittag die sächsische Grenze und erreichten spät abends unseren ersten Bestimmungsort, das Lager in der ehemaligen Kaserne von Marienberg/Erzgebirge. Pfarrvikar Steinhauer stellte sich hier der Kirche zur Verfügung. 1950 übergab man ihm die Pfarrei Eisenberg/Thüringen und einige Jahre später die Pfarrei Riesa/Elbe. Ab und zu hören wir von ihm. Zehn Tage später verfrachtete man uns bei großer Kälte, diesmal in einem Personenzug, nach Leipzig. Im Stadtteil Schönefeld erwartete uns das Lager "Sächsischer Hof". zu einem dreiwöchigen Aufenthalt. Am Tage vor dem Heilig Abend 1946 zogen wir als Untermieter in Leipzig-Gohlis, Claudiusstraße 3 ein. Unseren vierjährigen Gunter brachten wir allerdings mit einer sehr schweren Lungenentzündung in die neue Wohnung. Ganz langsam gesundete er dank monatelanger aufopfernder Pflege seiner Mutter. Rita und Edith nahmen nach jahrelanger Unterbrechung den Besuch der Grundschule auf. Ilse entschloß sich für das Schneiderhandwerk. Susanne und Peter wollten den unterbrochenen Besuch der Oberschule fortsetzen. Es blieb jedoch bei gutem Willen. Schwere Erkrankungen setzten dem sehr bald ein Ende. Die geringen Rationen an Lebensmitteln reichten schon gar nicht für heranwachsende junge Menschen. Andere Lösungen mußten gefunden werden. Nach einer schweren Rippenfellentzündung fand Peter im Juni 1947 als erster den Weg in den Westen. Familie van der Beeck in Waldniel/Mönchengladbach gewährte Peter gute Versorgung und eine Stelle als Landwirtschaftslehrling. Theoretische Weiterbildung boten die Landwirtschaftsschule in Dülken und später die Höhere Landbauschule in Brühl. Als staatlich geprüfter Landwirt und Meister der Landwirtschaft geht Peter seinen Weg, den Fußstapfen seiner bäuerlichen Vorfahren folgend.

Im Juni 1947 mußten wir eine neue Prüfung hinnehmen. Mutter Dorothea, die mit großer Liebe kaum unseren Jüngsten gesund gepflegt hatte, erkrankte selbst an einer hartnäckigen Rippenfellentzündung. Ärztliche Kunst und Mühe vermochten der Kranken nicht zu helfen. Zu stark auch litt ihr anfälliger und strapazierter Körper unter der mangelhaften Ernährung. Nach sechsmonatigem Krankenlager im St. Elisabeth-Krankenhaus in Leipzig-Connewitz verstarb sie am 2.12.1947 im Alter von 43 Jahren. Auf dem Friedhof in Leipzig-Gohlis fand die Verstorbene ihre letzte Ruhe. Von unserer Wohnung aus sahen wir auf das Grab. Dieser allzu frühe Tod war freilich der härteste Schlag, der uns treffen konnte. Wie sollte es nur weitergehen?

Susanne hatte nach aufgegebenem Schulbesuch in einer großen Gärtnerei gearbeitet. Nun mußte sie als die Ältteste die Führung des Haushaltes übernehmen. Das war eine sehr schwere Aufgabe. Die zugeteilten Lebensmittel reichten nicht aus. Bei den Einkäufen gab es lange Wartezeiten und am Schluß Enttäuschung, wenn das Gewünschte inzwischen vergriffen war. Die Waschmittel waren von schlechter Qualität. An Kleidung und Wäsche mußte immer wieder geflickt und gestopft werden. Sehr knapp war Heiz- und Brennmaterial. Lange Abschaltungen bei Strom und Gas erschwerten die Haushaltsführung. Doch Susanne versorgte uns alle so gut sie konnte.

Ilse's Gesundheitszustand gestattete ihr nicht, als Schneiderin weiter zu arbeiten. Nach wiederholter und vergeblicher Behandlung im Krankenhaus folgte Ilse schließlich ihrem Bruder Peter in den Westen. Familie van der Beeck in Lobberich nahm sie bereitwillig auf. Durch Ablegung der Hauswirtschaftslehre, den Besuch der Landwirtschaftsschule Dülken und weitere Tätigkeit in Lehrbetrieben brachte Ilse es zur Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft.

Als besonders tragisches Geschick im Zuge der Vertreibung erwies sich die Berufsnot der heimatvertriebenen Bauern. Während ein jeder Handwerker sehr bald im hergebrachten Beruf unterkam, viele andere Berufe mehr oder weniger schnell gefragt waren, blieben die vertriebenen Bauern ohne Scholle eben ungelernte Arbeiter. Wie viele sind an dieser Erkenntnis gescheitert und verzweifelt. Es ist schon hart, in noch leistungsfähigem Alter zu nichts mehr nütze zu sein. Diese Not sollte auch ich des öfteren noch zu spüren bekommen. Eine kurze Beschäftigung fand ich im Frühjahr 1947 anlässlich der Leipziger Messe.

Für April hatte ich mir einen Arbeitsplatz in der großen Gärtnerei von Otto Thalacker in Leipzig-Wahren gesichert. Ein wöchentliches Gemüsedeputat kam unserem großen Haushalt sehr gelegen.

Meine Bewerbung beim Rat der Stadt Leipzig berücksichtigte man im Juli 1947. Man gab mir eine Stelle als landwirtschaftlicher Sachbearbeiter in einem Stadtverwaltungsbezirk. Zum Gebiet der Stadt Leipzig gehörte eine landwirtschaftliche Nutzfläche von 3000 ha. Diese Flächen bewirtschafteten Volkseigene Güter, bäuerliche Betriebe bis zu 100 ha, Neubauern, eine Vielzahl von Gartenbaubetrieben verschiedener Größen und Neugärtner auf Siedlungsland. Zu meinem Verwaltungsbezirk gehörten 35 bäuerliche Betriebe und mehr als 40 Gärtnereien. Dem landwirtschaftlichen Sachbearbeiter oblag die Verplanung aller Nutzflächen mit den von der Verwaltung verlangten Kulturen, die Erfassung der abzuliefernden Produkte, Verteilung von Betriebsmitteln aller Art, Aufgaben des Pflanzenschutzes u.a.mehr. Es bot sich eine vielseitige Betätigung, die zum großen Teil außendienstlich in den Betrieben zu erledigen war. Hierfür standen mir die Straßenbahn und ein Fahrrad zur Verfügung. Immer neue und eingreifendere Bestimmungen erschwerten jedoch meine Arbeit von Jahr zu Jahr, zumal ich mich politisch nicht engagieren ließ.

Nach allem Leid, das die Familie bisher zu tragen bekam, fügte die göttliche Vorsehung den Kreis der Familie aufs Neue. Christel Degenhardt, die uns seit unserem Zuzug in Leipzig als Seelsorgshelferin betreute, gab mir am 11.7.1949 am Altar der St. Georgskirche in Leipzig-Gohlis ihr Jawort. Vordem war sie als Werklehrerin und Jugendleiterin in Westdeutschland und im Elsaß tätig. Mit viel Weitblick, Mut und Opferbereitschaft stand sie damals und in Zukunft allen Gliedern der großen Familie treu zur Seite.

Christel Degenhardt ist geboren am 25.12.1915 in Leipzig als Tochter von Reichsbahn-Amtmann Karl Degenhardt und Anna geborene Kibele. Weitere Geschwister sind:

Joachim,	verheiratet mit Katharina Behrens in Adenau
Maria,	verehelichte Webel in Hostenbach/Saar
Alban,	gefallen 1943 an der Ostfront

Heinrich, verheiratet mit Fini Behrens in Köln
Margret, verehelichte Bierschenk in Trier
Elisabeth, verehelichte Rödler in Nd.-Flörsheim

Die Geburt unseres Sohnes Lorenz am 8.5.1950 und unserer Tochter Mechtild am 2.9.1951 erweiterten den Kreis der Familie. Im Herbst 1949 bezogen wir eine Vierzimmer-Wohnung in der Saßstraße unweit der Wohnung und des Gartens der Eltern Degenhardt. In diesem verbrachten wir viele frohe Stunden, und unsere Kinder konnten sich austoben. So hatten wir in Leipzig ein neues Zuhause gefunden. Doch, wie schon erwähnt, drängten zunehmende berufliche Erschwernisse zu einer neuen Lösung. Während meines Urlaubs im Monat August 1952 entschlossen wir uns zum Übergang nach dem Westen auf dem Wege über Berlin. Dieser Entschluß bedeutete erneut den Verzicht auf eine geräumige und gut eingerichtete Wohnung, eine vertraut gewordene Umgebung und den Schritt in eine neue Ungewißheit.

Tochter Susanne hatte nach langer Krankheit eine Lehre als Blumenbinderin beendet. Sie wollte im weltbekannten Blumenhaus Hanisch weitere Erfahrungen sammeln und verblieb noch für einige Monate bei den Großeltern. Rita besuchte das Kindergärtnerinnen-Seminar in Berlin. Unsere vier jüngsten Kinder Edith, Gunter, Lorenz und Mechtild gingen mit auf die Reise. Westdeutsche Freunde nahmen anlässlich des gerade in Berlin stattfindenden Katholikentages die drei älteren Geschwister mit nach dem Rheinland. Edith begann alsbald in Köln eine kaufmännische Lehre und fand in einem Mädchenheim in Köln-Bocklemünd Wohnung. Gunter wurde von Familie van der Beeck aufgenommen, und Lorenz fand bei Familie Lehner in Düsseldorf eine neue Heimat. Wir Eltern gingen mit Mechtild den mühevollen Weg des Notaufnahmeverfahrens. Sechs Wochen dauerte die ganze Prozedur bei den Berliner Behörden. In den ersten Oktobertagen flog man uns nach Hannover aus. Im Lager Friedland bei Göttingen erlebten wir die ganze Tragik des Schicksals deutscher heimatlos gewordener Menschen aus aller Welt. Dreißig und mehr Personen mit armseligem Gepäck harrten nach all den tragischen Erlebnissen in einer Holzbaracke einer froheren Zukunft entgegen. Hilfsbereite Freunde nahmen uns vorübergehend für vier Wochen in Köln auf. Anschließend überwies uns das Lager Friedland an das Hauptdurchgangslager in Massen bei Unna. Dieses war neu erbaut und bot immerhin jeder Familie ein eigenes kleines Zimmer.

Von Massen aus fuhr ich täglich nach Dortmund und verdiente dort mit schwerer Tiefbauarbeit mein erstes Westgeld. Eine Woche vor Weihnachten mußte das Lager für weitere Flüchtlingstransporte geräumt werden. Ein neues unerfreuliches Erlebnis führte uns in ein ganz primitives Lager, eine ehemals dem Reichsarbeitsdienst gehörende Baracke in Nethven bei Siegen. Hier mutete man uns die schlechteste Unterkunft und Versorgung zu, die uns auf allen bisherigen Fluchtwegen begegnet war. Wir bekamen so recht zu spüren, "Flüchtlinge auf der Landstraße" zu sein, die niemand haben wollte. Deshalb machte ich mich auf den Weg nach Remagen am Rhein zu unseren Verwandten. Wir wußten, daß sie nach Neujahr nach Köln umziehen würden. Und wir hatten großes Glück! Vom 23. Dezember bis 4. Januar gaben uns die gastfreundlichen und hilfsbereiten Schwestern des Anna-Klosters in Remagen Wohnung und Verpflegung. Wir werden es ihnen nie vergessen. Am 4.1.1953 konnten wir die Wohnung unserer Verwandten in Remagen, Altestraße 74, übernehmen, wieder einmal eine leere Wohnung und kein Verdienst. Von neuem begann der harte Kampf um das tägliche Brot für uns Eltern mit den drei Kindern. Arbeitslosigkeit und die Suche nach einer Beschäftigung füllten die nächsten Monate. Das wirtschaftliche Leben lief noch recht langsam. Vor allem aber war kein Betrieb bereit, einem Menschen über 50 eine Chance zu geben. Von Mitte April bis zum Herbst arbeitete ich im nahen Kripp in einer Ziegelei und setzte frische Ziegelstein. Anschließend fand ich eine neue Beschäftigung in der Kripper Lederfabrik, freilich mit zwischenzeitlicher Arbeitslosigkeit. In jedem Falle gestattete uns ein Wochenverdienst von kaum 50 DM für fünf Personen nur ein sehr bescheidenes Dasein. Das schön gelegene Remagen und das nahe Ahrtal entschädigten uns für manch andere Entbehrung.

Nach langjährigen Bemühungen bei dieser Stelle bot mir zu Beginn 1954 die Katholische Heimstatt-Bewegung in Köln die Stelle eines Jugendbetreuers für den Stadt- und Landkreis Bonn an. Gerade im sozialen Bereich mußte man schon auf ältere Kräfte zurückgreifen. Mit einem Motorroller ausgestattet fuhr ich täglich von Remagen nach Bonn und bereiste dessen Umgebung. Es galt, die aus Mitteldeutschland einreisenden alleinstehenden Jugendlichen menschlich, beruflich und gesellschaftlich zu betreuen und in die westdeutsche Gesellschaft einzugliedern.

Aber auch für diesen sozialen Beruf war natürlich eine fachliche Vorbildung und staatliche Anerkennung erforderlich. Ich absolvierte von Anfang Oktober bis Weihnachten 1955 im Haus Altenberg einen Heimleiterlehrgang mit Abschlußprüfung und Berechtigungsschein für die Ausübung einer Tätigkeit auf sozialem Gebiet. Der Unterricht erstreckte sich vor allem auf Heimkunde, Gesetzeslehre, Pädagogik und Psychologie. Man kann sagen, daß dabei auch uns älteren Semestern nichts geschenkt wurde. Während dieses Lehrganges übernahm unser Sohn Peter, der gerade die Höhere Landbauschuleschule in Brühl beendet hatte, meine Aufgabe als Jugendbetreuer, um den Lebensunterhalt der Familie zu sichern.

Im Herbst 1956 bot mir die Heimstatt-Bewegung in Köln die Stelle eines Heimleiters der Heimstatt St. Georg in Leverkusen an. Wir siedelten von Remagen nach Leverkusen über. Wie vielseitig und aufopfernd eine solche Tätigkeit im Dienst junger Menschen ist, kann eigentlich nur derjenige ermessen, der einmal in dieser Arbeit gestanden hat. Siebzig und mehr junge Menschen im Alter von 14-22 Jahren, zumeist Lehrlinge der Farbenfabriken Bayer, mußten versorgt, geführt und betreut werden. Dazu kamen die Probleme mit dem Wirtschaftspersonal, einem erzieherischen Mitarbeiter, dem Verkehr mit Eltern, Betrieben und Behörden und der Geschäftsführung des Hauses.

Rückblickend darf ich sagen, daß es mir dank der fachlichen Mithilfe meiner Frau gut gelungen ist, ein ganzes Jahrzehnt diese schwere Aufgabe zu meistern. Das Ausscheiden aus dieser beruflichen Tätigkeit in einer schnelllebigen, anspruchsvollen Umwelt war der Schritt in einen wohlverdienten Ruhestand.



Christina und Josef Dierschke



Familienbild 70. Geburtstag Josef Dierschke

Es bleibt mir noch die Aufgabe, über die Weiterentwicklung der Großfamilie zu berichten.

Ich erwähnte schon, daß Peter dem Beruf seiner Vorfäter treu geblieben ist. Seit 1956 fungiert er als der getreue Verwalter auf dem Gut des Freiherrn von Salis-Soglio in Gemünden/Hunsrück.

Peter heiratete am 17.7.1957 Margret Gartz aus Lobberich. Sie ist am 18.12.1931 geboren. Peter und Margret haben folgende Kinder:

Peter,	geboren am	27.5.1958	
Dorothea,	" "	28.4.1960	
Martin,	" "	14.6.1962,	verst. am gleichen Tag
Hedwig,	" "	8.4.1964,	verst. am 21.9.1964
Georg,	" "	10.10.1966	
Elisabeth,	" "	20.5.1968	

Susanne ließ sich zusätzlich zu ihrem Beruf als Blumenbinderin an der Wirtschaftserinnenschule in Düsseldorf ausbilden. Diese Tätigkeit übte sie eine Reihe von Jahren aus. Zur Zeit ist sie wieder als Floristin in Düsseldorf tätig. Susanne fühlt sich ihrer schlesischen Heimat besonders verbunden. Sie engagiert sich eifrig für die Erhaltung schlesischen Kulturgutes und unterhält viele Kontakte zu Schlesiern.

Ilse ist mit Leib und Seele Bäuerin. Vordem bewährte sie sich in der Wirtschaftsführung mehrerer landwirtschaftlicher Betriebe. Ilse heiratete Helwig Heythausen, geboren am 26.10.1926 und Besitzer des Bengmannshofes in Lobberich. Ihre Hochzeit wurde am 6.8.1958 in Lobberich gefeiert. Vier Kinder sind ihnen geboren:

Irmgard	am	24.4.1959
Karl	am	12.2.1961
Michael	am	4.2.1964
Gerhard	am	18.12.1967

Rita übte nach der Ausbildung am Seminar in Berlin ihren Beruf als Kindergärtnerin in Düsseldorf und in Brühl aus. Hier lernte sie Ernst Nieder, geb. am 16.11.1930, Dipl.Kaufmann, kennen. Ihre Hochzeit wurde am 9.7.1959 in Leverkusen gefeiert, die kirchliche Trauung in unserer Pfarrkirche St.Maria Friedenskönigin vollzogen.

Drei Kinder sind ihnen geboren:

Barbara	am	6.8.1960
Johannes	am	11.5.1962
Martin	am	17.5.1965

Edith hielt sich nach Beendigung der kaufmännischen Lehre für ein Jahr in England auf, um ihre Sprachkenntnisse zu erweitern. Im Anschluss daran war sie in Düsseldorf, dann in Leverkusen bei der Agfa als Sekretärin tätig. 1962 wechselte sie nach St. Imier in der französischen Schweiz. Hier arbeitete sie in ihrem Beruf und vervollkommnete in Abendkursen die Sprachkenntnisse. Von 1964 bis 1967 studierte sie an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit in Freiburg i.Br. Bald nach Abschluss dieser Ausbildung heiratete Edith Hans-Peter Freitag, geb. am 6.1.1941, Bürger von Davos. Die kirchliche Trauung fand am 29.3.1967 in der Pfarrkirche St. Urban in Freiburg i.Br. statt und die Feier im Familienkreis im Hotel Luisenhöhe am Stadtrand von Freiburg. In Schaffhausen bekam Edith eine Stelle als Werksfürsorgerin. Aus beruflichen Gründen von Hans-Peter erfolgte ein Wechsel nach Grenchen im Kanton Solothurn. Hier wurde ihr erstes Kind geboren:

Markus am 25.3.1970

Seit dem 1.4.71 lebt die Familie in Zürich, wo Hans-Peter als Public Relations-Berater tätig ist.

Gunter besuchte von 1956 bis 1959 die Handelsschule St. Anno in Honnef. Anschliessend ging er in die Lehre bei der Sparkasse der Stadt Leverkusen. Dieser folgte eine 18-monatige Dienstzeit bei der Bundeswehr. Der Beruf als Bankkaufmann führte ihn von Leverkusen über Gelsenkirchen nach Andernach. Gunter heiratete Inge Kühnreich aus Gemünden/Hunsrück, geboren am 23.11.1942. Die Hochzeit wurde am 26.5.1967 in Gemünden gefeiert und bedeutete für Familie und den Ort ein grosses Fest.

Zwei Kinder sind ihnen geboren:

Christian am 11.4.1968

Andreas am 15.5.1970

Lorenz bestand 1968 am Hölderlin-Gymnasium in Köln-Mülheim sein Abitur. Anschliessend begann er an der Universität in Köln ein Studium als Volkswirt.

Mechtild besuchte das Marianum in Opladen und erreichte 1970 das Abitur. An der neugegründeten Universität in Trier studiert Mechtild Psychologie.

Es stellt sich nun die Frage, warum ich in den verfloßenen Monaten die vorstehenden, jetzt abgeschlossenen Seiten schrieb. Ich habe mich bemüht, in Kürze die Geschichte des Deutschtums meiner Heimat wiederzugeben. Vor mehr als 700 Jahren wurden unsere Vorfahren aus westdeutschen Gebieten herbeigerufen, um ein Land, das in der Dämmerung seiner Geschichte und Entwicklung lag, zu erschließen. Diese deutschen Siedler haben niemandem Land weggenommen. Aus dichtem Urwald, völlig aus dem Nichts schufen sie ein fruchtbares, ertragreiches Land und gründeten mehr als 120 Städte und 1200 Dörfer. In jahrhundertelanger, mühsamer Arbeit entstand Schlesien. Es entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einem Land mit blühender Landwirtschaft, hochentwickelter Industrie, vielseitigen, gesunden Gewerbebetrieben und weltweitem Handel. Die Bewohner Schlesiens standen zu allen Zeiten treu zum Deutschtum, gleich ob sie unter böhmischer Lehnshoheit lebten, Untertanen der österreichischen Monarchie waren, oder ob das Land nach der Eroberung durch Friedrich den Großen als preußische Provinz zum Deutschen Reich gehörte. Mehr als 600 Jahre war die Grenze Schlesiens zu Polen die stabilste Grenze Europas. Erstmals 1921 wurde sie als Folge des verlorenen 1. Weltkrieges durch Polen gewaltsam geändert. Als Opfer des 2. Weltkrieges stellten die Siegermächte Schlesien samt allen deutschen Gebieten jenseits von Oder und Neiße unter einstweilige polnische Verwaltung. Diese wies unter Billigung durch die Siegermächte alle Deutschen dieser Gebiete aus. Es stimmt manchmal traurig, wenn man erleben muß, daß unsere heute so gleichgültige Umwelt schon 25 Jahre danach diese uralten deutschen Gebiete kurzerhand als polnische Gebiete abtut und die ehemaligen Bewohner als Polen bezeichnet. Unseren Wohlstandsbürgern fehlt einfach jedwedes Nationalgefühl. Es mangelt an Respekt vor den Leistungen voraufgegangener Generationen, von denen sehr viel mehr gefordert wurde und die bescheidener und doch viel zufriedener lebten als wir in unseren Tagen.

Im Sommer 1970 schloß die bundesdeutsche Regierung Brandt/Scheel in Moskau einen Gewaltverzichtsvertrag ab, in welchem u.a. die Grenzen in Europa nach dem Stand von 1945 festgelegt wurden.

Die gleiche deutsche Regierung legte im Dezember 1970 in einem Vertrag mit Polen die Oder-Neiße-Linie als Westgrenze Polens fest.

Diese Regelung wurde in Zuwiderhandlung der Bestimmungen des Potsdamer Abkommens getroffen, daß nämlich die endgültige Festsetzung der Grenzen einem mit Gesamtdeutschland abzuschließenden Friedensvertrag vorbehalten bleibt. Kein vernünftig denkender Mensch in der Bundesrepublik Deutschland, die Heimatvertriebenen einbegriffen, wird im Ernst an eine gewaltsame Änderung der durch den verlorenen Krieg geschaffenen Verhältnisse denken. Wer aber kann verstehen, warum eine deutsche Regierung nur um der Verständigung willen Hals über Kopf ohne jede Gegenforderung auf 1/4 des Gebietes des deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 (d.h. vor der gewaltsamen Veränderung durch das Nazi-Regime) verzichtet. Wir alle kennen die schwierige Lage von West-Berlin. Weiter wissen vor allem diejenigen unter uns, die einmal unter dem rechtlosen Regime in Mitteldeutschland lebten, wie dringend unsere deutschen Brüder und Schwestern in ihrer Unfreiheit von uns erwarten, daß wir das Gewissen der Welt wachrufen und zumindest die notwendigsten Erleichterungen für sie erstreben. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir darauf bedacht sein, die Freiheit, in der wir glücklicherweise leben, nicht durch nutzlose Zugeständnisse und Abmachungen aufs Spiel zu setzen. Eine Nation, die sich selbst aufgibt, kann nicht erwarten, daß Hilfe von außen kommt!

Und was sage ich am Ende meiner Niederschrift den Lesern, vor allem meinen Kindern und Enkelkinder, für die sie bestimmt ist? Gewiß sollen meine Erzählungen die Erinnerung an eine schöne Heimat wachhalten. Sie sollen auch dem Zusammenhalt der ganzen Sippe dienen, die auseinander gerissen und in aller Welt zerstreut lebt. Ich habe viel erzählt von unseren Ahnen: wie unendlich fleißig, anspruchslos und sparsam sie waren, daß sie in guten und schlechten Zeiten treu zur Sippe standen, über die Stürme der Zeit an ihrer christlichen Religion festhielten und ihrem Vaterland dienten, wann immer sie gerufen wurden. Trotz aller Belastungen und vielleicht gerade wegen ihrer dörflichen Abgeschlossenheit waren sie frohe Naturen.

Wie aber kann eine solche Betrachtung standhalten gegenüber der Mentalität der Menschen unserer Tage? Der Glaube an Gott und seine Wirksamkeit wird immer mehr in Frage gestellt. Wissenschaft und Technik haben Besitz ergriffen von Erde, Luft und Planeten. Man glaubt, das Geschick der ganzen Welt in den Griff bekommen zu haben. Uralte Gesetze über Sitte und Moral müssen vermeintlichen Bedürfnissen einer übersättigten Wohlstandsgesellschaft weichen. Eine erschreckende Zunahme der Kriminalität ist die Folge. Ein großer Teil der Ehen ist zerrüttet. Die Familie ist kaum noch in der Lage die aufdringlichen Einflüsse der modernen Zivilisation zu verkraften. Wo einst eine verantwortliche Sippe sich verpflichtet fühlte, wird in Zukunft ein moderner Wohlfahrts- oder Sozialstaat deren Aufgaben übernehmen.

Beim Schreiben dieser Zeilen, die leider allzuviel Wahrheit beinhalten, verläßt mich fast der Glaube an eine lebenswerte Zukunft. Gott sei es gedankt, daß unsere große Familie bisher weitgehendst gegenüber den Einflüssen unserer Zeit immun blieb. Eines aber ist gewiß, daß nur eine Grundhaltung, wie unsere Vorfahren sie als selbstverständlich inne hatten, tragende Kräfte eines menschenwürdigen Daseins frei machen kann. Tradition verpflichtet! Möge eine lebendige Tradition den notwendigen Fortschritt beflügeln und beseelen..

Daß der gute Geist unserer Vorfahren all meinen Nachkommen zu allen Zeiten eine nützliche und starke Stütze sein möge, ist mein aufrichtiger Wunsch an meinem 70. Geburtstage.

Leverkusen, den 27. April 1971.

Josef Vierecke

4. Lebenserinnerungen

4. Lebenserinnerungen

4.1 Ein altes schlesisches Bauerngeschlecht

Autor: Josef Dierschke

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 6

Datum: Juni 1976

Ein altes schlesisches Bauerngeschlecht.

Als ich anlässlich meines 70. Geburtstages die Chronik der Familie Dierschke herausgab, ahnte ich nicht, welch großen Leserkreis sie über den Familien- und Freundeskreis hinaus finden würde.

Durch einen Verwandten gelangte sie in die Hände von Herrn Klaus Paul in Schweinfurt. Er hatte besonderes Interesse daran, weil seine Ahnen aus der Kommende Klein-Öls stammen. Überdies war sein Urahn Joseph Paul vier Jahrzehnte hindurch Lehrer in Jauer. Dessen Nachfahren bewirtschafteten bis 1945 einen Hof in Jauer, den Joseph Paul damals erworben hatte.

Herr Klaus Paul und seine Gattin bekamen durch meine Chronik die Anregung, alsbald nach ihren Ahnen zu forschen. Ich darf sagen, daß beide dies mit Eifer und Gründlichkeit ohnegleichen tun. In ihre Arbeit haben sie bereits eine Reihe anderer Sippen einbezogen. An dieser Stelle möchte ich, gewiß für viele, Herrn und Frau Paul einmal herzlich danken für ihre selbstlosen, erfolgreichen Arbeiten, die sie damit im Dienste schlesischer Dorf- und Ahnenforschung geleistet haben. Den Lesern unseres Heimatblattes sind Herr und Frau Paul längst bekannt; ich erwähne ihre Beiträge: "Eine alte schlesische Lehrerfamilie" und "Die Geschichte der Niehmener Mühle". Pauls forschen nicht nur in Archiven u.ä., sondern sie besuchten auf ihren beiden Reisen in die alte Heimat die Geburts- und Wirkungsstätten ihrer Ahnen.

Seit unserer ersten schriftlichen Begegnung vor fast 5 Jahren besteht zwischen dem Ehepaar Paul und mir eine rege Korrespondenz. Bis zum heutigen Tage konnten wir gegenseitig sehr viel an Erfahrung und Erkenntnissen weitergeben. Bei ihren Arbeiten im Diözesanarchiv in Breslau, als auch im Staatsarchiv in Prag (Maltheser-Großprioratsarchiv) stießen Herr und Frau Paul bei der Forschung nach ihren Ahnen immer wieder auf den Namen Dürschke mit dem Stammort Niehmen, Kreis Ohlau. Er wird in vielen Beurkundungen genannt, insbesondere als Tauf- und Trauzeugen. So lag es nahe, die Ahnenfolge der Sippe Dürschke herauszuarbeiten.

In meiner Chronik hatte ich den Ahnennachweis begonnen mit dem 25.2.1777 als "Der Scholze zu Niehmen, Franz Dürschke, vor dem Hochritterlichen Commendamt zu Klein-Öls den Kauf der Niederen

Erb-und Gerichtsscholtisei zu Jauer, Ohlauischen Kreises, für seinen Sohn Hans-Franz beurkunden läßt".

Diese Urkunde befand sich bis zu den Kriegswirren zu Beginn 1945 in meinen Händen. Nunmehr ist es mir möglich, meinen Ahnen lückenlos ab 1600 nachzugehen. Die herausgestellten Namen bezeichnen die Erben der einzelnen Höfe.

Caspar Dürschke wird als erster Vorfahre genannt. Er wurde um 1600 vermutlich in Günthersdorf geboren. Im "Schöppenbuch zu Gunthersdorf 1549" kommt bereits der Name Dirbke vor. Caspar Dürschke war Kretschmer zu Niehmen, Urbarium Gärtner Nr.1; er verstarb nach 1665. Seine Tochter wurde um 1620 geboren und heiratete um 1650 Hans Paul, der nunmehr Kretschmer wird. Frau Paul verstarb am 24.7.1715 im Alter von 95 Jahren.

Der Linie Paul soll hier nicht nachgegangen werden. Es ist die Sippe des o.erw. Herrn Klaus Paul aus Schweinfurt, über die von diesem bereits ausführlich berichtet wurde.

Nunmehr folgen vier Generationen der Dürschke auf dem Freigut in Niehmen, Urbarium Nr. 15:

Benedikt Dürschke, Sohn vom Kretschmer Caspar Dürschke, wurde nach 1620 geboren. Er verstarb nach 1665.

Sein Sohn Philipp Dürschke, geboren um 1655 in Niehmen, heiratete 1681 Eva Seidel aus Klosdorf und wurde Kretschmer und Scholz in Tempelfeld, Urbarium Nr.16. Er verstarb nach 1720. Sein Sohn Philipp wird 1710 und 1738 als Bauer in Tempelfeld, Urbarium Nr. 2 genannt.

Ein weiterer Sohn des vorletzt genannten Philipp Dürschke erscheint 1710 als Bauer in Günthersdorf, Urbarium Nr. 7; dessen Sohn George 1738 als Erbscholz in Günthersdorf, Urbarium Nr. 1 und 1748 als Richter und Kretschmer in Klein-Öls als Nachfolger der Sippe Güttler.

In Frauenhain ist ein weiterer Zweig der Dürschke, Niehmener Herkunft zu finden. Hans Dürschke, um 1670 geboren, erscheint um 1700 als Kretschmer zu Frauenhain. Bis zur Übernahme des Kretschams durch ihn waren vermutlich Scholtisei und Kretscham eine Einheit. Sicher ist zutreffend, daß Hans Dürschke ein Bruder des 1676 in Frauenhain geborenen Philipp Dürschke ist und beide von der Scholtisei stammen. Letzterer heiratete am 22.11.1707 Anna Seydel aus Klosdorf und kaufte die Scholtisei Knischwitz bei Wansen. Sie blieb bis 1945 im Familienbesitz. Wie mir Herr Erhard Dierschke, jetzt in Bielefeld mitteilte, ist bereits in der Heimat Ahnenforschung betrieben worden. Es konnten auch Urkunden gerettet und erhalten bleiben.

Benedikt Dürschke, geboren um 1650, steht auf der Eröffnungsseite des Niehmener Kirchenbuches als "Kirchvatter" und im Sterberegister als "gewesener Scholz". Nach der Chronik der Kommende Klein-Öls von Dr. Stehr erhielt er einen Schutz- und Freibrief für sein von allen Dienstbarkeiten und Roboten semperfreies dreihufiges Bauerngut, zwischen Balthasar und der Vorwerksgasse gelegen.

Caspar Dürschke geboren um 1680 in Niehmen, Freibauer, heiratete Christina geborene Pohl aus Tempelfeld. Er bekam 1720 einen neuen Freibrief für den verloren gegangenen. Dieser auf Pergament geschriebene Brief war im Jahre 1845 auf dem inzwischen in den Besitz der Familie Klose übergegangenen Freigut noch vorhanden.

Caspar Dürschke war geboren um 1712, heiratete vermutlich eine geborene Hansel aus Günthersdorf und verstarb 1781

Der Freihof, Urbarium Nr. 15 geht im Jahre 1781 auf Anton Fest über, bereits aber 1807 in den Besitz der Familie Klose, jetzt unter Hausnummer 17. Diese Familie Klose, aus Thomaskirch stammend, blieb bis 1945 im Besitz des Freigutes.

Und nun zu den Besitzern des Jauerschen Hofes:

Im Urbarium von 1710 steht Benedikt Dürschke als Eigentümer. Er war der Sohn des Freigutsbesitzers Benedikt Dürschke in Niehmen und hatte wohl um die Jahrhundertwende die Tochter des Scholzen Hansel in Jauer geheiratet, also eine Einheirat.

Anton Josef Rother, geboren zu Klein-Öls heiratete die Tochter Anna Maria vom vorgenannten Ehepaar Dürschke-Hansel um 1740. Rother war bis 1738 Rektor in Strehlen, 1739 Kornschreiber in Klein-Öls und anschließend Erbscholz in Jauer. Meine Schwester Hilda erinnert sich mit mir an ein zu unserer Jugendzeit noch herumliegendes Wagenschild mit der Aufschrift: Joseph Rother, Scholtisei Jauer, Kreis Ohlau.

Im vorliegenden Auszug von 1764 erscheint Caspar Kührstein als Erbscholz. Er hatte die Tochter (Maria Johanna) der Eheleute Rother, namens Maria Johanna geheiratet. Caspar Kührstein verstarb 1776.

Von da an begann die direkte Erbfolge der Sippe Dürschke; siehe den auf Seite 1 erwähnten Kaufvertrag vom 25.2.177.

Und nun die Ahnenfolge meiner Sippe über 10 Generationen:

Caspar Dürschke geboren um 1600, Kretschmer in Niehmen, Urbarium Nr.1 Gärtner. Er wurde bereits zu Beginn meiner Aufstellungen sozusagen als Urahn genannt. Sein Sohn:

Benedikt Dürschke, geboren um 1620 war Freibauer in Niehmen, Urbarium Nr. 15. Er starb nach 1665. Sein Sohn und Nachfolg:

Benedikt Dürschke, geboren um 1645 heiratete am 24.1.1668 die Witwe Ursula Seydel aus Klosdorf. Er starb am 20.4.1712.

Hans Dürschke, Sohn des Vorgenannten, wurde um 1690 geboren. Er heiratete am 1.9.1721 Elisabeth Grünig aus Günthersdorf und übernahm mit ihr den Hof Urbarium Nr. 4, bis dahin im Besitz von George Thyll, Niehmen.

Franz Dürschke, sein Sohn, wurde um 1730 geboren. Er heiratete um 1750 die Tochter des Erbscholzen Pohl, Maria Elisabeth, und wurde Besitzer des Hofes, Urbarium Nr. 1. Franz Dürschke heiratete in 2. Ehe Magdalena Altmann, Tochter des Erbmüllers Anton Altmann in Niehmen.

- Franz-Josef Dürschke. Für ihn kaufte sein Vater Franz D. am 25.2.1777 die "Niedere Erb- und Gerichtsscholtisei zu Jauer. Er heiratete 1777 die 1753 geborene Maria Barbara Hansel aus Günthersdorf. Ihr Sohn:
- Joseph Dierschke übernahm den Hof im Jahre 1820 und heiratete Anna-Rosina Kirstein aus Köchendorf. Ihr ältester Sohn Alois, geboren am 3.4.1823 kaufte das Kretschamgut in Groß-Tinz, Kreis Nimptsch, welches sich bis 1945 im Familienbesitz befand.
- Joseph Dierschke, der jüngere Sohn, geboren am 22.7.1827, übernahm den Hof in Jauer am 1.7.1854. Er heiratete Cölestine Freund aus Ogen (später Feldheim), Kreis Grottkau. Sie hatten 6 Kinder und übergaben den Besitz am 1.7.1894 an ihren Sohn:
- Oswald Dierschke, geboren am 29.7.1860. Er heiratete am 13.11.1894 Maria Drutschmann aus Bielitz, Kreis Falkenberg. Sohn Alfred Dierschke, geboren am 5.11.1896, heiratete Erika Scholz aus Breile und kaufte 1927 einen Bauernhof in Striese, Kreis Trebnitz. Den väterlichen Hof in Jauer übernahm am 1.10.1927
- Josef Dierschke, geboren am 27.4.1901. Er heiratete am 22.10.1928 Dorothea Saft aus Liebenau, Kreis Münsterberg. (verstorben am 2.12.1947 in Leipzig)

Mit ihnen endete 1945 infolge Zusammenbruches des "Dritten Reiches" und der Übernahme der deutschen Ostgebiete durch Polen die lange Tradition eines alten schlesischen Bauerngeschlechtes. Im Jahre 1946 erfolgte die Ausweisung aller Bewohner nach Mittel- bzw. Westdeutschland.

Die bäuerliche Ahnentafel möchte ich damit ergänzen, daß auch zwei meiner Kinder der Arbeit auf der Scholle treu geblieben sind: Mein ältester Sohn Peter, geboren am 14.12.1929 in Jauer, absolvierte eine Ausbildung zum Agrar-Ingenieur. Er wurde 1956 Gutsverwalter auf dem Hof des Freiherrn von Salis-Soglio in Gemünden/Hünserück und übt dort passioniert den angestammten Beruf aus. Peter heiratete 1957 Margret Gartz aus Lobberich, Kreis Kempen/Krefeld.

Meine zweitälteste Tochter Ilse, geboren am 30.12.1931, wurde Meisterrin der ländlichen Hauswirtschaft. Sie heiratete 1958 den Bauern Hellwig Heythausen auf dem Bengmannshof in Lobberich, Kreis Kempen/Krefeld.

So darf ich sagen, daß mir selbst nach dem notgedrungenen Ende meiner landwirtschaftlichen Laufbahn im Jahre 1945 die weitere Entwicklung der deutschen Landwirtschaft mit vielen positiven und negativen Entwicklungen bestens vertraut geblieben ist.

Besucher der alten Heimat berichten, daß unser Hof in Jauer inzwischen in der 2. Generation der zwei polnischen Familien, die 1945 ihn in Besitz nahmen, bewirtschaftet wird. Vermutlich stehen ihnen als Allgemeinregelung je 7.5 Ha. Eigentum zur Verfügung und damit eine zu schwache Existenz für den Unterhalt der für die vierfache Fläche erstellten Gebäude. Deren Zustand läßt entsprechend zu wünschen übrig. Der hohe Giebel der "Neuen Scheune" am Weg nach Bankau ist aus mir unerklärlichen Gründen eingestürzt; der daran angebaute Geräteschuppen steht gleichfalls als Ruine.

Im September 1975 besuchten meine Frau und ich mit unserer in der Nähe von Zürich lebenden Tochter die Komturei Bubikon, an der Eisenbahnstrecke Zürich-Rapperswil gelegen. In der Schweiz gab es einst zwei Dutzend Komtureien aus dem Besitz der Malteserritter. Die Komturei Bubikon ist die einzige, die in ihrer ursprünglichen Art erhalten geblieben ist. Sie steht heute unter dem Schutz einer im Jahre 1936 in Bubikon ins Leben gerufenen Ritterhausgesellschaft. Diese hat hier ein kultur-historisches Denkmal geschaffen und es der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das Ritterhaus beherbergt u.a. ein Ordensmuseum, eine Münz- und Waffensammlung, mehrere historische Zimmer und eine Bibliothek mit der den Ritterorden betreffenden Literatur.

Wir betraten Räume, aus denen ein Hauch der Ferne, Weltweite und Vergangenheit wehte. Meine Gedanken schweiften unwillkürlich zurück in die alte Heimat, zur "Burg zu Klein-Öls". Diese beherbergte ja von etwa 1200 bis 1800 die gleiche Komturei, zu deren Verwaltungs- und Schutzgebiet neben den Dörfern Klein-Öls, Niehmen, Klein-Jenkwitz, Tempelfeld, Günthersdorf, Kallen, Polnisch-Breile, Klosdorf,

Marienau, Hermsdorf, Brosewitz auch mein Heimatdorf Jauer gehörte. Vielseitige Aufgaben hatten diese Komtureien zu erfüllen, sowohl für ihren Orden, als auch für das Wohl und Wehe ihrer Untertanen, zu denen Generationen hindurch auch meine Ahnen gehörten.

Stürme und Prüfungen aller Art sind immer wieder über Schlesien und seine Bewohner hinweggegangen. Doch das Allerschwerste blieb unserer Generation vorbehalten, nämlich: Alles wieder zu verlieren, was in Jahrhunderten seit der Besiedlung des Raumes durch deutsche Menschen geschaffen worden war.

Ich hoffe, durch diesen Bericht über meine Vorfahren einen Beitrag zu leisten, um eine Lücke in der schlesischen Dorf- und Hofgeschichte zu schließen. Dies war auch meine Absicht, als ich im Jahre 1971 die Familienchronik schrieb.

Diese wurde im Jahre 1972 von der Bücherei des Deutschen Ostens in Herne übernommen (469 Herne, Postfach 820) und liegt dort aus.

Leverkusen, im März 1976
Buschkämpchen 8
früher Jauer, Kreis Ohlau

Josef Dierschke

4. Lebenserinnerungen

4.2 Ich erinnere mich 1914 - 1952

Autor: Josef Dierschke
Datum: 1981

JOSEF DIERSCHKE



Ich erinnere mich

an die Zeit von 1914 bis 1952

Geschrieben für meine Enkel und Urenkel

Leverkusen 1981

JOSEF DIERSCHKE



Ich erinnere mich

an die Zeit von 1914 bis 1952

G l i e d e r u n g

=====

	Seite
Vorwort	I, II
I. Erster Weltkrieg und Weimarer Republik (1914 - 1933)	1
II. Die Zeit des Nationalsozialismus (1933 - 1945)	13
III. Die Nachkriegszeit (1945 - 1952)	69
Schlußbetrachtung	87

Vorwort
=====

Mehr und mehr interessieren meine Enkel sich für die Zeit des Nationalsozialismus. Darum habe ich mich entschlossen, aus meiner Sicht und mit meinen eigenen Erlebnissen aus dieser Zeit zu berichten.

Die Zeitspanne, aus der ich meine Erinnerungen schöpfe, war eine schicksalhafte Zeit. Während drei Jahrzehnten wurden zwei Weltkriege geführt mit insgesamt 10 Jahren Kriegsdauer. Deutschland ging aus beiden Kriegen als Verlierer hervor.

Nach dem verlorenen 1. Weltkrieg folgte dem kaiserlichen Deutschland die Weimarer Republik. Sie vermochte nicht zu bestehen und wurde nach 14 Jahren durch das Regime des Nationalsozialismus abgelöst. Dieser verspielte in dem fast 6 Jahre währenden 2. Weltkrieg alles. Selten in der Geschichte stürzte eine Nation so tief, wie Deutschland unter der Führung des Nationalsozialismus.

Eine besonders tragische Entwicklung bedeutete die Einbeziehung der Zivilbevölkerung in Kriegsgeschehen, Kriegs- und Folgezeit: Kriegsdienst, Arbeitsdienst, Zwangsarbeit, Luftkrieg, Flucht und Vertreibung sind die Fakten, die fast die ganze Nation in ihren Bann zogen. Die Zahl der Ziviltoten als Opfer des Luftkrieges betrug 700.000. Neun Millionen Deutsche aus den Gebieten jenseits von Oder und Neisse wurden Opfer der Vertreibung. Dieses Schicksal ereilte mich selbst, meine Familie, die ganze Sippe. Wir alle wurden aus der Bahn geworfen, verloren Haus, Hof und Existenz und viele der Unsrigen mußten ihr Leben lassen.

Bis in unsere Tage setzt sich die Anwendung moderner, unmenschlicher Kriegsführung fort, flüchten Menschen vor Invasoren in Staaten, die noch in Freiheit leben.

Möchte die Welt wieder humaner werden und die Menschen in Freiheit leben dürfen!

Ich habe mich bemüht - oft nur in Abrissen -, Ereignisse und eigenes Erleben in der Zeitspanne zwischen 1914 und 1952 wiederzugeben, und hoffe, damit meinen Nachfahren eine Orientierungshilfe über diese ereignisreiche Zeit vermittelt zu haben.

Josef Virochs

Erster Weltkrieg und Weimarer Republik (1914 - 1933)
=====

Der Ausgang des ersten Weltkrieges war eine der Hauptursachen für den Aufstieg des Nationalsozialismus. Der Krieg wurde ausgelöst durch die Ermordung des öst.-ungarischen Thronfolgers Franz-Ferdinand und seiner Gemahlin, ausgeführt von serbischen Verschwörern am 28.6.1914. Österreichs Forderung an Serbien nach Wiedergutmachung ließ europäische Bündnisverpflichtungen mobil werden: Serbien-Rußland und Österreich-Ungarn-Deutschland. Frankreich und Großbritannien bezogen Stellung gegen das Deutsche Reich. Am 28.7.1914 erklärte Österreich an Serbien, am 1.8.1914 Deutschland an Rußland und am 3.8.1914 Deutschland an Frankreich den Krieg. Großbritannien nahm den deutschen Einmarsch in Belgien zum Anlaß einer Kriegserklärung. Somit befand Deutschland sich in einem Zweifrontenkrieg.

Ausbruch und Verlauf des ersten Weltkrieges sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Ich war 13 Jahre alt und verlebte die letzten Tage der Großen Ferien 1914 im Elternhaus. Am Freitag, dem 31.7.1914 waren wir dabei, die letzten Fuder Hafer in die Scheune einzufahren. Gegen Abend preschte ein Kurier des Landratsamtes mit einem Einspanner unseren Feldweg entlang, um meinem Vater als Bürgermeister die Mobilmachungsbefehle der kaiserlichen Regierung zu überbringen. Tags darauf rückten die ersten Reservisten des Dorfes zum Kriegsdienst ein.

Schneller als erwartet waren die an Zahl uns weit überlegenen russischen Streitkräfte zum Angriff angetreten. Die "russische Dampfwalze" war in Bewegung geraten und tief in Ostpreußen eingedrungen. Der genialen Heerführung General von Hindenburgs und seines Generalstabschefs Ludendorff gelang es, die Russen in der Umfassungsschlacht bei Tannenberg

(26.-30.8.1914) und an den Masurischen Seen (6.-14.9.1914) vernichtend zu schlagen. Das schwer geprüfte Ostpreußen war wieder vom Feinde befreit. An der Südfront mußten die Österreicher nach Anfangserfolgen Galizien aufgeben und sich in die Karpaten zurückziehen. Von einer Umfassung bedroht, zog Hindenburgs 9. Armee sich an Schlesiens Grenzen zurück. In diesen Herbstwochen 1914 befand die Provinz Schlesien sich in höchster Gefahr; Angst und Sorge hatten sich ausgebreitet. Am 1.11.1914 wurde Hindenburg zum Oberbefehlshaber der gesamten Ostfront ernannt. Seiner überlegenen Strategie gelang es, stabile Fronten herzustellen. In entscheidenden Schlachten vom Spätherbst 1914 bis September 1915 gelang es, die Russen endgültig zu besiegen. Das Kriegsgeschehen im Osten ging auf der Linie Riga-Dünaburg-Pinsk-Czernowitz, in der Ukraine, in einen Stellungskrieg über.

An der Westfront war der deutsche Angriff zunächst erfolgreich verlaufen. Belgien mit seinen starken Festungen wurde rasch erobert und weite Gebiete Nord- und Mittelfrankreichs eingenommen. Der entscheidende Erfolg, die Einnahme der Hauptstadt Paris, gelang nicht. Die Beanspruchung starker Heeresverbände an der Ostfront machte sich bemerkbar. Im Oktober 1914 erstarrte die Westfront in einem, mit allen Mitteln moderner Technik geführten, verlustreichen Stellungskrieg.

Eindrucksvoll erlebten wir Schüler in Brieg die großen Siege und Ereignisse der ersten Kriegszeit. Extrablätter und Siegesfeiern vermittelten uns den Siegeszug unserer Heere in Ost und West. Der Übergang zum Stellungskrieg minderte freilich auch unsere Begeisterung. Mehr und mehr wurden wir Schüler zum Zivildienst herangezogen: Sammlungen von Altmaterial jeglicher Art für Rüstungszwecke, Ausgabe und Verteilung von Lebensmittelkarten,

soziale Aufgaben und anderes mehr. Klassenkameraden bekamen Einberufungsbefehle und legten ihr Notexamen ab.

Als Jüngster der Klasse schloß ich im März 1917 den Besuch der Höheren Landwirtschaftsschule in Brieg mit der Mittleren Reife ab. Fortan lernte ich auf dem väterlichen Hof, wirtschaftliche Schwierigkeiten unter Kriegsbedingungen zu meistern. Der Geburtsjahrgang 1900 wurde im Sommer 1918 zu den Waffen gerufen. Als 1901 Geborener brauchte ich nicht mehr Soldat zu werden; im November 1918 kapitulierte Deutschland, der Krieg war zu Ende.

Erbitterung des russischen Volkes über die hohen Blutopfer an der Front und wirtschaftliche Nöte in der Heimat hatten im März 1917 zu einer Revolution geführt. Der Zar dankte ab, wurde verhaftet und ein Jahr später mit seiner Familie ermordet. Die Regierung des Sozialisten Kerenski wollte den Krieg an der Seite der Alliierten fortsetzen. Nachdem es jedoch einer Gruppe russischer Emigranten mit Lenin an der Spitze gelungen war, sich nach Rußland einzuschleusen, vollzog sich unter einem von Bolschewiken kontrollierten Militärkomitee eine zweite, die Oktober-Revolution von 1917. Der Rat der Volkskommissare unter Lenin festigte über viele Hindernisse hinweg seine Macht und schloß am 3.3.1918 mit Deutschland einen Friedensvertrag.

Diese Entlastung an der Ostfront vermochte jedoch nicht, der deutschen Kriegsführung an der entscheidenden Westfront eine Wende zu geben. Das Eingreifen Amerikas auf Seiten der Alliierten im April 1917 hatte den Krieg politisch und militärisch entschieden. Eingeleitete Friedensbestrebungen blieben erfolglos. Im Herbst 1918 überschlugen sich die Ereignisse. Zufolge feindlicher Überlegenheit

mußten die Fronten mehr und mehr zurückgenommen werden; das Volk in der Heimat resignierte, es war nach 4 Jahren voller Entbehrungen und Hunger müde geworden. Aus Meutereien bei der deutschen Hochseeflotte entwickelte sich eine Revolution, die von weiten Teilen der Bevölkerung unterstützt wurde. Am 9.11.1918 verzichteten Kaiser Wilhelm II. und der Kronprinz auf den Thron. Der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann rief in Berlin die Republik aus.

Am 11.11.1918 wurde mit den Alliierten im Wald von Compiègne ein Waffenstillstand geschlossen, der u.a. die Räumung aller im Verlauf des Krieges von Deutschland besetzten Gebiete und Elsaß-Lothringens binnen 14 Tagen und die Räumung des linken deutschen Rheinuferes mit den Brückenköpfen Mainz, Koblenz und Köln binnen 30 Tagen vorsah. Generalfeldmarschall von Hindenburg leitete den reibungslosen Rückzug des deutschen Heeres in die Heimat während der gesetzten Frist.

Nach langen, opferreichen Kriegsjahren fanden die entlassenen Soldaten ihre Heimat sehr verändert wieder. Die gesamte Wirtschaft lag darnieder, die Ernährung war und blieb lange noch unzureichend, politische Unruhen und Parteienstreit durchschüttelten vor allem die Großstädte. Vielen arbeitslos gewordenen ehemaligen Soldaten fiel es schwer, wieder Fuß zu fassen.

Besonders hart betroffen war der Freistaat Bayern. Nach dem Sturz des Königtums war der unabhängige Sozialdemokrat Kurt Eisner an die Spitze der neuen Regierung getreten. Am 21.2.1919 wurde Eisner erschossen. Der bald danach ausgerufenen kommunistischen Räterepublik machte der Einmarsch deutscher Freikorps im Mai 1919 ein Ende.

In diese von Unruhen und politischen Auseinandersetzungen schwer geprüfte Großstadt München war u.a. der Frontkämpfer Adolf Hitler zurückgekehrt, der bald von sich reden machen sollte. Dieser Adolf Hitler war im Jahre 1913 aus seinem Heimatland Österreich nach München gekommen und fristete hier als Maler mit dem Verkauf seiner Bilder ein karges Leben. Bei Kriegsausbruch stellte er sich als Freiwilliger dem bayrischen Heer zur Verfügung. Er durchstand den ganzen Krieg, bewährte sich als Melder und wurde mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse ausgezeichnet. "Mangels Führerqualität" war er jedoch über den Obergefreiten nicht hinausgekommen.

Adolf Hitler schloß sich im Herbst 1919 der deutschen Arbeiterpartei (DAP) an, in der er bald eine tonangebende Rolle spielte. Damit begann seine politische Laufbahn.

Radikale Gruppen fanden damals regen Zulauf. Weite Kreise des Volkes, vor allem ehemalige Militärs, waren immer noch der Monarchie verhaftet. Sie kämpften fanatisch gegen die harten Bedingungen des im Jahre 1919 dem deutschen Volke auferlegten Friedensdiktates von Versailles. Man wollte sich nur ungern mit der neuen demokratischen Ordnung abfinden. Am 20.2.1920 gab sich die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) ihr Parteiprogramm und wählte am 29.7.1921 Adolf Hitler zu ihrem Vorsitzenden. Die schwierige wirtschaftliche Lage, zunehmende Arbeitslosigkeit und Geldentwertung führten der neuen Partei immer mehr Anhänger zu. Man fühlte sich schließlich stark genug, um am 8./9. November 1923 mittels eines von München aus organisierten Umsturzversuches (Hitlerputsch)

die bayrische und die Reichsregierung stürzen zu können. Der Putsch schlug fehl (Marsch zur Feldherrnhalle), Hitler wurde verhaftet und zu 5 Jahren Haft in der Festung Landsberg/Lech verurteilt. Hier schrieb er bereits den 1. Band seines berühmten Werkes "Mein Kampf". Im Jahre 1924 wurde Adolf Hitler begnadigt unter Auferlegung eines Redeverbotes bis 1928.

Unter scheinbarer Legalität ging Hitler bald wieder an den Neuaufbau seiner Partei. Der Kampf gegen die bürgerlichen und sozialistischen Parteien, gegen das herrschende Finanz- und Wirtschaftssystem, gegen die bürgerliche Kulturauffassung, die christlichen Konfessionen und gegen das Judentum entfachte aufs Neue. Der nunmehr ganz straff geführten Partei gab man die Kampftruppen SA und SS als blind gehorchende Instrumente zur Durchführung des Parteiprogramms bei. Oberster Gedanke war die Schaffung einer uniformen Volksgemeinschaft durch Unterdrückung des Klassenkampfes, Einebnung der sozialen Unterschiede und Ausmerzungen des Judentums. Parallel dazu lief die Verbreitung der nationalsozialistischen Rassenideologie. Diese fand ihren Ausdruck in den Parolen von "Blut und Boden", der "deutschen Herrenrasse" und der Schaffung eines "großdeutschen Lebensraumes". Diese Entwicklung sollte und konnte nur gelingen unter dem Prinzip einer politischen Totalität. Das wiederum bedeutete Unterdrückung abweichender Überzeugungen, Gleichschaltung aller bestehenden Verbände und Organisationen, sowie der Unterwerfung von Wirtschaft, Kultur und Religion unter den Machtanspruch der Staatspartei. Schließlich sollte diese Politik aufgehen in der Vereinigung

aller deutsch besiedelten Gebiete Europas in einem "Großdeutschen Reich". Der Inbegriff all dieser Ideen war die nationalsozialistische Weltanschauung, deren Ausbreitung mit einer riesigen Pressepropaganda, besonders in den Gliederungen der Partei, bis hin zu Parteitage, Aufmärschen, Großkundgebungen usw. in Gang gesetzt wurde.

Die Jahre 1924 bis 1929 einschließlich sollten als die Blütejahre der Weimarer Republik in die Geschichte eingehen. Eine kluge Außenpolitik unter Gustav Stresemann als Außenminister hatte zu einer Verständigung mit Frankreich geführt. Der Abschluß wichtiger internationaler Abkommen und Verträge hatte dem deutschen Reich wieder Geltung in der Welt verschafft. Schwerwiegende wirtschaftliche Belastungen, die aus dem Versailler Friedensdiktat resultierten, waren gemildert worden. Wirtschaft, Kultur, Kunst und Wissenschaft erfuhren ein neues Erblühen. Noch in unserer Zeit spricht man von den "Goldenen Zwanziger Jahren".

Unerwartet bahnte sich jedoch eine Wende an, die letztlich den Zusammenbruch des Deutschen Reiches zur Folge haben sollte. Der 24.10.1929 wurde zum Schicksalstag für die ganze Welt, ausgelöst durch den Zusammenbruch der New Yorker Börse. Seine Auswirkungen brachten den Welthandel nahezu zum Erliegen. Die Folgen für Deutschland waren verheerend: sechs Millionen Erwerbslose, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, deren Nutznießer am Ende Adolf Hitler wurde. In dieser Situation wuchs rapid die innere Opposition gegen die Weimarer Republik, Kommunisten und Nationalsozialisten wurden die stärksten Par-

teien. Vor allem der Nationalsozialismus erlebte einen ungeahnten Aufschwung.

Mein Verhältnis zum Nationalsozialismus war von Anfang an sehr kritisch. In keinem Falle imponierten mir zunächst einmal die Methoden, wie man Politik machte. Meine Frau und ich waren fest überzeugt von der Fragwürdigkeit einer Politik, die über Machttrieb, Terror und Gewalt an die Macht kommen wollte. Wir vermochten nicht zu glauben, daß es einmal möglich sein würde, so große Pläne und Versprechungen zu verwirklichen, dem deutschen Volk "den Himmel auf Erden" zu bringen. Überdies befürchteten wir, daß auf Dauer die Großmächte der Welt die in Hitlers Reden zutage tretenden Herausforderungen und Beleidigungen nicht hinnehmen würden; das heißt also, daß es zu Auseinandersetzungen kommen müßte. Insbesondere gefielen uns die persönlichen Angriffe gegen Amerikas Präsidenten Roosevelt gar nicht. Schon einmal waren wir doch gründlich in einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Amerika gescheitert. Darum lehnten wir von Anfang an eine Mitgliedschaft in der NSDAP ab, die immer wieder an uns herangetragen wurde. Nach der Machtergreifung steigerte sich diese Werbung ganz besonders. Man wollte es einfach nicht glauben, daß wir nicht mitmachten, wo gerade zu diesem Zeitpunkt sich Parteieintritte in Massen vollzogen. Es war nicht immer leicht, Freunden und Berufskollegen gegenüber, ja in der eigenen Verwandtschaft Rückgrat zu zeigen und "aus der Reihe zu tanzen."

Gelegentlich meiner Anwesenheit im Dorfgasthaus zu Anfang 1933 wollte man "aufs Ganze gehen" und

meinen Parteieintritt erzwingen. Von allen Seiten drängte man so stark, daß ich mich nur noch durch Verschwinden aus der Schlinge zu ziehen vermochte. Ich ließ Hut und Spazierstock zurück und begab mich nach Hause. Man ließ mich dann lange Zeit in Ruhe.

Von der staatspolitischen Seite konnte man mich nicht zwingen; ich besaß kein politisches Amt und strebte auch keines an. Seit 1929 war ich Standesbeamter des Amtsbezirks Klosdorf mit den Dörfern Klosdorf, Jauer, beiden Orten Breile und Mechwitz. Es war ein unpolitisches Amt; eine Parteimitgliedschaft nicht erforderlich.

Im März 1930 war der Zentrumsabgeordnete Heinrich Brüning Reichskanzler geworden. Nach Gustav Stresemann erwies er sich gewiß als der fähigste Politiker der Weimarer Republik. Er mühte sich redlich, vor allem der schweren wirtschaftlichen Krise Herr zu werden. Außenpolitisch erreichte er durch eine kluge Verständigungspolitik die Beseitigung der Reparationen - Kriegsentschädigungen an die Siegermächte des 1. Weltkrieges - in Höhe von 22,77 Millionen Goldmark. Dies war eine gewaltige Summe, welche seit Jahren der Wirtschaft Fesseln angelegt hatte. Innenpolitisch hatte Brüning es sehr schwer zufolge der fortschreitenden Zersplitterung der demokratischen Parteien. In gleichem Maße bekamen dabei die radikalen Parteien, Nationalsozialisten und Kommunisten Oberwasser. Dadurch wurden die kleineren Parteien aufgerieben. Weil die Deutschnationalen nach rechts tendierten, konnte der Kanzler letztlich sich nur noch auf das Zentrum

und die sozialdemokratische Partei verlassen. Die Regierung besaß keine parlamentarische Mehrheit, so daß Brüning nur mittels Notverordnungen regieren konnte. Eine Notverordnung ist eine gesetzvertretende Maßnahme, die das Staatsoberhaupt, der Reichspräsident, in einer dringenden Notlage erlassen konnte. Der Reichspräsident besaß in der Weimarer Republik eine sehr starke Stellung. Oft wurde Reichspräsident von Hindenburg in schwierigen Lagen überfordert. Die Gründer der Bundesrepublik Deutschland haben sich bei der Schaffung des Grundgesetzes bemüht, zur Erhaltung der Demokratie günstigere Voraussetzungen zu schaffen.

Aus der Reichspräsidentenwahl am 10.4.1932 war von Hindenburg als überlegener Sieger über seinen Gegenkandidaten Adolf Hitler hervorgegangen. Ein Zeichen dafür, daß die demokratischen Kräfte im Volk noch überwogen. Obwohl von Hindenburg sich streng an die Weimarer Verfassung und an die gesteckten Grenzen seines Amtes hielt, vermochte auch er nicht, die Krise des Parlamentarismus aufzuhalten. Er selbst tendierte nach rechts und glaubte, daß seine Kreise - Deutschnationale, Großagrарarier, Vertreter der Wirtschaft, Militärs u.a. - noch imstande wären, die am Boden liegende deutsche Wirtschaft zu retten. Reichskanzler Brüning mußte gehen; der Zentrumsabgeordnete Franz von Papen wurde sein Nachfolger. Dieser wurde im Juli 1932 auch zum Reichskommissar von Preußen ernannt, weil auch in diesem Lande keine tragfähige Regierungsmehrheit mehr zustande kam. Von Papen hatte sein Kabinett aus Deutschnationalen und Fachministern

gebildet. Er versuchte die Nationalsozialisten als stärkste Partei mit in die Regierungsverantwortung zu nehmen. Hitler lehnte jedoch eine Beteiligung an jedweder Regierungskoalition ab, er wollte die ganze Macht.

Am 31.7.1932 fand eine Reichstagswahl statt, die der NSDAP das bisher höchste Wahlergebnis brachte, nämlich 230 Reichstagsmandate. Diese Wahl hatte wiederum keine parlamentarische Mehrheit zur Folge. Von Papen gelang es ebensowenig wie seinem Vorgänger Heinrich Brüning, der Lage Herr zu werden. Der Reichstag mußte nach wenigen Wochen erneut aufgelöst werden. Bei der Wahl am 6.11.1932 verlor die NSDAP Anhänger und fiel auf 196 Mandate zurück. Der Reichspräsident ernannte den General Kurt von Schleicher zum Reichskanzler. Dieser genoß zwar das Vertrauen Hindenburgs, ein Politiker war er nicht. Es wird ihm ein starkes Intrigenspiel unter den Parteien nachgesagt. Schleicher versuchte eine Änderung der politischen Lage dadurch herbeizuführen, indem er eine Spaltung der NSDAP betrieb. Sein Bemühen war jedoch zum Scheitern verurteilt. Indes munkelte man in aller Öffentlichkeit von Verhandlungen maßgeblicher Kreise aus Politik und Wirtschaft, die auf eine Berufung Hitlers zum Reichskanzler hindeuteten.

Bezeichnend für das Versagen des Parlamentarismus in der Weimarer Republik ist, daß seit ihrer Gründung im Jahre 1919 bis einschließlich 1932 der deutsche Reichstag achtmal neu gewählt wurde. In diesen 13 Jahren sind unter 12 verschiedenen Reichskanzlern 21 Kabinette gebildet worden.

Die nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) war erstmals im Jahre 1928 mit 12 Mandaten in den deutschen Reichstag eingezogen, bekam 1930 = 107 Sitze, im Juli 1932 = 230 Sitze und im November 1932 = 196 Sitze. Trotz des rapiden Anstieges der Wahlergebnisse, einer ungeheuren Propaganda, einer verheerenden Zunahme der Arbeitslosigkeit und des Versagens der demokratischen Parteien hatte die NSDAP niemals die absolute Mehrheit errungen.

II. Die Zeit des Nationalsozialismus (1933 - 1945)

=====

Am Morgen des 30.1.1933 war es jedoch so weit: Adolf Hitler wurde zum Reichskanzler ernannt. Ich befand mich an diesem Vormittag in der Praxis unseres Hausarztes Dr. Loch in Wansen. Dieser gab mir die sensationelle Nachricht mit der bekanntgegebenen Kabinettsliste. Die NSDAP stellte nur drei ihrer Mitglieder als Minister, der Rest waren Fachminister bzw. Angehörige der Deutschnationalen Volkspartei und des Stahlhelm. (Organisation der Frontkämpfer von 1914-1918).

Vor allem in der Reichshauptstadt Berlin herrschte eitel Freude. Am Abend dieses 30.1.1933 zogen in braunen Uniformen abertausende von Parteimitgliedern und Funktionären in einem langen Fackelzug an ihrem am Fenster der Reichskanzlei grüßenden Führer und Reichskanzler vorbei. Eine lange Nacht in Jubel und Freude!!!

Im ganzen Land und unter der Bevölkerung trat Ruhe ein. Alle waren überdrüssig der langen Jahre der Zerstrittenheit und des Anfeindens. Ein Regieren mit starker Hand wurde spürbar, freilich mehr und mehr ein Regieren der einen Partei. Es gab eine überschäumende Welle von Parteizugängen; wer irgendwo in Staat, Land, Kommune oder wo auch immer abhängig war, strebte die Mitgliedschaft in der Partei an.

Ich frage mich: Ist es heute viel anders??? Viele andere glaubten, daß ein Mittun in den Verwaltungen wichtig sei, um rein parteipolitische Emporkömmlinge zurückzudrängen und in ihre Schranken weisen zu können. Im Frühjahr 1933 spöttelte man über die "Märzhasen", so bezeichnete man die unzähligen neuen Parteigenossen (Pgs), die so zahlreich eben wie junge Hasen in der Natur im Monat

März in Erscheinung treten. Wem auch sollte man es verargen, der sich um seiner Existenz oder seiner Familie willen absichern wollte.

Systematisch ging man daran, in Stadt und Land den Parteiapparat aufzubauen: Reichs-Gau-Kreis-Ortsgruppen- und Zellenleiter; die Parteigliederungen wie SA, SS, HJ, NS-Frauenschaft usw., die vielen Verbände wie Deutsche Arbeitsfront, NS-Volkswohlfahrt, NS-Rechtsverband, NS-Lehrerbund, Reichsbauernschaft, Reichshandwerkerschaft u.a. Damit wurde ein jeder Staatsbürger, wo immer auch er stand, ob gewollt oder ungewollt, begeistert oder reserviert, in das ganze Geschehen eingebunden.

Für den 5.3.1933 wurde zur Wahl eines neuen Reichstages aufgerufen. Wenige Tage zuvor mußte die Nation einen gewaltigen Schock verdauen: am 27.2. brannte in Berlin das Reichstagsgebäude! Im Reichstagsbrandprozeß im Herbst des gleichen Jahres wurde der Holländer van der Lubbe zum Tode verurteilt, die übrigen Angeklagten freigesprochen. Bald schon wollten Gerüchte nicht verstummen, daß die Urhebererschaft der Straftat bei der NSDAP selbst zu suchen sei. Unter vorgehaltener Hand fiel immer wieder der Name des Reichstagspräsidenten Hermann Göring. Die Urheber- und Täterschaft wurden niemals, auch geschichtlich bis zum heutigen Tage nicht, geklärt. Hitler schob die Tat den deutschen Kommunisten in die Schuhe und malte das Schreckgespenst einer durch den Brand eingeleiteten bolschewistischen Machtergreifung an die Wand. Noch am Tage der Brandstiftung wurde die kommunistische Partei verboten, ihre Funktionäre und andere linke Politiker verhaftet und in Konzentrationslager gesteckt. Eine tags darauf erlassene Notverordnung zum Schutze von Staat und Volk, gleichsam die Proklamierung des Ausnahmezustandes, die zwar nur "bis auf weiteres" gelten sollte, wurde nie mehr außer Kraft gesetzt. Dies sollte der entschei-

dende Schlag gegen die demokratische Staatsordnung sein. Die daraus resultierenden Machtbefugnisse kamen den Regierenden besonders gelegen, weil die Reichstagswahlen am 5.3. der NSDAP trotz aller Anstrengungen nicht die absolute Mehrheit brachten; man mußte sich mit einem Wahlergebnis von 44 % begnügen. Hitler erreichte jedoch vom neuen Reichstag umfassende Vollmachten durch die Einbringung eines Ermächtigungsgesetzes. Viele unlautere Mittel wie Täuschungen, Terrorisierungen und Verhaftungen machten einen Teil der Reichstagsabgeordneten mürbe und verhalfen dem Gesetz zu einer Mehrheit. Nur die sozialdemokratische Partei hatte sich im Reichstag dem Gesetz geschlossen widersetzt. Mit diesem Gesetz in der Hand brauchte Hitler den Reichstag faktisch nicht mehr; die Regierung war ja ermächtigt, die nötigen Gesetze selbst zu erlassen. Fortan diente der Reichstag nur noch als Plattform zur Entgegennahme von Regierungserklärungen und als Demonstrationsorgan.

Am 29.3.1936 fand letztmalig ein Wahlvorgang statt unter Verwendung einer Einheitsliste. Es gab zwei Möglichkeiten: die anstehenden Fragen mit einem Ja zu beantworten oder einen leeren Stimmzettel abzugeben. Aus diesem Wahlvorgang kann ich folgendes berichten: Ich war zum Beisitzer bestellt worden, spürte jedoch zu Anfang schon, daß die Nichtparteimitglieder des Wahlausschusses nur Statisten sein sollten. Der Ortsgruppenleiter und der Bürgermeister vollzogen selbst alle Funktionen des Wahlvorganges. Unser Lehrer durfte lediglich als Schriftführer fungieren. Er war klug genug, am Schluß der Wahl sich mit dem Rücken zum Wahl-tisch ans Fenster zu setzen, um angeblich besseres Licht zu haben. Er bekam vom Wahlleiter alle Ergebnisse diktiert und siehe, die Gemeinde hatte 100%ig mit Ja gestimmt. Weil ich wußte, daß dies nicht zutraf, nahm ich alsbald meinen Hut und ging verärgert nach Hause. Während ich noch meinem Herzen Luft machte, läutete das Telefon, der

Ortsgruppenleiter hatte mir folgendes zu sagen: "Gerade habe ich mit der Kreisleitung telefoniert und den Bescheid bekommen, daß alle ungültigen Stimmen als Jastimmen zu werten seien; demnach haben wir ganz richtig gehandelt". Ich betonte noch einmal meine Verärgerung und gab ihm zu verstehen, daß ich mit solchen Manipulationen nichts zu tun haben möchte.

Der Ausschaltung der kommunistischen Partei folgte die Auflösung aller demokratischen Organisationen und der übrigen Parteien. Als erste kam die mächtige Institution der freien Gewerkschaften dran. Der 1. Mai war zum National-Feiertag erklärt worden. Riesige Aufmärsche sollten die neue Volksgemeinschaft vom Generaldirektor bis zum kleinsten Angestellten demonstrieren. In der Tat schien es ein großes Volksfest zu sein. Schon der nächste Tag brachte die große Ernüchterung. Alle Gewerkschaftshäuser wurden von der SA besetzt, die Funktionäre mißhandelt, viele in Konzentrationslager gesteckt und die Kassen beschlagnahmt. An die Stelle der Gewerkschaften trat die "Deutsche Arbeitsfront", die dazu diente, Arbeitgeber und Arbeitnehmer der Kontrolle des Staates zu unterwerfen.

Das gleiche Schicksal ereilte alle demokratischen Parteien. Sie waren untereinander zerstritten, zerbröckelten, lösten sich unter Druck von selbst auf oder wurden einfach verboten. Obwohl die deutschnationale Volkspartei aus immer welchen Gründen an der Übernahme der Regierungsgewalt durch den Nationalsozialismus maßgeblich beteiligt war, verfiel auch sie der Auflösung.

Am 14.7.1933 verkündete Hitler durch Gesetz, daß es in Deutschland als einzige politische Partei nur noch die NSDAP gäbe und daß mit schwerer Strafe zu rechnen habe, wer diesem Gesetz zuwider handle.

Tatsächlich mußte mit jahrelangem Martyrium oder qualvollem Tod rechnen, wer versuchte, eine andere politische Meinung als die des Diktators zu verbreiten. Gegen diese Widersacher gab es keine ordentliche Gerichtsbarkeit, sondern nur die Willkür und Macht der Gewaltherrschaft. Als gefürchtetes Instrument für diese und andere "Vergehen" waren nach der Machtübernahme Konzentrationslager geschaffen worden. Diese gefürchteten Lager bestanden seit 1923 im bolschewistischen Rußland, insbesondere die berüchtigten Zwangsarbeitslager in Sibirien. Uns allen schauderte es, wenn von diesen Lagern berichtet wurde, wenn wir in Presse und politischer Lektüre von in Millionen gehenden Zahlen armer Opfer dieser Institution erfuhren. Nun war auch unser deutsches Volk diesem unmenschlichen Schicksal ausgeliefert. Die Konzentrationslager unterstanden der NS-Geheimpolizei (Gestapo); sie wurden von der SA und später von der SS verwaltet. Die Einlieferung von "Tätern" erfolgte willkürlich, sie betraf neben Regimegegnern und politisch Verdächtigen vor allem auch Juden, Kriminelle, Asoziale, später sogar "Menschenmaterial zu wissenschaftlichen Zwecken". Heute weiß man, daß bereits im Jahre 1939 in Deutschland über 100 solcher Lager bestanden haben. Die Landbevölkerung erfuhr freilich nicht sehr viel von solchem Strafvollzug an unseren Mitbürgern. Es sprach sich jedoch immer wieder herum, daß es in Städten und Großstädten zum Alltag gehörte, daß Menschen verdächtigt, ertappt und abgeholt worden waren.

Im März 1933 war das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda geschaffen worden, an seiner Spitze Minister Dr. Joseph Goebbels. Goebbels war Rheinländer, in Neuss geboren, klein von Statur, körperbehindert (Klumpfuß) und bis dahin Journalist. Dieser Minister wurde alsbald zu einer der wichtigsten Figuren im Staat. Durch bedenkenlose Gleichschaltung aller Medien - Presse, Rundfunk,

Film usw. beherrschte er bald auch alle Zweige des literarischen und künstlerischen Lebens. Goebbels vermochte durch seine deutlichen und knallharten Formulierungen in allen Situationen des Staates massenwirksam zu sein. Seine Reden fanatisierten die Massen. Er war ein Meisterregisseur der Propaganda und der beste Vorkämpfer für Radikalismus und Antisemitismus.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam am 30.6.1934 der sogenannte Röhm-Putsch. Röhm war seit 1931 Stabschef der SA und strebte angeblich für sich und seine braunen Bataillone nach höherer Macht - Verschmelzung mit der Reichswehr und Oberbefehlshaber dieser vereinigten Truppe zu werden. Wer kennt die Wirklichkeit; auch das blieb für die Bevölkerung ein Geheimnis, wie vieles andere! Hitler entschied sich jedenfalls für die Reichswehr und räumte in der SA-Spitze brutal und rücksichtslos auf. Am 30.6./1.7. fielen hunderte von Menschen einem planmäßigen Massaker zum Opfer; sie stammten sowohl aus dem Bereich der SA, als auch aus Positionen des öffentlichen Lebens. Unter ihnen befanden sich auch Hitlers Vorgänger als Reichskanzler, General von Schleicher mit seiner Frau. All diese Hinrichtungen erfolgten ohne jedes Verhör und die Möglichkeit zur Verteidigung. Die Ereignisse lösten in der Bevölkerung eine Welle der Empörung und des Schreckens aus, bedeutete zugleich die 1. Erkenntnis der Machtlosigkeit gegenüber dem Regime.

Am 2.8.1934 verstarb der greise Generalfeldmarschall von Hindenburg, der seit 1925 Reichspräsident war. Hitler vereinigte nunmehr die Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers in seiner Person. Gleichzeitig ließ er die Reichswehr auf sich vereidigen. Faktisch bestand jetzt weder eine Verfassung noch eine andere Institution, die auf rechtmäßige Weise in einer besonderen Situation

hätte eingreifen können. Alle Macht konzentrierte sich auf den Führer. Auf dem Reichsparteitag im September 1934 verkündete dieser, daß in Deutschland in den "nächsten 1000 Jahren" keine Revolution mehr stattfinden würde. Von da an existierte der Begriff vom "Tausendjährigen Reich"!

Von Ende 1934 bis etwa 1937 hatte eine gewisse Normalisierung Platz ergriffen. Im Jahre 1935 wurden die allgemeine Wehrpflicht und der Reichsarbeitsdienst eingeführt. Letzterer erfaßte die männliche und weibliche Jugend vom 18. bis 25. Lebensjahr. Er war in uniformierte Abteilungen gegliedert. Die Dienstpflicht betrug 6 Monate, in der Handarbeit vorherrschte. Sie bestand im wesentlichen in Kultivierungsarbeiten - Ent- und Bewässerungsarbeiten u.a. Gleichfalls wurde der Bau von Reichsautobahnen begonnen. Alles miteinander ließ sehr rasch das Heer von 6 Millionen Arbeitslosen verschwinden: drei Jahre nach der Machtergreifung herrschte Vollbeschäftigung. Kein Wunder, wenn nunmehr in der Bevölkerung eine gewisse Zuversicht sich ausbreitete. Dies umso mehr, als die bislang sich zur SPD und KPD zugehörig fühlende Arbeiterschaft begeisterte Anhänger Hitlers geworden waren. Für sie bedeuteten Arbeit und Brot alles.

So blühte jetzt auch das Leben in den erwähnten neu geschaffenen Verbänden und Organisationen. Jede Einrichtung rief ihre Massen zu Festen und Aufmärschen auf. Feste feiern konnte man im 3. Reich, das muß man der Bewegung neidlos zugestehen. Den Vogel schossen die regelmäßigen Reichsparteitage in Nürnberg ab. Hier wurden die braunen Massen immer wieder auf ihren großen Führer eingeschworen. Solche Bilder erleben wir in unserer Zeit in den Ländern hinter dem eisernen Vorhang. Gewaltig waren die Kundgebungen der Deutschen Arbeiterfront; eindrucksvoll die Erntedanktage des Reichs-

nährstandes auf dem Bückeberg bei Hameln. Die Riesenfeierlichkeiten anlässlich des 1. Mai, dem Tag der Arbeit, vollzogen sich sowohl in den Großstädten bis hinein in die kleinsten Ortsgruppen.

Zu all den Feierlichkeiten hatte der Volksmund rasch seine eigene Beurteilung zur Hand: "Die drei Fs": "Fahnen heraus, Feste feiern, Fresse halten." An einem großen Aufmarsch habe ich in der Zeit des tausendjährigen Reiches nie teilgenommen, ich habe auch den Großen Führer nie zu Gesicht bekommen. Mir genügten die unausweichlichen Verpflichtungen im örtlichen Bereich.

In diesem Zusammenhang kann ich ein Thema erwähnen, welches in unseren Tagen erneut Schlagzeilen macht. Es ist die Ausrichtung der Sommerolympiade in Berlin im Jahre 1936. Trotz Wissens um die Endziele nationalsozialistischer Politik und bereits vollzogener Herausforderungen (Besetzung des Rheinlandes wider die Bestimmungen des Versailler Friedensdiktates) erschienen die Sportler aller Welt im Berliner Olympia-Stadion. Auf der Höhe wieder erlangter wirtschaftlicher Macht zeigte Hitler mit seinen Getreuen eine vollendete Organisation der Spiele und ließ sich und Deutschland als starke und friedliche Nation bewundern und respektieren. Die folgenden Jahre bewiesen zur Genüge, wie Hitler die ganze Welt geblendet hatte und welches seine wirklichen Absichten dieser Demonstration waren.

Aus gesundheitlichen Gründen - Magen- und Herzleiden - gab ich 1936 das Amt des Landesbeamten ab und widmete mich ausschließlich beruflichen Aufgaben. Mehr und mehr förderte man vom Regierungsprogramm her die Belange der Landwirtschaft. Unter dem Motto: "Erzeugungsschlacht" forcierte man Produktionssteigerungen zwecks Unabhängigkeit des Staates in ernährungspolitischer Hinsicht. Ich hatte gute Kontakte zur Landwirtschaftsschule

und deren Wirtschaftsberatern, beteiligte mich an den verschiedensten Feld- und Düngungsversuchen u.a. und nahm an vielen großen Fachtagungen teil. Trotz Nichtpartei-Zugehörigkeit verlieh man mir am 1. Mai eine Urkunde als bester bäuerlicher Betrieb des Dorfes. Von der Landwirtschaftskammer Schlesien wurde ich als landwirtschaftlicher Lehrbetrieb anerkannt. Zwei der Lehrlinge, die Brüder Hochstrath, waren niederrheinischer Herkunft. Ihr Vater hatte Ende der zwanziger Jahre im Landkreis Breslau eine bäuerliche Siedlung erworben. Er wurde diese 1945 wieder los und kehrte mit seiner Familie an den Niederrhein zurück.

Es spricht für die verantwortungsbewußte Haltung der Bewohner von Jauer, daß von etwa 400 Einwohnern nur ein Dutzend Mitglieder der NSDAP geworden waren. Darum hatte die Ortsgruppenleitung es schwer, im Dorf die entsprechenden Organisationen auf die Beine zu stellen. So fand sich über Jahre hinaus keine Leiterin für die zu gründende örtliche NS-Frauenschaft. Weil dies der Kreisleitung gegenüber nicht länger zu verantworten war, nahm man sich Frau Dierschke aufs Korn. Eines Abends in der Dämmerung erschien der Kreisleiter aus Ohlau mit unserem Ortsgruppenleiter. Sie setzten alle Hebel in Bewegung, um uns beide mürbe zu machen. Es nützte alles nichts, wir blieben fest und lehnten gemeinsam und jeder für sich ab. Gegen Mitternacht gaben die Herren ihr erfolgloses Bemühen auf und zogen bitter enttäuscht ab. Der Ortsgruppenleiter verabschiedete sich mit den Worten: "Das wirst Du noch bereuen!" Nun, bereut haben wir diesen Entschluß keinesfalls.

Einer der wesentlichsten Punkte im Programm der NSDAP war der Antisemitismus - Abneigung und Feindseligkeit gegen das Judentum. Dieses bedeutete für Hitler den Feind der Menschheit schlechthin mit folgender Argumentation: es strebe nach der

Weltherrschaft, es beherrsche das Geld- und Bankwesen der Welt, es zerstöre bewußt die staatlichen Ordnungen, entarte jedwede völkische Kultur und vieles andere mehr. In seinen Reden stieß Hitler jahrelang jeden nur erdenkbaren Haß gegen das Judentum aus, wofür ihm unter seinen Anhängern kräftiger Beifall sicher war. Vor allem SA und SS überboten sich bei Maßnahmen gegen die wehrlosen und entrechteten Juden im Reich und bei der Verwirklichung der erlassenen Gesetze. Diese nahmen ständig schärfere Formen an: Boykott, Berufsverbote, Verbote von Mischehen und Rassenschande, Arisierung der Wirtschaft. Schon 1933 erfolgte der Ausschluß der Juden vom Beamtentum. Demzufolge hatte jeder, der in staatlichen oder kommunalen Diensten stand, seine arische Abstammung nachzuweisen, d.h., daß weder er noch seine Vorfahren jüdischer Herkunft waren. Dieser Nachweis mußte durch Vorlegung von Geburts- und Heiratsurkunden erbracht werden. Gab es bis zum Jahre 1874 nur die Nachweise aus den Kirchenbüchern, so verfügten fortan die Standesämter über entsprechende Unterlagen. Als damaliger Standesbeamter bis Mitte 1936 mußte ich mich viel mit der Ausstellung angeforderter Urkunden beschäftigen.

Bis zum Erscheinen Adolf Hitlers waren meines Wissens im Zusammenleben zwischen Christen und Juden keine auffallenden Schwierigkeiten aufgetreten. Juden waren uns nicht gerade sonderlich sympathisch, doch Haß oder gar Feindschaft entfiel. Die Juden besaßen maßgeblichen Einfluß an den Geld- und Produktenbörsen, waren Bankiers, Juristen, Ärzte, die bescheidenen Kaufhäuser der damaligen Zeit gehörten Juden (Leonhard Tietz z.B. war der Gründer des späteren Kaufhof-Konzerns), es gab viele andere jüdische Geschäfte vor allem in der Textil- und Bekleidungsbranche, im Getreide- und Produktenhandel, als Vieh- und Pferdehändler, Marktschreier auf den Jahrmärkten

und anderes mehr. Man sprach jedoch ebenso kritisch vom "weißen Juden", d.h. über christliche Geschäftsleute, die es gerade so gut verstanden, jemanden über's Ohr zu hauen, wie es den Juden zu eigen war.

Als vor ein paar Jahren meine Frau Christel und ich uns Wien anschauten, stießen wir in einem Wiener Altstadtviertel auf eine lange Geschäftsstraße nur mit jüdischen Textil- und Konfektionsläden. Deren Inhaber standen ebenso aufdringlich und gestenreich einladend an den Eingangstüren, wie wir es bis zum 2. Weltkrieg noch in Leipzig, Breslau oder Brieg erlebt hatten. Juden außerhalb der Geschäftswelt, also im Handwerker- oder Arbeiterstand habe ich kaum erlebt. In unserem schlesischen Nachbarkreis Grottkau besaß bereits in der 2. Generation der Jude Berthold Gadiel ein gut florierendes Getreide-, Futter- und Düngemittelgeschäft. Er stand mit seinem großen bäuerlichen Kundenkreis in einem betont freundschaftlichen Verhältnis. Gadiel kannte sehr genau die wirtschaftlichen und pekuniären Verhältnisse seiner Kundschaft. So kann es nicht verwundern, daß er oft zugezogen wurde, wenn es Schwiegervätern darauf ankam, echte Auskünfte über die Mitgift der Töchter des Landes zu erfahren. In jedem Falle war Gadiel als ein reeller Geschäftsmann bekannt. Wohl ahnend, was ihm als Jude noch bevorstehen könnte, verkaufte Gadiel im Herbst 1936 sein Geschäft an die Firma Albert Niesel & Söhne in Wansen. Diese hatte damit ihren Großkundenkreis in den Kreisen Ohlau und Strehlen um den fruchtbaren Kreis Grottkau erweitert. Gadiel hatte sich etwa 1 Jahr später nach Amerika abgesetzt. Im Jahre 1950 ist er dort verstorben.

Vor 1 Jahr ließ der Tag der 30-jährigen Wiederkehr der sogenannten Kristallnacht vom 9./10.11.1938 neue Emotionen aufkommen. Vom Veranlasser her war es das Ereignis, welches damals nach verhältnis-

mäßig ruhiger Zeit Macht und Furcht zugleich demonstrieren sollte. Die nationalsozialistischen Kampfverbände hatten in einer für das ganze Reichsgebiet abgestimmten Aktion die jüdischen Synagogen und Geschäfte zerstört. Ganz zufällig kam ich ahnungslos am Morgen des 10.11. nach Brieg zu geschäftlichen Erledigungen und konnte das Geschehene in Augenschein nehmen. Eine mulmige Stimmung lag über der Stadt; alle, die ich sprach, waren schockiert und entsetzt. Ich beeilte mich, mit meinem Auto so rasch als möglich wieder in die ländliche Geborgenheit zu kommen. Nach diesem Ereignis emigrierten viele jüdische Mitbürger, die es irgendwie noch schafften, ins Ausland. Wäre es doch allen Juden möglich gewesen!!!

Aus der Sicht des Laien möchte ich auch das Verhältnis der beiden christlichen Konfessionen zum Nationalsozialismus streifen. Für Hitler gab es im Grunde genommen nur das Entweder-Oder, d.h. Christ oder Deutscher, den Nationalsozialismus also als Religionsersatz. Mit der Evangelischen Kirche hatte man es nicht allzuschwer. Sie war damals zerstritten, bald kam die Spaltung in Hitlerhörige Deutsche Christen und die Bekennenden Christen. Die Letzteren mußten bald harte Regierungsmaßnahmen über sich ergehen lassen - Verfolgungen, Amtsenthebungen, Inhaftierungen, Verbote von kirchlicher Presse, Organisationen u.a. mehr. Trotz aller Schikanen konnte jedoch der Widerstand der Bekennenden Kirche nicht gebrochen werden.

Der katholischen Kirche sollte mit dem raschen Abschluß eines Konkordates mit dem Vatikan bereits im Juli 1933 der Wind aus den Segeln genommen werden. Hitler wollte mit dieser Geste sich als christenfreundlich erweisen, aber auch Einflüsse der Kirche auf den Staat von vornherein unmöglich machen, etwa wie bislang durch die Zentrumspartei oder die christlichen Gewerkschaften. Hitler selbst und die politischen Organe ließen sich

jedoch auch durch diesen Vertrag nicht davon abhalten, fortlaufend die Rechte der Kirche zu verletzen. Das katholische Schul- und Ordenswesen wurde eingeschränkt, behindert und später verboten, Aufgaben der Caritas unmöglich gemacht, die katholische Presse behindert und verboten, Arbeiter- und Jugendbewegungen bespitzelt, schikaniert und schließlich verboten und vieles andere mehr. Keinesfalls hat die Kirche all diese Provokationen widerspruchslos hingenommen. Die deutschen Bischöfe, an deren Spitze im Vorsitz der Fuldaer Bischofskonferenz der Breslauer Kardinal Adolf Bertram stand, kämpfte unentwegt gegen die Schikanen der Partei. Wer kennt nicht den Namen des Münsteraner Bischofs Kardinal Graf von Galen, der furchtlos und mutig kirchliche Lehre und Menschenrechte verteidigte. Viele Priester und katholische Laien sind um ihres offenen Bekenntnisses zur Kirche in Gefängnissen und KZs gelandet und mit dem Tode geendet. An einen Bischof hat man sich in der Zeit des Nationalsozialismus jedoch nicht herangewagt. Leicht könnte man heute geneigt sein, darum zu meinen, daß die Bischöfe ihren Kampf gegen das herrschende System nicht hart genug geführt hätten. Ob eine andere Methode mehr Erfolg hätte bringen können, muß leider bezweifelt werden.

Weltweites Aufsehen erregte das Rundschreiben von Papst Pius XI: "Mit brennender Sorge" vom März 1937. Der Papst hatte darin in sehr scharfer Form gegen die vielen Behinderungen und Vertragsverletzungen gegen die Kirche in Deutschland protestiert. Die Reaktion auf dieses päpstliche Rundschreiben war ein großer Verleumdungsfeldzug gegen die katholische Kirche. Hunderte von Geistlichen und Ordensbrüdern verurteilte man wegen angeblicher Devisenvergehen und Sittlichkeitsdelikten und steckte sie in Konzentrationslager.

Nach und nach wurden Klöster und Klosterschulen, theologische Hochschulen und Fakultäten geschlossen.

Eines der Hauptziele der Hitlerschen Außenpolitik war die Erlangung der Gleichberechtigung für Deutschland und damit eine Revision der harten Bestimmungen des Versailler Friedensdiktates. All dies sollte unter Ablehnung von Gewaltanwendung vor sich gehen. Wenn dieser letzte Vorsatz ernst gemeint war, so mußte er doch sehr bald angezweifelt werden. Schon im Oktober 1933 vollzog Hitler den weltweit aufsehenerregenden Austritt aus dem Völkerbund und der Abrüstungskonferenz. Somit wollte er seine hochgesteckten Ziele nicht im Einvernehmen mit dem Völkerbund sondern gegen diesen durchsetzen.

Am 16.3.1935 erfolgte die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und schon 1 Jahr später riskierte Hitler die militärische Wiederbesetzung des nach den Bestimmungen des Vertrages von Versailles entmilitarisierten Rheinlandes. Europa befand sich am Rande eines Krieges. Deutsche Truppen standen nach mehr als 15 Jahren wieder an den Grenzen von Frankreich und Belgien. Frankreich wagte nicht aus eigener Kraft zu handeln, England hatte sein Augenmerk auf das Mittelmeer gerichtet. Dort unten hatte sich durch das Italien des Diktators Mussolini die Eroberung von Abessinien vollzogen, Italien sich mit dem Völkerbund und den Westmächten verfeindet. Zugleich wuchs eine deutsch-italienische Freundschaft - man rühmte sich der Achse Rom - Berlin. Bald ergab ein Pakt mit Japan das weltpolitische Dreieck Rom-Berlin-Tokio.

Im Sommer 1936 war in Spanien ein Bürgerkrieg ausgebrochen, den sowohl Mussolini als auch Hitler auf Seiten des General Franco unter der Parole des Anti-Bolschewismus kräftig unterstützten. Aus der Sicht des Laien vollzog sich

dort ein "Probekrieg", d.h. daß die Kontrahenten ihre modernen Waffensysteme erprobten und ihre derzeitige Kampfstärke feststellten. Erst im März 1939 endete dieser grauenvolle spanische Bürgerkrieg zugunsten General Francos. Hier ist, so glaube ich, die Frage angebracht: wie wäre es in Europa weiter gelaufen, wenn der Bürgerkrieg mit dem Sieg der anderen Seite geendet und in Spanien der Kommunismus Fuß gefaßt hätte???

Indes kämpfte Hitler intensiv um die Anerkennung der Hegemonie in Europa. Seine sehr erfolgreich vorangetriebene Aufrüstung bestärkte ihn, zu einer aggressiven Außenpolitik überzugehen. Die bislang so tolerante französische und britische Diplomatie konnte ihn nur bestärken.

Als nächste Aktion riskierte er die Lösung der deutschen Frage und forderte die "Heimkehr" aller Deutschen ins Reich. Auch in Österreich hatte sich 1933 eine nationalsozialistische Bewegung gebildet. Diese unternahm bereits 1934 einen Umsturzversuch, der jedoch zum Scheitern verurteilt war. Dabei wurde der österreichische Bundeskanzler Dollfuß ermordet. Unter seinem Nachfolger Schuschnigg gingen die Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten weiter, das Verhältnis zu Deutschland blieb gespannt. In einem Ultimatum forderte Hitler die Ernennung des Führers der österreichischen Nationalsozialisten, Seyß-Inquart, zum Innenminister und freie Betätigung für dessen Parteianhänger. Obwohl Bundeskanzler Schuschnigg nachgab, steigerten sich die Unruhen und Auseinandersetzungen mehr und mehr. Als schließlich das österreichische Volk für den 9.3.1938 zu einer Abstimmung für ein "freies Österreich" aufgerufen worden war, schaffte Hitler klare Verhältnisse in seinem Sinne. Er verlangte die Verschiebung der Abstimmung und die Ernennung Seyß-Inquarts zum Bundeskanzler.

Dessen erste Amtshandlung war die Herbeirufung deutscher Truppen "zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung". Am 12.3. zogen deutsche Truppen unter dem Jubel zahlloser Österreicher in das Land. Die anderen Mächte Europas waren völlig überrascht; doch blieb ihnen nicht mehr übrig, als das neu erstandene Großdeutsche Reich zur Kenntnis zu nehmen. Am 14.3. zog Hitler selbst in Wien ein und ließ sich von der Bevölkerung feiern. Bereits am Tage vorher hatte der Führer der deutschen Waffen-SS, Heinrich Himmler, in Österreich die Gestapo-Herrschaft (Geheime Staatspolizei) organisiert. Heute weiß man, daß demzufolge damals binnen wenigen Tagen 67 000 Menschen verhaftet worden waren.

Am 10.4.1938 billigte eine Volksbefragung den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich, der bald auch völkerrechtlich Anerkennung fand. Unter dem Namen Ostmark gehörte Österreich nun zum Reich; Seiß-Inquart wurde zum Reichstatthalter ernannt. Freilich löste das große Ereignis auch bei den Reichsdeutschen Freude und Jubel aus. Bismarck hatte 1871 das Deutsche Reich geschaffen; es existierte bis zum Ende des 1. Weltkrieges. Nun war ein "Großdeutsches Reich" entstanden. Zu diesem Zeitpunkt machte man sich nirgendwo Gedanken, wie lange wohl dieses Reich Bestand haben würde!

Kurz nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Österreich griff Hitler die tschechische Frage auf. In der Tschechoslowakei leistete seit 1933 der Politiker Konrad Henlein die Vorarbeit. Unter der "Heim-ins-Reich-Bewegung" forderte dieser die Eingliederung des Sudetenlandes in das Deutsche Reich. Die Sudeten sind das Gebirgsland zwischen Schlesien und Böhmen, das sich in südöstlicher Richtung von der Zittauer Bucht (Lausitzer-Neisse-Niederung) in einer Länge von 300 km und einer Breite von etwa 50 km bis zur Mährischen Pforte (Oder-Niederung) hinzieht. Es ist gegliedert in die Westsudeten mit dem Iser-Riesen- und Bober-

Katzbach-Gebirge; die inneren Sudeten mit dem Waldenburger-Berglang, dem Heuscheuer-Adler-Habelschwerdter-Glatzer-Reichensteiner- und Eulengebirge und den Ostsudeten mit dem Altvater-Gebirge und dem Mährischen Gesenke. Der größte Teil dieses Gebirgslandes gehört zu Schlesien, die angrenzenden Randgebirge zur Tschechoslowakei (Böhmen und Mähren). Das Sudetenland war ein dichtbesiedelter Gebietsstreifen, in dem 3,2 Millionen Deutsche lebten. Sie strebten die Wiedervereinigung mit dem deutschen Reiche an. Sie selbst, bzw. ihre Vorfahren, hatten bis zum Jahre 1918 zum Kaiserreich Österreich-Ungarn gehört, dem Landesteil Österreichisch-Schlesien. Hitler wußte sehr wohl, daß die Existenz der Tschechoslowakei durch Verträge mit der Sowjet-Union und Frankreich abgesichert war. Er glaubte jedoch nicht an ein Eingreifen der Großmächte. Henlein, der Vorkämpfer des Nationalsozialismus im Sudetenland, hatte Forderungen an die Regierung in Prag gestellt. Diese gab zwar in einigen Punkten nach, mobilisierte jedoch gleichzeitig Teile des Heeres. Großbritannien bemühte sich, einen Krieg zu verhindern und drängte Prag zum Nachgeben. Schließlich war auch Frankreich zum Einlenken bereit. Hitler, bis zum Letzten entschlossen, forderte die Zustimmung der Großmächte zum Einmarsch in das Sudetenland und gab der Heeresleitung entsprechende Befehle für den 1. Oktober. So stand schließlich alles auf des Messers Schneide. In letzter Minute schaltete man Mussolini als Vermittler ein, der zu einer Viermächte-Konferenz einlud. Als Ergebnis unterzeichneten Deutschland, Italien, Frankreich und Großbritannien in der Nacht vom 29./30.9.1938 das in die Geschichte eingegangene Münchener Abkommen. Dies erfüllte die deutschen Forderungen, die Tschechoslowakei mußte sich beugen. Sofort begann die Räumung der Gebiete durch die tschechische Verwaltung und die Besetzung des Landes durch Deutschland.

Die erfolgte deutsche Mobilmachung zog auch mich in Mitleidenschaft. Ich mußte meinen BMW, ein Gespann Pferde mit Bagagewagen und Kutscher stellen. Josef Pohl befand sich mit dem Fuhrwerk vier volle Wochen lang auf der Fahrt durch das Sudetenland. Das geschah im arbeitsreichsten Monat des Jahres, dem Oktober. Mein BMW hatte in der Kreisstadt Ohlau auf Abruf in Reserve gestanden. Ich durfte ihn gleichfalls nach vier Wochen wieder in Empfang nehmen.

Hitler errichtete den Reichsgau Sudetenland und ernannte seinen bewährten Vorkämpfer Konrad Henlein zum Reichsstatthalter.

Zweifelsohne bedeutete die Einverleibung des Sudetenlandes und seiner Bevölkerung, zudem ohne Blutvergießen, einen gewaltigen Erfolg. Die Westmächte hatten in Erkenntnis ihres noch nicht ausreichenden Rüstungsstandes den eigenen Verbündeten, die Tschechoslowakei, zum Nachgeben veranlaßt. Der englische Premierminister Chamberlain vor allem wurde als Friedensmacher gefeiert. Die Welt war froh, noch einmal mit blauem Auge davon gekommen zu sein. Wäre nicht ein jeder verantwortungsbewußte Staatsmann mit so gewaltigem politischen Erfolg und unter so kritischen Umständen erreicht, mehr als zufrieden gewesen? Hitler war es nicht, hatte er doch sein Ziel, die Zerschlagung der Tschechoslowakei noch nicht erreicht. Mit gleich großem Risiko wie im Fall Sudetenland wandte Hitler sich diesem Ziel zu. Die Tschechoslowakei war durch die Abtretung des Sudetenlandes an Deutschland und weiterer Gebiete an Ungarn und Polen stark geschwächt worden.

Am 14.3.1939 erklärte die Slowakei sich als selbständiger Staat unter Anlehnung an das deutsche Reich. Für den Reststaat, die Länder Böhmen und Mähren, erzwang Hitler nun den Abschluß eines Protektoratsvertrages. Der tschechische Präsident Hacha unterzeichnete eine Erklärung,

daß er "das Schicksal des tschechischen Landes und Volkes vertrauensvoll in die Hände des Führers lege". Deutsche Truppen rückten ein; sie fanden keinen Widerstand. Am 15.3. verkündete Hitler im Schatten der historischen Prager Burg die Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren. Die Tschechoslowakei hatte aufgehört zu bestehen! Sie war im Oktober 1918 ausgerufen und im wesentlichen aus Gebieten des ehemaligen Kaiserreiches Österreich-Ungarn gebildet worden.

Ein Tribut des verlorenen ersten Weltkrieges war auch das Memelland, Deutschlands nördlichster Gebietsteil. Ohne Befragung der deutschen Bevölkerung mit etwas litauischem Dialekt wurde es Litauen angegliedert. Unter dem Einfluß einer national-sozialistischen Bewegung kam es auch im Memelland zu Konflikten mit der litauischen Schutzmacht. Im Dezember 1938 errangen die Memeldeutschen einen entscheidenden Wahlsieg. Eingeleitete Verhandlungen und letztlich ein Ultimatum Deutschlands an Litauen veranlaßten die Rückgabe an das Deutsche Reich. Am 23.3.1939 besetzten deutsche Truppen das Land, das wieder in die preußische Provinz Ostpreußen eingegliedert wurde. Übrigens wurde dieses Memelland nach dem 2. Weltkrieg von der Sowjetunion beansprucht, während das übrige Ostpreußen in polnische Verwaltung gekommen ist.

Hitler hatte aus den Erfahrungen der letzten Jahre keine Lehren gezogen; er wollte es auch nicht. In jedem Falle hatten es jedoch seine Vertragspartner, in erster Linie England unter seinem Premierminister Chamberlain. Dessen bisherige Friedenspolitik war praktisch gescheitert. Hitler betrachtete die von ihm abgeschlossenen Verträge nur als Fetzen Papier. England bemühte sich nun, weitere deutsche Vorstöße zu verhindern. Es schloß im März 1939 einen Garantievertrag mit Polen. Frankreich schloß sich dem britischen Schritt an.

Hitler hatte längst von Polen die Rückkehr der Freien Stadt Danzig gefordert, die zufolge des Versailler Friedensdiktates von Deutschland getrennt worden war. Er hatte weiter den Bau direkter Verkehrswege durch den Korridor gefordert, der seit 1919 die Provinz Ostpreußen vom Reich trennte, und Hitler wollte sich mit Polen für eine anti-sowjet-Politik engagieren. Polen hatte abgelehnt, die Garantieverträge mit den Westmächten stärkten ihm den Rücken. Wiederum waren Frankreich und England kaum in der Lage, Polen im Falle eines deutschen Angriffs militärische Unterstützung zu leisten. Die Fronten in Europa waren festgelegt: Den Westmächten mit Polen stand die Achse Deutschland-Italien gegenüber. Noch lief das Tauziehen um die Festlegung Rußlands für die eine oder andere Seite. Polen selbst fürchtete das kommunistische Rußland ebenso wie das nationalsozialistische Deutschland. Diese beiden stimmten darin überein, sich im Ernstfall durch polnische Interessengebiete schadlos zu halten. Rußland spekulierte auf Finnland, die baltischen Staaten, Ostpolen und Beßarabien; Deutschland auf die restlichen polnischen Gebiete. Überraschung und Erstaunen ging durch die ganze Welt, als unerwartet am 23.8.1939 in Moskau zwischen Rußland und Deutschland ein Nichtangriffspakt, der Hitler-Stalin-Pakt, unterzeichnet worden war. Stalin erhoffte sich dadurch, einmal "lachender Dritter" zu sein, wenn Deutschland und die Westmächte aus einer längeren kriegerischen Auseinandersetzung geschwächt hervorgehen würden. Hitler wiederum bekam durch diesen Vertrag den Rücken frei für den bevorstehenden Angriff auf Polen und die damit unvermeidlichen Auseinandersetzungen mit Frankreich und England. Wiederum bemühten sich Chamberlain und Mussolini um Verhandlungen zur Bereinigung des deutsch-polnischen Problems. Hitler dagegen stellte ultimative Forderungen an Polen. Ein "angeblicher" polnischer Überfall auf den

deutschen Sender Gleiwitz war letztlich für Hitler der willkommene Anlaß zum Kriegsbeginn. Am 1.9.1939 begann der Angriff auf Polen.

Der 2.9.1939 sollte für mich ein schicksalhafter Tag werden. Um fünf Uhr früh bekam ich meinen Einberufungsbefehl in die Hand gedrückt. Dem Kutscher Josef Pohl widerfuhr das gleiche. Ferner mußten sofort 2 Pferde abgeliefert werden. Es betraf die gleichen, die im Herbst zuvor an der Besetzung des Sudetenlandes teilgenommen hatten. Meine Dora hatte ich 4 Tage zuvor zu einer dringend notwendigen Kur nach Bad Reinerz gebracht. Zwar hatte es schon stark gekrieselt, doch glaubten wir mit den allermeisten Deutschen an die Abwendung eines Krieges mit Polen. Doch hatten wir alle uns gründlich getäuscht. Dieser 1.9.1939 sollte der erste von insgesamt 2.087 Kriegstagen in Europa werden! Wer hätte das damals nur für möglich hätten wollen!!! Was blieb mir übrig, als meine fünf Kinder allein zurückzulassen. Mama Dora konnte vor dem späten Nachmittag nicht zurück sein. Ich mußte den um 8 Uhr früh abfahrenden nächsten Zug nehmen. In der Kreisstadt Ohlau steckte man mich in einen Trupp von 300 Mann und transportierte uns nach dem Städtchen Namslau, 10 km vor der polnischen Grenze gelegen. Wir kamen in Privatquartiere; ich zu einem Malermeister, einem alten Parteigenossen mit großen Illusionen. Dienstlich fanden wir uns im größten Saal der Stadt zusammen. Vor dem Zeremoniell der Eidesleistung auf den großen Führer fragte der Kompanieführer, ein älterer Major, ob jemand von uns noch etwas zu sagen hätte. Ich meldete mich als einziger und bat um Zurückstellung, weil ich am Morgen meine fünf Kinder hatte allein zurücklassen müssen. Die Antwort des Herrn Major lautete: "Warten Sie, bis wir in Warschau sein werden!" Am folgenden Sonntag hatten wir Ruhetag und am Montag morgen begannen die militärischen Untersuchungen. Ein jeder hatte sich drei Ärzten vorzu-

stellen. Der Dritte gab mir den Bescheid, daß ich zufolge Herzfehler und Verdacht auf Magengeschwüre vorläufig untauglich sei und für 3 Monate zurückgestellt würde. Meinen entsprechenden Wehrpaß bekäme ich am Nachmittag. Zwei weitere Kameraden teilten mein Schicksal, die übrigen wurden alsbald in die feldgraue Uniform gesteckt. Ganz überraschend traf gegen 1 Uhr meine Dora in Namslau ein. Sie hatte sich von unserem Pfarrer Neuber bringen lassen; den eigenen Wagen zu fahren hatte sie sich nicht zuge- traut. Unsere Freude war groß; vor knapp einer Woche hatten wir uns in Bad Reinerz getrennt. Bald verdoppelte sich diese Freude, als ich erklären konnte, daß ich sie nach Hause begleiten würde. Am späten Nachmittag war es endlich so weit, und wir erreichten unser liebes Jauer über von vielem Militär verstopfte Straßen gegen 10 Uhr abends. Die Kinder freuten sich riesig; für die Familie war die Welt wieder in Ordnung! Am folgenden Tage fragte mich der Ortsgruppenleiter: "Wie hast Du das denn gemacht?" Ich konnte nur antworten: "Du wirst staunen, da war nichts zu machen; nach der Untersuchung durch drei Ärzte wurde ich nach Hause geschickt." Der Ortsbauerführer dagegen betonte, wie gut, daß ich wieder da sei!

Sehr gut erinnere ich mich an den Ablauf des ersten Weltkrieges. Bis zum heutigen Tage tritt immer wieder die Frage nach der Schuld am Ausbruch dieses Krieges auf. Aus meiner Sicht war es so, daß das kaiserliche Deutschland von etwa 1900 an einen ungeheuerlichen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte, zu dem die Kolonialpolitik wesentlich beigetragen hatte. Die damalige militärische Macht war nicht geringer zu bewerten. Großbritannien legte die Entstehung einer mächtigen deutschen Flotte als Bedrohung aus. Kurz und gut, die Rivalität war groß genug zu einer Befehdung. Zwischen Frankreich und Deutschland -Erbfeinde genannt- bestanden immer Revanchebestrebungen: Elsaß-Lothringen her - Elsaß-

Lothringen hin! Zufolge des festen deutsch-österreich-ungarischen Bündnisses fühlte Rußland sich auf dem Balkan eingeengt. Alle drei Großmächte schlossen sich als "Entente" zu einem Militärbündnis zusammen, das gegen Deutschland gerichtet war. Den äußeren Anlaß zum Ausbruch des Krieges gab schließlich die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz-Ferdinand am 28.6.1914 in Sarajewo durch einen serbischen Studenten und die daraus resultierenden beiderseitigen Bündnisverpflichtungen.

Der Ausbruch des am 1.9.1939 begonnenen Krieges war letztendlich jedoch dem rücksichtslosen Imperialismus Hitlers zuzuschreiben. Er begründete ihn mit der harmlosen Erklärung nach Erweiterung des Lebensraumes für das deutsche Volk. Die Nachgiebigkeit der Westmächte bei der Schaffung des Großdeutschen Reiches hatte Hitler ermutigt. Selbst Zerschlagung von Staaten sowie Völkerschicksale störten ihn nicht. Er fühlte sich durch eine starke Aufrüstung den Westmächten überlegen und riskierte nunmehr alles.

Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges konnte man von einer Kriegsbegeisterung sprechen; besser gesagt, man wußte das Vaterland in Gefahr und war bereit, es zu verteidigen. Eine allgemeine Kriegsbegeisterung gab es 1939 nicht. Allzu nahe lagen noch die Erinnerungen an den anderen Krieg und seine Folgen. Mußten nicht viele überlebende Teilnehmer des 1. Krieges mit erneutem Kriegsdienst rechnen? Und, wie würde er ausgehen? Schließlich vertraute die Mehrheit der Bevölkerung diesmal auf einen Sieg - was auch war sonst zu tun?

Der Polenfeldzug dauerte nicht sehr lange; nach gut 3 Wochen gab sich die polnische Armee geschlagen. Kampflös besetzten russische Truppen entsprechend den Vereinbarungen des deutsch-sowjetischen Vertrages die polnischen Ostgebiete. Hitler gliederte die im Jahre 1919 abgetretenen

deutschen Provinzen Ostoberschlesien, Posen, Westpreußen und die Freie Stadt Danzig wieder in das deutsche Reich ein. Er verlegte die Reichsgrenze weit in polnisches Land hinein, etwa auf die Linie Warschau-Krakau und erklärte die übrigen polnischen Gebiete zum "Generalgouvernement", natürlich unter deutscher Verwaltung. Am polnischen Volk examinierte man nun nationalsozialistische Ideologie: steckte Lästige und Verdächtige in Konzentrationslager, vertrieb Hunderttausende, brachte Millionen von Kriegsgefangenen und Zivilisten zum Arbeitseinsatz nach Deutschland, schikanierte, mißhandelte und tötete Juden. Die russischen Besatzer der polnischen Ostgebiete gingen nach gleichen Methoden vor, ermordeten viele Tausende von Polen und verschleppten mehr als 1 Million polnischer Menschen nach Sibirien.

In Erfüllung ihrer Bündnispflicht zu Polen hatten Frankreich und Großbritannien am 3.9.1939 an Deutschland den Krieg erklärt. Beide Mächte griffen jedoch nicht in das Kriegsgeschehen ein. Nach dem Blitzkrieg gegen Polen unterbreitete Hitler den Westmächten ein Friedensangebot; es wurde abgelehnt. Der zwischen Deutschland und Großbritannien geführte U-Boot- und Luftkrieg brachte beiden Teilen keine entscheidenden Erfolge. Dagegen herrschte an der deutsch-französischen Front den ganzen Winter über eine beklemmende Ruhe. Freilich trieb man auf beiden Seiten die Rüstung voran und bereitete sich auf Ereignisse im kommenden Frühjahr vor.

Indes hatte man sowohl in Großbritannien als in Deutschland die Bedeutung Norwegens für die See- und Luftkriegsführung erkannt und traf entsprechende Vorbereitungen. Als dann am 9.4.1940 deutsche Truppen widerstandslos Dänemark besetzten und in mehreren norwegischen Häfen landeten, hieß es, daß Deutschland Großbritannien zuvorgekommen sei. Der norwegische Widerstand war bald gebrochen; lediglich um

den nördlichsten und stärksten Stützpunkt Narwik mußte bis Juni gekämpft werden. Indes hatte die deutsche Marine empfindliche Verluste hinzunehmen.

Am 10. Mai 1940 begann die große deutsche Offensive im Westen. Wie im 1. Weltkrieg, 1914, achtete man auch diesmal nicht die Neutralität der kleinen Staaten Holland, Belgien und Luxemburg. Die militärischen Kräfte dieser 3 Länder waren in wenigen Tagen besiegt und in einem schnellen Vorstoß durch die Ardennen binnen 10 Tagen war die Kanalküste erreicht. Durch diesen Vorstoß wurden die gegnerischen Kräfte aufgespalten. Die umklammerten alliierten Truppen samt dem britischen Expeditionskorps zogen sich an die Kanalküste zurück. Der britischen Heeresführung gelang es unter Zurücklassung allen Kriegsmaterials und bei Nutzung allen verfügbaren Schiffsraumes über 300.000 Mann von Dünkirchen nach England überzusetzen. Die nächste Phase des Frankreich-Feldzuges bestand in fächerförmigen Vorstößen der deutschen Truppen in das französische Kernland. Bald war der Widerstand der französischen Truppen gebrochen. Anders als im Herbst 1914 hatte sich die Blitzkriegsstrategie bestens bewährt. Vor allem erfüllten die starken deutschen Panzerverbände im Zusammenwirken mit der Luftwaffe die Erwartungen der Heeresleitung. Am 14.6. konnte Paris kampflos besetzt werden. Deutsche Truppen standen bereits am 18.6. von Cherbourg bis an die westliche Schweizer Grenze. Die Großmacht Frankreich lag geschlagen am Boden. Unter anderen Vorzeichen als im Herbst 1918 wurde in Compiègne der Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich unterzeichnet. Der Südosten Frankreichs blieb zunächst unbesetzt, das übrige Frankreich wurde deutsches Besatzungsgebiet, Elsaß-Lothringen dem deutschen Reich einverleibt. Zwei Millionen französischer Kriegsgefangener standen fortan für den Arbeitseinsatz in Deutschland bereit. Die bislang in Mittel- und Ostdeutschland im Arbeitseinsatz befindlichen polnischen Kriegsge-

fangenen brachte man nach Westdeutschland; umgekehrt wurden die französischen Kriegsgefangenen in den östlichen deutschen Gebieten beschäftigt. Freilich freute man sich allgemein über die große militärische Leistung. Der seelische Druck, der seit dem Polenfeldzug auf dem deutschen Volk lastete, wurde geringer; bestand doch nun die große Hoffnung auf eine Beendigung des Krieges.

Die von Dr. Göbbels dirigierte Propaganda feierte nicht nur den Sieg der deutschen Truppen und deren Führung, sondern vor allem den Führer Adolf Hitler. Dieser sei nicht nur der größte deutsche Staatsmann seit Bismarck, sondern auch der "größte Feldherr aller Zeiten"!!! Fortan sah man diesen allerorten auf Bildern mit seinen Generälen und weisendem Zeigefinger um den Generalstabstisch. Ein Alptraum, der sich noch bitter rächen sollte!

Die Großmacht Frankreich war geschlagen, die andere Großmacht, England, nur vom Kontinent vertrieben. Hitler machte ein neues Friedensangebot, doch Englands neuer Ministerpräsident Winston Churchill lehnte ab. Dieser war es, der es verstand, gerade in dieser schwierigen Lage sein Volk moralisch aufzurüsten. Wie nun sollte Hitler diesem Gegner beikommen? Zu einer Landung in England vermochte man sich deutscherseits nicht zu entschließen; man traute es sich einfach nicht zu. Die britische Kriegsmarine hatte sich als der deutschen weit überlegen erwiesen. Somit setzte man auf die Erringung der Luftherrschaft über England. So steigerte man ab August 1940 die Angriffe auf die britische Insel in der sogenannten "Luftschlacht um England". Das Hitler-Reich verfügte neben dem wortgewandten Propaganda-Minister Dr. Joseph Göbbels über den mächtigen und ehrgeizigen Luftfahrtminister, den Reichsmarschall Hermann Göring. Er hatte bei Beginn dieser Luftschlacht in großen Tönen propagiert: wir werden England von der

Weltkarte ausradieren, wir werden es "coventryren!" Coventry war die große Industriestadt in Mittel-England, der Hauptsitz der englischen Rüstungsindustrie. Dies hatte neben der Hauptstadt London am meisten unter dem mörderischen deutschen Bombardement zu leiden. Die deutschen Angriffe vermochten jedoch weder die Moral und Siegeszuversicht der Bevölkerung zu beeinflussen, noch die Wirtschaftskraft des Landes wesentlich zu lähmen. Indes erlitten die deutschen Geschwader ganz erhebliche Verluste; auf die Dauer konnte dieses Unternehmen einfach nicht durchgestanden werden. Am empfindlichsten war England noch im Mittelmeerraum zu treffen. Dort hatte inzwischen sich der Verbündete Hitlers, Italien, als eher belastend als siegverhelfend erwiesen. Italien hatte Abessinien wieder verloren, zog den kürzeren an der nordafrikanischen Küste gegen die Briten und scheiterte bei einem Angriff auf Griechenland. Damit war es für Großbritannien leicht, militärische Stützpunkte auf Kreta und in Griechenland zu errichten; es beherrschte den ganzen Mittelmeerraum. Hitler blieb nichts anderes übrig, als auf dem Balkan einzugreifen. Die Maßnahmen Hitlers auf dem Balkan im Jahre 1941 dienten der Flankendeckung für seinen geplanten Krieg gegen die Sowjetunion. Zunächst erfolgte die Stationierung deutscher Truppen in Rumänien und Bulgarien. Es wurden dort nur deutsch-freundliche Regierungen geduldet und das Wirtschaftspotential für die deutsche Kriegsführung genutzt. Am 6.4. begann ein Angriff auf Jugoslawien, das nach 10 Tagen kapitulierte und auf Griechenland, das am 22.4. sich ergab. Letztlich wurde Ende Mai Kreta von deutschen Luftlandetruppen erobert.

Nachdem Hitler es nicht gelungen war, den Widerstand Großbritanniens zu brechen, kehrte er zu seiner ursprünglichen antibolschewistischen Politik zurück. Er wußte vor sich die

ungeschlagene westliche Großmacht England und in seinem Rücken die mächtige Sowjetunion, gegen die er sich durch seine Verträge von 1939 zwar abgesichert hatte. Überdies hatte Hitler seine Absicht, für das deutsche "Herrenvolk" Lebensraum im Osten zu gewinnen, niemals aufzugeben. Er glaubte auch gegen Rußland mit seinen in Polen und Frankreich angewandten Blitzkriegen erfolgreich sein zu können. Diplomaten und Generäle warnten, im Volk hatte sich eine verhaltene Angst gegen ein solches Abenteuer ausgebreitet. Schauderte uns allen nicht, wenn wir an das Riesenreich Rußland dachten; wußten wir zudem aus der Geschichte sehr genau, wie es 1812 dem großen Welteroberer Napoleon I. bei seinem russischen Feldzug ergangen war: aus einem Gedicht: "Mit Mann und Roß und Wagen, hat sie der Herr geschlagen." Hier kam wirklich und erstmalig der Ausdruck "Größenwahn" auf Hitler zur Anwendung.

Der 22.6.1941 steht mir noch in lebhafter Erinnerung. Es war ein Sonntag, die Morgensonne hatte mich früh aus dem Bett gelockt. Ausnahmsweise schaltete ich nach Öffnung der Fensterläden unseren Volksempfänger ein. Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen, - nun war es doch passiert: deutsche Truppen hatten die russische Grenze überschritten und befanden sich im Vormarsch. Selten in meinem Leben hat mich eine Nachricht innerlich so berührt, wie gerade diese. Ich vermochte als Laie solche Unvernunft einfach nicht zu begreifen. Am Abend entschlossen wir uns zu einem Besuch im Pfarrhaus; wir brauchten einfach einen zuverlässigen, gleichdenkenden Gesprächspartner. Unser Pfarrer war zudem bestens orientiert durch ein großes, weiträumig berichtendes Rundfunkgerät. Wie wir so ahnte auch er Böses und sah die Zukunft grau in grau. Die Aussprache hatte uns wohlgetan, zu

ändern war freilich nichts! Anlässlich immer wieder angeordneter Nachtstreifen - Landung feindlicher Flugzeuge, Aussetzung von Spionen u. a. -, hatte ich beobachtet, daß regelmäßig zu bestimmter Stunde in des Pfarrers Schlafzimmer das Licht anging. Es war, wie ich wußte, die Zeit britischer Rundfunknachrichten in deutscher Sprache. Ich machte den Pfarrer auf meine Feststellung aufmerksam; er war mir dankbar für diesen Hinweis! Schließlich wohnte der Ortsgruppenleiter gegenüber, man konnte ja nie wissen - Feind hört mit!

Hitler hatte auch im Rußland-Feldzug wieder auf einen Blitzkrieg gesetzt. Zu Anfang ließ er sich auch so an. Die deutschen motorisierten Heeresverbände stießen tief in feindliche Gebiete und kesselten große Teile der Roten Armee ein. Überschwengliche Siegesmeldungen mit Phantasiezahlen von gemachten Kriegsgefangenen überschlugen sich. Hitler und Göbbels verbreiteten große Siegeszuversicht. Indes waren die deutschen Truppen seit Juni etwa 1000 km tief im russischen Raum vorgedrungen bis zur Linie Leningrad, Moskau, Asowsches Meer. Mit letzter Kraft warfen sich deutsche Armeen auf die Hauptstadt Moskau, jedoch vergeblich. Ende Oktober war die Schlammzeit angebrochen und stoppte die Bewegungsfähigkeit, vor allem der motorisierten deutschen Verbände. Überdies reichten die zur Verfügung stehenden Verkehrsverbindungen in den unendlichen Weiten Rußlands nicht aus, um den notwendigen Heeresnachschub zu bewältigen. Der Schlammzeit folgte einige Wochen später der Einbruch des russischen Winters. Jetzt zeigte sich in vollem Ausmaß die Unzulänglichkeit der deutschen Militärausrüstung. Nach den hochstehenden Plänen Adolf Hitlers sollte ja zu dieser Zeit der Gegner besiegt und zur Kapitulation gezwungen sein. Nun liefen in der Heimat große Aktionen an zur Versorgung der

Soldaten mit warmer Kleidung, vor allem Stricksachen und Pelzen aller Art. Und wenn diese wirklich noch zurecht kamen, bedeuteten sie gewiß nur einen Tropfen auf einem heißen Stein.

Die russische Heeresführung verstand es, die ganze Misere ihres Gegners glänzend zu nutzen. Man brachte in großer Zahl frische, kampfstärke Divisio-
nen aus den Ostgebieten heran. Die Menschenreserven in Rußland erwiesen sich als schier unerschöpflich. Sie waren überdies mit dem "Genossen Winter" besser vertraut als die Deutschen und gingen schon vor diesen, Anfang Dezember, zu Gegenangriffen über. Mit Mühe und Not vermochten die deutschen Truppen die Frontlinien zu halten; doch an eine Wende war an dieser Front nicht mehr zu denken. Hitler aber schob alle Schuld seinen Generälen zu. Er übernahm persönlich die Führung des Heeres und befahl das Durchhalten ohne Rücksicht auf Verluste an Menschen und Material.

Es konnte nicht anders sein, als daß Amerika unter Präsident Roosevelt nach dem Bruch des Münchener Abkommens durch Hitler und den weiteren Geschehnissen in Europa begonnen hatte, ganz energisch aufzurüsten. Amerikanische Waffenlieferungen hatten Großbritannien verholfen, die schwere Krise des Jahres 1940 zu überwinden. Durch ein Leih- und Pachtgesetz vom März des Jahres 1941 hatte das amerikanische Parlament den Präsidenten ermächtigt, insbesondere Großbritannien und der Sowjetunion Kriegs- und Versorgungsgüter zur Verfügung zu stellen. Auch schützte die amerikanische Flotte diese Gütertransporte im Atlantik vor den Angriffen deutscher U-Boote. Im August 1941 trafen sich Roosevelt und Churchill, um ein gemeinsames Vorgehen in einer Atlantik-Charta niederzulegen. Es war, wie es hieß, ein Programm für Frieden, Freiheit von Furcht und

Not, gegen erzwungene Gebietsabtretungen und für das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Diesem Abkommen schloß sich alsbald die Sowjetunion und später alle Kriegsgegner Deutschlands an.

Amerika bekam es zunächst mit Japan zu tun, Deutschlands Verbündetem. Japan befand sich im Krieg mit China und hatte 1940 das nördliche Indochina besetzt. Auf die Forderung Roosevelts, das Land zu räumen, ging man nicht ein und ließ es zum Krieg mit Amerika kommen. Am 7.12.1941 überfielen japanische Trägerflugzeuge die im Hafen von Pearl Harbour auf Haiti ankernde amerikanische Kriegsflotte und brachte ihr durch Versenkungen und Beschädigungen ganz erhebliche Verluste bei. Weite Bereiche Südost-Asiens mußten Eroberung und Besetzung durch die Japaner hinnehmen. Nach dem Muster eines Adolf Hitler beherrschte Japan diese großen Gebiete und beutete sie rücksichtslos aus. Unmittelbar nach dem Überraschungsschlag von Pearl Harbour hatten am 11.12.1941 Deutschland und Italien den USA den Krieg erklärt. Durch den Überfall der Japaner auf die amerikanische Flotte erfuhr die Stellung von Präsident Roosevelt eine erhebliche Stärkung. Die Bevölkerung stellte sich hinter ihn und war bereit, zur Herbeiführung einer Kriegswende Opfer zu bringen. Fortan lief die amerikanische Rüstung auf Hochtouren.

Aus dem Krieg gegen Polen war nun ein Krieg gegen die Welt geworden: im Grunde genommen stand Deutschland gegen sämtliche anderen Kontinente! Weltanschaulich stand Demokratie gegen Nationalsozialismus und Bolschewismus gegen Faschismus. Hatte man anfangs eine Schwächung des Kommunismus erwartet und erhofft, so führte Hitler seinen Krieg gegen Rußland im Grunde genommen zur Eroberung von Kolonialland für das "deutsche Herrenvolk" :

Ganz auf der Strecke bleiben sollten am Ende die slawischen Völker.

Das deutsche Ostheer hatte im Verlauf der Kämpfe im Winter 1941/42 seine Stellungen bedeutend zurücknehmen müssen; es ging arg geschwächt aus diesem Winterfeldzug heraus. Zu einer neuen Offensive an der gesamten Ostfront im Frühjahr 1942 waren die Truppen nicht mehr fähig. Hitler entschied sich zu Vorstößen in süd-östlicher Richtung. Sewastopol - eine starke Festung und Stützpunkt der Schwarzmeerflotte - konnte nach 250-tägiger Belagerung erobert werden; das Donez-Becken zum Teil besetzt und bis an den Kaukasus vorgedrungen werden. An seinem großen Ziel, der Eroberung des mächtigen Industriezentrums mit der Gebietshauptstadt Stalingrad, sollte Hitler sich die Zähne ausbeißen. Am 23.8. 1942 hatte unter General Paulus der Angriff auf Stalingrad begonnen. Die Russen leisteten erbitterten Widerstand. In die Flanke eines vorspringenden Keiles der deutschen Front zwischen Don und Wolga, die nur mit schwachen rumänischen Divisionen abgesichert war, stießen kampfkraftige russische Truppen hinein. Ende November waren 300.000 Mann deutsche und rumänische Soldaten eingekesselt. Hitler verbot die Einleitung eines Ausbruchs aus dem Kessel und befahl durchzuhalten um jeden Preis! Entsetzungsversuche scheiterten ebenso wie die Versorgung des Kessels durch die Luftwaffe. Wieder einmal sollte ein harter Winter Rußlands stärkster Verbündeter werden. Hunger und Kälte zermürbten die deutschen Soldaten, immer enger schloß sich der russische Ring um sie. Erst Ende Januar 1943 kapitulierte das deutsche Armeekommando in Stalingrad. Mehr als 100.000 entkräftete deutsche Soldaten gerieten in sowjetische Gefangenschaft. Als die Katastrophe

von Stalingrad langsam im Volk bekannt geworden war, breitete sich stille Angst und Hoffnungslosigkeit aus. Rapide waren die Zahlen der Gefangenen angestiegen, schrecklich wirkte sich die Ungewißheit um das Schicksal der Vermißten aus, immer weniger Frontsoldaten erhielten Urlaub. In diese trost- und hoffnungslose Stimmung hinein rief Goebbels das deutsche Volk zum "totalen Krieg" auf.

Im 1. Weltkrieg war die Zivilbevölkerung der vom Kriegsgeschehen heimgesuchten Länder weitgehend verschont geblieben; der Krieg wurde Soldat gegen Soldat ausgetragen. In diesem Krieg jedoch, vom Polenkrieg angefangen, sollte die Bevölkerung Hauptleidtragender werden. Vertreibungen, Evakuierungen, Zwangsarbeit, Schändungen, Hunger und Entbehrungen, das waren die Schicksale, die jede Besatzungsmacht der Zivilbevölkerung abverlangte. Diesmal endete der Krieg nicht mit der Niederwerfung eines Landes. Es entstanden Kleinkriege, geführt von Partisanengruppen (Mitglieder irregulärer Verbände) gegen die jeweiligen Besatzungstruppen. Diese befanden sich nicht minder in ständiger Gefahr als die Frontkämpfer. Gefangenen- und Geiselnahmen, Mord, Spionage, Erpressung von Zivilisten u.a. mehr waren in den besetzten Gebieten an der Tagesordnung. Ganze Dörfer wurden in diesem Zusammenhang dem Erdboden gleichgemacht. Ganz schlimm wirkte der Partisanenkrieg sich in Jugoslawien aus. Dort hatte sich der jetzige Staatspräsident Tito als Anführer kommunistischer Partisanengruppen besonders stark gemacht. Den deutschen Besatzungstruppen wurden von 1942 an erhebliche Verluste beigebracht.

Über das nun folgende Kapitel vermag ich nicht aus eigenem Erleben und Beobachtungen zu berichten. Ich muß es entsprechender Literatur, nachvollzogenen Filmberichten, Zeugenaussagen in Prozessen

bis in die jüngsten Tage hinein, entnehmen. Es ist ein Stück Geschichte, das fast alle Deutschen, die in dieser Zeit gelebt haben, bedrückt, viele sogar belastet.

Unbehelligt vom Ausland und verborgen den meisten Deutschen, begann Hitler mit seinen Schergen bereits nach Kriegsausbruch die "Endlösung der Judenfrage" vorzubereiten. Gewiß im Hinblick auf die schlechte Kriegslage beschloß am 20.1.1942 die sogenannte "Wannseekonferenz" entsprechende Vorbereitungen; alle im nationalsozialistischen Machtbereich befindlichen Juden sollten demnach liquidiert werden. Die große Mehrzahl der noch in Deutschland lebenden Juden war bereits ab 1940 in die besetzten Ostgebiete deportiert und dort interniert worden. Wohl gab es in Deutschland mutige Menschen, die ihr Leben wagten und jüdische Mitbürger versteckten. Es waren verhältnismäßig wenige, die dadurch gerettet wurden. Ab 1942 nun sollte Europa von West nach Ost durchgekämmt werden, alle Juden in die besetzten Ostgebiete zum harten Arbeitseinsatz gebracht und der überlebende Teil der Vernichtung anheimfallen. Fürwahr, ein grausamer Plan, grausam die Henker, die sich diesen Maßnahmen zur Verfügung stellten. Vielleicht bedauerlich für diejenigen, die für solche Handlungen mißbraucht wurden. Nach heute vorliegenden Aufzeichnungen trafen im Frühjahr 1942 die ersten Transporte in eigens geschaffenen Vernichtungslagern in Polen - Auschwitz, Treblica u.a. - ein. Sie wurden aus allen Ländern Europas, die durch Krieg und Besatzung in deutsche Hände gefallen waren, herbeigeschafft. Das Morden dauerte bis zum Anrücken der sowjetischen Truppen im Herbst 1944. Zuvor erfolgte der Rücktransport überlebender Juden in die im Reichsgebiet bestehenden Konzentrationslager. Ich erinnere mich, daß ich etwa Ende 1943 aus vertraulichem Mund zugeflüstert bekam, daß im Konzentrationslager Auschwitz bei Tag und Nacht Schornsteine rauchten

und sich dort schlimmes ereignen müsse. Die ganze Wahrheit darüber, was in all den Kriegsjahren in den Konzentrationslagern geschehen war, erfuhren wir erst, als in den letzten Monaten des Krieges 1945 die Lager durch alliierte Truppen besetzt wurden. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus wird auf über 5 Millionen geschätzt. Zu welch unglaublichen Handlungen können doch totalitäre Systeme in der Welt fähig sein! Erleben wir denn nicht bis in unsere Tage ähnliche Grausamkeiten?

Ab dem Jahre 1943 lief die deutsche Kriegsmaschine nur noch im Rückwärtsgang. Die bislang so überschwenglichen täglichen Kriegsberichte schlugen fortan gemäßigte Töne an. Es war nur noch von erbittertem Widerstand, Frontbegradigungen, Absatzbewegungen und ähnlichen Umschreibungen die Rede. Das deutsche Heer mußte sich aus riesigen Gebieten Rußlands, die es zuvor erobert hatte, wieder zurückziehen. Zu Ende des Jahres 1943 verliefen die Fronten etwa an der ehemaligen russisch-polnischen Grenze. Der allgemeine Rückzug war nicht mehr aufzuhalten; er setzte sich auch in 1944 fort. In diesem Stadium des Krieges wurde die Partisanentätigkeit im Rücken der Front den deutschen Truppen zu einer schweren zusätzlichen Belastung.

Seit 1941 hatte sich das deutsche Afrikacorps bestens geschlagen und starke britische Kräfte gebunden. Immer wieder ließ General Rommel kühne Vorstöße gegen seinen übermächtigen Gegner unternehmen. Der General verstand es, den Feind zu täuschen und zu überlisten. Diese geniale Taktik hatte ihm aus britischem Mund den Namen "Wüstenfuchs" eingebracht. Zunehmende Überlegenheit britischer Panzer- und Luftverbände und eigener Nachschubmangel veranlaßten General Rommel, im Frühjahr 1943 zu kapitulieren, obwohl der Führer dem deutschen Afrikacorps ausdrücklich

befohlen hatte, "zu siegen oder zu sterben."
Nach einer Pause von 24 Stunden setzte Rommel trotz Führerbefehl den Rückzug seiner Truppen weiter fort. 250.000 deutsche Soldaten gerieten in britische Kriegsgefangenschaft. General Rommel hatte bislang treu zum Führer gestanden, hier in Ägypten hatte er an ihm zu zweifeln begonnen. Der Führer übertrug dem General nun die Führung einer Armeegruppe in Frankreich. Als er in Erkenntnis der Aussichtslosigkeit weiterer Kriegsführung am 15.7.1944 den Führer zum Abbruch des Krieges und zur Abdankung aufforderte, wurde General Rommel vom Führer zum Selbstmord gezwungen.

Im Sommer 1943 waren Briten und Amerikaner auf Sizilien gelandet. Bevor jedoch die Insel ganz in die Hand der Eroberer gelangte, brach die faschistische Diktatur in Italien zusammen. Mussolini wurde gestürzt und auf Befehl des Königs verhaftet. Wie schon im 1. Weltkrieg hatte sich auch diesmal Italien als ein schwacher, unzuverlässiger Verbündeter erwiesen. Nunmehr fiel Hitler die zusätzliche Aufgabe zu, dieses Italien in Schach zu halten. Nach der Landung der Engländer in Italien kapitulierte im September 1944 die neue italienische Regierung, doch gelang es den deutschen Truppen, sich die Herrschaft im größten Teil des Landes zu sichern. Mussolini konnte aus der Haft befreit werden. Er gründete in Abhängigkeit von Hitler in Norditalien eine "Italienische Soziale Republik". Etwa ein Jahr danach brach die ganze Italien-Front zusammen. Mussolini geriet auf der Flucht in die Schweiz in die Hände von Partisanen und wurde am 25.4.1945 von diesen erschossen.

Im Januar 1943 verkündete der amerikanische Präsident Roosevelt unter Zustimmung des britischen Premiers Churchill in Casablanca die Forderung nach "bedingungsloser Kapitulation"

Deutschlands und Japans. Nicht zuletzt verlangte die Stimmung vieler Völker, vor allem derer, die mit Deutschland Krieg führten, die Beseitigung des Hitler-Regimes. Man forderte Vergeltung für die Vernichtungsaktionen gegen das Judentum und die harte deutsche Besatzungspolitik. Hitler dachte nicht daran, zu kapitulieren. Er setzte der Forderung nach der Kapitulation die Parole zum unausweichlichen Durchhalten entgegen. Im Februar 1943 stellte Dr. Goebbels im Sportpalast Berliner Nationalsozialisten die Frage: "Wollt Ihr den totalen Krieg? Wollt Ihr ihn, wenn nötig totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt noch vorstellen können?" Die aufgeputschten Massen antworteten mit tosendem Beifall. Dieser nun einsetzende totale Krieg bedeutete vor allem den Einsatz aller verfügbaren Menschen, auch Frauen und Schülern, Einschränkung des privaten Lebens, Beseitigung all der Kräfte, die sich, wie und wo auch immer, der Staatsführung entgegenstellten und anderes mehr.

Totalen Krieg führten aber auch unsere Feinde. Nach dem Mißerfolg der deutschen Luftschlacht über England fand sich die deutsche Luftflotte in die Verteidigung gedrängt. Fast ungehindert durch deutsche Abwehr bombardierten britische und amerikanische Flugzeuge mit ansteigender Wirksamkeit deutsche Städte, Fabrikanlagen, Verkehrseinrichtungen und Wohngebiete. Das Ziel der schweren Angriffe sollte sein, die deutsche Rüstungsproduktion als auch die Widerstandskraft der Bevölkerung zu schwächen. Die deutsche Bevölkerung litt unter dem Anblick ungestört einfliegender feindlicher Luftgeschwader, ständigem Fliegeralarm und dem Verlust ihrer Wohnungen. Die großen Worte vom Ausradieren englischer Städte fanden nun auf die eigene Heimat Anwendung. Alle deutschen Industriegebiete mit ihren vielen Großstädten wurden mehr und mehr Ziele

der einfliegenden feindlichen Geschwader. Interessanterweise bildete meine schlesische Heimat eine rühmliche Ausnahme. Ein einziges Mal in Oktober 1944 sahen wir von Jauer aus in fast 50 km Luftlinie die so gefürchteten "Christbäume" über Breslau stehen. Das so bedeutsame oberschlesische Industriegebiet wurde kaum angefliegen. Zu diesem Zeitpunkt nannte man Schlesien den "Luftschutzkeller Deutschlands". Freilich sollte dieses Land seinem Schicksal nicht entgehen; es blieb ihm anderes und ebenso ungutes vorbehalten. Abertausende bombengefährdeter und -geschädigter Frauen und Kinder aus allen Teilen Deutschlands fanden damals, oft für Jahre, in Schlesien Unterkunft. Wir bekamen zu Anfang 1943 eine junge Frau aus Essen mit ihrem 4-jährigen Töchterchen. Diese Frau litt schwer unter der Trennung von ihrer westlichen Heimat. Wenn ich mir heute vorstelle, daß die Frau aus einer der größten deutschen Städte in ein stilles, entlegenes Bauerndorf verschlagen war, dann vermag ich noch im Nachhinein ihre Stimmung zu verstehen. Immer wieder klagte sie mir: "Herr Dierschke, hier gehe ich ein"! Nun, wir vermochten ihr nicht zu helfen. Schließlich erreichte sie die Umsetzung nach Klein-Öls in eine gutgehende Gastwirtschaft. Dort soll sie besser auf ihre Rechnung gekommen sein. Nach ihrem Weggang wurde uns eine Frau aus Breslau zugewiesen. Sie fand sich besser zurecht. Ihr Schicksal wurde es schließlich, bittere Fronterlebnisse zu machen. Meine Aufforderung, mit uns zu flüchten, hatte sie nicht ernst genommen und blieb dadurch mit befreundeten Frauen aus dem Dorf einem gleichen Schicksal ausgeliefert.

Die deutsche Kriegsmarine hatte zunächst große Erfolge ihrer U-Boote über die feindliche Handelsflotte verbuchen können. Ab 1943 fielen jedoch

die gemeldeten Zahlen über versenkte Brutto-Registertonnen merklich geringer aus. Briten und Amerikanern war es gelungen, die Sicherheitsmaßnahmen ihrer Geleitzüge zu vervollkommen. Die deutsche Seekriegsführung sah sich gezwungen, den ungleichen Kampf abzubrechen. Nunmehr konnten die Alliierten sowohl die Beherrschung des Atlantiks, als auch des Luftraumes für sich in Anspruch nehmen. Diese geschaffene Lage bedeutete eine gute Voraussetzung für das Vorhaben einer Landung der Alliierten auf dem Festland. Diese Möglichkeit lastete längst wie ein Alpdruck auf allen Gemütern. Bereits zu Anfang des 2. Weltkrieges war es mir klar, daß auch dieser Krieg wie der von 1914-18 von Amerika entschieden werden würde. Wenn Deutschland aus allen Wunden blutete, würde es seinen Feinden nicht mehr schwer werden, nach gründlicher Vorbereitung alle Trümpfe auszuspielen. Nun war es soweit. Seit Ende 1943 traf man in England große Vorbereitungen für eine Invasion der Alliierten in Frankreich und zwar in allergrößter Präzision. Den 6.6.1944 hatte man als den für alle Erfordernisse günstigsten Termin ausgewählt. Nach voraufgegangenen schweren Luftangriffen auf die Küstenbefestigungsanlagen des deutschen Atlantikwalles und des dahinter liegenden Verkehrsnetzes gelang amerikanischen, kanadischen und britischen Heeresverbänden die Landung an der Kanalküste nördlich der Stadt Caen. 5.000 Jagdflugzeuge der Alliierten standen gegen 185 deutsche. Einige Wochen noch vermochten die deutschen Verbände das Vordringen der Invasoren unter dem Oberbefehl von General Eisenhower aufzuhalten. Einer ständig größer werdenden Überlegenheit gelang Ende Juli der endgültige Durchbruch durch die deutsche Verteidigung.

Es war nicht so, daß es damals im deutschen Volke nur aktive Kämpfer und stille Mitläufer

gegeben hätte. Bereits 1937, als sich eine zumindest abenteuerlich erscheinende Linie nationalsozialistischer Politik abzeichnete, hatten sich im Volk Widerstandsbewegungen gebildet. Verantwortungsbewußte Persönlichkeiten aus Diplomatie, Verwaltung, Wirtschaft, Kirchen, Hochschulen, den ehemaligen demokratischen Parteien, Gewerkschaften und der Armee machten sich ernstlich Gedanken darüber, wie man den so verhängnisvollen Kurs der deutschen Politik wenden könne. Sie alle konnten freilich nur im verborgenen arbeiten. Ein Volksaufstand wäre zumindest bis zum Winter 1941 unmöglich gewesen. Bis dahin hatten sich allzu viele durch die militärischen Erfolge blenden lassen. Von da ab entstanden mehr und mehr Widerstandskaktionen, angefangen von Flugblätter-verteilenden Schülern und Studenten bis in hoher Verantwortung stehender Persönlichkeiten von Zivil und Militär. Sie alle stellten für ihr Vaterland Wagemut und Opferbereitschaft zur Verfügung. Tausende sind wegen ihrer Tätigkeiten eingesperrt und hingerichtet worden. Ihre Namen - um einige wenige zu nennen: die Geschwister Scholl, Dietrich Bonhoeffer, Alfred Delp, sind in die deutsche Geschichte eingegangen. Es war allen Gruppen klar, daß sie ohne die Beteiligung der Wehrmacht gegen Partei, SS und Gestapo nichts würden ausrichten können. Viele Offiziere und Soldaten aber fühlten sich durch ihren Fahneneid auf den Führer gebunden. So lag es nahe, Hitler durch eine Gefangennahme oder ein Attentat auszuschalten.

Die bedeutendste Widerstandsgruppe war der "Kreisauer Kreis". Ihn hatte bereits 1933 der Jurist und Gutsherr Graf von Moltke in Kreisau Kreis Schweidnitz/Schlesien gegründet. Ihm zur Seite stand Peter Graf Yorck von Wartenburg aus Klein-Öls Kreis Ohlau/Schlesien. Diese Gruppe, zusammengesetzt aus allen Lagern der Opposition, lehnte anfangs ein gewaltsames Vorgehen gegen das nationalsozialistische Regime ab. Man erarbeitete

Pläne für den Aufbau eines neuen Rechtsstaates. Später rang man sich zu der Überzeugung durch, daß Mord an einem Tyrannen zu rechtfertigen sei, wenn dadurch Volk und Vaterland gerettet würden. Das geistige Haupt des militärischen Widerstandes war der Generaloberst von Beck, sein engster Mitarbeiter Oberst Graf von Stauffenberg. In bürgerlichen Kreisen war der frühere Leipziger Oberbürgermeister Goerdeler unermüdlich tätig. Letztlich war dieser als Reichskanzler vorgesehen, Generaloberst von Beck als Staatsoberhaupt.

Zum Zeitpunkt der gelungenen Invasion der Alliierten in Frankreich hielten die Männer des Widerstandes die Stunde für gekommen, um das Mittel des Tyrannenmordes zur Anwendung zu bringen.

Oberst Graf von Stauffenberg hatte als Stabschef im Oberkommando des Ersatzheeres in Berlin Zugang zum Führerhauptquartier. Dorthin wurde er am 20.7.1944 zu einer Lagebesprechung gerufen; es befand sich damals in der Wolfsschanze in Ostpreußen. Stauffenberg nutzte diese Gelegenheit zur Ausführung des geplanten Attentats. Er ließ in der Baracke, in der die Besprechung stattfand, eine Aktentasche mit einer Bombe, deren Zeitzündler lief, stehen und eilte zum Flugplatz zurück. In Berlin sollte und wollte er die Organisation des auszulösenden Aufstandes übernehmen. Der Aufstand war bereits angelaufen, als in Berlin bekannt wurde, daß im Führerhauptquartier eine Bombe explodiert, Hitler aber am Leben geblieben sei. Später wurde von Fachleuten festgestellt, daß die gelegte Bombe nicht zu der erwarteten Wirkung gekommen ist. Sie war nur seitenwirksam geworden, hatte in allen angrenzenden Räumen Türen und Fenster eingedrückt, jedoch nicht vermocht, den Raum, in dem sie abgestellt war, vollkommen in die Luft zu sprengen. Hitler, schockiert und nur leicht verletzt,

tobte in einer Rundfunkansprache an sein Volk und schwor Rache all denen, die irgendwie mit dem Attentat in Verbindung zu bringen waren. Und man suchte und fand viele.

Hitler ernannte den SS-Führer Heinrich Himmler, der bereits Innenminister war, zum Befehlshaber des Ersatzheeres. Das bedeutete einen Höhepunkt an Macht für diesen und seine Getreuen der Waffen-SS. Am gleichen Abend hatte die nationalsozialistische Führung alle Macht wieder in der Hand. Sehr bald war der Verdacht des Attentats auf Graf Stauffenberg gefallen. In den Trümmern der zerstörten Baracke hatte man Fetzen seiner Aktentasche gefunden. Stauffenberg und seine engsten Mitarbeiter wurden am Abend des 20.7. standrechtlich erschossen; Generaloberst von Beck verübte Selbstmord. Die Zahl der am Attentat Verdächtigten und Beschuldigten ging in die Tausende. Der "Volksgerichtshof" unter dem berüchtigten Präsidenten Roland Freisler leistete blutige Arbeit. Die Prozesse zogen sich lange hin. Hohe Haftstrafen wurden verhängt, viele Widerstandskämpfer zum Tode durch Erhängen verurteilt. Hitler ließ sich sowohl die Gerichtsverhandlungen als auch die grausamen Vollstreckungen der Todesurteile in der Haftanstalt Berlin-Plötzensee in Filmen vorführen. Er muß sich doch durch den Attentatsversuch tief verletzt gefühlt haben. Nun ließ er allen Rachegefühlen freien Lauf.

Ich selbst habe damals das Fehlschlagen des Attentats bedauert. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Deutschland in einer katastrophalen Lage: die Russen näherten sich langsam aber sicher der Reichsgrenze, die Invasion im Westen war gelungen; keinen einzigen Trumpf gab es mehr, der das Blatt noch einmal hätte wenden können.

Vielleicht wären die Alliierten zu diesem Zeitpunkt zu einem günstigeren Kompromiß bereit gewesen, als jemals wieder im weiteren Verlauf des Kriegsgeschehens. Ist es nicht ganz bedrückend, wenn

man heute weiß, daß die folgenden letzten 9 Kriegsmomente Deutschland mehr Verluste brachten, als alle voraufgegangenen Kriegsjahre.

Nun aber nahm ein unabwendbares Verhängnis seinen Lauf. Im Sommer und Herbst 1944 befand sich die deutsche Ostfront in ständiger Rückwärtsbewegung. Im Oktober erreichte die Rote Armee die ostpreußische Grenze, sowie das Weichsel- und San-Gebiet. Die sowjetische Annäherung an Polen veranlaßte am 1.8.1944 die polnischen Widerstandskräfte zum Losschlagen. Das löste schwere Kämpfe vor allem in Warschau aus. Nach blutigen Straßenkämpfen und schweren Verwüstungen ebte erst zu Anfang Oktober dieser unsinnige Kampf ab. Die deutschen Truppen blieben Herr der Lage.

An der Südfront eroberten sowjetische Truppen die Ukraine und Galizien zurück, besetzten Rumänien und Bulgarien, drangen bis an den Plattensee in Ungarn ein und stießen östlich der Donau bis an die Grenze der Slowakei vor. Indes hatte Deutschland seine Balkanfront zurückgenommen, sowie Griechenland und Jugoslawien aufgegeben.

An der Westfront gelang es den Alliierten Ende Juli die deutschen Linien zu durchbrechen und den größten Teil Frankreichs zu besetzen. Anfang September erreichten feindliche Truppen die deutsche Grenze. Erst am "Westwall" vermochten die deutschen Streitkräfte ernstlich Widerstand zu leisten. Ein letztes Licht flackerte auf, als Hitler am 16.12.1944 im Abschnitt Monschau-Eifel-Luxemburg die sogenannte Ardennenoffensive startete. Es war seine Absicht, bis Antwerpen vorzustoßen und den Nordflügel der alliierten Streitkräfte abzuschneiden. Schon nach 10 Tagen ging den deutschen Truppen der Atem aus. Die Offensive blieb stecken, Deutschlands letzte Kampfreserven waren endgültig verbraucht.

Nach meiner Rückstellung vom Militärdienst zu Anfang des Polenkrieges war mir ein erneuter

Einberufungsbefehl nicht mehr zugegangen. In jedem Jahr hatte ich mich zur Nachmusterung zu stellen. Jedesmal lautete der Befund: g.v.Heimat, Landwehr II (garnisonsverwendungsfähig Heimat). Bei diesem mäßigen Tauglichkeitsgrad mochte es für die Kreisbauernschaft in Ohlau ein leichtes gewesen sein, mich für die Dringlichkeit der Ernährungswirtschaft unabhkömmlich gestellt zu bekommen. Persönlich hatte ich in all den Jahren niemals etwas zu unternehmen brauchen. Freilich hatte ich mich durch Einberufungen in der Nachbarschaft inzwischen um drei andere Betriebe zu kümmern.

Bei der Vorbereitung dieses Krieges hatte man sehr beachtet, daß der 1. Weltkrieg zu großen Teilen der katastrophalen Ernährungsschwierigkeiten verloren gegangen war. Diesmal gelang es tatsächlich, die bei Kriegsausbruch festgesetzten Lebensmittelrationen ungekürzt bis Kriegsende durchzuhalten und zu beliefern. Damit soll absolut nicht gesagt sein, daß sie ausreichend waren. Wer nur konnte, versuchte sich Zusätzliches zu beschaffen. Freilich mußte die große Mehrheit sich mit den Zuteilungen bescheiden.

Bei einer erneuten Musterung durch den Ohlauer Kreisarzt am 21.7.1944 überwies dieser mich zu einer Nachmusterung an eine militärärztliche Stelle in Breslau. Daß man hier strengere Maßstäbe anlegen würde, war mir klar. Der Befund lautete: bedingt K.V. Feld (bedingt Kriegs-verwendungsfähig Feld). Auch dieser Untersuchung folgte keine Einberufung.

Einberufen aber wurde Sohn Peter. Am 1. Schultag nach den Großen Ferien verpflichtete man seine Klasse zu Befestigungsarbeiten an der deutsch-polnischen Grenze im "Unternehmen Bartold". Peter mußte sein Ränzchen schnüren, er war gerade 14 Jahre und 8 Monate alt. In Groß-Wartenberg, nahe der polnischen Grenze, kasernierte man die

Jungens und setzte sie zu Schanzarbeiten ein. Die Verpflegung war ausreichend, die Belastung auszuhalten. Daß diese Arbeiten vollkommen sinnlos sein sollten, stand auf einem anderen Blatt. An einem Sonntag durfte ich Peter in Groß-Wartenberg besuchen. Hoherfreut waren wir alle, als er kurz vor Weihnachten ganz überraschend sich wieder in der Familie einfand. Zum Glück sollte dies Peters erster und letzter Kriegsdienst gewesen sein.

Am 25.9.1944 wurde die "letzte Garnitur" unter der Bezeichnung "Volkssturm" aufgeboden. Alle waffenfähigen Männer zwischen 16 und 60 Jahren, kaum ausgebildet und unzureichend bewaffnet, sollten nunmehr den Heimatboden verteidigen. Zu diesem Aufgebot gehörte auch ich und wurde dem Volkssturm II zugeteilt. An den meisten Sonntagen gab es vormilitärische Ausbildungen in Klein-Öls, wo unsere Kompanie zusammengehalten wurde. Zudem holte man an vielen Sonntagen Arbeitskräfte für Schanzarbeiten im Umkreis der Festung Breslau. Zweimal kam auch ich da zum Einsatz. Per Fuhrwerk 20 km bis Ohlau und Eisenbahnbenutzung bis zum Randgebiet von Breslau wurden auf einem weiten Gelände mit Spaten Panzergräben ausgehoben. Am Abend erfolgte die Rückkehr auf genanntem umgekehrten Wege. Überdies hatte man abertausende von Menschen laufend für die Befestigung von Breslau beschäftigt. Ab Oktober hatte man hierfür Arbeitskräfte aus allen Betrieben abgezogen.

Sehr bald sollte sich zeigen, daß alle vorgenommenen Grenzabsicherungen und Befestigungen umsonst waren. Das Weihnachtsfest 1944 stand zwar im Zeichen von Stille und Besinnung, doch diese 3 ruhigeren Wochen waren nichts anderes als die "Ruhe vor dem Sturm". Wir hatten zum Weihnachtsfest unsere Nachbarin Irmgard Vieweger in unserer Mitte. Ihr Vater war im Oktober verstorben, beide Brüder im Kriegsdienst. Wie ganz trostlos mußten all die

sich zu Weihnachten fühlen, die Gefallene und Vermißte zu beklagen hatten, Angehörige irgendwo an der Front oder im Lazarett wußten, ausgebombt aus ihren Wohnungen und behelfsmäßig untergebracht waren! Zudem lastete auf allen die bange Sorge, wie es wohl im Neuen Jahr weiter gehen würde. Wir in den deutschen Ostgebieten wußten sehr genau, daß uns der nächste russische Vorstoß zum Kriegsgebiet machen würde. Und bei dem Gedanken an die Rote Armee wurde allen Angst und bange.

Am 12./13.1.1945 nahm die große Katastrophe ihren Anfang. Mit einer riesigen Überlegenheit an Menschen und Material gingen die russischen Truppen an der ganzen Front zum Angriff über. Im Nordabschnitt gelang es ihnen, binnen 2 Wochen durch Hinterpommern zur Ostsee durchzubrechen und die Provinz Ostpreußen abzuschneiden. Im Mittelabschnitt erreichten russische Panzer bereits Ende Januar die vereiste Oder im Gebiet Frankfurt/Oder-Küstrin. An der Südfront zielte der Angriff der Roten Armee auf Krakau und nachdem die Stadt am 19.1. verloren war, in Richtung Breslau. Das oberschlesische Industrierevier konnte kaum verteidigt, denn gehalten werden. Damit fiel das zweitwichtigste Industriegebiet des Reiches fast völlig unzerstört in feindliche Hände. Als nächstes vermochten schnelle russische Verbände bei Brieg und Steinau Brückenköpfe über die Oder zu bilden. Ende Januar standen russische Truppen vor der Festung Breslau, um die sich am 3.2. der eiserne Ring der Belagerer schloß. Nach etwa 600 km Vormarsch verebbte die erste Woge des russischen Ansturms; man legte eine Ruhepause ein. Was aber war bis dahin passiert? Bestens vorbereitet war die Rote Armee zum Angriff auf deutsches Gebiet angetreten. Nicht minder gut gerüstet waren die Truppen in ideologischer Hinsicht. Lange vor der großen Offensive hatte der Parteiapparat bei allen Heeresverbänden gründliche Aufklärung geleistet:

Erziehung zum glühenden Haß gegen alle Deutschen. Die daraus resultierenden Folgen erwiesen sich beim Betreten deutschen Bodens und der Begegnung mit den deutschen Menschen: Mord, Vergewaltigung, Plünderung, Brandstiftung und alle nur denkbaren Unmenschlichkeiten wurden ausgeübt. Niemanden verschonte man dabei, Kinder und Greise, Frauen und Männer, Nonnen und Geistliche; sie alle wurden Opfer einer wahrhaft verteufelten Kriegsführung.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von den Grausamkeiten der Bolschewiken auf deutschem Boden. Überstürzt, oft auch zu spät, ordneten Partei und Behörden die Räumung aller Gebiete an. In Schlesien lebten damals 5 Millionen Einwohner zuzüglich mehrerer Hunderttausend Evakuiertes aus den westlichen Reichsgebieten. Chaos und Hektik waren unvermeidlich. Noch überlegten viele, was am richtigsten zu tun sei. Nun, das einzig Richtige war, sein Leben und das seiner Mitmenschen zu retten. Nur nicht dieser haßerfüllten Soldateska in die Hände fallen! Viele glaubten, daß sie seit Jahren durch die Nazis über die wirkliche Lage getäuscht worden waren, womöglich jetzt wieder. Für ein Aushalten setzte sich insbesondere die Geistlichkeit ein. Noch am 30.1. kam unser gutgläubiger Pfarrer zu uns und mahnte: "Bleiben Sie, bleiben Sie, Ihnen passiert nichts, Sie sind unbelastet!" Doch wenige Stunden, nach-dem der Pfarrer die Bekanntschaft mit den Eroberern gemacht hatte, bekannte er seiner Umgebung: "Unser Entschluß zu bleiben, war falsch, Dierschkes haben richtig gehandelt." Wenig später hatte man ihn erschlagen.

Den Bewohnern der deutschen Ostgebiete war der Schrecken des fürchterlichen Bombenterrors erspart geblieben, nun hatte ein anderes Leid sie heimgesucht. Als Mitte Januar die russische Dampfwalze zu rollen begann, setzte an der Heimatfront der Verzweiflungskampf ein. Die Männer des Volkssturms I wurden am 20.1. einberufen und unverzüglich in die Verteidigungslinie geworfen, ob

Gediente oder Unausgebildete. Der Volkssturm II, zu dem ich gehörte, bekam die Order, für die Evakuierung der Bevölkerung und die Weiterversorgung der Viehbestände zu sorgen. Wir waren nur noch zu 5 Mann unter 60 Jahren im Dorf. Unseren Kutscher Pohl beorderte man mit 1 Gespann zur Evakuierung der Ohlauer Bevölkerung. Am 23.1. gegen 14.00 Uhr bekamen wir Vier vom Volkssturm II den Befehl, uns unverzüglich in der Kreisstadt zu stellen. Am Nachmittag um 16.00 Uhr machten wir uns gemeinsam mit dem Fahrrad auf den Weg nach Ohlau, die Straßen waren verschneit und mit Eis verkrustet. Gegen 7.00 Uhr abends meldeten wir uns zur Stelle. Man forderte uns auf zu warten. Wir warteten und warteten, meldeten uns alle Stunden erneut, man ließ uns warten. Gegen 11.00 Uhr nachts kam ein Unteroffizier, er hatte uns folgendes zu sagen: "Unsere Kompanie steht und ist vollzählig. Wir brauchen Sie nicht mehr, Sie können nach Hause fahren!" Nun, was wohl hätte uns besseres passieren können? Wir schlugen uns durch die verdunkelte Stadt. Am Bahnhof wimmelte es wie ein Ameisenhaufen, man stellte Militärtransporte zusammen. Wir standen mehr als eine halbe Stunde vor der geschlossenen Schranke - Kriegsstimmung! Kurz nach dem Dorf Rosenhain erlitt mein Fahrrad einen "Platten"; die Bereifung war von den Eisspitzen durchstoßen. Ein Kamerad blieb bei mir, wir wanderten durch die Nacht in Richtung Heimat. Punkt 4.00 Uhr drückte ich die Klingel an unserer Haustür. Einmal mehr war großes Glück mir und der Familie treu geblieben!

Unser Entschluß zur Flucht sollte sich als das einzig Richtige erweisen - trotz aller Unbill. Als wir am Abend des 1.2. in Schreibendorf, Kreis Strehlen ein Quartier für die Nacht fanden, ging uns Eltern erstmals die fürchterliche Erkenntnis auf, daß wir heimatlos und bettelarm

geworden waren. Gott sei Dank hielt uns eine innere Stärke; wie wohl hätte man sonst ein solches Schicksal zu ertragen vermocht? In meiner Chronik hatte ich berichtet, daß unser Fluchtweg am 10.2. in Mittelsteine endete, dank des Angebotes von Carl König, bei ihm zu bleiben. Ich stellte mich sofort dem örtlichen Volkssturm zur Verfügung. Des sonntags exerzierten wir und übten mit Gewehr und Panzerfaust; an Wochentagen zog man uns zur Bewachung von Bahnhof, Brücken und Tunnels heran. Die Kreisbauernschaft in Glatz hatte mich mit meinem Gespann zur Frühjahrsbestellung in schwach bespannten Betrieben dienstverpflichtet, ebenso für Transporte von Erzeugnissen der König-Mühle. Ich war voll beschäftigt.

Wie zum großen Kesselreiben einer Treibjagd öffneten sich im zeitigen Frühjahr die Fronten in West, Süd und Ost. Die deutschen Armeen vermochten der mächtigen Überlegenheit der Gegner nur kurzweiligen Widerstand entgegenzusetzen, die Verluste waren hoch. Währenddessen zerstörten feindliche Bombengeschwader unaufhörlich und systematisch Verkehrsanlagen im Reichsgebiet und setzten die Einäscherung deutscher Städte fort. Es war doch alles so sinnlos, forderte viele Menschenleben, brachte ihnen Obdachlosigkeit und Armut und vernichtete unersetzliche Sachwerte. Einen nicht zu überbietenden Wahnsinn bedeutete die Bombardierung der sächsischen Hauptstadt Dresden vom 13. - 15.2.1945. Eine der schönsten Großstädte Deutschlands, das Elb-Florenz genannt, mit unendlich wertvollen Anlagen, Bauwerken und Kunstschatzen wurde in diesen Tagen und Nächten fast völlig vernichtet. Dreißigtausend Menschen, darunter zehntausende von Flüchtlingen aus Schlesien, verloren ihr Leben.

All die Kriegsjahre hindurch hatte Hitler tüchtige Generäle, wirkliche Strategen, seiner ver-

meintlichen Genialität untergeordnet, "in die Wüste geschickt" und zum Selbstmord getrieben. Aus einem hohen Maß an Verantwortungsbewußtsein hatten diese Generale längst die Sinnlosigkeit dieses vom Zaune gebrochenen Krieges erkannt. Widerspruch vertrug dieser unbelehrbare Führer nicht. Am 13.3. drängte ihn Rüstungsminister Albert Speer, den Krieg zu beenden; auch sein Rat wurde überhört. Begründung: "Ein Volk, das nicht imstande sei, zu siegen, verdiene ausgelöscht zu werden". Tags darauf befahl Hitler, daß alle militärischen Industrie-, Verkehrs- und Versorgungsanlagen, die sich der Feind bei der Fortsetzung des Krieges nutzbar machen könnte, zu vernichten seien. Dieser skrupellose Dilettant zeigte sich zum Letzten entschlossen. Glücklicherweise vermochten verantwortungsbewußte Militärs und Politiker eine durchgreifende Ausführung dieses irrsinnigen Führerbefehls zu verhindern und noch schlimmeres zu verhüten.

Auf der Konferenz der drei Großen, Roosevelt, Churchill und Stalin, vom 4.2. bis 11.2.1945 in Jalta/Krim, einigte man sich u.a. über eine gemeinsame Strategie zur endgültigen Niederringung Deutschlands und seiner Einteilung in vier Besatzungszonen. Dementsprechend leitete man im zeitigen Frühjahr 1945 die weitere Kriegsführung ein. Im Nordabschnitt traten Mitte Februar die britischen Armeen zur Offensive an, erreichten nach 1 Woche Emmerich und standen in den ersten Märztagen gegenüber Wesel am Rhein. Den Rheinübergang erzwangen sie am 24.3. Andere britische Armeen erreichten durch Westfalen am 19.4. bei Lauenburg und Hamburg die Elbe und stießen schließlich bis Lübeck und Wismar vor.

Den amerikanischen Streitkräften blieb es vorbehalten, im Mittelabschnitt Übergänge über den Rhein zu erzwingen. Sie brachen bei Jülich und Düren durch die deutsche Front, besetzten

Krefeld und Neuß und marschierten am 7.3. in Köln ein. Am gleichen Tag gelang amerikanischen Verbänden der Übergang über die unzerstörte Rheinbrücke bei Remagen. Zufolge Überbelastung stürzte diese zwar einige Tage später zusammen. Doch war es mit diesem Übergang gelungen, rechtsrheinisch Fuß zu fassen. Weitere Rheinübergänge gelangten den Amerikanern bei Oppenheim und Worms. Indessen hatte der Nordflügel der amerikanischen Streitkräfte viele deutsche Divisionen im Ruhrgebiet eingeschlossen und zwang sie am 18.4. zur Kapitulation. Amerikanische Verbände besetzten Hessen, Thüringen und Bayern, während aus dem Elsaß vorstoßende französische Armeen Süd-Westdeutschland einnahmen.

Nach den in Jalta getroffenen Vereinbarungen wurde den über Hameln-Braunschweig vorgedrungenen amerikanischen Streitkräften an der Elbe Halt geboten. Über Kassel vorstoßende Verbände gewannen noch das linke Elbufer bei Dessau, nahmen am 19.4. Leipzig ein und begegneten sich am 24.4. bei Torgau erstmals mit sowjetischen Truppen.

Auch die russische Kriegsmaschine war zu Beginn des Frühjahrs wieder voll in Bewegung gesetzt worden. Nach Niederschlagung des deutschen Widerstandes in Ungarn traten die sowjetischen Truppen am 24.3. zum Vormarsch in Richtung Wien an. Nach schweren Straßenkämpfen fiel die Stadt am 13.4. Preßburg, Brünn und Prag waren weitere Hauptziele der Russen. Doch ihr größter Ehrgeiz sollte erst durch die ihnen vorbehaltenen Eroberung der deutschen Reichshauptstadt Berlin gekrönt werden. Der Hauptstoß dorthin erfolgte nach der Eroberung des restlichen Schlesiens, über die Lausitzer Neisse und durch Sachsen. Der Ostrand der Stadt war nach Bezwingung der Oderfront am 20.4. erreicht worden. Am 25.4. war die Reichshauptstadt eingeschlossen. Nach blutigen Straßenkämpfen ergaben sich die Reste der Verteidiger am 2.5. Im Bunker

der Reichskanzlei endete am 30.4.1945 der "große Führer" Adolf Hitler durch Selbstmord. An gleicher Stelle vergiftete sich am 1.5. der Reichspropagandaminister Josef Goebbels mit seiner Familie.

Die zwei letzten Wochen des Krieges brachten mir noch einen kräftigen Nervenkitzel ein. Am 25.4. wurde der ganze Volkssturm kurzfristig zur Musterrung gerufen. Am Montag, dem 30.4. flatterten mir morgens gleich zwei Einberufungsbefehle zu: der eine zur Stellung beim Wehrmeldeamt in Glatz, der andere ein Fahrbefehl der Kreisbauernschaft in Glatz als Treckführer zur Rückholung von Kartoffeln aus dem Hinterland der deutschen Front zwischen Münsterberg und Strehlen. Mit beiden Befehlen begab ich mich zum Wehrmeldeamt in Glatz. Man ließ mir den Treckbefehl und nahm ohne weiteres den Einberufungsbefehl zur Wehrmacht zurück. Ich glaube, daß man sich auf diesem Amt kaum noch sinnvoll beschäftigte, das große "Aus" lag doch in der Luft! So machte ich mich mit meinem Gespann, das Fahrrad aufgeladen, auf Fahrt, zunächst in Liebenau Station machend. Von dort benutzte ich mein Fahrrad, um in Heinrichau, eine Meile hinter Münsterberg, das Nötige vorzubereiten. Im großherzoglichen Marstall sorgte ich für die Unterkunft der 42 Pferde; in 4 km Entfernung in Richtung Strehlen war der NS-Sonderführer stationiert, mit dem ich die Ladung der 21 Wagen Kartoffeln für den folgenden Montag abzusprechen hatte. Die Gespanne trafen am Freitag in Heinrichau ein und sollten bis Montag Ruhe haben. Mit dem Anführer vereinbarte ich wohlweislich, daß bei irgendwelcher Veränderung der militärischen und politischen Lage er mit seinen Leuten sofort ohne Ladung die Rückfahrt anzutreten habe. So sollte es auch kommen. Ich selbst begab mich über das Wochenende nach Liebenau; mein Schwager Bruno war ja allein, seine Familie im Glatzerland evakuiert. Als Bürgermeister bekam er nach Mitternacht von

Samstag auf Sonntag einen Anruf der Kreisleitung Frankenstein, daß die deutsche Wehrmacht am 8.5. kapitulieren müsse und die Bevölkerung sich sofort vor den anrückenden sowjetischen Truppen in Sicherheit zu bringen habe. Erneut hielten Aufregung und Hektik ihren Einzug. Wo nur gab es noch Sicherheit, und welche Alternative??? Ich machte mich am Sonntag-vormittag auf den Weg in Richtung Mittelstein, übernachtete noch einmal in ~~Bay~~nau und traf am Montag um die Mittagszeit in Mittelstein ein. Meine Dora erwartete mich in großer Aufregung schon am Dorfeingang. Familie König war am Packen und wollte flüchten, was wollen wir tun? Nun, es gab keine Alternative, so oder so mußten wir uns mit einer Bekanntschaft der Russen abfinden. Es wäre das falscheste gewesen, in die nahe Tschechoslowakai flüchten zu wollen. Nun, wir blieben, auch Königs entschlossen sich zu nächtllicher Stunde und luden wieder ab. Am nächsten Morgen beschlossen wir, unser Quartier bei Königs an der belebten Durchgangsstraße aufzugeben und ins Oberdorf zu meiner Cousine Maria Pabsch zu flüchten. Dieser Entschluß sollte sich noch als goldrichtig erweisen.

Am frühen Nachmittag des 8. Mai kam ein Anruf meiner Nichte Erika Saft. Auch sie hatten Lobedau verlassen und quälten sich mit schweren Flüchtlingsfuhrwerken in den Glatzer Bergen. "Onkel Josef, hilf uns mit Deinen Pferden, wir sind in der Nähe von Gabersdorf usw". Sogleich machte ich mich zu Pferde auf den Weg und spannte vor. Zu später Abendzeit trafen wir, Mensch und Tiere abgekämpft, in Obersteine bei Pabschens ein. So kamen nochmals 6 Personen, 5 Pferde und 2 Zugochsen auf den Hof; die gute Maria Pabsch, deren Mann Soldat war, gewährte allen Unterkunft. Am Nachmittag des 9. Mai sahen wir vom höher gelegenen Pabschhof aus die siegreichen Sowjets in Richtung Mittelsteine anrücken. Das war keine geschlossene und disziplinierte militärische

Einheit, sondern ein siegestrunkenen, unter Alkohol stehender wilder Haufen mit Panjewagen, deutschen Fahrzeugen aller Art und diversen Beutegütern beladen. Diese losgelassene Soldateska hauste, jaulte und tobte sich in jeder nur erdenklichen Weise da unten in Mittelsteine - wie allerorts - unkontrolliert und ungebremst aus. Dem Himmel sei heute noch Dank, daß wir Vielen auf dem Pabschhof von all dem verschont blieben. In das Oberdorf und auf unseren Hof kamen erst am folgenden Nachmittag 2 russische Soldaten, etwas gehobeneren Ranges, verständigten sich mit den auf dem Hof beschäftigten polnischen Arbeitern, entwendeten Brieffaschen, Uhren usw. und requirierten Pferde. Indessen hatten wir uns, insgesamt 7 Flüchtlingswagen, entschlossen, wieder in die Heimatorte zurückzukehren. In meiner Familienchronik schrieb ich darüber ausführlich. Am 17. Mai - Günters Geburtstag - trafen wir wieder in Jauer ein.

Zum Kriegsgeschehen selbst muß ich einiges noch beifügen! Das ersehnte Hauptziel der sowjetischen Heeresführung sollte die Eroberung der deutschen Hauptstadt Berlin durch ihre Truppen sein. So galt ursprünglich der Vorstoß auf Schlesien Mitte Januar als Flankendeckung dem Endziel Berlin. Nun passierte es aber, daß die Festung Breslau den Sowjets unerwarteten Widerstand entgegensetzte. Als der Belagerungsring sich Mitte Februar 1945 um Breslau schloß, lebten in der Stadt noch fast 300.000 Menschen. Die deutsche militärische Besatzung Breslaus betrug 35.000 Soldaten und 1.000 Mann Volkssturm. Die sowjetischen Belagerer dagegen verfügten über 150.000 Mann. Es bleibt eine ganz bemerkenswerte Tatsache der Geschichte des 2. Weltkrieges, daß die Festung Breslau trotz fast 3-monatiger Einschließung durch an Zahl und Waffen weit überlegene russische Truppen von diesen nicht erobert

werden konnte. Mit ungeheurem Mut und bitteren Ängsten und Entsagungen kämpften die gesamte Besatzung und die Bevölkerung um ihr Überleben in dieser Stadt. Das starke Engagement sowjetischer Verbände im Kampf um Breslau hatte es der deutschen Verteidigung möglich gemacht, eine neue und stabile Front vor dem Gebirgszug der Sudeten zu errichten. Diese Front verlief seit Anfang März etwa von Oderberg entlang dem Altvatergebirge - Münsterberg, Zobten - Striegau - Lahn bis nördlich von Görlitz. Das ganze Gebiet hinter dieser Front bis an die tschechische Grenze lag "im toten Winkel"; hier fand sozusagen kein Krieg statt. Glück für die Bewohner dieser Gebiete, aber auch für die hunderttausenden von Flüchtlingen, die das Schicksal hierher verschlagen hatte - wir in Mittelsteine inbegriffen. Zur Besatzung von Breslau gehörte auch mein Bruder Alfred als Volkssturmmann. Er war am 24.3.1945 als Leutnant zum Kompanieführer bestimmt worden. Am 30.3. wurde er unterhalb des Auges verwundet, blieb aber bei seiner Truppe und erhielt die Spange zum EK. Beide Eiserne Kreuze hatte er sich bereits im 1. Weltkrieg im Frankreich-Feldzug verdient. Die Geistlichen beider Breslauer Kirchen hatten sich Anfang Mai zum Wortführer der Bevölkerung beim Festungskommandanten gemacht, um die sinnlose Verteidigung der Stadt zu beenden. Es kam zur Kapitulation der Festung Breslau am 6.5.1945, kurz vor der deutschen Gesamtkapitulation. Am 6.5. erfolgte die Besetzung durch russische Truppen. Hierzu heißt es in einem Buch über Breslau: "Die Kapitulation der ausgebluteten, erschöpften Festung Breslau am Sonntag, dem 6. Mai, brachte den in der Stadt verbliebenen mehr als 200.000 Einwohnern nicht die ersehnte wirkliche Ruhe, sondern Plünderung, Gewalttaten aller Art und Brandlegungen an bis dahin erhalten gebliebenen wertvollen Gebäuden." Die gesamte deutsche Besatzung geriet in russische Gefangenschaft, auch

mein Bruder Alfred. Von den 105 Mann seiner Kompanie war bei der Kapitulation nur noch 1 Dutzend übrig geblieben. Alfred kam 7.000 km weit nach Usbekistan in Sibirien. Zufolge der schwierigen klimatischen Verhältnisse erkrankte er an Malaria und wurde nach 1-jähriger Gefangenschaft in seine Heimat entlassen. Am 25.8.1945 kam er in Frankfurt/Oder an. Im Oktober erst war es ihm gelungen, die Seinen ausfindig zu machen. Diese hatten nach vielen Irren und Wirren, Verlusten von letztem Hab und Gut, in Wittenberg eine Bleibe gefunden.

Adolf Hitler hatte durch Testament Großadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger bestimmt. Dieser entsandte hohe Offiziere nach Reims zur Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation in das Hauptquartier General Eisenhauers, andere in das sowjetische Hauptquartier in Berlin-Karlshorst. Die Bedingungen traten am 9.5.1945 in Kraft. Ein ganz betrübliches Kapitel deutscher Geschichte hatte damit sein Ende gefunden. Die Waffen schwiegen, doch Trauer, Not, Krankheit, Hunger und Heimatlosigkeit sollten noch Jahre hindurch Begleiter sehr sehr vieler deutscher Menschen sein.

Der Krieg zwischen Japan und Amerika dauerte fort. Das Inselreich Japan war schwer zu erobern, die Hauptkampfwaffe war die amerikanische Luftwaffe. Zur Verstärkung ihrer Wirkung entschloß Präsident Truman sich, die Atomwaffe einzusetzen. Wernher von Braun, der deutsche Raketenkonstrukteur, war 1945 nach Amerika gegangen und hatte dort an der Fertigstellung der Bombe mitgewirkt. Vergeblich warteten bis 1945 Hitler und seine Strategen auf den möglichen Einsatz dieser Waffe. Am 6. und 9.8.1945 fielen die Bomben auf Hiroschima und Nagasaki, sie verursachten verheerende Wirkungen. Hunderttausende von Menschen fielen dieser grausamen Waffe zum Opfer; als Tote, Verkrüppelte, für ihr ganzes Leben Gezeichnete. Am 8.8.1945 erklärte die Sowjetunion an Japan den Krieg, besetzte die Mandschurei und Nordkorea. Erst jetzt war Japan zur Kapitulation bereit; sie wurde am 2.9.1945 unterzeichnet.

III. Die Nachkriegszeit (1945 - 1952)

=====

In Deutschland war nach der Kapitulation die Regierung des Großadmirals Dönitz, die die Nachfolge Hitlers angetreten hatte, verhaftet worden. Alle Regierungsgewalt lag nunmehr bei den Oberbefehlshabern der Siegermächte. Bereits auf der Konferenz von Jalta hatte man die Aufteilung Deutschlands in 4 Besatzungszonen beschlossen, sie wurde nunmehr durchgeführt. Zuvor räumten die Amerikaner Teile von Thüringen und Sachsen, in die sie bei der Eroberung zu weit vorgedrungen waren und überließen sie zum großen Bedauern der dortigen Bevölkerung den Russen. Weiter besetzten Amerikaner, Engländer und Franzosen die Westsektoren von Berlin, so daß Groß-Berlin gleichfalls aus 4 Besatzungszonen bestand. Übrigens dauert dieser Zustand unter vielen Schwierigkeiten bis zum heutigen Tage an.

Eines war zunächst in den 4 Zonen einheitlich, nämlich daß es für die deutsche Bevölkerung einfach ums Überleben ging. Die Hälfte aller deutschen Menschen - 25 Millionen - befand sich sozusagen "noch unterwegs", sei es als Kriegsheimkehrer, Ausgebombte, Flüchtlinge, Heimatvertriebene, Volksdeutsche aus den verschiedensten europäischen Ländern u.a. mehr. Sie alle suchten den Hunger zu stillen und ein Dach über dem Kopf. Zwar blieb die Rationierung von Lebensmitteln und Bedarfsgegenständen aufrechterhalten, doch alles reichte weder hinten noch vorn. Wie leider immer in unruhigen Zeiten vermochten andere sich ungerecht zu bereichern, Tauschhandel setzte ein, der "Schwarze Markt" blühte. Zigaretten und andere zu entbehrende oder erübrigte Gegenstände bekamen einen ungleich höheren Wert als die geltende Währung.

Einig waren sich die vier Besatzungsmächte in dem Bestreben, das unterlegene Deutschland

auszubeuten und sich durch auferlegte Reparationen, Demontagen von Fabriken, Warenlieferungen u.a. schadlos zu halten. Uneinig aber wurden die Siegermächte sehr bald in der Zusammenarbeit im Alliierten Kontrollrat. Man hatte diesen geschaffen für die Einheitlichkeit in der gesamten Besatzungspolitik und für die Behandlung der Fragen, die Deutschland als Ganzes betrafen. In diesem Gremium begann die Auseinanderentwicklung der Siegermächte. Die Amerikaner vor allem waren es, die sehr bald erkannten, daß ein weiteres Anwachsen der wirtschaftlichen Not in Deutschland sich zum Schaden für ganz Europa auswirken müsse. Alle Welt horchte auf, als am 6.9.1946 der amerikanische Außenminister Byrnes in einer bedeutsamen Rede in Stuttgart diese Wende bekanntgab. Freilich erforderte dies einen langsamen Prozeß. In den drei westlichen Besatzungszonen hatten sich indes unter mutigem Einsatz namhafter Männer aus der neugegründeten CDU, der SPD und den Liberalen demokratische Parteien gebildet, die bei den Besatzungsmächten mehr und mehr an Einfluß gewannen. Nach der Einführung der Währungsreform am 21.6.1948 bekam die wirtschaftliche Entwicklung einen gewaltigen Aufschwung. Überdies hatten die Westmächte im Frühjahr 1948 die wirtschaftliche Angliederung der 3 Westzonen an Europa beschlossen. Dadurch kamen diese Gebiete in den Genuß der großmütigen amerikanischen Wirtschaftshilfe aus dem Marshall-Plan. Diese Hilfe bestand für Europa aus nicht zurückzuzahlenden Zuschüssen und langfristigen Krediten in Höhe von 13 Milliarden Dollar. Der Übergang von der Zwangsbewirtschaftung aller Güter zur Freien Wirtschaft führte in kurzer Zeit zu einem ausreichenden Angebot, vor allem auf dem Ernährungssektor. Nach wenigen Jahren schon sprach man - voller Stolz hier, und voller Neid hinter dem eisernen Vorhang - vom "Goldenen Westen".

Einen ganz anderen Verlauf nahm die Entwicklung in der russischen Besatzungszone. Hier kam es den Besatzern weder auf die Einführung demokratischer Verhältnisse, noch auf den Wiederaufstieg aus wirtschaftlicher Not an. Über Jahre hindurch zogen sich Demontagen wertvoller Werkanlagen, Auslieferungen an die Siegermacht und laufende Transporte aus der wieder angelaufenen Produktion -industrieller und landwirtschaftlicher- in Richtung Osten. In den von ihr besetzten Ländern Polen, Ungarn, Rumänien und Bulgarien hatte die Rote Armee die dortigen demokratischen Parteien gezwungen, mit den Kommunisten Blockregierungen zu bilden, die den russischen Wünschen vollkommen gefügig waren. Nunmehr vollzog sich der gleiche Vorgang wie in Mitteldeutschland. Bereits 1946 schlossen sich unter dem Druck der sowjetischen Militäradministration KPD und SPD zur großen Einheitspartei, der SED, zusammen, die machtbestimmend blieb. In ihrem Schlepptau dürfen die anderen zugelassenen Parteien CDU, LPD und Bauernpartei ein Schattendasein führen.

Bereits 1945 hatte man in der russischen Besatzungszone eine Verstaatlichung vieler Industriebetriebe und eine Bodenreform durchgeführt. Der größte Teil von Grund und Boden der landwirtschaftlichen Betriebe über 100 ha ging in den Besitz von Neubauern über. Diese waren bisher zumeist als Industriearbeiter tätig. Die Erträge gerade dieser Betriebe ließen viel zu wünschen übrig. Dabei trug allerdings in der Hauptsache das System der Plan- und Zwangswirtschaft die Hauptschuld; die Eigeninitiative der Bauern und Gärtner kam nicht zur Entfaltung. Während in Westdeutschland nach und nach die freie Wirtschaft zu ungeahnter Blüte und zum Wohlstand aller führte, leiden die Völker des Ostblocks bis zum heutigen Tage unter mangelnder Versorgung mit lebenswichtigen Gütern aller Art - in der Hauptsache des untauglichen Wirtschaftssystems wegen.

In der Zeit vom 17.7. bis 2.8.1945 tagte in Potsdam eine Konferenz der drei Siegermächte unter Truman, Attlee und Stalin und ihrer Außenminister. Man verhandelte über die Zukunft des besiegten Deutschland, die Ansprüche aus zu leistenden Reparationen, die vorzunehmenden Demontagen u.a. mehr. Hinsichtlich der deutschen Gebiete jenseits von Oder und Neisse mußten die Westmächte in Potsdam feststellen, daß die Sowjet-Union diese Gebiete bereits im April an Polen zu deren Verwaltung übertragen hatte. Gegen diese Maßnahme protestierten zwar die USA und Großbritannien, sahen jedoch keine Möglichkeit sich zu widersetzen. Zudem behauptete Stalin, daß diese Gebiete fast menschenleer seien. In Wirklichkeit lebten dort noch über 5 Millionen deutsche Menschen. Letztlich gaben die Westmächte den getroffenen Maßnahmen ihre vorläufige Zustimmung, behielten sich jedoch - wie zuvor auf der Konferenz von Jalta - eine endgültige Beschlußfassung über die Frage der Grenzen einem künftigen Friedensvertrag vor. Einer ordnungsgemäßen, humanen Ausweisung aller Deutschen aus Polen, der Tschechoslowakai und Ungarn stimmten sie zu. Stillschweigend erkannten die Westmächte an, daß die gesamte deutsche Bevölkerung aus den russisch und polnisch verwalteten Gebieten auszuweisen sei. Mit der Unterzeichnung des Potsdamer Abkommens durch die drei Siegermächte war das vorläufige Schicksal der großen deutschen Gebiete jenseits von Oder und Neisse besiegelt.

Von den politischen Entscheidungen des Sommers 1945 erfuhren wir nichts. Aus Mittelsteine waren wir in ein Niemandsland zurückgekehrt. Das letzte Wegestück von Köchendorf nach Jauer hatten uns Egbert und Josef Kirstein begleitet. Hier empfing uns so recht die Atmosphäre des voraufgegangenen Kriegsgeschehens. Das Dorf selbst war öd und leer, menschen- und tierleer. In Haus und Hof, Ställen und Tennen, überall lagen Schmutz und Unrat aller

Art. Während Mama Dora sich mit den Töchtern um Wohnlichkeit im Haus bemühte, beseitigte ich mit Peter, Egbert und Josef herumliegende Tierkadaver, Munition u.a. Wir sorgten für den wichtigen Faktor Wasser. Mangels elektrischen Stroms entfiel die Wasserleitung, die Pumpe am Garten fanden wir im Rohr verstopft. Wir beseitigten alle Mängel, pumpten tüchtig ab, kochten sicherheitshalber ab und konnten schließlich zufrieden sein. Bei einem Gang durch das Dorf fanden wir einige unserer Bettgestelle wieder, ansonsten überall die gleiche Misere, im großen Bauernhaus wie in der kleinsten Kate. Nach und nach kehrten die anderen Dorfbewohner zurück, an die 200 sind es letztlich nur geworden.

Niemandsland: Keine Obrigkeit oder Verwaltungsorgane im ganzen Land, keine Geschäfte oder Verteilungsstellen, weder elektrische Stromversorgung noch Telefon, weder Eisenbahn noch Postzustellung und Tageszeitung - wir vegetierten! Glücklicher, wer einen Handwagen besaß; er brauchte nicht alles, wie Feuerholz aus dem Wald und vieles andere auf dem Buckel heranzuschleppen. Kartoffeln und Brot sollten fortan fast unsere einzigen Nahrungsmittel bleiben. Alte Kartoffeln gab es im Dorf noch genügend; wir aßen sie bis in den September hinein. Glücklicherweise vermochten wir noch etwa 10 Morgen Kartoffeln anzubauen, bevor die Pferde uns geraubt wurden. Mit diesem Anbau hatten wir vor allem die Versorgung der Dorfbevölkerung einschließlich der hinzukommenden Polen für den folgenden Winter gesichert.

Für das tägliche Brot sorgte ein jeder für sich, Korn steckte noch in den Scheunen. Gemahlen wurde es auf Kaffeemühlen, Schrotmühlen u.ä. Backöfen gab es fast in jedem Haus. Der unsrige war für den Haushalt zu groß, er faßte 33 Sechspfundbrote und lohnte sich nicht zu heizen. Zunächst backte uns eine alte Frau (Hanke-Mutter) Brot mit. Als im Monat August die Polen kamen, baute Pan Jedlinski

in der Küche des Auszugshauses einen Backofen in passender Größe, den wir bald mit benutzten. Unsere Ilse, damals 14 Jahre alt, wurde zur perfekten Bäckerin. Irmgard Vieweger hatte sie angelernt und anfangs geholfen.

Besonders schlecht bestellt war es um das Gesundheitswesen. Im Wansener Krankenhaus praktizierte Dr. Loch opferbereit und ohne Entgelt. Wie schwer aber für viele Kranke, überhaupt nach Wansen zu kommen! Einmal mußte auch ich den Arzt aufsuchen; ich hatte eine schlimme Nierenbeckenentzündung. Mühsam schleppte ich mich in die Stadt; Ilse begleitete mich. Zu helfen vermochte der Arzt nur insofern, als er mir die richtige Diagnose stellte und Wärmepackungen mit Kartoffeln verordnete. Es fehlten die nötigsten Medikamente, Hausmittel standen wieder hoch im Kurs. Wie schwer ist mir damals der Rückmarsch von Wansen nach Jauer geworden!

Etwas zum Schicksal von Dr. Loch, der sich in dieser schweren Zeit so selbstlos um die Menschen von Wansen und Umgebung abmühte. Mitte Dezember 1946 wurde er mit seiner Frau und den letzten Wansenern ausgewiesen, stand hilfreich dem ganzen Transport zur Seite und erfror sich selbst bei eisiger Kälte im Güterwaggon seine Füße. Wenige Wochen später verstarb Frau Loch. Er selbst lebte in der Gegend von Bielefeld und verstarb im Jahre 1955, etwa 60 Jahre alt.

Eine große nervliche Belastung brachte uns in diesen ersten Nachkriegsmonaten das Herumstreunen sowjetischer Soldaten. Zu Zweit stürmten sie ins Haus durch alle Räume und nahmen, was ihnen gefiel; Leibwäsche, Wolldecken, Haushaltsgegenstände u.a. Manchmal packte mich die Wut, ich legte mich mit ihnen an und versuchte, ihnen das Geraubte wieder abzujagen. Zweimal hatten sie die Knarre auf mich angelegt, doch zum Glück nicht durchgezogen.

Eines Tages hatte Irmgard Vieweger vor russischen Soldaten Reißaus genommen und sich zu uns geflüchtet. Man fand sie nicht, kam aber gegen Abend zu uns zurück. Wir wurden aufgefordert, sofort unser Haus zu räumen, man käme bald wieder. Nun, sie kamen nicht mehr, wir aber hatten die halbe Nacht in Sorge zugebracht. Für den Ernstfall hatten wir uns vorgenommen, nach Köchendorf zu meiner Schwester Lenchen zu gehen. Dies waren einige von vielen fast alltäglichen Vorkommnissen. Den einzelnen „Hyänen“ folgten größere Truppenteile, die ostwärts zogen. Eine Militärkapelle besetzte zwei Tage lang unser Obergeschoß und musizierte von früh bis spät. Diese Musiker verhielten sich in jeder Weise anständig - auch so etwas gab es. Ihnen folgte ein Reitertrupp, der sich in Hof, Ställen und Remisen niederließ.

Immer wieder kamen Militärkolonnen, die verpflegt sein wollten. Fleisch brachten sie mit, aber Mama Dora mußte alles zubereiten. Als erstes mußten immer unsere Mädchen verschwinden, während Peter und ich in der Küche halfen. Teller benötigten die Sowjets nicht, sie aßen von der Tischplatte. Mich holten sie dann an den langen Tisch im Wohnzimmer zum Mitessen. Immer traf mich der gleiche Vorwurf: "Du Kapitalist", und immer bemühte ich mich, ihnen unsere Vorstellung von einem Kapitalisten: Industrieller, Großagrарarier, Schloß- und Villenbesitzer u.ä. beizubringen. Das akzeptierten sie freilich nicht. Für sie war jeder Selbständige ein Kapitalist, selbst wenn sein Unternehmen noch so klein war. Als die vielen Einzelgänger seltener wurden, folgten ihnen große russische Militäreinheiten, die von Mitteldeutschland aus in ihre russische Heimat geleitet wurden. Zu Tausenden füllten sie oft die um die Autobahn gelegenen Dörfer und bivakierten auf dem weiten Wiesengelände des Olbenbaches.

Hier muß ich von einem besonders angstvollen Erlebnis berichten: Mitte Juli machten wir uns an einem Wochenende auf den Weg, um in Liebenau nach Milchkühen Ausschau zu halten. Meine Schwester Lenchen Kirstein aus Köchendorf gab Pferd und Wagen, sie, ihre Verwandte Lenchen Karbstein, Peter und ich fuhren mit. Zur Verstärkung und als evtl. Dolmetscher hatte ich den der polnischen Sprache kundigen Gastwirt Pavelczek aus Klodorf mitgenommen. Alles verlief glatt; wir hatten auch Glück, in Liebenau 2 Kühe, eine Ziege, ein Schweinchen und ein paar Hühner zu kaufen und unbehelligt bis Köchendorf zu bringen. Schwierigkeiten jedoch gab es während meiner Abwesenheit in Jauer. Wiederum bivakiierte auf dem Wiesengelände zwischen Jauer und Kleinöls russisches Militär und ging in den umliegenden Dörfern auf Raub aus. Von unserem Hof wollte ein solcher Trupp unseren Kutschwagen mitnehmen. Wir hatten diesen auf unserer Flucht für Mütter und Kleinkinder an den Treckwagen gehängt. Nachdem wir zurück waren, hatte ich ein Vorderrad des Wagens abgezogen und an einer Wand der Strohscheune versteckt. Wohlweislich hatte ich Mama Dora genau unterrichtet und sie zum Versteck mitgenommen. Sie mochte es vergessen haben; jedenfalls sagte sie den Räubern, daß ich verreist sei und sie nicht wüßte, wo das Rad sei. Die Soldaten wurden böse, zogen schließlich unverrichteter Sache von dannen. Bei einbrechender Nacht erschienen sie wieder mit 2 Fahrzeugen und brachten ein paar Flintenweiber zu ihrer Verstärkung mit. Sie tobten wie die Wilden im Hof, verlangten das Wagenrad und bedrohten meine im Eckzimmer des Obergeschosses sich aufhaltende Familie. Als männlichen Schutz hatte ich für diese Nacht einen befreundeten Nachbarn gebeten (Paul Josef). Als die Horde nun doch einen Mann im Hause wahrnahm, fühlte sie sich belogen und gebärdete sich um so wilder. Hilferufe nach der Dorfstraße hinaus blieben natürlich ohne Erfolg. Wer sollte auch helfen, es gab keine

Autorität, die sich den Horden hätte entgegenstellen können. Mit Schüssen durch das offene Fenster versuchte man schließlich, die armen Opfer mürbe zu machen, verletzte zum Glück niemanden. Plötzlich - Welch Wunder - gaben die Bolschewickis das Rennen auf und fuhren auf ihren Kaleschen davon. Verängstigt flüchtete am Sonntag morgen Mama Dora mit den fünf Kindern vom Hof zur Familie Pohl. Als ich am Sonntag Abend zurück war, hatte ich alle Mühe, die Gemüter wieder zu beruhigen. Erst Montag morgens zogen wir miteinander wieder in unser Haus ein. Wie Schuppen fiel es Dora von den Augen, als ich sie wiederum zu dem Versteck des Wagenrades führte. Für alle Fälle machte ich alsbald den Wagen fahrbar.

Am folgenden Wochenende erlebten wir die größte Invasion russischen Militärs im Dorf und dem ganzen Wiesengelände. Abertausende kampierten hier bis Montag früh und nahmen alles, was nicht niet- und nagelfest war. Unser letztes Pferd, die Stute Gundel mit ihrem 3 Monate alten Fohlen, gehörte zum Diebesgut. In der ganzen Umgebung ging dieser Tag als "der schwarze Sonntag" in die Geschichte ein!

Anfang Juli waren die ersten polnischen Zivilisten ins Dorf gekommen. Sie wurden auf verschiedenen Höfen seßhaft und organisierten, was sie zum Leben brauchten. Sie hatten nichts mitgebracht und alle miteinander taugten nicht sehr viel. Der eine machte sich zum Bürgermeister des Dorfes, er wurde allgemein "Der Lange" genannt. Als Zepter seiner Macht schleppte er einen Säbel herum, mit dem er gern auf die bösen Deutschen einschlug. Mir gegenüber verhielt er sich etwas reserviert: "Weiß, daß Sie nicht Gitler (Hitler) waren". Das hinderte ihn nicht, meinen Schreibtisch für sich als Bürgermeister zu fordern und gelegentlich ein paar Kaninchen von unserem Speicher zu stehlen, die Peter gerade von Liebenau hergeschleppt hatte.

Allmählich etablierte sich eine polnische Verwaltung von der Kreisstadt Ohlau aus; in Tempelfeld eine Polizeistation. Eine örtliche Kommandantur sorgte für das Mähen des gut geratenen Wintergetreides; wir Deutschen mußten es in großen Getreideschobern zusammenfahren. Sie wurden später auf Veranlassung der Kreisverwaltung gedroschen und übernommen.

Mitte August rückte ein großer Treck polnischer Zuwanderer an. Die meisten von ihnen kamen aus der Ukraine, wo die russischen Machthaber sie vertrieben hatten; sie waren seit Monaten unterwegs. Auf unseren Hof wurden 2 solcher Familien eingewiesen, Familie Jedlinski ins Auszughaus und Familie Zagurski in das Untergeschoß des Wohnhauses. Wir durften das Obergeschoß für uns behalten und unten die Küche mitbenutzen. Die Leute trauerten buchstäblich um ihre ihnen genommene Heimat und ihren alten Besitz, wenn es auch nur ein paar Morgen Land gewesen waren. Alle Schuld gaben sie letztlich aber dem "Gitler" (Hitler). Diese Polen hatten das meiste ihrer bescheidenen Habe mitnehmen dürfen: ein Panjepferdchen, eine Kuh, Haus-, Hof- und Ackergerät, alles in Miniaturausgabe, gemessen an unseren Größenordnungen. Bald gingen sie an die Arbeit, freilich unter der Parole: "pomalo", d.h. langsam!!! Einiges Getreide konnte noch gestoppelt werden; die von uns spät gesetzten Kartoffeln ergaben einen leidlichen Ertrag, sogar ausreichend für beide Nationalitäten im Dorf. Als der polnische Staat Saatgut lieferte, begann man auch mit der Herbstaussaat. Peter und ich wurden zur Hilfe herangezogen. Jeder unserer beiden Polen gab uns morgens etwas Milch, die besonders Mama Dora zugute kam. Sie befand sich zu dieser Zeit am Ende ihrer Kräfte nach den übermenschlichen seelischen Belastungen von Flucht und Nachkriegszeit. Im Haus und mit der Küchenbenutzung kamen wir mit Familie Zagurski gut zurecht. So fristeten wir zunächst

unser Leben, ohne besondere Aufgabe und Aussicht auf lebenswertere Zukunft. Den besten Zusammenhalt vermittelte uns verwaisten Deutschen Pfarrvikar Steinhauer. Zum Glück hatte ihn im August 1945 die Breslauer bischöfliche Behörde als Nachfolger für den ermordeten Erzpriester Neuber nach Jauer geschickt. Herr Steinhauer war zum ruhenden Pol der Restgemeinde geworden; alle schätzten und verehrten ihn.

Im Frühjahr 1946 setzte die Ausweisung der deutschen Bevölkerung ein. Systematisch hatte sie in der Grafschaft Glatz im März begonnen und erreichte im Juni den Kreis Ohlau. Die Hälfte unserer Dorfbewohner wurde zur Evakuierung bestimmt; sie landeten im Sauer- und Siegerland. Unser Pole, Pan Zagurski, mag wohl gewußt haben, welche große Not zu dieser Zeit noch in den deutschen Besatzungszonen herrschte. Er drängte uns immer, solange als möglich in Jauer zu bleiben. Als wir unbedingt mit dem 2. Transport nach Deutschland wollten, war er böse. Wir sehnten uns nach deutschen Verhältnissen, nach der Weiterbildung unserer Kinder. Zwei Jahre lang mußten sie bereits den Schulbesuch entbehren. Im Sammellager Laskowitz auf der rechten Oderseite wurden wir einer scharfen Durchsuchung unterzogen und mußten trotz weniger Habe Federn lassen. Beim ersten Halt in Kohlfurt an der schlesisch-sächsischen Grenze fragte ich einen diensttuenden britischen Offizier nach unserem "Wohin". Seine Antwort war die, daß die Briten an unserem Transport kein Interesse hätten. Also war es klar, daß wir in der sowjetischen Besatzungszone bleiben würden. Unser Güterzug erreichte am späten Abend die Stadt Marienberg im Erzgebirge. Eine ehemalige Kaserne bot uns für drei Wochen Asyl mit diversen Registrierungen, Untersuchungen, Entlausung u.a. Hier trennte sich Pfarrer Steinhauer von seiner bisherigen Gemeinde. Er stellte sich dem Bistum Meissen als Seelsorger zur Verfügung.

Segensreich wirkte er in verschiedenen Pfarreien, bis daß ihn im Jahre 1979 sein angegriffener Gesundheitszustand zur Ruhe zwang. Mit dem Pensionsalter bekam Pfarrer Steinhauer die Ausreisegenehmigung in die Bundesrepublik. Er lebt nun in seiner Aachener Heimat und zwar im Altersheim der Augustinerinnen in der Prämienstraße 60; 5100 Aachen-Walheim. Wir hoffen, uns nach mehr als 30 Jahren in diesem Jahre wieder sehen zu können.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt im Lager Marienberg wurden wir nach Leipzig verfrachtet, diesmal schon in einem Personenzug. Im Lager "Sächsischer Hof" im Stadtteil Schönefeld erwarteten wir die Aufteilung in die einzelnen Stadtteile. Drei Tage vor Weihnachten bezogen wir eine Drei-Zimmer-Wohnung mit Küchenbenutzung in Leipzig-Gohlis, Claudiusstr.3. Unser Wohnteil gehörte zu einer herrlichen Sieben-Zimmer-Wohnung eines ehemaligen hohen Parteifunktionsnärs. Er hatte es nach dem Zusammenbruch vorgezogen, in Westdeutschland zu leben. Seine Frau war in Leipzig geblieben und mußte ihre große Wohnung mit einigen Untermietern teilen. Wohnlich konnten wir durchaus zufrieden sein.

Leipzig sollte für unsere ganze Familie zu einer schicksalhaften Bedeutung werden. Zunächst einmal belastete uns die katastrophale Ernährungslage. Bei aller Bescheidenheit unserer Lebensführung in Jauer hatten wir uns an Kartoffeln und dem guten selbstgebackenen Brot satt zu essen vermocht. Erstmals waren wir jetzt auf Zuteilung angewiesen. Oft genug konnte überhaupt nicht beliefert oder mußte auf andere Produkte ausgewichen werden. Das Brot war knapp und schlecht. Der überaus strenge Winter 1946/47 machte uns alle mürbe; Unterernährung und Krankheit reichten sich die Hände.

Gunter, unseren Jüngsten, hatten wir schon todkrank aus dem Lager gebracht. Die aufopfernde Pflege seiner Mutter ließ ihn ganz langsam wieder *genesen*.

Hatten wir gehofft, daß für unsere Kinder endlich wieder ein geordneter Schulbesuch einsetzen könnte, so mußten recht bald Abstriche gemacht werden. Rita und Edith kamen noch am besten über die Runde. Ilse hatte sich für eine Schneiderinnen-Lehre entschieden, setzte immer wieder aus, weil ihr Körper einfach nicht mittat. Alle Behandlungen nützten nicht. So wählte Ilse 1948 den Weg nach Lobberich; es wurde ihre neue Heimat.

Peter und Susanne hatten sich für den weiteren Besuch der Oberschule entschieden; beide mußten zufolge Erkrankungen sehr bald kapitulieren. Peter machte sich im Juni 1947 auf den Weg ins Rheinland. Er schlug sich schwarz über die Grenze, besuchte auf dem weiteren Weg alle möglichen Verwandten und landete schließlich in Waldniel am Niederrhein. Susanne begann nach vergeblichen Schulversuchen mit mir die Arbeit in der Gärtnerei Thalacker.

Im Juni 1947 erkrankte Mama Dora an einer schweren Rippenfellentzündung und kam in das Elisabeth-Krankenhaus in Leipzig-Connewitz. Alle ärztliche Kunst - soweit man damals von Kunst sprechen konnte - vermochte nicht, die Heilung herbeizuführen. Die übermenschlichen Strapazen der letzten 2 Jahre und die Entbehrungen der Nachkriegszeit hatten die Willenskraft der Kranken gebrochen. Mama Dora verstarb am 2.12.1947 und wurde am 6.12. auf dem Friedhof in Leipzig Gohlis beigesetzt.

Genau 30 Jahre zuvor war meine Mutter im gleichen Alter in Jauer verstorben. Als ganz junger Leutnant schaffte mein Bruder Alfred es damals gerade noch, von der Front in Nord-Frankreich kommend, am Begräbnismorgen einzutreffen. Diesmal kam Peter vom Niederrhein schwarz über die Zonengrenze kurz vor dem Begräbnis seiner Mutter in Leipzig an. Susanne war nach dem Tod der Mutter die Versorgung von Vater und Geschwistern zugefallen. Es war für sie unter den damaligen Umständen weiß Gott keine leichte Aufgabe. Welchem jungen Mädchen unserer

Tage wohl könnte man eine so schwere Aufgabe zumuten?

Als erste Beschäftigung wies mir das Arbeitsamt eine Stelle als Toilettenwärter während der Leipziger Frühjahrsmesse zu, die ich ablehnte. Ich bewarb mich beim Messeamt direkt und wurde Nachtwächter in der Möbeletage des Ringmessehauses. Anschließend besorgte ich mir durch Herumfragen in verschiedenen Gärtnereien eine Arbeit in der namhaften Gärtnerei Otto Thalacker in Leipzig-Wahren. Ein regelmäßiges Gemüsedeputat verbesserte erstmals unsere Ernährungslage. Anfang des Jahres hatte ich mich beim Rat der Stadt Leipzig beworben. In den ersten Julitagen bot man mir eine Stelle als landwirtschaftlicher Sachbearbeiter im Amt für Land- und Forstwirtschaft an. Bei Abschluß des Dienstvertrages fragte mich der Personalreferent, ob ich Mitglied der Partei sei. Ich verneinte diese Frage, worauf er meinte, daß es auch nicht unbedingt nötig sei. Mich hatte seine Frage jedoch stutzig gemacht. Keinesfalls wollte ich in ein politisches Extrem hineingezogen werden, nachdem ich mich so lange aus einem anderen herausgehalten hatte. Schon gar nicht wollte und konnte ich Kommunist werden! So begab ich mich noch auf dem Heimweg in die Geschäftsstelle der CDU in Gohlis und trat der CDU als Mitglied bei. Bei der nächsten Dienstbesprechung richtete der Personalchef an mich die gleiche Frage: "Sind Sie Mitglied der Partei?", worauf ich prompt antwortete, daß ich CDU-Mitglied sei. Seine Erwiderung lautete: "Oh, das hätten Sie nicht tun sollen!" Nun, ich war heilfroh, daß ich mich ein für alle mal abgesichert hatte. Dienstliche Nachteile entstanden mir zunächst nicht. Fortan nahm ich regelmäßig an den Gohliser CDU-Versammlungen teil, fand gute Bekannte und blieb auch in der Politik "am Ball". Sehr oft nahm ein Offizier der Besatzungsmacht an den Versammlungen teil. Einmal griff dieser sogar in einen Wahlvor-

gang ein, als wir einen ihm nicht genehmen Herren zum Vorsitzenden gewählt hatten. Der Einfluß der CDU in der gesamten Politik war recht gering; man dokumentierte einfach den Abstand zur kommunistischen Staatspartei, und das bedeutete schon vor dem eigenen Gewissen einiges.

Ich hatte viel mit Planarbeiten zu tun; jede Fläche, jedes Produktionsmittel wurde verplant. Wohl stimmten die Pläne, doch ihre Erfüllung ließ in den bäuerlichen und gärtnerischen Betrieben oft zu wünschen übrig. Drei Jahre später wurden uns auch die Aufgaben der Erfassung, d.h. die Verantwortung für die Ablieferungen, übertragen. Das war freilich schon ein heißes Eisen! Bauern und Gärtner schätzten mich ob meines fachlichen Wissens und zogen mich zu ihren Fachtagungen, Besichtigungen, Schätzungen, Erntefesten u.a. zu. Überdies stimmte nunmehr zumindest unsere Versorgung mit Obst und Gemüse.

Die größte menschliche Bindung war unserer Familie in der Leipziger Pfarrgemeinde St. Georg erwachsen. Unsere Kinder taten eifrig in den Jugendgruppen mit; ich wurde 1948 Mitglied des Kirchenvorstandes. Wir waren also keine Fremden mehr. In Leipzig bildeten die Katholiken eine kleine Minderheit; jeder kannte jeden und den vielen Heimatvertriebenen machte man es nicht schwer. So kamen wir recht und schlecht über den schweren Verlust von Gattin und Mutter. Als aber Susanne im Mai 1949 erneut erkrankte, kam eine große Verantwortung für die ganze Familie auf mich zu. Vom ersten Tage unserer Anwesenheit in Gohlis hatten wir guten Kontakt zum Pfarramt und fanden in allen Lagen Verständnis. Seelsorgehelferin Christel Degenhardt kannte uns alle und bemühte sich um uns. Als ich nun um ihre Hand anhielt, zögerte sie nicht lange.

Am 11.7.1949 wurden wir in der Gohliser St. Georgs-Kirche getraut. So manches, was weiterhin auf die Familie zukommen sollte, wurde nun gemeinsam ge-

tragen. Am 8.5.1950 wurde unser Sohn Lorenz geboren, am 2.9.1951 unsere Tochter Mechtild. Die Nähe der Großeltern Karl und Änne Degenhardt ließ bald einen engen Kontakt aufkommen. Sie beide hatten von Anfang an alle Dierschkes voll akzeptiert. So gab es in den Jahren von 1949 bis 1952 ein reges und frohes Miteinander.

Ab 1952 spitzte sich die politische Lage zu, eine neue Phase der Sozialisierung setzte ein. Private Betriebe und Geschäfte wurden einer nach dem anderen geschlossen und an deren Stelle staatliche Unternehmen eingerichtet. In meinem Dienstbereich schlug es sich insofern nieder, als man die Überführung der gesamten Landwirtschaft in Produktionsgenossenschaften einleitete. Es begann damit, daß allen Altbauernbetrieben - Betriebsgrößen ab ~~20~~ 20 ha - ihre Eigenständigkeit genommen werden sollte. So schwer war es nicht, ihnen nachzuweisen, daß sie - aus immer welchen Gründen auch -, ihren Ablieferungsverpflichtungen nicht nachkamen. Insbesondere haperte es mit der Ablieferung tierischer Produkte. Die Betriebe kamen zufolge hoher Liefersolls nicht dazu, ihre Viehbestände entsprechend aufzubauen. Meine Position verschlechterte sich mehr und mehr, weil eben die politische Zielsetzung Vorrang vor der wirtschaftlichen gewonnen hatte. Ende Juli rügte man mich, weil ich mich aktiv dafür eingesetzt hatte, daß auch die Ernte der Altbauern eingebracht werden konnte. Die Bauern waren damals sehr froh darum, erhofften sie doch dadurch ein bißchen für ihre Existenz. Gerade sie wußten genau, daß die kommende Sozialisierung die Eigeninitiative des gesamten Bauernstandes zunichte machen und die gesamte Produktion noch tiefer absinken würde. Diese Befürchtung hat bis zum heutigen Tage die Entwicklung in den sozialistischen Systemen voll bestätigt. In diesen Monaten hatte mir ein Gärtnereibesitzer immer wieder gesagt: "Wenn Sie einmal in Schwierigkeiten geraten, dann kommen Sie zu mir, ich

verstecke Sie!" Dazu ist es nicht gekommen, Gott sei Dank! Wir hielten selbst die Augen auf und entschieden uns zur rechten Zeit.

Der Katholikentag in Berlin, Ende August 1952 schien uns als günstige Gelegenheit zur Absetzung in den Westen. Weiß Gott, ein schwerer Entschluß zur dritten Flucht binnen 7 Jahren. Später erfuhr ich von Freunden aus Leipzig, daß viele meiner Bauern und Gärtner aufgeatmet hatten, nachdem sie mich geborgen wußten. Meine Dienststelle übte Rache, als sie mit Polizei bei Mama Christel erschien. Sie stand mit Mechtild vor der Abreise nach Berlin. Man beschlagnahmte 15 fertige Pakete, die noch in den Westen zu schicken waren. Letztlich zog man mich und einige Kollegen durch die Presse (Leipziger Volkszeitung); es tat mir nicht mehr weh!

In Berlin bot uns Familie Kassnitz Asyl und ersparte uns das Leben in einem Durchgangslager. Ich schlief in einem zerbombten Hinterhaus in der Kneseckstraße in Berlin-Charlottenburg. Fenster hatte mein Schlafraum nicht, zum Glück bin ich nicht verschleppt worden.

Viel viel Zeit erforderte das Durchlaufen des Notaufnahmeverfahrens. Zudem galt es für Edith, Gunter und Lorenz polizeiliche Ausweise zu beschaffen. Wir wollten ihnen den Gang durch die Lager ersparen. Elisabeth Lehner war bereit, alle Drei mit ins Rheinland zu nehmen. Dank der Mithilfe meines Schwagers Heinrich Degenhardt gelang es uns beiden buchstäblich in letzter Minute, samstags mittags, mit dem Dienstschluß der Behörden Notausweise in die Hand zu bekommen. Nach Abschluß des Katholikentages am frühen Montag morgen konnten die drei Geschwister den West-Omnibus besteigen. Elisabeth Lehner behielt Lorenz, während auf Edith und Gunter Ilse und Peter warteten.

Dieser Katholikentag bildete die große Brücke zum Sprung in den Westen für einige Tausende Bürger der

Sowjet-Zone. Man drückte etwas die Augen zu, die Kontrollen wurden nicht so streng gehandhabt. Zum Wochenende hatte Onkel Joseph Drutschmann alle in Berlin weilenden Verwandten zu Kaffee und Kuchen eingeladen; wir waren gut 10 Personen. Unsere Nichten und Neffen Kirstein und Scholz waren mit von der Partie; auch sie nutzten die Gelegenheit zum Übertritt in den Westen.

Susanne verblieb zunächst noch in Leipzig in der Obhut der Großeltern. Nach dem Erscheinen der Polizei mit meinem Dienststellenleiter verließ Mama Christel mit Mechtild Leipzig fast fluchtartig. Mechtild wurde am gleichen Tage, dem 2.9., ein Jahr alt. Vor unserem Haus auf der Knesebeckstraße erwarteten sie mich am späten Nachmittag. Als Mechtild mich erblickte, lief sie mir jauchzend in die Arme; es waren die ersten Schritte ihres Lebens. Nicht ganz leicht wurde es an den folgenden Tagen, als Mama mit ihr den Weg durch die Instanzen gehen mußte.

Mit Datum vom 15.9.1952 bekamen wir die Aufenthaltsgenehmigung für West-Berlin und das Bundesgebiet. Die Begründung lautete: "... erkannte der Aufnahmeausschuß eine überdurchschnittliche Zwangslage an und gab dem Antrag aus zwingenden Gründen statt". Rita weilte damals in Berlin zum Besuch des Kindergärtnerinnen-Seminars. Während unseres 6-wöchigen Berliner Aufenthaltes konnte sie alle Höhen und Tiefen mit uns erleben. Am ersten Sonntag im Oktober stand in Tegel unser Flugzeug nach Hannover bereit. Rita und Familie Kassnitz verabschiedeten uns auf dem Flugplatz. Wir flogen in eine ungewisse Zukunft.

Schlußbetrachtung

=====

Deutschland hat seit meiner Jugendzeit flächenmäßig große Veränderungen hinnehmen müssen. An der ober-schlesischen Industrie- und Grenzstadt Myslowitz, die "Dreikaiserecke" genannt, stießen bis 1914 drei Kaiserreiche zusammen: das riesige russische Reich, zu dem ganz Polen gehörte, unter Zar Nikolaus II; Österreich-Ungarn unter Kaiser Franz-Joseph I. und das große deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm II. Zu Recht sang man damals von diesem Reich: "Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt".

Zufolge der Bestimmungen des Versailler Friedensdiktates erlitt dieses deutsche Reich erhebliche Gebietsverluste: Eupen-Malmedy an Belgien; Elsaß-Lothringen an Frankreich; die preußischen Provinzen Westpreußen, Posen und das wirtschaftlich überaus wertvolle Ostoberschlesien an Polen; das Hultschiner Ländchen an die Tschechoslowakai; das Gebiet von Soldau in Ostpreußen an Polen; das Memelgebiet wurde ein Gliedstaat von Litauen; Danzig wurde Freie Reichsstadt und polnisches Zollgebiet. Überdies trennte der polnische Korridor als ~~Zungang~~ Zugang Polens zur Ostsee die Provinz Ostpreußen vom deutschen Reich.

Immerhin umfaßte dieses um vieles kleiner gewordene deutsche Reich eine Fläche von 471.000 qkm. Für dieses Gebiet wird, da nach dem 2. Weltkrieg weder ein Friedensvertrag noch eine gesamtdeutsche Regierung besteht, es aber Ende 1937 eine staatsrechtliche Einheit bildete, zu Recht der Name Deutschland gebraucht.

Nach dem Ausgang des 2. Weltkrieges veränderte diese Fläche sich wie folgt:

Die unter polnischer bzw. russischer Verwaltung

stehenden deutschen Gebiete jenseits von Oder und Neiße umfassen 115.000 qkm. Das Gebiet der heutigen DDR ist 107.000 qkm groß und von 17 Millionen deutschen Menschen bewohnt.

Somit stehen insgesamt 222.000 qkm, ehemals zum deutschen Reich gehörige Gebiete im Machtbereich der UDSSR.

Das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland umfaßt eine Fläche von 248.000 qkm mit etwa 62 Millionen Einwohnern. Diesen Menschen und ihrer Regierung fällt angesichts grundverschiedener Weltanschauungen und Lebensmöglichkeiten eine ungeheure Verantwortung zu. Daß die unersetzliche Freiheit in unserer Region erhalten bleibt und unseren deutschen Brüdern im unfreien Teil Deutschlands zumindest offen gehalten wird, ist mein großer Wunsch.

4. Lebenserinnerungen

4.3 Ich erinnere mich 1952 - 1985

Autor: Josef Dierschke
Datum: März 1985

JOSEF DIERSCHKE



Ich erinnere mich

an die Zeit ab 1952

G l i e d e r u n g

=====

	Seite
Vorwort	1
I. Leidvoller Weg durch Flüchtlingslager	1
II. Neuer Anfang in Remagen	6
III. Die berufliche Wende	9
IV. Heimstatt St. Georg in Leverkusen	11
V. Aktiver Ruhestand in Leverkusen-Rheindorf	13
VI. Was ich noch sagen wollte	15
VII. Beruflicher Werdegang der Kinder	
Peter	19
Susanne	21
Ilse	22
Rita	23
Edith	24
Gunter	25
Lorenz	27
Mechtild	28
Nachwort	29

Anlässlich der Vollendung meines 80. Lebensjahres im April 1981 hatte ich eine Schrift herausgegeben mit dem Titel:

"Ich erinnere mich an die Zeit von 1914 bis 1952."

Diese Erinnerungen waren vornehmlich gedacht für meine Enkel als Orientierung über diese ereignisreiche Zeit. Geschlossen hatte ich mit dem Satz: "Wir flogen in eine ungewisse Zukunft." Ich meinte unsere Ausreise mit dem Flugzeug von Berlin-West in den freien Westen Ende September im Jahre 1952. Ich habe mich entschlossen, nunmehr aus der Zeit danach zu berichten.

I. Leidvoller Weg durch Flüchtlingslager

=====

Nach unserer Landung auf dem Flughafen Hannover brachte uns ein Omnibus nach dem Grenzdurchgangslager Friedland bei Göttingen. Dieses Lager war im Jahre 1945 nach dem Zusammenbruch Hitler-Deutschlands eingerichtet worden zur Aufnahme entlassener Kriegsgefangener, Vertriebener und Aussiedler aus allen Ländern "hinter dem Eisernen Vorhang", der Ost und West voneinander getrennt hatte. Friedland war damit zum grossen Tor zwischen den Ländern der Unfreiheit und der freien Bundesrepublik Deutschland geworden. Kürzlich wurde berichtet, dass bislang etwa drei Millionen deutschstämmiger Menschen dieses Tor in die Freiheit durchschritten haben. Der ganz grosse Zustrom hat zwar nachgelassen, doch ist er bis zum heutigen Tage niemals versiegt. Das Lager Friedland übt nach wie vor seine Durchgangsfunktion aus. Freilich wird es heute unter moderneren, humaneren Bedingungen geführt, als wir selbst sie im Jahre 1952 erlebten. Geblieben jedoch ist der Drang zur Freiheit und das Bestreben um Familienzusammenführung.

Wir wurden in einer der grossen Baracken mit dreistöckigen Eisen-Bettgestellen als einzigem Mobiliar untergebracht. Fünfzig Menschen - Männer, Frauen und Kinder allen Alters, aus aller Herren Länder - fanden sich in der Baracke zusammen.

Meine sonst so tapfere Christel weinte ob soviel Armut und Heimatlosigkeit. Zum Glück wurde sie mit unserer einjährigen Mechtild am folgenden Tag in eine eigene Baracke für Mutter und Kind verlegt, ich selbst in eine Männerbaracke. Diese Männer hatten bereits in der näheren und weiteren Umgebung Beschäftigung gefunden und verdienten ihr erstes Westgeld. Ich kam dazu nicht mehr.

Wir hatten Kontakte zu unseren westlichen Freunden aufgenommen. Von Mogges aus Köln kam die Aufforderung, zu ihnen zu kommen; sie stellten uns ein Bett zur Verfügung, obwohl sie selbst fünf unmündige Kinder zu versorgen hatten. Von der Lagerverwaltung in Friedland liessen wir uns nach Köln beurlauben bis zum Abruf ins Aufnahmelager Massen bei Unna. Für mich machte Familie Fischer, unweit Mogges, eine Liege frei; auch hier lebten fünf Kinder im Haus.

Von Köln aus bemühten wir uns um eine Existenz, nahmen jeden guten Rat, jedwede Empfehlung auf. Ich schrieb eine Bewerbung nach der anderen, bekam jedoch nur Absagen. Halbwegs tröstlich war die Antwort der Katholischen Heimstatt-Bewegung in Köln. Ihr Leiter, Domvikar Einck, bedauerte absagen zu müssen, denn man habe soeben das Höchstalter für Bewerber zur Heimleiterlaufbahn auf 35 Jahre festgesetzt.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt in Köln beordnete man uns in das Lager Massen bei Unna. Hier fanden wir wesentlich bessere Lagerbedingungen als in Friedland vor. In neu erbauten, einfachen Häusern bekam jede Familie ein Zimmerchen für sich und ausreichende Verpflegung. Zudem begegneten wir der mir aus meiner Heimat bekannten Caritas-Helferin Zielonka, die zuletzt in Wansen tätig war. Sie fungierte als Lagerfürsorgerin, war für kleine Helferdienste dankbar und nahm sich schon einmal ein Stündchen Zeit für uns. Mechtild bekam die Masern und musste für eine Zeitlang isoliert werden. Ich fand die Möglichkeit, das erste Westgeld zu verdienen. Eine Dortmunder Tiefbau-Firma

holte morgens Männer zur Arbeit ab und brachte sie nach Feierabend zurück. Am Stadtrand von Dortmund wurden neue Wohngebiete erschlossen, die Innenstadt selber lag noch in Trümmern. Alles in allem waren wir im Lager Massen zufrieden; wir hofften, bis zum neuen Jahresbeginn bleiben zu dürfen und zwar aus folgendem Grund:

Bei der Begegnung mit meinem Schwager Heinrich Degenhardt anlässlich des Katholikentages Ende August in Berlin hatten wir die Möglichkeit erörtert, ab Januar seine Wohnung in Remagen übernehmen zu können. Sein Umzug von Remagen nach Köln stand fest, überdies wollte er sich als Remagener Stadtratsmitglied für dieses Vorhaben stark machen. Doch wir warteten vergeblich auf die zusagende Antwort aus Remagen.

Indes kam die Anordnung, dass das Lager Massen am 20. 12. 1952 für Neuzugänge restlos zu räumen sei. Ausnahmen gab es nicht. Wir bekamen Fahrkarten und Einweisung in die Gemeinde Netphen, Kreis Siegen. Eine wenig schöne Episode sollte mit dieser Umsetzung auf uns zukommen, und das so kurz vor Weihnachten!

Trotzdem die Lagerverwaltung Massen uns entsprechend den Vorschriften vorgemeldet hatte, wusste man im Rathaus in Netphen einfach nichts mit uns anzufangen. Wohin mit uns? Mit der Ausrede, es sei Mittagspause, schickte man uns zunächst weg und vertröstete uns auf den Nachmittag. Enttäuscht standen wir auf der Strasse. Ein vorübergehender Forstbeamter in Uniform sprach uns an:

"Gehen Sie doch um Gottes willen mit dem kleinen Kind aus dem fürchterlichen Schneetreiben, Sie holen sich ja den Tod." Am Nachmittag spielte sich im Rathaus wieder nichts Entscheidendes mit uns ab; man registrierte und liess uns weiter warten. Bei Anbruch der Dunkelheit liess man uns per Taxi in ein etwa 3 km entferntes ehemaliges RAD-Lager (Reichsarbeitsdienstlager) bringen und sagte zu, uns mit dem Nötigsten versorgen zu wollen. Unsere Baracke war unmöbliert; lediglich ein kleiner eiserner Ofen und einiges Brennmaterial befanden sich im Raum. Die Fensterscheiben waren entzwei, die Tür liess sich nicht zuklinken, geschweige denn abschliessen. Wir hatten alle Hände voll zu tun,

um mit dem zur Verfügung stehenden Brennmaterial auf eine erträgliche Zimmertemperatur zu kommen. Zum Glück wohnte nebenan ein nettes, älteres Ehepaar; die Ehefrau nahm sofort unsere Mechtild in ihren warmen Raum. Erst nach acht Uhr abends brachte ein kleiner LKW einen Ballen sehr feuchtes Haferstroh - das war alles! Einer von uns musste wach bleiben, um den Kanonenofen zu stochern und die Raumtemperatur über der Frostgrenze zu halten. Im übrigen waren, wie wir erfuhren, die Baracken mit überwiegend sehr fragwürdigen Elementen belegt; es klang schon beängstigend, was man da berichtete.

Nach glücklich überstandener Nacht machten wir zwei uns auf den Weg zum Netphener Rathaus; Mechtild blieb in der nachbarlichen Obhut. Die Strasse war spiegelglatt, an den Strassenbäumen entlang schlängelten wir uns in den Ort. Im Rathaus konnten wir endlich im Beisein des Gemeindedirektors unseren Herzen Luft machen! Kaum vorher in meinem Leben, noch jemals danach habe ich so grossen Krach geschlagen, wie hier im Rathaus zu Netphen. Der Direktor wirbelte sämtliche Angestellten durcheinander, suchte nach Schuldigen an unserer unmenschlichen Aufnahme, entschuldigte sich selbst und versprach Besichtigung und Abhilfe. Wir waren gewiss nicht verwöhnt, hatten zwei Fluchtwege - 1945 vor der Front und 1946 die Ausweisung aus der Heimat mit div. Lagerleben - hinter uns. Nach fast 8 Jahren seit Kriegsende durfte man von deutschen Mitbürgern einiges mehr an Mitmenschlichkeit erwarten. Sollte das die "westliche Freiheit" sein, die wir angestrebt hatten? War das der vielgepriesene "Goldene Westen"?

Anschliessend machte ich mich mit der Eisenbahn auf den Weg nach Remagen; wir mussten wissen, ob sich da für uns etwas Besseres anbieten würde. Am Abend erfuhr ich von meinem Schwager, dass sowohl die Remagener Behörde, als auch Hausbesitzer Lehmann mit unserem Zuzug einverstanden seien. Die schriftliche Zusage war von der Stadtverwaltung an uns nach dem Lager Massen abgesandt worden, hatte uns aber nie erreicht. Im Nachhinein erfuhren wir, dass weitere Briefsendungen verlorengegangen waren, vor allem solche von lieben Freunden mit beigelegten Geldscheinen. Es sollte

wohl unsere Bestimmung sein, nicht auf geradem Wege, sondern über das Erlebnis Netphen ansässig werden zu können.

Der Umzug unserer Verwandten von Remagen nach Köln war für den 3. 1. 53 festgelegt. Wie aber vermochten wir die Zeit bis zu diesem Termin zu überbrücken, wie bloss aus dem Lager Netphen herauskommen? Am nächsten Morgen machten meine Schwägerin und ich uns auf den Weg, um im Städtchen Remagen eine Unterkunft für 3 Wochen zu finden. Meine Begleiterin kannte die Wohnungsnot in Remagen und hatte wenig Hoffnung auf Erfolg. Wir trennten uns am Annakloster, jeder wollte von Tür zu Tür das Beste zu erreichen versuchen. Als erstes wollte ich im Kloster anklopfen, obwohl meine Schwägerin warnte: "Du, die Schwestern können sehr unfreundlich sein." Doch sie waren es nicht. Nachdem ich der Frau Oberin unsere Situation in Netphen geschildert und höflichst um Hilfe gebeten hatte, schaute sie mich mitleidig an und sagte: "Ich kann Sie ja nicht wegschicken, übermorgen ist Weihnachten; mir ist es, als ob Jesus, Maria und Joseph an unsere Pforte klopfen und um Aufnahme bäten." Sie bot das möblierte Oberstübchen im neu erbauten Verwalterhaus an, das seitlich der Klostergebäude auf dem Gartengelände stand. Wir dürften bis Anfang Januar bleiben und würden voll gepflegt. Ich war mehr als glücklich und reiste zufrieden nach Netphen zurück, um meiner Christel die gute Nachricht zu bringen.

In unserer unwirtlichen Baracke hatten nach einer Besichtigung Handwerker die Fenster verglast und das Türschloss in Ordnung gebracht. Am nächsten Morgen machten wir drei uns unter Mitnahme unserer Habseligkeiten auf den Weg, um dem Gemeindedirektor unsere Zuzugsgenehmigung nach Remagen auf den Tisch zu legen und darauf zu verzichten, Einwohner von Netphen werden zu müssen. Man entschädigte in bar unseren Anspruch auf eine Hausrats-Erst-einrichtung, gab uns Fahrgeld bis nach Remagen und die Arbeitslosenunterstützung bis zum Jahresende. Damit endete unser einmaliges, doch unvergessliches Erlebnis "Netphen im Siegerland!"

II. Neuer Anfang in Remagen

=====

Im St. Anna-Kloster in Remagen durften wir drei sorglose, friedliche Wochen der Weihnachtszeit 1952 erleben. Die Wärme des Klosters, eine gute Vollverpflegung und die Gottesdienste in der Klosterkirche taten uns wohl. Nach dem Nachtessen am Heiligabend unternahmen wir einen Spaziergang durch das Städtchen, sahen strahlende Weihnachtsbäume hinter den Gardinen, fühlten uns trotz aller Heimatlosigkeit nicht ganz verlassen und unglücklich. Der Rhein führte gerade mächtig Hochwasser, die schöne Rheinpromenade stand völlig unter Wasser, die Fluten drängten in den Seitengässchen zur Stadtmitte hoch. Für uns war dies ein Schauspiel der Natur, das wir in der Folgezeit des öfteren erleben konnten.

Mama Christel machte sich über die Neujahrstage auf den Weg, um unsere Kinder zusammenzuholen. Edith, Gunter und Lorenz waren ja nach Abschluss des Katholikentages in Berlin durch Freundin Elisabeth Lehner in einem westdeutschen Reisebus nach dem Rheinland mitgenommen worden. Bis heute wird immer wieder in der Familie erzählt, wie harmlos damals "dank der Mithilfe des zweijährigen Lorenz" die Kontrolle an der Zonengrenze verlief. Dank Josepha Fischer aus Köln hatte Edith bereits am 1. 10. 1952 Unterkunft im Wohnheim St. Ursula in Köln-Bocklemünd gefunden und eine kaufmännische Lehre in einer Kölner Chemikaliengrosshandlung begonnen. Gunter lebte zunächst an der Seite seiner Schwester Ilse in Lobberich. Er wechselte sodann zur Familie van der Beeck nach Waldniel bei Mönchen-Gladbach. Hier wurde er bestens betreut und konnte ab Oktober die nahe gelegene Schule besuchen. Lorenz fühlte sich so ganz als "Sohn" von Elisabeth Lehner, zugleich auch als von ihren Eltern in Düsseldorf geliebter "Enkelsohn"; er liess sich verwöhnen. Bei seiner Ankunft in Remagen am Neujahrsabend führte er mir stolz sein Weihnachtsgeschenk, ein wunderschönes Dreirad, vor.

Nachdem wir uns die nötigsten Einrichtungsgegenstände beschafft hatten, zogen wir am 5. Januar 1953 mit Gunter, Lorenz und Mechtild in unsere Wohnung in Remagen, Altestrasse 74, ein. Wir waren glücklich, nach vier unstillen Monaten nunmehr im eigenen Heim einen neuen Anfang setzen zu können. Sechs volle Jahre hatten wir nach der Vertreibung aus Jauer in Leipzig gelebt. Um der Freiheit willen hatten wir dort die mühsam geschaffene Existenz aufgegeben. Von Remagen aus sollte nunmehr in jedweder Hinsicht ein Neubeginn erfolgen.

Von Leipzig aus vermochten wir nur schriftliche Kontakte mit all denen zu pflegen, die das Schicksal in den gewiss glücklicheren Westen verschlagen hatte. Nach unserer Niederlassung in Remagen knüpften sich jetzt die Beziehungen zu Verwandten und Freunden aufs Neue. Unsere Wohnung hatte zwar nur zweieinhalb Zimmer, doch all die vielen, die fortan uns besuchten, fanden Platz und gastliche Aufnahme. Bis heutigen tags wird immer wieder mal "von Remagen" erzählt.

Unsere älteren Kinder hatten indes auf ihrem Weg in den Westen ihre eigenen Erlebnisse, ein jeder auf eigene Weise. Auch ihnen ist manche Bitterkeit und Enttäuschung nicht erspart geblieben. Umso schöner ist es, rückblickend bestätigt zu wissen, dass alle verstanden, ihr hartes Schicksal zu meistern, auf festen Fundamenten, sowie mit Mut und Gottvertrauen Existenz und Familie zu gründen. Über die verschiedenen Lebenswege im einzelnen will ich später berichten.

Unser Haus in Remagen lag vom Ortsausgang der Stadt zwanzig Minuten zu Fuss entfernt auf halben Wege nach dem Dorf Kripp. Die Alte Strasse besass weder Steinpflaster noch Fussweg. Mit diesem weiten und schlechten Weg wurde unser Gunter am besten vertraut. Er musste ja täglich zur Schule, und er war eifriger Messdiener im St. Anna-Kloster. So blieb es nicht aus, dass er oft in Schmutz und Dunkelheit diesen schlechten Weg passierte.

Das Gelände zwischen Remagen und Kripp wird kartographisch als die "Goldene Meile" bezeichnet. Es ist ein fruchtbares Gebiet, auf dem u. a. der Anbau von Obst und Blumen betrieben wird. Die Nähe des Rheinstromes machte es für Gross und Klein immer interessant. Auf kurzem Wanderweg kamen wir entlang des Leinepfades zur Kripper Rheinfähre. Hier konnten unsere beiden Kleinen stundenlang dem regen Treiben an der Autofähre zwischen Kripp und Linz zuschauen.

Das sich an unser Wohnhaus anschliessende weite Gelände spielte im Frühjahr 1945 eine unrühmliche Rolle. Im März hatten amerikanische Truppen über die Remagener Brücke den Rhein überschritten. Anschliessend richteten sie auf dem weiten Gelände der "Goldenen Meile" für etwa drei Monate ein Kriegsgefangenenlager ein. Bis zu dreihunderttausend entwaffnete deutsche Soldaten waren hier auf engstem Raum zusammengefercht, Wind und Wetter ausgesetzt. Teils lebten sie in Erdlöchern, die sie mit blossen Händen ausgruben. Als dann noch eine lange Regenperiode einsetzte, verwandelte sich das Lager in eine riesige Schlammwüste. Hunger, Durst und Krankheiten plagten jeden einzelnen; bald begann das grosse Sterben. Niemand kennt die Zahl der Toten. Allein auf dem zwischen Remagen und Bad Bodendorf angelegten Heldenfriedhof fanden 1200 deutsche Kriegsgefangene ihre letzte Ruhestätte.

Ohne Existenznöte hätte es uns in Remagen gut gefallen. Wir waren auf Arbeitslosenunterstützung angewiesen. Sie betrug magere DM 49,-- je Woche einschliesslich Wohnungsmiete. Immer wieder durchstreifte ich die nähere und weitere Umgebung auf der Suche nach einem Arbeitsplatz - ohne Erfolg! Auch Landrat Urban des Kreises Ahrweiler, den ich einmal aufgesucht hatte, vermochte nicht zu helfen. Er vertröstete mich, und nicht zu Unrecht, auf die in Aussicht genommene Einrichtung der Bundeswehr. Diese versprach eine Entlastung der Arbeitsmarktlage, benötigte jedoch noch eine geraume Anlaufzeit. Es ging mir nicht besser als vielen Deutschen aller Berufs- und Standesschichten, die in der Zeit nach dem totalen Zusammenbruch eben fremdberuflich einsteigen

mussten, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Müsiggang behagte mir gar nicht; in der Reihe von Stempelbrüdern fühlte ich mich nicht wohl.

So griff ich zu, als Ende März in der nahe gelegenen Kripper Ziegelei die Saison begann und man mir einen Arbeitsplatz anbot. Bis zum Herbst stapelte ich in langen Reihen frisch geformte Ziegelsteine zum Trocknen. Im Land Rheinland-Pfalz waren die Löhne damals auf besonders niedrigem Stand; sie lagen wenig über den Sätzen der Arbeitslosen-Unterstützung. Als im Herbst 1953 die Saison in der Ziegelei auslief, bekam ich einen Arbeitsplatz in der Kripper Lederfabrik. Hier wurden Feinleder vor allem für Taschen aller Art gefertigt. Ich kam in die Färberei. Als es Mitte Dezember an Aufträgen mangelte, entliess man kurzerhand alle diejenigen Beschäftigten, die man im Herbst erst eingestellt hatte. Nunmehr gab es wiederum DM 49,-- je Woche Arbeitslosen-Unterstützung, und wir erlebten erneut mehr als bescheidene Weihnachten. Als Ersten rief man mich Mitte Januar wieder in die Lederfabrik zurück, weil es neue Aufträge gab. Doch bald sollte "die Wende" kommen!

III. Die berufliche Wende

=====

Die Katholische Heimstatt-Bewegung Köln richtete im Bereich der Diözese Köln "Gemeinschaftswerke für Jugendliche aus der Sowjetischen Besatzungszone ein. Die sprunghaft angestiegene Zahl junger Flüchtlinge erforderte eine intensive Betreuung. Die Heimstatt Hermann-Joseph in Bonn, Nöggerathstrasse, fand sich zur Übernahme für dieses Jugendwerk im Bonner Raum bereit und suchte einen Jugendbetreuer. Dr. Breuer in Köln hatte mich ihnen empfohlen. Schon das Jugendwohnheim Hermann-Joseph war das erste seiner Art, als es im Jahre 1949 gegründet wurde. Nunmehr wollte man Erster sein bei der Einrichtung dieses Jugendgemeinschaftswerkes. Ich darf vorwegnehmen, dass diese Einrichtung für Stadt- und Landkreis Bonn noch heute, mehr als 30 Jahre später, besteht. Sie hat regionale und personale Ausweitung erfahren. Die Anzahl zu betreuender Ju-

gendlicher verringerte sich, doch dafür hat man aus den Ländern des Ostblocks fortwährend eintreffende Flüchtlingsfamilien in Obhut.

Ab Februar 1954 fuhr ich täglich von Remagen zu meiner Bonner Dienststelle. Rasch hatte ich in Zusammenarbeit mit Landrats- und Arbeitsamt eine Gruppe mitteldeutscher Jugendlicher auf die Beine gestellt und nahm mich ihrer in jedweder Beziehung an. Ich besuchte sie in ihren Wohnorten und Arbeitsstätten, anfangs mit öffentlichen Verkehrsmitteln, später mit einem mir zur Verfügung gestellten Motor-Roller. Wir trafen uns zu Gruppenabenden, Bildungsrunden, Ausflügen, Besichtigungen, gemeinsamem Theaterbesuch u. a. mehr.

Als Mindestmass an Vorbildung für meine Tätigkeit auf weite Sicht war die Absolvierung eines dreimonatigen Lehrganges mit Abschlussprüfung vor einem Vertreter des Düsseldorfer Sozialministeriums erforderlich. Ich meldete mich zu dem Lehrgang, der von Oktober bis Weihnachten 1955 im traditionsreichen Haus Altenberg durchgeführt wurde. Die Kath. Heimstatt-Bewegung ermöglichte mir die kostenlose Teilnahme. Diese Ausbildung bedeutete für mich vollkommenes Neuland: vom praktischen Landwirt und Bauersmann zum Sozialarbeiter und Pädagogen. Von namhaften Referenten wurden wir mit Psychologie und Pädagogik, Gesetzeskunde und Sozialwissen, mit Freizeitgestaltung, religiöser Vertiefung u. a. mehr aufgetankt. Es ging alles glatt und ergab einen guten Abschluss. Zur Sicherung unseres Familienunterhaltes in diesen drei Monaten sprang Sohn Peter ein. An der Höheren Landbauschule in Brühl hatte er grad seinen Abschluss als staatlich geprüfter Landwirt erreicht und war im Begriff, sich eine Stelle als Gutsverwalter zu suchen. Peter übernahm für mich die Jugendbetreuung im Bonner Raum und sicherte damit die Fortzahlung meines Gehaltes. Peter bewährte sich in der Arbeit so gut, dass man ihn für zwei weitere Monate als Assistent an der Katholischen Landvolkshochschule in Rhöndorf engagierte. Am 1. 5. 1956 übernahm er die Gutsverwalterstelle in Gemünden im Hunsrück, die er bis heute noch innehat.

IV. Heimstatt St. Georg in Leverkusen

=====

Nach dem Abschluss des Lehrganges in Altenberg war die Leitung der Katholischen Heimstatt-Bewegung in Köln interessiert, mich als Leiter eines Jugendwohnheimes zu gewinnen. Die Anzahl dieser Heime hatte sich stark vermehrt, sowohl durch Zustrom aus Ostgebieten, als auch aus arbeitsarmen Gebieten der Bundesrepublik. Immer größer wurde der Zustrom von Spätaussiedlern aus den Gebieten jenseits von Oder und Neisse. Nach mehreren Angeboten von Heimleiterstellen entschlossen wir uns zur Übernahme der Heimstatt St. Georg in Leverkusen. Man hatte hier im Jahre 1950 das ausgebombte Grundstück Kölner Strasse 267 wieder aufgebaut und für die Zwecke eines Wohnheimes für Lehrlinge hergerichtet. Träger der Heimstatt war ein E. V., das Grundstück Eigentum des Vereins bei tragbarer Belastung. Die Heimleiterwohnung befand sich im 2. Stockwerk des Seitenflügels. Von der Lage her bot es für unsere Familie gute Verkehrsverhältnisse: ein paar Minuten Fussweg bis zum Bahnhof Leverkusen-Wiesdorf, ebenso nah bis zur Pfarrkirche St. Maria - Friedenskönigin.

In den Einrichtungen dieser Art sind die Ehefrauen der Heimleiter nicht zu aktiver Mitarbeit einbezogen. Für eine Tätigkeit meiner Frau ergab sich 1957/58 ein Angebot der Wiesdorfer Pfarre St. Antonius als Leiterin des neu geschaffenen Kindergartens. Sie stellte diesen auf die Beine und führte ihn, bis eine neue Leiterin gefunden war. Mehr und mehr ergaben sich in der Folge Notwendigkeiten, sich als "Heimmutter" zu betätigen. Oft schellten Jungens an unserer Tür und suchten mütterlichen Rat und Beistand. Wer lässt sich nicht gern ein wenig pflegen und bemuttern, wenn er krank ist? Nicht immer handelte es sich um wirkliches Kranksein; manch einer "nahm sich schnell mal eine Grippe"!

Das im Herbst 1956 begonnene Jahrzehnt als Leiter der Heimstatt St. Georg bedeutete die Hingabe an eine Aufgabe, die viel persönlichen Einsatz erforderlich machte. Das Wohnheim mit 75 Plätzen war vornehmlich für Lehrlinge bestimmt; die meisten von ihnen ar-

beiteten im nahe gelegenen Bayerwerk. Neben Unterkunft und voller Verpflegung galt es, sich um die menschlichen, beruflichen und schulischen Belange der Lehrlinge zu kümmern. In einer so grossen Gemeinschaft finden sich natürlicherweise die verschiedensten Charaktere und Anlagen zusammen. Eine Handvoll "schwieriger Jugendlicher" war immer darunter; oft genug kamen sie grad aus "gutem Elternhaus". Es gab aber auch genug Heimbewohner, die weit über ihre Lehrzeit hinaus der Heimstatt die Treue bewahrten. Bis zu sechs Jahren Heimaufenthalt war keine Seltenheit.

In der Person von Frau Berta Bachmann wirkte seit der Gründung von St. Georg eine tüchtige Wirtschaftlerin. Sie war als Kriegswitwe aus Schlesien nach Leverkusen verschlagen worden. Küche und Hauswirtschaft wurden von ihr verantwortungsvoll und sparsam geführt und geleitet. Alle anstehenden Aufgaben erfüllte sie einfach so, als ob "es ihr eigen wäre". Noch heute bedauern wir, dass Frau Bachmann unser Jahrzehnt in der Heimstatt nicht überlebte. Wenige Tage vor dem Weihnachtsfest 1965 verunglückte sie auf dem Fahrrad, als sie von ihrer Wohnung sich zum Abenddienst nach der Arbeitsstelle begeben wollte. Der Fahrer eines langen Lastfahrzeuges hatte von seinem Führersitz aus nicht übersehen, was am Ende seines Fahrzeuges an einer Strassenkreuzung vor sich ging. Frau Bachmann wurde überfahren und so schwer verletzt, dass sie am ersten Weihnachtstag ihren schweren Verletzungen erlag. Unter grosser Anteilnahme wurde Frau Bachmann auf dem Friedhof Reuschenberg beigesetzt. Bis zur Neubesetzung der Stelle am 1. 4. übernahm meine Frau die Aufgaben der Wirtschaftsleiterin.

Wir hatten uns vorgenommen, mit meiner Vollendung des 65. Lebensjahres den harten Job als Heimleiter auslaufen zu lassen. Wenn man die Arbeit ernst und genau nahm, bedeutete sie, zudem bei zunehmendem Alter, einfach eine Überforderung. Es erwies sich, dass es dem Vorstand schwer wurde, einen geeigneten Nachfolger zu finden. Erst ein zweiter Versuch gab mir die Möglichkeit, am 1. 8. 1966 die Übergabe vorzunehmen. Auch dieser junge Mann blieb nur kurze Zeit, so dass im ersten Jahr nach meinem Ausscheiden bereits vier

Nachfolger verschlissen waren. Es erfolgte die Übernahme von St. Georg durch den benachbarten Heimstatt e. V. St. Michael. Das Grundstück Kölner Strasse 267 wurde schliesslich an die Farbenfabriken Bayer verkauft und St. Georg in das Grundstück der ehemaligen Mädchenheimstatt in die Grosse Kirchstrasse verlegt. Wegen der grösseren Entfernung zum Bayerwerk fand das Unternehmen immer weniger Zuspruch; St. Georg wurde aufgelöst.

V. Aktiver Ruhestand in Leverkusen-Rheindorf

=====

Am 1. 4. 1966 bezogen wir eine Neubauwohnung der Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft im Stadtteil Leverkusen-Rheindorf, Buschkämpchen 8. Es ist eine gut angelegte 100 qm grosse Wohnung, in der wir uns bis zum heutigen Tag wohlfühlen. Gleichzeitig übernahm mein Schwiegervater Karl Degenhardt ein Zimmer der Wohnung. Mutter Anne war am 31. 3. 1966 verstorben und in Adenau beige-
setzt worden. Opa Karl besass mit damals 88 Jahren eine erstaunliche Rüstigkeit. Am 14. 12. 1972 feierten wir noch die Vollendung seines 95. Lebensjahres; zwei Wochen später erlag er einer Grippe-
erkrankung. Die Beisetzung auf dem Adenauer Friedhof an der Seite seiner Gattin erfolgte am 5. 1. 1973.

In den meisten Fällen setzt der Mensch sich am Ort seiner letzten Berufsausübung zur Ruhe, so auch wir in Leverkusen. Diese Industriestadt wurde lange Zeit als schlechte Wohnstadt abgetan. Man muss aber feststellen, dass sich die Wohn- und Lebensqualität in den letzten Jahrzehnten ständig verbessert hat, nicht zuletzt durch das Zutun des Chemie-Giganten Bayer. Von Luft- und sonstiger Verschmutzung ist nicht mehr als irgend anderswo die Rede. Leverkusen ist keine arme Stadt. Es besitzt viele Grünanlagen, kulturelle und sportliche Einrichtungen und verfügt "vor der Haustür" mit dem Bergischen Land über ein schönes und erholsames Naturschutzgebiet.

Mein Rentnerdasein wurde zunächst alles andere als ein Ruhestand. Pfarrer Nieder in der neu gegründeten Pfarrei Hl. Kreuz in Lever-

kusen-Rheindorf-Nord suchte dringend Hilfe für sein Pfarrbüro. Ab September 1966 übernahm ich diese Aufgabe halbtags und erfüllte sie volle fünf Jahre vormittags. Zudem brauchte man mich für die Nachmittage in einer Agentur der Allianz-Versicherung im nahen Opladen. Ferner benötigte mich Hildegard Dietrich, die uns befreundete Leiterin des Mädchenwohnheimes in Düsseldorf zur Erledigung der Geschäftsführung. Ich reiste zwei- bis dreimal im Monat nach Düsseldorf. Bald wurde ich auch Mitglied des Dreier-Vorstandes der Heimstatt. Als solches fand ich über mein 80. Lebensjahr hinaus ein weites Betätigungsfeld. Im Jahre 1984 wurde die Mädchenheimstatt in Düsseldorf, Oststrasse 40, mangels Zuspruch nach 35jährigem Bestehen aufgelöst. Meine Düsseldorfer Tätigkeit hielt mich fortlaufend in Kontakt mit der Kath. Heimstatt-Bewegung in Köln, mit ihrem Leiter Dr. Breuer, seinen Mitarbeitern und den vielen von dort ausgehenden Aktivitäten. Alles in allem möchte ich die seit meiner Umschulung zum "Sozialarbeiter" entstandene Zugehörigkeit zu dieser Kölner Institution seit dem Jahre 1954 nicht missen. Diese Tätigkeit wurde mir zum "zweiten Bildungsweg".

Nach dem Ableben von Vater Degenhardt am 30. 12. 1972 ergab sich für meine Frau die Möglichkeit, an die Ausübung einer Nebentätigkeit ausserhalb der Haushaltsführung zu denken. Diese Absicht tendierte in karitativer und sozialer Richtung. Im nahe gelegenen Köln bot sich eine Tätigkeit bei der dortigen Bahnhofsmision an. Dort suchen täglich und "rund um die Uhr" in Not geratene Menschen Rat und Hilfe. Eine Anerkennungsurkunde für zehnjährige treue Dienste bestätigt indes die geleistete Arbeit.

Ein weiteres Betätigungsfeld ist die Vorstandsarbeit bei dem Sozialdienst kath. Frauen der Stadt Leverkusen.

Örtlich ergaben sich im Laufe der Jahre mehr und mehr Aufgaben im karitativen Bereich, als Hilfe am Mitmenschen. Schliesslich kommen dazu die Aktivitäten als Leiterin des Altenkreises Hl. Kreuz - und das bereits im sechsten Jahr. Hier kann wirklich vielschichtige Arbeit geleistet werden, die von den alten Menschen dankbar angenommen und mitvollzogen wird.

Jedenfalls ist "Langeweile" bei uns bislang nicht aufgekommen!

VI. Was ich noch sagen wollte

=====

Im Rückblick auf mein berufliches Schicksal bewegt mich immer wieder folgendes:

Mein Schicksal als Landwirt war das gleiche, wie das des gesamten Berufsstandes selbständiger Landwirte und Bauern aus den östlichen Vertreibungsgebieten. Dieser Berufsstand wurde mit der Vertreibung ausgelöscht. 700 Jahre zuvor hatte man unsere Vorfahren aus deutschen Landen als Siedler nach Schlesien gerufen. Sie machten das Land urbar, führten es von Generation zu Generation vom Entwicklungsland zum Schlesien mit hoher (land-) wirtschaftlicher Blüte. Das Schicksalsjahr 1945 brachte ein endgültiges "Aus"! Die Aufnahmegebiete der Vertriebenen waren nicht in der Lage, den vertriebenen Bauern Land zur Ausübung ihres Berufes zur Verfügung zu stellen. Wer noch rüstig und mutig genug war, versuchte fremdberuflich unterzukommen. Viele fanden in einem mit viel Fleiss erbauten Eigenheim Trost und Bleibe.

Es ist schon eine Tragik, dass neben der Unzahl ostdeutscher Landwirte und Bauern ihre Berufsgenossen aus Mitteldeutschland vom gleichen Schicksal ereilt wurden. Das sozialistische System enteignete und entmachtete sie. Wem es glückte, der flüchtete in den freien Westen. Andere resignierten oder wurden Tagelöhner auf Staatsgütern und in Produktionsgenossenschaften. Nicht zuletzt wurde die Liquidierung des mitteldeutschen Bauerntums für mich selbst zum Anlass, mich nach Westdeutschland abzusetzen. In meiner Eigenschaft als landwirtschaftlicher Sachbearbeiter konnte und wollte ich es nicht über mich bringen, an der Entmachtung des Bauernstandes mitzuwirken, nachdem mich zu Kriegsende das gleiche Schicksal erreicht hatte.

Der Verlust von Existenz, Heimat, Haus und Hof warf nicht nur die Erlebnissgeneration vollständig aus der Bahn, er hat auch die folgende Generation, also die unserer Kinder, schwer getroffen. Bislang waren von Generation zu Generation die bäuerlichen Familien-

angehörigen in jeder Hinsicht abgesichert: Erziehung, schulische Bildung, Berufs- und Existenzfindung, Aussteuer, Mitgift und Altersversorgung, für all diese Lebensabschnitte war vorgesorgt. Dies alles entfiel nunmehr. Finanzielle Vorsorge jeglicher Art fiel der Geldentwertung und einer Währungsreform zum Opfer. Auch der völlige Ausfall des Schulunterrichts in den Jahren 1945 und 1946 musste Spuren hinterlassen. In den schicksalhaften Zeiten von Kriegsende, Flucht und Nachkriegszeit bedeutete uns Eltern das Zusammenbleiben der Familie ein ganz besonderes Anliegen. Um Gottes willen nicht auseinandergerissen, getrennt zu werden, das war unser grösster Wunsch. Diesen grossen, stillen Wunsch hatte die Vorsehung uns erfüllt; wir durften beieinander bleiben!

Wir hatten in turbulenten Zeiten und in schwierigen Situationen viel, viel Glück. Dreimal bekam ich einen Einberufungsbefehl zur Wehrmacht, dreimal schickte man mich wieder weg: kriegsuntauglich, überzählig. Sohn Peter, erst sechzehn Jahre alt, kam in ähnliche Bedrängnis. Rechtzeitig noch ergriffen wir die Flucht vor der anrückenden Front. Nicht auszudenken, was andernfalls aus unserer gesamten Familie geworden wäre! Glücklicherweise überstanden wir die Flucht in Schnee und Eis; Glück, dass wir in Mittelsteine bleiben durften.

Auf unserer Fluchtunterbrechung begegneten wir in Liebenau einem dort mit seinen Truppen einquartierten Offizier der deutschen Wehrmacht. Er erzählte von einer ihm bekannten oberschlesischen Hellseherin, die über den Kriegsausgang folgendes vorausgesagt hatte: "Zwischen den Wallfahrtsorten Wartha und Albendorf wird kein Schuss fallen," und "es wird besser sein, einen Laib Brot unter dem Arm zu tragen, als schöne Kleider auf dem Leib!" Beide Aussagen dieser Frau erfüllten sich; ernährungsmässig ging es für eine lange Zeit einfach ums Überleben. Zum anderen war es, für alle überraschend, so gekommen, dass die sowjetische Heeresleitung ihre grosse Offensive im März 1945 aus dem schlesischen Raum heraus nach der Tschechoslowakei durch die "Mährische Pforte" anlaufen liess. Dies ist das Tiefland zwischen den Gebirgszügen

der Sudeten und der Beskiden. Man mied also den militärischen Übergang durch die Gebirge. Dadurch blieb das Gebiet zwischen der seit Anfang Februar 1945 bestehenden Front etwa auf der Linie Strehlen, Zobten, Striegau, Lauban, Görlitz und der Gebirgskette der Sudeten im toten Winkel liegen. Inmitten dieses toten Winkels lagen eben auch die Wallfahrtsorte Wartha und Albendorf. Diese nichtvorauszusehende sowjetische Strategie kam neben den Bewohnern dieser Gebiete auch den vielen tausenden von Flüchtlingen zugute, die hier Schutz und Asyl gesucht hatten - auch uns in Mittelsteine. Erst in den Tagen der deutschen Kapitulation, dem 8. / 9. Mai 1945 stellten sich die russischen Besatzer und Sieger hier vor. Hierüber und über unsere weiteren Erlebnisse habe ich bereits ausführlich berichtet.

Glücklich und einigermaßen glimpflich war Mitte Mai unser Rückweg von Mittelsteine nach Jauer verlaufen, heil kamen wir über die folgenden kritischen drei Monate. Glück war es auch, dass uns grad die zwei polnischen Familien Zagorski und Jedlinski auf den Hof gesetzt wurden. Diese Polen liessen nicht Hass und Feindschaft walten. Vielmehr trauerten sie ihrem eigenen Schicksal nach, nämlich der erlebten Vertreibung aus ihrer galizischen Heimat. Diese Vertreibung stand uns noch bevor. Wir kamen miteinander aus, einer liess dem anderen seine Gewohnheiten. In kritischen Situationen wurden diese Polen eher ein wenig Schutz für uns.

So war es uns am Ende vergönnt, als geschlossene Familie am 16. November 1946 den schweren Gang aus der angestammten Heimat anzutreten. Sowohl Trauer als Gelassenheit bewegten uns. Wir sehnten uns nach deutschem Wesen und Lebensgewohnheiten, nach produktiven Tätigkeiten, nach Möglichkeiten zum weiteren Schulbesuch für unsere Kinder, nach Verwandten und Freunden u. a. mehr.

Erwähnen möchte ich noch, dass wir im Sammellager Laskowitz auf der rechten Oderseite, etwa 15 km hinter der Kreisstadt Ohlau, durch polnische Beamte einer scharfen Gepäckkontrolle unterzogen

wurden. Trotz, weiss Gott, bescheidener Habe, mussten wir einmal mehr "Federn lassen". Nach Lust und Laune griffen sie in das Gepäck. Uns nahmen sie Wäschestücke, Weckeruhr und von unserem Reiseproviant. Ich hatte in der Lagerkantine für jeden von uns eine Portion Wurst gekauft - andere assen sie.

Auf dem "Prüfstand unserer Familiengeschichte" standen wir erst in den Jahren 1946 und 1947 in Leipzig. Die schlechte Ernährungslage und die in der Hauptsache daraus resultierenden schweren Erkrankungen machten einem jeden von uns zu schaffen. Für unsere älteren Kinder schien es fast schwieriger als für mich, in Leipzig Ansätze für die Zukunft zu finden. Es ergab sich fast zwangsläufig, dass sie sich nach Westdeutschland orientieren mussten. Unsere indes im Westen sesshaft gewordenen Verwandten leisteten wertvolle Hilfe.

Nachstehend soll der berufliche Werdegang unserer acht Kinder aufgezeichnet werden.

VII. Beruflicher Werdegang der Kinder

=====

Peter verliess im Juni 1947 Leipzig, um über "die Grüne Grenze" nach Westdeutschland zu gelangen. Frau Gertrud Eilers, eine Cousine seiner Mutter, in Hildesheim war das erste Ziel. Von hier aus begab er sich zu Onkel Bruno nach Ahausen-Sitter bei Osnabrück. Dessen Wohnungsgeber, Bauer Raming, gab ihm für einen Monat Beschäftigung. Weissbrot, Pumpernickel und Salami, welche leckere Delikatessen - er hat sie bis heute nicht vergessen!

Vom 15. 7. 1947 bis 31. 7. 1950 absolvierte Peter eine Landwirtschaftslehre auf dem Hof von August van der Beek in Waldniel-Eickerhof (Kreis Kempen-Krefeld). Am 14. 5. 1948 fand in Dülken die Landarbeitsprüfung statt. In den Wintersemestern 1949/50/51 besuchte Peter von Waldniel aus die Landwirtschaftsschule in Dülken und legte vor der Landwirtschaftskammer Rheinland die Abschlussprüfung ab.

Vom April 1951 bis Februar 1952 war er landwirtschaftlicher Eleve auf Gut Wilderath in Wanlo, Kreis Grevenbroich, das dem Bauern Hans Hoffmann gehörte. Anschliessend war Peter bis 1. 10. 1954 Volontär-Verwalter bei Josef Vincken, Gut Haus Heyden in Horbach bei Aachen. Im Monat Oktober 1954 absolvierte er einen Deula-Lehrgang in Sinzig bei Remagen. Vom 4. 11. 1954 bis 1. 10. 1955 besuchte er die Höhere Landbauschule in Brühl mit dem Abschluss als staatlich geprüfter Landwirt. Die Nachgraduierung zum Ingenieur (agr.) vollzog er 1972.

Ende 1955 übernahm Peter für 2 Monate meine Vertretung als Jugendbetreuer für Jugendliche aus der sowjetisch besetzten Zone im Stadt- und Landkreis Bonn. Anschliessend betätigte er sich als Helfer von Dr. Egidius Schneider in der Führung der Landvolkshochschule Rhöndorf / Rhein.

Im Monat April 1956 leistete er Aushilfe bei seinem ehemaligen Lehrherrn van der Beek auf dem Eickerhof in Waldniel.

Seit dem 3. 5. 1956 ist Peter Gutsverwalter bei der Freiherr- von-Salisschen-Gutsverwaltung in Gemünden / Hunsrück.

Am 17. 7. 1957 heiratete er Margret Gartz aus Lobberich.

Susanne hatte als Umschülerin vom 1. 3. 1951 bis 10. 8. 1952 in der Gärtnerei Rischer-Linke in Leipzig das Blumenbinder-Handwerk erlernt. Anschliessend vervollständigte sie bis 31. 1. 1953 ihre Fachkenntnisse in der Kranz- und Brautabteilung im Blumenhaus Hanisch in Leipzig. Susanne lebte in der Zeit nach unserem Weggang bei den Grosseltern Degenhardt. Mit deren Hilfe konnte sie einen Teil der uns beschlagnahmten Wäsche-Pakete bei der Polizei freibekommen.

Am 1. 2. 1953 verliess Susanne die DDR über das Notaufnahme-Verfahren in Berlin - Lager Marienfeld - und wurde am 20. 3. 1953 in das Bundesgebiet - Frankfurt - ausgeflogen. Das Notaufnahmehaus Giessen konnte sie nach einer Woche verlassen, nachdem eine Beschäftigungszusage vom Blumenhaus Einig in Mayen/Eifel vorlag. Zum Zuzug in Rheinland-Pfalz musste sie noch das Aufnahme-Lager Osthofen durchlaufen. Von dort stiess sie zu uns nach Remagen.

Es folgte eine dreijährige Tätigkeit als Blumenbinderin in den Betrieben von Blumen-Einig in Mayen, Blumen-Bäumker in Opladen und Blumenhaus Fabritzius in Leverkusen.

Auf dem Wege zum Zweitberuf, der staatl. geprüften Wirtschaftlerin, leistete Susanne Praktika in der Mädchenheimstatt in Düsseldorf, bei den Düsseldorfer "Rheinterrassen" und im St. Joseph-Krankenhaus in Leverkusen. Susanne besuchte vom 1. 4. 1959 an für ein Jahr die Wirtschaftlerinnen-Klasse der Bildungsanstalt für Frauenberufe in Düsseldorf. Bis Ende 1962 war sie dann im Frauenbunthaus Essen-West tätig. Das erste Jahr galt als Anerkennungsjahr, dann war sie Wirtschaftlerin. Nach einer Beschäftigung als Wirtschaftlerin im Jugendheim St. Winfried in der Abtei Maria Laach folgte von 1963 bis 1967 die gleiche Tätigkeit in der Mädchenheimstatt in Düsseldorf, Oststrasse.

Sie wechselte alsdann wieder in den Blumenbinderin-Beruf. Für ein Jahr arbeitete sie bei der Firma Blumen-Michels in Düsseldorf. Seit dem 18. 11. 1968 ist Susanne als Floristin Werksangehörige der Firma Henkel KG in Düsseldorf-Holthausen.

Ilse wurde krank und ihr schlechter Gesundheitszustand machte es, wie ein Jahr zuvor bei Bruder Peter, erforderlich, in bessere Ernährungsverhältnisse zu kommen. Tante Annemarie Saft hatte die Aufnahme bei der befreundeten Familie van der Beek in Lobberich vorbereitet. Am 20. 6. 1948 trat Ilse, zusammen mit einem uns bekannten Ehepaar aus unserer Leipziger Pfarre, die Westreise an. Nach dem Grenzübergang trennten sich die Wege. Ilse, 16 Jahre alt, musste sich allein, sehr mutig, aber doch mit viel Herzklopfen, bis ins Rheinland durchschlagen. Drei Tage Lageraufenthalt zwecks Anerkennung als Flüchtling waren erforderlich. In diesen Tagen wurde die Währungsreform durchgeführt.

Der Lehrbetrieb von Frau Elisabeth van der Beek in Lobberich wurde Ausgangspunkt für die Zukunft in der neuen Heimat.

Vom 1. 10. 1948 bis 31. 3. 1950 dauerte die Hauswirtschaftslehre. Am 19. 3. 1950 erfolgte die ländliche Hauswirtschaftsprüfung.

Darauf folgte eine einjährige hauswirtschaftliche Tätigkeit auf dem Hof Moerter in Vorst bei Krefeld. Vom 8. 5. 1951 bis 31. 3. 1952 arbeitete Ilse im landw. Betrieb von Bodewig in Wanlo bei Wickrath. Für die Zeit vom 1. 4. 1952 bis 27. 9. 1954 kehrte sie in den Betrieb van der Beek in Lobberich zurück und besuchte in der Zeit vom 1. 10. 1952 bis 23. 3. 1953 die Landwirtschaftsschule in Dülken. In der Zeit vom 1. 10. 1954 bis 31. 3. 1955 machte sie eine weitere Ausbildung in einer Grossküche in Krefeld. Anschliessend war Ilse bis zum 31. 7. 1958 in der Küche des Hotels Rütten in Lobberich tätig. Am 28. 10. 1955 bestand sie die Prüfung als Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft.

Am 6. 8. 1958 heiratete Ilse den Landwirt Helwig Heythausen in Lobberich und übernahm mit ihm den väterlichen Bengmanns-Hof.

Rita konnte ab 1946 den für zwei Jahre unterbrochenen Schulunterricht in Leipzig fortsetzen und die Grundschule im Sommer 1949 abschliessen.

In der Zeit vom August 1949 bis Juli 1950 besuchte sie die Vorschule des Kindergärtnerinnen-Seminars des Deutschen Caritas-Verbandes in Berlin-Lankwitz/West - anfänglich verbunden mit viel Heimweh. Von Juli 1950 bis Juli 1953 besuchte sie das Kindergärtnerinnen-Seminar. Rita bestand am 3. 7. 1953 das Examen als staatlich geprüfte Kindergärtnerin. Anschliessend bis Dezember 1953 war sie Kindergärtnerin im Flüchtlingswohnheim in Berlin, Stresemannstrasse.

In Berlin erlebte Rita unsere Flucht von Ost nach West aus aller-nächster Nähe. Von der Ankunft eines jeden bis zu unserem Abschied am Flughafen bangte sie mit und half soviel sie konnte.

Im Dezember 1953 wechselte Rita von Berlin-West nach der Bundesrepublik. Sie übernahm für 6 Monate eine Tätigkeit als Kindergärtnerin im Kleinkinderheim der Stadt Düsseldorf in Düsseldorf-Eichenhorst, dessen Leiterin Elisabeth Lehner war.

Von September 1954 bis März 1959 war Rita Gruppenleiterin im Kindergarten der Pfarre St. Heinrich in Brühl und anschliessend bis Oktober 1959 Leiterin dieses Kindergartens.

Rita heiratete am 9. 7. 1959 den Diplom-Kaufmann Ernst Nieder aus Brühl und wohnt seither in seinem ehemaligen Elternhaus in Brühl, Hermannstrasse 19.

Edith hatte im August 1952 von West-Berlin aus zusammen mit ihren Geschwistern Gunter und Lorenz in Begleitung von Elisabeth Lehner zunächst Düsseldorf erreicht. Sie lebte anschliessend auf dem Lehrhof ihrer Schwester Ilse in Lobberich. Josepha Fischer in Köln besorgte dann für Edith eine Lehrstelle und Unterkunft im Mädchenwohnheim St. Ursula in Köln-Bocklemünd. In der Zeit vom 1. 10. 1952 bis 30. 9. 1955 absolvierte Edith eine kaufmännische Lehre bei der Chemikaliengrosshandlung Karl Löffler KG in Köln. Sie schloss sie mit der Kaufmannsgehilfenprüfung ab.

Von Oktober 1955 bis April 1956 war sie im Kinderheim Ludgeristift auf der Insel Norderney als päd. Praktikantin tätig. Vom Mai 1956 bis Juli 1957 war sie Haustochter in Hagley, Worc. / England. Hier erwarb sie die für ihren Beruf wichtigen Kenntnisse der englischen Sprache.

Von Oktober 1957 bis September 1958 folgte eine Beschäftigung als kfm. Angestellte in der Vertriebsabteilung des L. Schwann-Verlages in Düsseldorf. Sie lebte in dieser Zeit im Mädchenwohnheim an der Oststrasse 40. Von Oktober 1958 bis Juni 1962 arbeitete Edith als Fremdsprachenstenotypistin im Tonband-Export der Agfa AG in Leverkusen und lebte im Elternhaus in der Heimstatt St. Georg. Zur Vervollkommnung der französischen Sprache nahm Edith eine Tätigkeit im französisch-sprachigen Teil der Schweiz, in der Uhrenfedernfabrik Brachotte & Cie. in St. Imier auf.

Edith entschloss sich alsdann für eine Tätigkeit in der Sozialarbeit. Zur Erreichung dieses Zieles wurde sie in der Zeit vom April 1964 bis April 1967 Studierende an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit in Freiburg/Breisgau. Im März 1967 bestand sie das Examen. In der Zeit vom 1. 5. 1967 bis 31. 5. 1969 arbeitete Edith als Sozialberaterin beim Schweizer Verband Volksdienst, Zürich, als Leiterin der Beratungs- und Fürsorgestelle der Firma Carl Maier & Cie. in Schaffhausen.

Edith hatte 1964 in St. Imier Hans-Peter Freitag aus Davos kennengelernt. Sie heirateten am 29. 3. 1967. Hans-Peter ist Kaufmann und arbeitet als PR- und Werbeberater.

Gunter begann den Übergang von Ost nach West als Zehnjähriger mit der Eisenbahnfahrt von Leipzig nach Berlin. Unkontrolliert vermochte er einen Koffer mit Federbett, das noch aus Schlesien stammte, durchzubringen. Rita und ich erwarteten Gunter in Berlin. Er nächtigte mit mir zusammen bei Familie Kassnitz in der Knesebeckstrasse und trat am nächsten Morgen unter der Obhut von Elisabeth Lehner zusammen mit Edith und Lorenz im West-Omnibus die Reise nach dem Rheinland an. Zunächst fand er Geborgenheit bei seiner Schwester Ilse auf dem Hof der Familie van der Beek in Lobberich. Wegen besserer Möglichkeiten zum Schulbesuch wechselte er zu Familie van der Beek in Waldniel. Hier betreute Frau van der Beek ihn mütterlich, und er besuchte von Oktober bis Weihnachten die Grundschule.

Am Neujahrstage holten wir ihn nach Remagen, zunächst in das Anna-Kloster, und zogen zusammen am 5. 1. 1953 nach der Altestrasse 74. Gunter hatte von 1948 bis zum Sommer 1952 die Grundschule in Leipzig-Gohlis besucht und, wie vorstehend erwähnt, die Schule in Waldniel. Es folgte von 1953 bis 1956 der Besuch der Grundschule in Remagen. Von 1956 bis 1959 besuchte er die Höhere Handelsschule St. Anno in Honnef/Rhein, lebte dort im Internat und schloss mit der Mittleren Reife ab.

Von 1959 bis 1962 absolvierte er eine Lehre bei der Sparkasse der Stadt Leverkusen mit dem Abschluss der Bankgehilfenprüfung als Bankkaufmann.

Von Januar 1963 bis 30. 6. 1964 leistete Gunter Dienst bei der Bundeswehr. Die Grundausbildung erfolgte in Reinbek bei Hamburg, die restliche Dienstzeit in Erwitte/Westfalen.

Anschliessend kehrte Gunter in seinen ehemaligen Lehrbetrieb, der Leverkusener Sparkasse, als Bankangestellter zurück. Vom 1. 4. bis 30. 6. 1966 war er als Bankinspektoren-Anwärter bei der Landeszentralbank Nordrhein-Westfalen in Gelsenkirchen tätig. Alsdann wechselte er zur Deutschen Bank AG in Andernach, wo er im Kunden-

dienst tätig war. Seit 1. 1. 1976 ist er Leiter der Revisions-
abteilung der Deutschen Bank AG in Neuwied.

Am 26. 5. 1967 heiratete Gunter die Kindergärtnerin
Inge Kühnreich in Gemünden/Hunsrück.

Lorenz, 1950 in Leipzig geboren, blieb die Vorgeschichte seiner älteren Geschwister erspart. Doch musste er als Zweijähriger mit auf die Flucht von Ost nach West. Seine Tante Kathi Degenhardt brachte ihn zusammen mit Schwester Edith von Leipzig nach Berlin-West. Hier nahm ihn Elisabeth Lehner, Mutters Freundin, in ihre Obhut. Am folgenden Tag reisten sie zusammen mit Edith und Gunter glücklich im West-Omnibus über die Grenze. Lorenz verblieb vier Monate an Tante Elisabeths Seite im Kinderheim Eichenhorst der Stadt Düsseldorf und bei den Eltern Lehner in Düsseldorf. Am Neujahrstag 1953 holte Mutter ihn nach Remagen. Mit ihm zogen wir vom Anna-Kloster in unser neues Heim Altestrasse 74.

Lorenz besuchte 1956 kurz die Grundschule in Remagen, anschließend die Grundschule in Leverkusen-Wiesdorf. Dann pendelte er als Fahrschüler, zur eigenen Freude, täglich zwischen Wiesdorf und Köln-Mülheim hin und her und besuchte 8 Jahre das altsprachliche Hölderlin-Gymnasium bis zum Abitur 1968.

Er studierte anschliessend Volkswirtschaft an der Kölner Universität. 1975 bis 1978 absolvierte er ein Studium zum Berufsberater an der Fachhochschule der Bundesanstalt für Arbeit in Mannheim mit dem Abschluss als Diplom-Verwaltungswirt.

Seit 1978 arbeitet er als Berufsberater beim Arbeitsamt in Köln.

Lorenz heiratete am 30. 3. 1979 in Rheinbach Ursula Kissler, geborene Zwirner.

Mechtild begann als Kleinkind den Wechsel von Ost nach West auf fast abenteuerliche Weise. Es war die Flucht vor der Leipziger Polizei, die hinter mir her war. An ihrem 2. Geburtstag musste sie mit ihrer Mutter mit der Eisenbahn nach Berlin reisen. Auf der Knesebeckstrasse lief sie mir mit den ersten Schritten ihres Lebens in die Arme. In stundenlangem Warten musste die Einjährige mit uns in langer Reihe aushalten bis zur Erreichung des Notaufnahmeverfahrens. Der Flug von Berlin nach Hannover war für sie alles andere als ein Vergnügen. Vier volle Monate verbrachte Mechtild mit uns unter vielen fremden Menschen, durfte in keinem Kinderbett schlafen und musste manch anderen kindlichen Verzicht leisten. Im Lager Massen bekam sie noch die Masern und musste auf die Isolierstation.

Unsere vierjährige Zeit in Remagen dagegen bedeutete für sie und Lorenz in einer schönen Landschaft einen angenehmen Aufenthalt.

Es folgte unsere Umsiedlung nach Leverkusen-Wiesdorf im November 1956. Hier besuchte Mechtild von 1957 bis 1961 die Grundschule, anschliessend bis 1970 die Marienschule in Opladen bis zum Abitur.

An der neu gegründeten Universität Trier studierte sie von 1970 bis 1976 Psychologie mit dem Abschluss als Diplom-Psychologin.

Seit dem 15. 11. 1976 steht sie im Schulpsychologischen Dienst des Landes Rheinland-Pfalz und leitet die Schulpsychologische Beratungsstelle für den Landkreis Daun.

Mechtild heiratete am 30. 7. 1977 Studienrat Malte Blümke.

Hiermit beschliesse ich meine Aufzeichnungen über die Erlebnisse unserer Familie ab 1952.

Seit meinem 70. Lebensjahre habe ich eine ganze Menge von familiären, heimatlichen und zeitgeschichtlichen Ereignissen zusammengetragen, um sie der Nachwelt zu erhalten. Immer wieder zauderte ich, dem erwähnten Schrifttum die nunmehr fertiggestellten Aufzeichnungen hinzuzufügen. Ich meinte, dass es bereits genug sei. Im Laufe der Zeit musste ich wiederholt feststellen, dass manches von unseren Erlebnissen in Vergessenheit zu geraten droht. In unserer so schnellebigen Zeit ist man leicht geneigt, Erledigtes und Vergangenes einfach abzuhaken und beiseite zu legen. Überdies tragen die Medien in unserer Zeit viel dazu bei, alles aufgewärmt und pauschal an den Mann zu bringen. Diese Berichte können persönliche Erlebnisse nicht ersetzen.

Ich hoffe und wünsche mir, dass aus dem grossen Kreis meiner Nachkommenschaft sich jemand findet, der meine Aufzeichnungen ergänzt und weiterführt.

Josef Dierselke

Leverkusen, im März 1985
Saalestrasse 26

4. Lebenserinnerungen

4.4 Erlebnisbericht 1945/46

Autor: Josef Dierschke
veröffentlicht: Lebensstation Ohlau.Abschied und Neubeginn
herausgegeben von: Verband Brücke -
Bündnis für Olawa und Umkreis 2007
Datum: 1985

Josef Dierschke

Erlebnisbericht 1945/46

Niedergeschrieben im Jahre 1985 für ein damals geplantes Erinnerungsbuch

Als derzeit ältester, männlicher Einwohner des Dorfes Jauer, Kreis Ohlau, möchte ich nicht versäumen, dem Aufruf der Bundesheimatgruppe Stadt und Kreis Ohlau e.V. zur Abgabe von Erlebnisberichten aus der Zeit von Januar 1945 bis zur endgültigen Ausweisung Folge zu leisten.

Mein Heimatdorf Jauer liegt im südlichsten Teil des Ohlauer Kreises, es grenzt an die Nachbarkreise Strehlen (Köchendorf) und Brieg (Zindel und Bankau). Es war eines der elf Dörfer, die zum Bereich der Ordensritter-Kommende Klein Öls gehörten. Das Dorf hat eine lange geschichtliche Vergangenheit: schon 1381 wird der Pfarrer Johannes von Jauer genannt, "die erste sichere Nachricht über die dortige Kirche".

Jauer war besonders idyllisch gelegen: der Olbenbach floß mitten durch das Dorf und teilte es in zwei Dorfhälften, die Hohe- und die Nieder-Seite, und es lag mitten im Grün. So ist es nicht zu verwundern, wie stark die Sorgen drückten, als im Januar 1945 das Kriegsgeschehen näher kam. Vielleicht war die große Liebe zur Heimat der ausschlaggebende Faktor dafür, daß die Bewohner sich nicht entschlossen, dem öffentlichen Aufruf zu folgen und das Dorf vor der anrückenden Front zu verlassen. Insbesondere wollte die Generation der Teilnehmer am ersten Weltkrieg bleiben. Ihre Kriegserfahrungen von damals ließ diese Männer fest an ein Überleben als Zivilisten in oder hinter dem Frontgebiet glauben.

Überdies machte unser Seelsorger, Erzpriester Joseph Neuber, ein frommer Priester und aufrechter Deutscher, Mut zum Verbleiben, wie seine Mitbrüder in den Nachbargemeinden es auch taten. So kam es, daß bevor feindliche

Truppen anrückten, nur ein Drittel der Dorfbewohner in Einzeltrecks geflüchtet war. Ich selbst begab mich mit meiner Frau, sechs Kindern und den drei Familien der auf meinem Hof Beschäftigten am 1. Februar 1945 auf die Flucht. Wir treckten zu 25 Personen auf zwei Flüchtlingswagen. Meiner Aufforderung an Nachbarn sowie andere Dorfbewohner, mitzutrecken, wollte zu diesem Zeitpunkt niemand Folge leisten. Erst als drei Tage später die ersten feindlichen Soldaten im Dorf erschienen, ergriffen weitere Familien verängstigt und überstürzt die Flucht.

Was nunmehr über die im Dorf verbliebenen etwa 200 Menschen hereinbrach, läßt sich kaum erfassen und beschreiben: Plünderungen, aus den Wohnungen treiben, Vergewaltigungen, Erschießung von sieben Menschen bereits am ersten Einfallstag und anderes mehr.

Am folgenden Morgen wurde der gutgläubige, allseits verehrte Pfarrer und Erzpriester Joseph Neuber von einem sowjetischen Soldaten hinter das Dorf gebracht und erschlagen, weil er sich geweigert hatte, den fordernden Soldaten deutsche Mädchen zu vermitteln.

Andere Männer wurden verschleppt und starben in den Weiten Rußlands an Entkräftung. Die restlichen Dorfbewohner wurden schließlich aus dem Dorfvertrieben, auf Kolcho-sen bei kümmerlicher Ernährung, Ängsten und Nöten aller Art zu Zwangsarbeiten verpflichtet.

Wir hatten uns bei hohem Schnee und 20 Grad Kälte auf die Flucht begeben und zwei Tage später über Grottkau und Münsterberg das Heimatdorf meiner Frau, Liebenau Kreis Frankenstein, erreicht. Hier blieben wir ein paar Tage und ließen unsere Fuhrwerke mit Bremsvorrichtungen ausrüsten. Bei unserem weiteren Treck durch das Glatzer Bergland sollte sich diese Maßnahme als sehr nützlich erweisen. Nach mehreren Zwischenstationen erreichten wir am 1. März das

Dorf Mittelsteine, Kreis Neurode, nahe der Grenze zur Tschechoslowakei. Hier bot uns ein Jugend- und Schulfreund von mir eine bescheidene Bleibe. Ich selbst wurde zum Dienst im örtlichen Volkssturm verpflichtet, vor allem zur Bewachung von Eisenbahnanlagen, Brücken und Tunnels. Überdies verpflichtete die Kreisbauernschaft Glatz den Einsatz unserer Gespanne zur Frühjahrsbestellung und für Transporte aller Art. In jedem Falle blieben uns allen die entsetzlichen Fronterlebnisse unserer Mitbrüder erspart.

Erst am 10. Mai, zwei Tage nach der totalen Kapitulation, erschienen sowjetische Soldaten auf dem Hof, nahmen Kontakte auf zu den polnischen Landarbeitern, entwendeten Brief- und Geldtaschen und requirierten Pferde aus den Ställen. Fürs Erste waren wir heil davongekommen. Darum entschloß ich mich zur sofortigen Rückkehr in die Heimat. Sechs andere Trecks schlossen sich uns an. Wir mieden die unruhigen Dörfer dieser Tage, nächtigten zwischen den Orten im Straßengraben; zweimal durchplünderten russische Soldaten unsere Wagen. Über mehrere Zwischenstationen erreichten wir am 17. Mai 1945 unser ausgeplündertes, ödes und menschenleeres Heimatdorf Jauer.

Nach und nach stellten sich unsere geflüchteten und vertriebenen Mitbürger ein, etwa 200 Personen. Gemeinsam verlebten wir nun "im Niemandsland" turbulente und angst-erfüllte Wochen. Wir waren "Freiwild für Jedermann", für uns geschlagene Deutsche gab es keinerlei Schutz und Gesetz. Mit den dem Dorf verbliebenen wenigen Zugpferden schafften wir es, in der 2. Hälfte des Monats Mai soviel an Kartoffelland zu bestellen, daß die Ernte im folgenden Herbst sowohl für die deutsche, als die hinzugekommene polnische Bevölkerung ausreichte.

Die härteste Belastung für unser Dorf im Verlauf des Monats Juni bedeutete die nahe gelegene Autobahn-Ausfahrt zwischen Jauer und Klosdorf. Hier scherten fast an jedem Abend ostwärts ziehende sowjetische Truppenteile aus und quartierten sich in den beiden Döfern ein. Wir waren heilfroh, wenn man uns zu acht Personen im kleinsten Zimmer

unseres Hauses zur Ruhe ließ. Kaum atmeten wir auf, hatten Schmutz und Unrat in Haus und Hof fortgeräumt, stellte sich ein neuer, oft unangenehmerer Trupp ein. An den zwei letzten Wochenenden im Monat Juli überfluteten große sowjetische Militär-Einheiten alle umliegenden Dörfer samt dem weiten Wiesengelände entlang des Olbenbaches; sie biwakierten und holten aus Gehöften und Häusern alles, was sie wollten und gebrauchen konnten. Dazu gehörte auch das letzte im Dorf vorhandene Pferd, meine Zuchtstute mit ihrem drei Monate alten Fohlen. In der ganzen Umgebung war der letzte Juli-Sonntag 1945 als "der schwarze Sonntag" in die Dorfgeschichte eingegangen.

Nach dem Abklingen der uniformierten, russischen Welle stellten sich erste polnische Zivilisten ein, ließen sich willkürlich in Gehöften und Häusern nieder und organisierten, was sie zum Leben brauchten. Sie hatten weder "Ahnung von Ackerbau und Viehzucht", noch griffen sie bei der Einbringung der Ernte zu. Das Bild änderte sich, als die inzwischen eingerichtete polnische Kreisverwaltung ganze Trecks aus Galizien stammender Polen in die Dörfer einwies. Es waren zumeist polnische Kleinbauern, selbst heimatvertrieben, die nun hier angesiedelt wurden. Zwei Monate lang waren sie unterwegs, brachten ein jeder ein Panjepferdchen, eine Kuh, sowie einiges an Haus-Hof-und Ackergerät mit, letzteres freilich in Miniatur-Ausgabe für eben polnische Verhältnisse. Nunmehr mußten alle deutschen Dorfbewohner zusammenrücken, das Dorf war mit einem Schlage polonisiert, und es wurde polnisch verwaltet. Doch zog damit eine gewisse Ordnung und Beruhigung ein, freilich garnicht in unserem deutschen Sinne.

Diese Polen trauerten um ihre angestammte Heimat, Ostgalizien, sie fühlten sich garnicht wohl in dem Bewußtsein, nach ihrer eigenen Vertreibung durch die Sowjetunion nunmehr uns Deutsche verdrängen zu müssen. Im Juli 1981 besuchte unser ältester Enkel die Heimat seiner Vorväter und die polnischen Nachfolger auf dem großväterlichen Hof in Jauer. Bei dieser Gelegenheit bestätigte ihm die jetzige

polnische Bäuerin, was ich ihr bei ihrer Ankunft 1945 erzählt hatte, nämlich daß dieser Hof bereits 250 Jahre lang von der Familie Dierschke bewirtschaftet worden ist.

Ende August 1945 übernahm Pfarrvikar Adolf Steinhauer die Seelsorge in unserer Pfarrgemeinde, zu der auch die Dörfer Breite und Klosdorf gehören, letzteres mit der eigenen Pfarrkirche. Vikar Steinhauer war in Aachen geboren und etliche Jahre Seelsorger im ostpreußischen Ermland. Die Nationalsozialisten hatten ihn während des Krieges eingesperrt, weil er polnische Landarbeiter im Gottesdienst geduldet hatte. Im Wiederholungsfall verwies man ihn des Landes. Seitdem hatte er seelsorgliche Aufgaben im Waldenburger Gebiet ausgeübt. Nunmehr stellte sich Vikar Steinhauer einer priesterlosen Gemeinde, deren es im Nachkriegs-Schlesien sehr viele gab, zur Verfügung. Mit ihm als Seelsorger erblühte das Leben der Restgemeinde aufs neue, es entstand eine enge Kirch- und Dorfgemeinschaft. Auch die polnische Bevölkerung und der polnische Klerus anerkannten den neuen mutigen Seelsorger. Uns hielt er in dieser Notzeit tröstliche Gottesdienste, half mit Rat und Tat, wo immer er es vermochte, und trug viel zur Bereinigung von Schwierigkeiten zwischen beiden Bevölkerungsteilen bei.

Im Februar 1946 wurde der Leichnam des von einem sowjetischen Soldaten erschlagenen Erzpriesters Joseph Neuherr an einem Feldrand entdeckt. Er wurde in feierlicher Weise auf dem Jauerschen Friedhof beigesetzt. Längst sind von den Polen alle deutschen Gräber des Friedhofs eingeebnet, dieses Priestergrab ließ man bislang unbehelligt.

Ganz schlecht bestellt war es in dieser Nachkriegszeit um die Ernährung der deutschen Bevölkerung. Trocknes Brot und Kartoffeln blieben die Haupt-, bzw. neben etwas Rapsöl die einzigen Nahrungsmittel. Kein Wunder, daß der im Spätsommer 1945 einsetzenden Typhus-Epidemie kein Widerstand entgegengesetzt werden konnte.

Viele neue Gräberreihen bildeten sich auf dem Friedhof. Als einziger Arzt praktizierte Dr. Ernst Loch im Wansener Krankenhaus, opferbereit und ohne Entgelt. Mangels

Medikamenten vermochte er nicht so zu helfen, wie es nötig gewesen wäre. Wie auch konnten schwer Erkrankte ohne vorhandene Fahrmöglichkeiten in das 8 km entfernte Wansen gelangen?

Im Frühjahr 1946 setzte die Ausweisung der deutschen Bevölkerung Schlesiens ein. Systematisch hatte sie im Monat März in der Grafschaft Glatz begonnen, im Monat Juni erreichte sie den Kreis Ohlau. Zunächst bestimmte die polnische Behörde die Hälfte der Dorfbewohner zur Evakuierung. Diese erste Gruppe hatte insofern Glück, als sie in die wirtschaftlich besser gestellte britische Besatzungszone vertrieben wurde. Sie fand Unterkommen im Sauer- und im Siegerland.

Die Ausweisung der zweiten Gruppe, zu der auch wir gehörten, erfolgte am 16. November 1946. Was anderes blieb uns allen übrig, als in Gelassenheit und Trauer uns von der Heimat zu trennen. Wir sehnten uns nach deutschen Lebensgewohnheiten, nach produktiver Tätigkeit, nach Möglichkeit zum seit fast zwei Jahren entbehrten Schulbesuch für unsere Kinder und anderem mehr. In einem im DorfMarkstädt (früher Laskowitz) eingerichteten Sammellager wurden beide Transporte zusammengestellt und einer scharfen Gepäckkontrolle unterzogen. Trotz geringer und bescheidener Habe mußten fast alle noch einmal "Federn lassen".

Unser Transport erfolgte in die russische Besatzungszone, in die Groß- und Messestadt Leipzig. Pfarrvikar Steinhauer hatte sich bereits im Lager Marienberg/Erzgebirge von uns getrennt und sich dem Bistum Meissen als Seelsorger zur Verfügung gestellt. Seit 1979 lebt er in einem Aachener Ordenshaus im Ruhestand.

Die zwei letzten in lauer zurückgehaltenen deutschen Familien wurden im Frühjahr 1947 ausgewiesen. Sie fanden eine Bleibe in Zörbig, Kreis Bitterfeld, in Sachsen-Anhalt.

(1985)

4. Lebenserinnerungen

4.5 Ergänzende Dokumente

- Aufenthaltserlaubnis Josef Dierschke
- Aufenthaltserlaubnis Christina Dierschke
- Leumundszeugnisse Johannes Scheidgen

Der Leiter
des Bundesnotaufnahmeverfahrens in Berlin
und Beauftragte der Bundesregierung

Aufnahmeausschuß
Aufenthaltserlaubnis

Akz.: 37 109
Ra./Ha.

Berlin, den 15.9. 1952

Herr ~~Frau~~ Dierschke, Josef
~~Friedrich~~ (Name - Vorname)

geb. am 27.4.01 in Jauer/Schles. Staatsangeh. deutsch

letzter Wohn- bzw. Aufenthaltsort Leipzig

Beruf (Verw) Angest. Familienstand verh.

ausgewiesen durch Pers. Ausw.

3 Personen
nachgefragt

~~mit~~ mit den Kindern Gunter geb. 17.5.42, Lorenz geb. 8.5.50
und Edith geb. 5.11.37 (Familienangehörige)

27.11.52

erhält — ~~erhalten~~ — gemäß dem Gesetz über die Notaufnahme von Deutschen in Berlin (Notaufnahmegesetz) vom 21. Dezember 1951 — GVBl. S. 1/1952 — bzw. dem Gesetz über die Notaufnahme von Deutschen in das Bundesgebiet vom 22. August 1950 — BGBl. S. 367 — durch Beschluß des

Aufnahmeausschusses vom 15.9.52

die Erlaubnis zum ständigen Aufenthalt in Berlin bzw. im Bundesgebiet.

Er — ~~Sie~~ — hat — ~~haben~~ — die sowjetische Besatzungszone ~~bzw. den sowjetischen Sektor von Berlin~~ verlassen

wegen einer dringenden Gefahr für Leib und Leben oder die persönliche Freiheit aus zwingenden Gründen*)

~~weil~~
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....

Gründe siehe umstehend:

*)

Gegen diese Entscheidung kann binnen zwei Wochen nach Mitteilung Beschwerde bei dem Beschwerdeausschuß eingelegt werden. *)

Als Land, in dem der — die — Aufgenommene(n) seinen — ihren — Wohnsitz zu nehmen hat — haben —, wird

Nordrhein-Westfalen
19. SEP. 1952

bestimmt.

Der Leiter
des Aufnahmeverfahrens


Der Beauftragte
der Bundesregierung

[Handwritten Signature]

*) Nichtzutreffendes ist zu streichen.

G r ü n d e :

Der Antragsteller ist Heimatvertriebener aus Schlesien. Seit Juli 1947 war er als Sachbearbeiter beim Rat der Stadt Leipzig, Abt. Landwirtschaft, tätig. Als Mitglied der CDU wurde er seit Juni 1952 durch eine Kollegin, die extra zu diesem Zweck aus dem Büro des Bürgermeisters versetzt worden war, beobachtet. Diese Tatsache führt der Antragsteller auf seine oppositionelle Haltung und Einstellung in Verbindung mit den außerordentlichen Schwierigkeiten wegen ständiger Nichterfüllung des Plansolls der von ihm zu beaufsichtigenden landwirtschaftlichen Betriebe zurück. Nach einer am 9.8.52 durch einen Kollegen erfolgten Mitteilung, mit welcher ihm Kenntnis gegeben wurde, daß er sich wegen der mangelnden Sollerfüllung von Frühkartoffeln zu verantworten habe, fürchtete er Weiterungen und flüchtete nach Westberlin.

Wenn dieser Sachverhalt auch eine akute Gefährdung des Antragstellers ausschließt, ^{an}erkannte der Aufnahmeausschuß, im Hinblick auf den von einer westlichen Dienststelle bestätigten Sachverhalt, eine überdurchschnittliche Zwangslage und gab dem Antrag aus zwingenden Gründen statt.

Die Entscheidung wurde in Anwesenheit des Antragstellers verkündet.

Rechtsmittelbelehrung ist erfolgt.

gez. Unterschriften.



Der Leiter
des Bundesnotaufnahmeverfahrens in Berlin
und Beauftragte der Bundesregierung

Aufnahmeausschuß
Aufenthaltserlaubnis

Akz.: 38 514

Berlin, den 18.9. 1952

Dr. Li./Ha.

~~Herr~~ Frau Dierschke, Christina, geb. Degenhardt
(Name — Vorname)

~~Fräulein~~
geb. am 25.12.15 in Leipzig Staatsangeh. deutsch

letzter Wohn- bzw. Aufenthaltsort Leipzig

Beruf Hausfrau Familienstand verh.

ausgewiesen durch Pers. Ausw.

mit Tochter Mechthild, geb. 2.9.51
(Familienangehörige)

~~erhält~~ — erhalten — gemäß dem Gesetz über die Notaufnahme von Deutschen in Berlin (Notaufnahmegesetz) vom 21. Dezember 1951 — GVBl. S. 1/1952 — bzw. dem Gesetz über die Notaufnahme von Deutschen in das Bundesgebiet vom 22. August 1950 — BGBl. S. 367 — durch Beschluß des

Aufnahmeausschusses vom 18.9.52

die Erlaubnis zum ständigen Aufenthalt in Berlin bzw. im Bundesgebiet.

~~Er~~ — Sie — ~~hat~~ — haben — die sowjetische Besatzungszone ~~bzw. den sowjetischen Sektor~~ ~~von Berlin~~ verlassen

~~wegen einer drohenden Gefahr für Leib und Leben oder die persönliche Freiheit~~ ~~*)~~
aus zwingenden Gründen*)

~~weil~~

Gründe siehe umstehend:

*)

Gegen diese Entscheidung kann binnen zwei Wochen nach Mitteilung Beschwerde bei dem Beschwerdeausschuß eingelegt werden.*)

Als Land, in dem der — die — Aufgenommene(n) seinen — ihren — Wohnsitz zu nehmen hat — haben —, wird

bestimmt.

Nordrhein-Westfalen

19. SEP. 1952

Der Leiter
des Aufnahmeverfahrens

L.A.
[Handwritten Signature]



Der Beauftragte
der Bundesregierung



*) Nichtzutreffendes ist zu streichen.

Gründe:

Der Ehemann der Antragstellerin wurde hier am 15.9.1952 aus zwingenden Gründen aufgenommen.

Im Wege der Familienzusammenführung ist die Antragstellerin auf dem Einweisungsschein Nr. 37 109 nachzutragen.

Rechtsmittelbelehrung ist erfolgt.

gez. Unterschriften.

Hermeskeil, den 5.8.47
Rier-land

Le u m u n d z e u g n i s .

Den Landwirt Josef Dierschke aus Jauer, Krs. Ohlau, Bez. Breslau kenne ich bereits seit mehr als zwanzig Jahren. Als Leiter der Landw. Schule und Wirtschaftsberatungsstelle Brieg/ Schlesien habe ich dienstlich mit ihm viel zu tun gehabt. Er gehörte zu den aufgeschlossenen Landwirten, die mit der neuen Zeit mitgingen und einem vernünftigen Fortschritt nicht abgeneigt waren. Sein landw. Betrieb war mehr als 50 ha groß. Innen- wie Außenbetrieb waren in Ordnung, und legten Zeugnis ab von dem großen Fleiß des Besitzers, seiner Ehefrau und seinen Kindern. Dämtliche für schlesische Verhältnisse brauchbaren Kulturpflanzen wurden im Betrieb angebaut: Getreide, Rotklee, Luzerne, Kartoffeln, Futterrüben, Zuckerrüben, Raps und Kuch. Von den Getreidearten war es besonders der Weizen, der auf Grund der guten Bodenverhältnisse verhältnismäßig stark angebaut wurde. Herr Dierschke besuchte die höhere Landwirtschaftsschule Brieg unter dem Studiendirektor Gritzner. Diese höhere Schule für Bauernsöhne schloß mit der mittleren Reife ab. Herr Dierschke betätigte sich intensiv auf allen Gebieten für Weiterbildung in seinem Beruf. Er besuchte fleißig die landw. Versammlungen und nahm an den zahlreichen Lehrgängen teil, so weit sie die Weiterbildung in der Landwirtschaft zur Aufgabe hatten.

Herr Dierschke, wie seine Ehefrau waren nicht Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen. Die standen stets im Gegensatz zur nationalsozialistischen Partei. Diese ihre Einstellung war auch allgemein bekannt. Die Kinder wurden religiös in christlichem Sinne erzogen. Es ist klar, daß die leitenden Parteikreise mehr wie einmal versucht haben Herr Dierschke, von dem sie wußten, daß er ein tüchtiger Bauer war, für ihre politischen Zwecke auszunutzen. Herrn Dierschke lehnte aber jede Mitarbeit ab.

Über meine Person mache ich folgende Aussagen: Ich stehe im 53. Lebensjahr und war 25 Jahre Landw. Lehrer und Leiter von Landw. Schulen in Schlesien. So in Glatz, Oppeln, Neustadt und Brieg. Ich war nicht Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen und wurde anfangs Februar 1947 mit dem Vermerk entnazifiziert: "Verbleibt im Amt". Seit dem 2.7.1946 bin ich Direktor des Landwirtschaftsamtes und der Landw. Schule Hermeskeil, Krs. Rier und unterstehe der Landesregierung Rheinland Pfalz in Koblenz.

Joachim Scheidgen

Die eigenhändige Unterschrift wird hiermit bescheinigt:

Hermeskeil, den 5.8.47



Der Amtsbürgermeister

Johannes S c h e i d g e n
Landwirtschaftsrat

Hillesheim/Eifel, den 6.6.55

Über den früheren Bauerngutsbesitzer Josef D i e r s c h k e aus J a u e r, Kreis Ohlaus, Bezirk Breslau mache ich folgende Aussage:

Herrn Josef D i e r s c h k e kenne ich seit Jahrzehnten. Zunächst stand seine verstorbene Gattin mit meiner Frau, mit der sie eine gemeinsame Ausbildung genossen hatte, im regen Briefwechsel und in freundschaftlichem Verkehr. Dadurch lernte ich auch Herrn Dierschke kennen.

Im Jahre 1937 kam ich als Leiter der Landwirtschaftsschule und Beratungsstelle Brieg in seine unmittelbare Nähe, so daß ich Gelegenheit hatte, ihm mehrmals im Jahre aufzusuchen. Da meine Dienststelle sich in dem Gebäude der Höheren Landwirtschaftsschule Brieg befand, kam ich täglich mit dem Leiter dieser Anstalt, Studiendirektor Josef G r ü t z n e r in Verbindung, der sehr oft auf Herrn Dierschke zu sprechen kam, da er wußte, daß ich in freundschaftlicher Verbindung mit ihm stand. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich auch von dieser Seite Kenntnis, daß Herr Dierschke die Höhere Landwirtschaftsschule bis zur mittleren Reife mit sehr gutem Erfolg absolviert hat. Nach den Aussagen von Herrn Grützner gehörte er zu den Schülern, die über dem Durchschnitt standen und mitten im ersten Weltkrieg ihr Examen zum "Einjährigen" abgeleistet haben. Mein persönliches Urteil geht dahin, daß Herr Dierschke ein intelligenter und aufgeschlossener Mann ist, der für Zeitfragen sehr interessiert ist und mit dem man sich sehr gut über alle Fragen des täglichen Lebens unterhalten kann. Auch für Jugendfragen war er stets aufgeschlossen, was dadurch belegt wird, daß er an den Vorträgen und Lehrfahrten, an denen sich fast nur junge Landwirte beteiligten, teilnahm. Sein Bestreben war, sich weiter in seinem Beruf auszubilden und mit der Neuzeit mitzugehen. Sein landwirtschaftlicher Betrieb war mustergültig, was auch dadurch zum Ausdruck kam, daß er als Lehrbetrieb anerkannt war. Wie die meisten Vertriebenen ist er ohne jegliche Papiere in Westdeutschland angekommen, so daß ihm in dieser Beziehung die üblichen Beweismittel fehlen.

Für die obenstehende Aussage übernehme ich die volle Verantwortung und zwar nicht nur als Freund der Familie, sondern auch in meiner Eigenschaft als Beamter, d.h., als ehemaliger Leiter der Landwirtschaftsschule und Beratungsstelle Brieg. Seit 1950 bin ich Leiter der Landwirtschaftsschule Hillesheim/Eifel und unterstehe seit Juli 1946 dem Ministerium für Landwirtschaft, Weinbau und Forsten in Mainz.

Johannes Scheidgen

B e s c h e i n i g u n g .

Auf Wunsch des ehemaligen Bauern J o s e f D i e r s c h k e, früher wohnhaft in J a u e r, Krs.Ohlau/Bez. Breslau, gebe ich folgende Erklärung ab:

Der Betrieb war mir sehr gut bekannt. Er lag zwar nicht in meinem Beratungsbezirk Brieg, wo ich 10 Jahre lang als Leiter der Landwirtschaftsschule und Beratungsstelle tätig war; der Betrieb lag unmittelbar an der Grenze des Kreises Brieg. Herr D i e r s c h k e, der die Höhere Landwirtschaftsschule in Brieg besucht hatte, kam monatlich mehrfach nach Brieg, da Brieg die nächstgelegene Stadt war. Bei der Gelegenheit suchte er mich öfters auf und holte sich Rat. Ich selbst bin auch mehrfach auf dem Betrieb gewesen, habe denselben sowohl in der Innen- wie auch in der Außenwirtschaft öfters besichtigt. Ich hatte den Eindruck, daß Herr Dierschke ein äußerst tüchtiger Landwirt war, der aus seinem Betrieb einen hohen Reingewinn herausholte.

Der Betrieb selbst war über 50 ha groß und hatte nach Angaben von Herrn Dierschke einen Einheitswert von DM 98.000,--. Herr Dierschke gibt an, daß sich sein durchschnittlicher Viehbestand wie folgt zusammensetzte: 8 Pferde, 20 Milchkühe, 25 Stk. Jungvieh, 1 Zuchteber, 4 Zuchtsauen, 30 Jung- u.Mastschweine. Der Betrieb war in der Milchkontrolle. Ebenfalls nach Angabe von Herrn Dierschke baute er an: 5 ha Zuckerrüben, 5 ha Kartoffeln, 10 ha Weizen, 1 ha Körnermais, 1 ha Flachs, 2 ha Raps, dazu die üblichen Flächen an Roggen, Gerste, Feldfutter. Vorhanden war ein Schlepper. Herr D i e r s c h k e hielt mit den Hilfskräften durchschnittlich 10 fremde Arbeitskräfte. Diese Angaben kann ich im großen und ganzen bestätigen. Sie sind typisch für einen schlesischen intensiven Hackfruchtbaubetrieb der Breslauer Börde. Auf Grund dieser Angaben schätze ich einen Betriebsgewinn, der zwischen DM 7,500,-- und DM 8,000,-- lag.

gez. Scheidgen

Landwirtschaftsrat

31.2.

3 F
tss

ch

ch

in

ch

ch

3 F
tss

3 F
tss

3 F
tss

in

in

in

winn,

5.

Schlesische Erzählungen

5. Schlesische Erzählungen

5.1 Glück im Unglück!

Autor: Josef Dierschke

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 1

Datum: Januar 1977

Glück im Unglück!

Jahreswende auf dem Mechwitzer Bahnübergang

Am Sonntag nach Weihnachten im Jahre 1940 besuchte uns in Jauer Familie Paul Kirstein aus Köchendorf. Es war ein unterhaltsamer Nachmittag; die beiderseitigen Kinder spielten eifrig miteinander, und wir Eltern hatten uns so manches zu erzählen. Wir erlebten ja die zweite Kriegsweihnacht! Freilich ahnten wir nicht, daß dieser ^{vier} weitere Weihnachten in einem langen Krieg folgen würden, geschweige denn, was nach der letzten Kriegsweihnacht 1944 auf uns warten sollte. Nach dem Abendessen traten unsere Gäste die Heimfahrt an. Es war ein dunkler und windiger Abend. Das Gefährt war mit den üblichen Laternen schwach beleuchtet. Ich sah ihm nach, als es die Dorfstraße entlang fuhr, schloß das Hoftor und ging ins Haus zurück. Genau eine Stunde später läutete das Telefon und mein Schwager Paul Kirstein berichtete kurz und erregt, daß sie auf der Heimfahrt in Mechwitz verunglückt seien und sich im Wansener Krankenhaus befinden.

Was war nun in dieser einen Stunde passiert: Wegen der herrschenden Dunkelheit hatte mein Schwager nicht den direkten Nebenweg von Jauer nach Köchendorf gewählt, sondern die Chaussee über Mechwitz. Auf dieser Straße mußte zweimal der unbeschränkte Bahnübergang passiert werden: einmal am Raiffeisenlager vor Mechwitz und alsdann nach der scharfen Kurve am Dorfausgang von Mechwitz in Richtung Köchendorf.

In herrschender Dunkelheit und Wind hatten weder mein Schwager trotz geöffnetem Seitenfenster, noch der Kutscher, das Herannahen des Abendzuges aus Richtung Brieg bemerkt. Dieser fuhr direkt in den Kutschwagen, nachdem die vorgespannten Pferde die Gleise überschritten hatten. Die Pferde rasten querfeldein in das etwa 3 km entfernte Günthersdorf. Man fand sie in einem Gehöft, dessen Hoftor offen gestanden hatte. Der Kutschwagen wurde vollkommen zusammengedrückt und samt Insassen vor der Lokomotive hergeschoben, bis der Zug zum Halten kam. Zug- und Bahnhofspersonal, wie Mitreisende bemühten sich darum, die Verunglückten zu befreien. Welch ein Wunder: alle Insassen, die Eltern mit 3 Kindern und den Kutscher zog man lebend aus den Trümmern des Wagens.

Sie alle saßen eingepreßt im Wrack des Wagens und wurden in den Eisenbahnzug geborgen. Der Bahnhofsvorsteher benachrichtigte telefonisch Arzt und Taxis in Wansen, die bei Ankunft des Zuges schon zur Stelle waren. Aus dem Krankenhaus in Wansen kam sodann der Anruf meines Schwagers. Als wir am nächsten Morgen die Verunglückten im Wansener Krankenhaus besuchten, konnten wir zu unserer Freude feststellen, daß keine lebensgefährlichen Verletzungen vorlagen. Alle standen unter dem erlittenen Schock. Meine Schwester trug schwere Prellungen davon, die 3 Kinder weniger schwere Schäden. Alle Verletzten konnten nach wenigen Tagen aus dem Krankenhaus entlassen werden.

Auf unserer Rückfahrt von Wansen fanden wir auf dem Mechwitzer Bahnhof die Trümmer des Halblandauers, die Speichen der Räder in kleinen Stückchen über das Bahnhofsgelände verstreut. Die „Wansener Rundschau“ brachte tags darauf einen langen Bericht über das Unglück und den guten und glücklichen Ausgang. Freilich sind wir nach der Vertreibung aus der alten Heimat nicht mehr so oft zusammengekommen, wie einst in Köchendorf und Jauer. Doch bei jedwedem Besuch war und ist die Rede von dem tragischen Unglück am Sonntag nach Weihnachten im Jahre 1939.

Meinen Schwager Paul Kirstein belastete dieses Erlebnis bis ins hohe Alter. Selbst in seinen letzten Tagen setzte er sich noch damit auseinander. Er verstarb kurz vor Vollendung des 87. Lebensjahres am 27. 11. 1976 in Langenhagen/Hannover. Seine Frau Lenchen starb bereits 1962 und Sohn Egbert verunglückte im Jahre 1966 tödlich bei Ausübung seines Berufes als landwirtschaftlicher Fuhrunternehmer. — Josef Dierschke, 5090 Leverkusen, Buschkämpchen 8 (früher Jauer, Kreis Ohlau).

5. Schlesische Erzählungen

5.2 Die Geschichte der Kirche zu Jauer

ergänzend:

- Erzpriester Josef Neuber
- Fotos vom Innenraum der Kirche

Autor: Josef Dierschke

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 5

Datum: Mai 1977

Die Geschichte der Kirche zu Jauer, Kreis Ohlau.

Dr. Carl Stehr war Pfarrer in Jauer, Kreis Ohlau von 1847 - 1862. In seiner "Chronik der ehemaligen Hochritterlichen Ordens-Commende Klein-Öls, jetzigen Hochgräflichen Yorck von Wartenburgschen Majoratsherrschaft Klein-Öls vom Jahre 1152 - 1845" schreibt er:

"Jauer, auch Javor genannt, hat den Namen von der Stadt Jauer. Dieser Ort scheint das älteste Dorf der Herrschaft Olesnicz zu sein, weil nach der Tradition die dasige Kirche an die Stelle eines zerstörten heidnischen Götzentempels erbauet worden sein soll, und zwar nach einer an der Kirche angebrachten und ebenso im dasigen Pfarrarchiv bemerkten Inschrift aus dem Jahre 1152. Ferner erzählt Stenzel, in seiner Skriptoribus Tom. II p.36, daß die heilige Hedwig ihren Untertanen zu Savon (Schawoine) und Javor (Jauer p.Ohlau) die ihnen wegen Exzessen von den Richtern zuerkannte Strafe per 30 Mark erlassen habe. Dieser Ort hat eine Kirche ohne Thurm, eine Pfarrethei, eine Schule und zwei Erbscholtiseien. Eingepfarrt sind Polnisch-Breile und Klosdorf. Die Einwohnerzahl des Ortes ist im Jahre 1842: 374, darunter 1 evangelischer."

Nach einem vom Pfarr-Vicar Magnet angelegten Pfarrbuche zu Jauer ist noch Folgendes zu bemerken: Als im Jahre 1712 die dasige, dem heiligen Michael geweihte Pfarrkirche gänzlich renoviert wurde, fand man hinter den Rücklehnen der Kirchbänke alte große Sensen, Siedemesser, Zäume, Wagenringe, Handhaben von Flegeln und außer diesem an der Wand ein altes Epitaphium, dessen Inschrift lautete:

D. O. M. A.

"Anno Xsti Nati MDLXXXIX ejectis hinc Hereticus Ministris qui ab anno MDLXIV hic latitantes exercitia sua habuere, iterum canonico more Ecclesia haec reconciliata et primum Sacrum una cum Concione celebratum, anno supradicto 18. die Januari per Reverendum benedictum Jacobum Steinborn, Glogoviensem, Commendae Oelsnensis et caeterarum Ecclesiarum vicinarum post expulsus sectanos primum Catholicum sacerdotem. Omnia ad Dei laudem, utilitatem Ecclesiae et Animarum salutem."

Deutsche Übersetzung:

"Nachdem im Jahre 1599 die häretischen Diener, die seit dem Jahre 1564 verborgene Exerzitien abgehalten hatten, von dort vertrieben worden waren, wurde diese Kirche nach kanonischem Recht wieder erneuert und die Eucharistie zusammen mit der Gemeinde am 18.1.1599 gefeiert durch den hochgelehrten Jakob Steinborn, Geistlicher zu Glogau, der Commende Klein-Öls und der übrigen benachbarten Kirchen, dem ersten katholischen Priester, nachdem die Sektierer ausgeschlossen waren. Alles zum Lobe Gottes, zum Nutzen der Kirche und Heil der Seelen."

Carl Stehr erwähnt die Kirche von Jauer als "Kirche ohne Turm". In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde ein Turm, 30 m hoch, erbaut. Der Baustil der Kirche war nicht einheitlich. Der Innenraum wurde durch einen Gewölbebogen deutlich in zwei Teile gegliedert. - Der vordere, östliche Teil, in dem der Hochaltar stand, hatte ein gotisches Gewölbe. Das Tafelbild des Hochaltars zeigte die Gottesmutter, die St. Dominikus den Rosenkranz überreicht. Dieses große Bild wurde auf beiden Seiten von je einem Engel aus weißem Marmor flankiert. Es war von 15 kleineren barocken Bildern umkränzt, welche die 15 Rosenkranzgeheimnisse darstellten. Die Einfassung - auf jeder Seite eine Säule und dazwischen über dem Bilde ein schwerer Bogen - war aus braunem Marmor. Auf den Säulen und dem Bogen schwebten vier kleinere Engel aus weißem Marmor. Darüber stand ein mittelgroßes Bild vom hl. Michael, das bis an die Gewölbedecke stieß. An der Nordwand, über der Tür zur Sakristei, hing ein altes, mächtiges Bild. Es war an die 3 m hoch, eine barock ausgebuchtete Holztafel und stellte Christus dar, der mit ernstem Gesicht über die von Flammen umzüngelten Köpfe der Verdammten hinwegschritt. Im Altarraum standen zwei Beichtstühle und Bänke für Pfarrer, Kirchväter und Ministranten. Zu beiden Seiten des Mittelganges befanden sich die Bänke für Bauern, Gärtner und Schüler. Im vorderen Teil der Kirche befand sich auch der Taufstein und die Kanzel. An deren Rückwand stand folgender Spruch: "Selig, die das Wort Gottes hören und es beobachten."

Der größere westliche Teil der Kirche hatte eine flache Decke

und höhere Fenster. In diesem Teil befanden sich die Seitenaltäre. Am Seiteneingang befand sich der Johannesaltar mit dem "Prager Jesulein" und an der Wand neben der Kanzel der Altar der schmerzhaften Mutter Gottes (Marienaltar) mit einer schönen Pieta. In diesem größeren Teil der Kirche standen die Bänke für Frauen und Mädchen. Den Gewölbebogen in der Mitte der Kirche zierte ein Spruchband: "Du Königin des hl. Rosenkranzes, bitte für uns."

Im westlichen Teil hatte die Kirche zwei übereinander liegende Emporen, die man über die Treppe im Turm erreichte. Auf dem unteren Chor, der Sängerempore, stand die Orgel. Es war ein altes mechanisches Werk mit schönen, klaren und herben Stimmen (Registern). Sie besaß nur ein Manual und Pedal. Die alten schönen Prospektpfeifen aus Zinn mußten im ersten Weltkrieg zur Metallsammlung geopfert werden und wurden dann nicht mehr erneuert.

In Jauer wurde früher eine gute Figural-Musik gemacht. Auf dem Orgelchor gab es noch viele alte Notenpulte aus Holz und in der Schule eine Menge von Noten alter Messen, Offertorien und Litanen. Vor der Jahrhundertwende gab es im Dorf eine kleine Musikkapelle (Stadt- oder besser Dorfpfeiferei). In dieser waren nicht nur Streichinstrumente, sondern auch Flöten, die sehr beliebten Clarinetten, Hörner, Trompeten und Posaunen vertreten. Die Söhne der Bauern und besonders der Stellenbesitzer spielten diese Instrumente und machten vor allem in der Winterszeit Musik. Kapellmeister war der Stellenbesitzer Josef Paul, der Vater von Bernhard Paul, der auch lange Jahre im Kirchenchor mitwirkte.

Im Turm befand sich das Gangwerk der Turmuhr. Im obersten Stockwerk des Turmes hingen die Glocken (Große-Mittel-Kleine-Glocke und das Sterbeglöckchen). Im ersten Weltkrieg mußten die beiden größeren Glocken zum Einschmelzen abgeliefert werden, wurden aber sehr bald durch neue ersetzt.

Die Kirche konnte nicht geheizt werden und war im Winter bitter kalt. Zur Pfarrgemeinde gehörten die Dörfer Jauer, Breile und Klossdorf; letzteres mit der eigenen der Hl. Hedwig geweihten Kirche. Der Friedhof lag um die Kirche herum (Kirchhof) und war mit einer kräftigen Feldsteinmauer umgeben. Hohe Linden beschatteten ihn. Die vielen schönen Grabsteine wurden 1945 von den einrückenden

"Eroberern" umgeworfen und zerschlagen. Im anschließenden Pfarrgarten stand am Dorfausgang eine alte, mächtige Linde. Am Stamm hing ein Muttergottesbild. Die Linde stand unter Naturschutz.

Zum Dorf hin lag das Pfarrhaus mit dem Pfarrhof. Die beiderseitigen Stallungen standen noch, während die mit Stroh gedeckte Lehm-Fachwerkscheune um das Jahr 1920 abgerissen worden war.

Zur Pfarrei Jauer gehörten 260 Morgen landwirtschaftliche Nutzfläche, einst in Bewirtschaftung durch den jeweiligen Pfarrer. Später wurden die Ländereien an Stellenbesitzer und Arbeiter der zur Pfarrei gehörigen Dörfer Jauer, Klosdorf und Breile verpachtet. Lediglich Pfarrer und Erzpriester Alois Sabisch hielt in den Jahren von 1919 - 1931 zwei Pferde und bewirtschaftete selbst einige Morgen Acker und Wiese.

Neben dem Pfarrhof lag die Schule mit dem Schulhof. Es war eine Küsterschule mit 60 Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche. Diese stand dem jeweiligen 1. Lehrer und Kantor für seine Kirchendienste zur Verfügung. Kantor Joseph Ulbrich gab kurz nach 1900 die Eigenbewirtschaftung auf und verpachtete die Ländereien in gleicher Weise wie vorstehend die Pfarräcker. Die dazugehörigen Holzungen behielten die Verpächter zur eigenen Nutzung. Die Schule wurde dreiklassig geführt mit je zweijähriger Unter- und Mittelklasse und vierjähriger Oberklasse. Zwei Lehrerstellen standen zur Verfügung. Das Schulgebäude zu Jauer wurde bei der Besetzung des Dorfes durch die russischen Truppen im Februar 1945 ein Raub der Flammen.

Der Chronist Dr. Carl Stehr nennt eine "Reihenfolge der Pfarrvikare von Jauer" in der Zeit von 1599 bis 1804:

- 1599: Jacob Steinborn, früher Pfarrer in Köpernik bei Neiße, 1589 Hausgeistlicher in Klein-Öls und 1597 Vikar in Niehmen
- 1605: Simon, gebürtig aus Wansen
- 1613: Bernardus Ulrich, ein sehr verdienstvoller Mann, erduldet von den Schweden in der Gefangenschaft viel Ungemach und starb zu Breslau als Canonicus zu St. Aegide, wo er auch begraben liegt.

- 1628: Casparus aus Wansen, wurde später Pfarrer in Köchendorf und starb als Pfarrer in Lichtenberg. Seine ausgezeichnete Frömmigkeit zwang oft die Jugend im Vorübergehen auf der Straße vor ihm zu beten oder das Nötige des Glaubens zu recitieren.
- 1637: Isaias Ripplin verwaltete die Pfarrei durch 44 Jahre. Wegen Mangel an Geistlichen wurde ihm den 16.12.1649 auch Köchendorf anvertraut.
- 1682: Thomas Stolz aus Falkenberg, verteidigte wegen eines Teichgrabens u.a. die Pfarrheitlichen Rechte mit vieler Umsicht und dekorierte die Kirche mit einem neuen Hochaltar.
- 1693: Ignatz George Magnet wurde von seinen Ordensbrüdern zum Prälaten des St. Matthiasstifts zu Breslau den 9. März 1712 erwählt. Nach Stenzels scriptores Tom. II. p. 376 resignierte Magnet 1719 und starb im Stift den 9.12.1721. Als ein sehr verständiger Mann wurde er von den Ständen des Herzogtums Breslau zu einem Königlichen Mann bestimmt.
- 1712: den 19. April übernahm Christoph Thadäus Hampel aus Frankenstein als Stiftsherr und Protonotarius honorarius apostolicus die Pfarrei Jauer und den 1.11.1727 die Pfarrei Klein-Öls auf ausdrücklichen Wunsch des Komthurs.
- 1727: Joseph Franz Jesse aus Breslau. Unter ihm wurde die Rosenkranz-Bruderschaft laut päpstlicher Bestätigung vom 3.5. 1729 durch die Väter des Dominikanerordens von Breslau, Dr. Michali und Cajetan Lihr, als Promotores eingeführt und bei derselben ein Rektor, zwei Assistenten, ein Sekretär, Consultores und zwei Bruderschaftsväter eingestellt. Am 1.5.1748 starb Jesse in seinem 53. Lebensjahre. Seine sterblichen Überreste ruhen in der Kirche am Altare der schmerzhaften Muttergottes.
- 1748: Franz Joseph Herrmann aus Habelschwerdt war zuvor im Kreuzherrnstift Regens Chori und Museci, wie auch deutscher Prediger im Hospital, dann Kaplan in Klein-Öls. Nachdem er von Sr. Excellenz, dem Komthur Grafen von Sinzendorf als Vikar nach Jauer vociert und vom Hochwürdigen Vicariatamte zu Breslau examiniert und approbiert war, wurde er den 10.6.1748 durch den Commende-Hauptmann Johann George Jäckel feierlichst installiert. Seine Laufbahn vollendete F.J. Herrmann den 9.1.1768 und wurde in der Kirchengruft beigesetzt.
- 1768: Franz Lachnig aus Frankenstein war Verfasser einer noch lange auf der ehemaligen Commende üblichen Totenmesse. Er übernahm mit Genehmigung seines Stifts-Prälaten Jänisch zu Breslau die vom Komthur Baron Johannes Friedrich von Sauerma, Herr auf Jeltsch und Laskowitz, erhaltene Pfarrei Jauer. Pfarrer Franz Lachnig starb den 8.6.1779 und wurde in der Nähe der Komthurbank am Hohen Altar begraben.
- 1779: An seine Stelle kam Gottfried Scholz aus Ottmachau mit Consens des Prälaten Carl Quintel und wurde 1804 nach Ableben des Prälaten Fromm einstimmig zur gleichen Würde erhoben. Prälat Scholz starb 1821 in Breslau.

- 1804: Joseph Wander kam nach Jauer aus dem St. Matthias-Stift in Breslau; geboren war er in Löwenberg. Pfarrer Wander wurde zudem Actuarius Circuli des Wansener Archpresbyterates.
- 1847: Carl Stehr war von Klein-Öls nach Jauer gekommen. Eingang wurde bereits die von ihm verfaßte Chronik erwähnt. Er beschloß seinen Lebensabend in Neisse.
- 1862: Anton Ullrich, vorher Pfarrer in Brosewitz, wirkte bis zu seinem Tode 1884 in Jauer. Er wurde auf dem Friedhof in Jauer begraben.
- 1885: Joseph Seidel war in Günthersdorf geboren und vordem in Skalitz/Österreich-Schlesien tätig. 1901 wurde er Pfarrer in Marienau und verstarb dort 1919. Auf seinen Wunsch hin wurde er in der Gruft am Ostgiebel der Jauerschen Kirche beigesetzt.
- 1901: Johannes Langer stammte aus Mühlisdorf, Kreis Neustadt. Er kam von Klein-Öls, starb 1909 und wurde auf dem Friedhof in Jauer beigesetzt.
- 1909: Benedikt Nentwig war geboren in Poppelau, Kreis Oppeln, kam von Niehmen, verstarb 1919 und wurde auf dem Jauerschen Friedhof begraben.
- 1919: Alois Sabisch war in Tempelfeld geboren und längere Zeit Pfarrer in Klein-Öls. Als Pfarrer und Erzpriester wirkte er in Jauer bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1931. In seinem Ruhesitz Wartha ist er 1937 verstorben und begraben worden.
- 1932: Joseph Neuber wurde in Ritterswalde, Kreis Neisse geboren. Wie mehrere seiner Vorgänger kam auch er von Klein-Öls nach Jauer. Als Pfarrer und Erzpriester wirkte er segensreich bis 1945. Beim Einbruch der Russen fand er den Tod. Seinen Leichnam fand man ein Jahr später bei Klosdorf an einem Feldrand verscharrt. Er wurde auf dem Friedhof in Jauer zur letzten Ruhe gebettet.
- 1945: Adolf Steinhauer war im Bistum Aachen geboren und als Geistlicher im Ermland tätig, bis ihn dort die Front vertrieb. Er wirkte als letzter deutscher Pfarrvikar in Jauer von August 1945 bis November 1946. Mit seiner Gemeinde erlitt er das Schicksal der Vertreibung. Er übernahm alsbald neue seelsorgerische Aufgaben im Bistum Meissen.

An der Küsterschule zu Jauer wirkten als Hauptlehrer und Kantor:

- 1663: Gottlieb Martin Wiedemann.
- 1709: Georgius Hundt, starb hier im 36. Jahr seines amtlichen Wirkens.

- 1709: Ein Schullehrer N.N. aus Lossen, Kreis Brieg.
- 1739: Franz Wolf, resignierte seine Stelle.
- 1739: Gregor Schubert aus Lichtenberg, Kreis Grottkau. Er zog 1751 nach Polnisch-Breile.
- 1753: Johann Christoph Thannhäuser. Dieser führte eine gute Figural-Musik ein.
- 1785: Christoph.
- 1786: Franz Paul, geboren in Günthersdorf, Kreis Ohlau und verstorben 1827 in Jauer.
- 1828: Joseph Paul, Sohn des Vorgenannten, war zuvor Lehrer an der Vincensschule in Breslau. Er kaufte eine Stellenbesitzung, auf der "Niederseite" gelegen, die bis 1945 im Besitz seiner Nachkommen war. Ein Steg, über den Olbenbach führend, den dieser Lehrer immer zur Schule gegangen ist, hieß auch weiterhin "der Schulsteg".
- 1874: Karl Holetzeck, war geboren in Tempelfeld und vorher Lehrer in Günthersdorf.
- 1887: Julius Rücker, zuvor Lehrer in Brosewitz. Er war bekannt durch seine mannigfache literarische Tätigkeit auf dem Gebiet der Volksschul-Pädagogik und als Herausgeber des deutschen Lehrer- und Geschäftskalenders. Kantor Rücker trat 1897 in den Ruhestand, den er in Breslau verlebte. Er verstarb hochbetagt zu Anfang der 20er Jahre.
- 1897: Joseph Ulbrich war geboren in Peterswaldau, Kreis Reichenbach. Viele Studierende und spätere Lehrer waren aus seiner strengen Schule hervorgegangen. Er hatte Wartha als seinen Ruhesitz gewählt, den er 1929 aufsuchte, bereits aber 1936 verstarb.
- 1929: Paul Gärtner, geboren in Weisstein, Kreis Waldenburg, war vorher Lehrer in Bärwalde, Kreis Münsterberg. 1920 übernahm er die 2. Lehrerstelle in Jauer und wirkte von 1929 - 1945 als der letzte deutsche Hauptlehrer und Kantor an der Küsterschule zu Jauer. Das Vertriebenen-Schicksal trug ihn nach Werther, Kreis Halle/Westfalen. Dort ist er verstorben und begraben.

Im Jahre 1945 war die über 700 jährige Geschichte einer deutschen Kirche zu Jauer, Kreis Ohlau zu Ende gegangen. Alle Pfarrangehörigen wurden 1946/47 mit ihrem letzten Seelsorger nach Mittel- und Westdeutschland vertrieben. Kein Mensch vermag zu ermessen, was in ereignisreichen Jahrhunderten von dieser Kirche an Kraft und inneren Werten den Bewohnern der Pfarrei und über ihre Grenzen

hinaus vermittelt worden ist. Ein bitteres Schicksal setzte
allem Wirken und Schaffen aus christlicher Gesinnung und Ver-
antwortung ein Ende. Möchte dieser Geist auch in einer neuen
Heimat und einer so ganz veränderten Welt immer wirksam bleiben.

Josef Dierschke
Buschkämpchen 8
5090 Leverkusen
(früher Jauer, Kreis Ohlau) 5/77

Erzpriester Josef Neuber

Priester des Erzbistums Breslau

* 22. Mai 1886 Ritterswalde (Kr. Neisse)

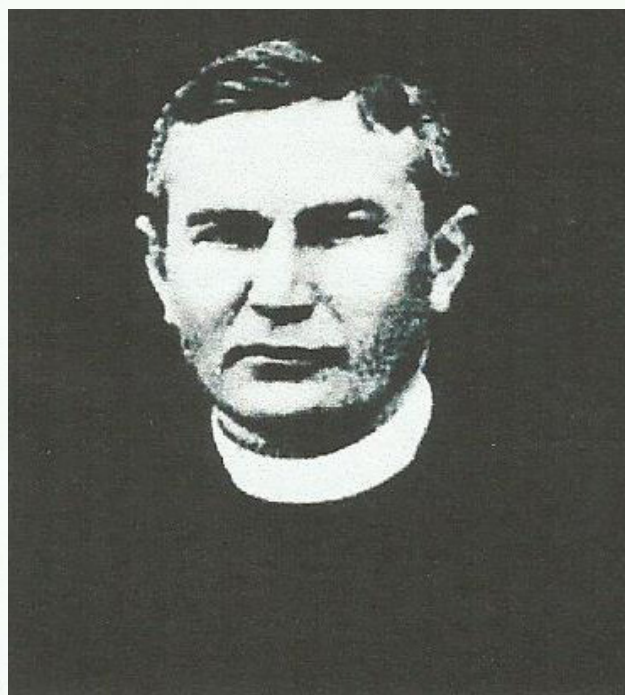
† 5. Februar 1945 b. Klosdorf (Kr. Ohlau)

Josef Neuber erblickte am 22.5.1886 im ober-schlesischen Ort Ritterswalde (Kr. Neisse) das Licht der Welt. Am 18.6.1914 wurde er in Breslau zum Priester geweiht. Seine erste Seelsorgsstelle erhielt er als Kaplan in Kalkau (Kr. Neisse), wurde im Oktober 1919 mit der Verwaltung der verwaisten Pfarrei Wangern (Kr. Breslau) beauftragt und erhielt im April 1920 die Pfarrei Kleinoels im Kreis Ohlau übertragen. Seit November 1932 war er Pfarrer in Jauer (Kr. Ohlau), wo er zugleich zum Erzpriester ernannt wurde.

N. setzte sich Anfang 1945 engagiert für einen Verbleib der Bevölkerung vor Ort beim Herannahen der Front ein. Nachdem er im benachbarten Klosdorf Unterschlupf gesucht hatte, wurde N. am 5.2.1945 von russischen Soldaten erschlagen, weil er sich der Auslieferung von Mädchen zum Vergewaltigen widersetzt hatte. Erst im Frühjahr 1946 wurde die Leiche des Erzpriesters an der Autobahn zwischen Jauer und Klosdorf entdeckt und auf dem Friedhof der Pfarrei beigesetzt.

QQ: Schematismus bzw. Handbuch des Erzbistums Breslau; J. Dierschke, Chronik der Familie Dierschke (o.O.o.J.) 65ff.

Lit.: M. M. H. Bräuer, Mein Tempelfeld (Ms. o.O., o.J. [Freudenberg 1985]) 54; J. Dierschke, Ich erinnere mich an die Zeit von 1914 bis 1952 (Leverkusen 1981) 60; ders., Die Geschichte der Kirche zu Jauer, Kreis Ohlau (o.O. o.J.); Kaps, Priester, 80.



Michael Hirschfeld





5. Schlesische Erzählungen

5.3 Erinnerungen an schlesische Winter

Autor: Josef Dierschke

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 2

Datum: Februar 1978

Erinnerungen an schlesische Winter.

In jedem Jahr, wenn kalendermäßig sich der Winter ankündigt, beschleicht mich eine gewisse Wehmut. Erinnerungen an winterliche Erlebnisse in der alten Heimat werden wach. In dieser Hinsicht vermag das sonst so reizvolle Rheinland wenig zu bieten. Ab und zu begegnet man aus dem Bergischen Raum kommenden Fahrzeugen mit einer Schneeschicht auf Motorhaube und Dach. Im Rheintal selbst gibt es kaum einmal Schneefälle und längere Frostperioden.

Freilich waren nicht alle schlesischen Winter "sibirisch"; es gab schon einmal ausgesprochen milde Winter. Doch die allermeisten brachten viel Schnee und mehr oder weniger lange und strenge Frostperioden. Unangenehm wurden frühe Wintereinbrüche mit starkem Schneefall, etwa Ende Oktober oder Anfang November, z.B. 1940. Sie behinderten vor allem den Fortgang der Erntearbeiten in den Gebieten mit starkem Zuckerrübenanbau. Diese frühen Winter hielten nicht lange an; es folgten in der Regel Wochen mit mildem Wetter. Zumeist setzte der Winter Anfang Dezember ein und behauptete sich bis in den Monat März hinein.

Am Sylvesterabend 1928 saßen wir zu Viert, mit neuen Kopfhörern ausgerüstet, und lauschten der Musik aus dem Rundfunk. Gegen elf Uhr blieb plötzlich die Musik weg. Als ich vor die Haustür trat schneite es in dicken Flocken, 20 cm Neuschnee waren bereits gefallen. Die lange Radioantenne hing mit beiden Enden vom Dach des Wohnhauses, bzw. der Scheune herab auf den Hof. Die Antenne hatte der schweren Schneeschicht nicht standzuhalten vermocht, sie war gerissen. Der Schneefall hielt die Nacht hindurch an und wies am Neujahrsmorgen eine ansehnliche Höhe auf. Er leitete einen langen schneereichen und sehr kalten Winter ein. Dieser lief erst Ende des Monats März aus und brachte in der Nacht zum Aschermittwoch eine Tiefsttemperatur von 33 Grad Minus.

Nach solch starken Schneefällen mußte am frühen Morgen zunächst "Bahn gemacht werden". Mit großen Schaufeln wurden alle Zugänge in den Höfen, die Einfahrten und Gehwege freigschaufelt.

Tagsüber luden fleißige Hände die Schneeberge in den Gehöften auf Schlitten oder Wagen und schafften sie in Bachnähe, bis spätere Tauwetter ihrer Herr wurden. Pferdebespannte Schneepflüge sorgten von Ort zu Ort für freie Fahrbahnen; bald war der gesamte Verkehr auf Schlitten umgestellt. Wie romantisch, wenn die Geläute auf den Rücken der Pferde oder eine Glocke am Hals des Tieres das Nahen der Schlitten ankündigten.

Der Winter 1928/29 war der härteste, den unsere Generation erlebte. Er hatte in der Natur schwere Schäden hinterlassen, zumal der Frost bis zu 1 m tief in das Erdreich eingedrungen war. Von nun an legte man Wasserleitungen mindestens 1,20 m tief. Großer Schaden war in allen Obstanlagen entstanden, insbesondere bei den edleren Obstsorten. Die Obstbäume an den Verkehrswegen und Straßen waren fast restlos dem starken Frost zum Opfer gefallen. Große Verluste verzeichneten die Wildbestände.

Zu allem Unglück brachten die Jahre des 2. Weltkrieges besonders strenge Winter. Der grimmige Winter 1942/43 ist längst als "Stalingrad-Winter" in die Geschichte eingegangen. In Schlesien herrschten in den Monaten Januar und Februar 1943 große Kälte, eisige Stürme und heftige Schneetreiben. Immer und immer wieder mußten Ortseingänge und Schluchten freigeschaufelt werden, um den Verkehr aufrecht erhalten zu können.

Die Erinnerung an den letzten Kriegswinter kann nicht übergangen werden. Dieser erwies sich als ein besonders strenger Herr. Er setzte Mitte Dezember 1944 ein und brachte anhaltende strenge Fröste und starke Schneefälle. Alle Gewässer, auch der Oderstrom froren völlig zu. Bei über 20 Grad Kälte vollzog sich ab 20. Januar 1945 das grausame Schicksal einer überstürzten Flucht aus der Geborgenheit der Heimat. Mit Gefährten aller Art, Kinder- und Handwagen, Schlitten und Fuhrwerken, bespannt mit Pferd, Ochs und Kuh zogen Millionen von Bewohnern der deutschen Ostgebiete auf tief verschneiten Straßen westwärts. Heimatlosigkeit, Not und Tod waren ihre stillen Begleiter. Wer es selbst durchzustehen hatte, wird die vielen damit verbundenen Erlebnisse niemals vergessen.

Fortan soll jedoch friedlichen und frohen Erinnerungen an schlesische Winter nachgegangen werden!

Die schönsten Erlebnisse brachte die Winterszeit insbesondere der Jugend. Setzte Schneefall ein, wurden alsbald lustige Schneeballschlachten ausgetragen. Dankbare Opfer zum "Einseifen" mit dem nasen Element fanden sich immer. Alsdann ging es an das Bauen von Schneemännern, kaum ein Gehöft oder Hausgarten ohne solch stattlichen Mann.

Der Olbenbach gab meinem Heimatdorf Jauer ein besonders idyllisches Gepräge. Er floß mitten durch den Ort und teilte ihn in zwei Hälften, die Höhe - und die Niederseite. Sobald die Eisdecke der "Bache" standhielt, entwickelte sich auf ihr ein reges Treiben der Jugend. Haupttummelplätze waren die "Schusterlusche" und die "Dierschkebache". Von jeder kleinen Anhöhe und Böschung um den Bach herum rodelte man unentwegt auf das Eis hinunter. Die Mädchen liebten das "kascheln" auf dem Eis. Immer wurde gewetteifert, wer beides wohl am weitesten kann! Bis zum Dunkelwerden wurde getobt und zum Abschluß noch einmal Wasser über die Kascheln gegossen, um sie am folgenden Tag wieder spiegelglatt vorzufinden. Die Jungens widmeten sich mit Vorliebe dem Schlittschuhlauf. Eine kilometerlange Eisfläche auf dem Bach, vom Tiergartensteg bis zur Bankauer Brücke und beiderseits darüber hinaus stand ja zur Verfügung.

Gern erinnere ich mich an meine Wintererlebnisse von 1912 bis 1917 in meiner Schulstadt Brieg. Damals waren wir Schüler noch strengen Schulregeln unterworfen: Ausgangszeiten montags bis freitags von 3 - 7 Uhr. Bis dahin mußten die Hausaufgaben erledigt sein. Ausgang nach 7 Uhr abends war nur in Begleitung Erwachsener gestattet. So wurden gerade in den Wintermonaten die Ausgangszeiten besonders eifrig genutzt. Die Stadt Brieg verfügte über zwei herrliche Rodelbahnen, in der Wolfsschlucht am ehemaligen Festungswall und am Schwarzen Ritter vor dem Stadtpark. War das ein Leben und Treiben in gesunder Luft! Todmüde ging es heim und zum Abendessen!

Den vielen Schlittschuhläufern standen zwei wohlgepflegte Eisbahnen zur Verfügung: auf dem Schwanenteich in der Bergelpromenade und auf dem großen Teich im Stadtpark.

Für ein geringes Eintrittsgeld konnte den ganzen Nachmittag dem gesunden Sport gehuldigt werden. Bei eintretender Dunkelheit setzte die Beleuchtung ein. Ab und zu gab es ein Platzkonzert auf dem Eis. Die Bläser erschienen mit Pudelmützen, Wollschals und Fellstiefeln angetan. Flotte Märsche, Walzer und Polkas bildeten ihr Hauptprogramm. Es erfreute nicht nur die begeisterten Eisläufer, sondern lockte viele Zuhörer und Zaungäste zum Spaziergang auf den Promenadenwegen. Alle Schichten der Bevölkerung waren da vertreten, und so manche Freundschaft von Jugendlichen wurde auf dem Eis geknüpft. Meine älteren Kinder erinnern sich ebenso gern an ihre ähnlichen Wintererlebnisse in Brieg, freilich 30 Jahre nach mir. Ihnen war es schon vergönnt, neben Rodelschlitten und Schlittschuhen sich im Skilauf auf den Hängen der alten Festungswälle zu üben.

Wenn der Bann eines strengen Winters gebrochen war, bot sich uns in Brieg ein ganz besonderes Erlebnis. Bei fortschreitendem Tauwetter löste sich die starke Eisdecke der Oder und setzte sich in großen Schollen in Bewegung. Das nicht ungefährliche "Schollenreiten" lockte die Jugend auf das manchmal schon brüchig gewordene Eis am Rande des 150 m breiten Oderstromes. In der Strommitte trieben mächtige Eisbrocken, im Volksmund die "Brieger Gänse" genannt, stromabwärts. Es war ein Schauspiel, das allerorten den Strom entlang viele Schaulustige an sich zog. Fast gespenstisch drangen die ächzenden Töne der sich reibenden Eisschollen zu den vielen Zuschauern am Flußufer. Die Pfeiler der Oderbrücken mußten schon stabil sein, um der Gewalt der sich hindurchzwängenden Eisschollen standzuhalten. Überdies bestand die große Gefahr von Dammbrüchen.

Zurück zu weiteren Erlebnissen in Jauer:

Aus meiner frühesten Jugendzeit erinnere ich mich einer besonderen Nutzung des Olbenbaches während eines langen und strengen Winters: die Dierschkebache wurde abgeeis. Ein Gastwirt aus Zindel zersägte mit Helfern die Eisdecke in etwa 50 cm große Quadrate und schaffte alles auf Schlitten in seinen tiefen Keller. Hier lagerte das Eis, um es im Sommer zur Kühlung der Getränke zu verwenden. Ja, damals gab es weder Kunsteis noch Kühlschränke.

Erst im Juli 1914 wurden unsere Dörfer dem Stromnetz angeschlossen. Zum Glück, so hatten wir während der Notzeiten des 1. Weltkrieges keine Beleuchtungssorgen. Im Laufe der 20 er Jahre kamen mehr und mehr Elektrogeräte auf den Markt und brachten Erleichterungen vieler Art.

In der arbeitsärmeren Winterzeit kam auf den Dörfern auch die Geselligkeit mehr zu ihrem Recht. Einmal mehr wurden Schlittenpartien zu Verwandten und Freunden unternommen und Einkäufe in den Städten erledigt. Auch diese standen ganz unter den Vorzeichen des Winters. Viele Kutsch- und Lastschlitten belebten den ganzen Tag das Bild in den Straßen. Die Dorfjugend war besonders glücklich, wenn sie in einer langen Kette von Rodelschlitten mit vorgespanntem Pferd eine weite Runde durch die umliegenden Dörfer drehen durfte.

Um die Jahrhundertwende unternahmen meine Großeltern eine Schlittenfahrt nach Ogen, bei Ottmachau, der Heimat meiner Großmutter. Auf der Rückfahrt von der langen Reise spielten ihnen ihre Pferde rasch noch einen Streich. Vermutlich aus Stalldrang setzten halbwegs zwischen Bankau und Jauer die Pferde plötzlich an, der Schlitten kippte in den Graben und sie sausten mit der gebrochenen Deichsel davon. Den Großeltern war nichts passiert. Sie befreiten sich aus Fußsäcken und Pelzen, richteten den Schlitten auf und schoben ihn auf der glatten Fahrbahn vor sich her in Richtung Heimatdorf. Bald kamen die Männer vom Hof und nahmen Großeltern und Schlitten in ihre Obhut.

Ich erinnere mich an eine Schlittenpartie mit meinen Eltern nach Bielitz bei Lamsdorf, der Heimat meiner Mutter. In Fußsack und Decken gehüllt, ver mummt bis auf Mund und Nasenspitze saß ich zwischen meinen Eltern. Es war für mich ein unvergessliches Erlebnis. Wenn ich heute bedenke, daß ich fünf Stunden Fahrzeit stille sitzen mußte, dann bedeutete das für ein Kind gewiß nicht nur Freude.

Nach dem frühen Wintereinbruch im Jahre 1919 wurde Mitte November von den Jungbauern kurzerhand eine Schlittenpartie organisiert. Die Fahrt führte durch die Dörfer der Kommende, an allen Orten stießen neue Teilnehmer zu. Endstation war der Gasthof Winkler in Tempelfeld. Bald gesellte sich auch die Tempelfelder Jugend zu uns.

Nachdem die vielen Pferde untergebracht waren, schritten wir im gut vorgeheizten Saal zur Kaffeetafel. Anschließend wurde kräftig das Tanzbein geschwungen. Lehrer Hansel aus Günthersdorf und meine Wenigkeit spielten abwechselnd Klavier. Damals waren Fox-Trott und Hiavata "In", die Tanzlust und Begegnungsfreudigkeit nach den Entbehrungen der vier Kriegsjahre besonders groß. Es wurde ein lustiger und langer Tanzabend, abschließend eine romantische Heimfahrt der vielen Schlitten bei Mondenschein.

Einige Jahre später gaben die Dörfer um Wansen den Anstoß zu einer lustigen Schlittenfahrt, der wir uns anschlossen. Über Bankau, Köchendorf und Mechwitz wurde Wansen das Endziel der vielen Teilnehmer. Die Wirtin vom Schwarzen Adler sorgte für das leibliche Wohl und alle Beteiligten, zu denen sich unsere Wansener Freunde gesellt hatten, für gute Stimmung.

Soviel Freude auch der durch unser Dorf fließende Olbenbach vor allem der Jugend zu vermitteln vermochte, so konnte er sich oft genug auch von wenig angenehmer Seite zeigen, nämlich wenn er Hochwasser führte. Eines der größten Hochwasser brachte die Schneeschmelze des Jahres 1908. Mit meinem Freund Theo Eistert, jetzt in Münster, erinnern wir uns bei unseren Zusammenkünften noch lebhaft daran. Wir waren im ersten Schuljahr und hatten von 1 - 3 Uhr Unterricht. Als wir zur Schule gingen führte der Bach bereits ansehnlich Hochwasser. Es war sodann überraschend schnell angestiegen, Wassermassen überfluteten unsere Felder und kamen aus dem Hoppegarten heraus auf die Niederseite geströmt. Mein Vater hatte hinten im Hoppegarten ansehnliche Eschen und Rüstern gefällt. Diese wurden von den Wassermassen mitgeschwemmt und setzten sich in der Dorfmitte an der Hohen Brücke fest. Vor Schulschluß hatten unsere Mütter die Groß-Mägde zur Schule geschickt, um uns zwei Jungens abzuholen. An der Hohen Brücke hoben uns die Mägde auf ihre Schultern und trugen uns, bis über die Knie im Wasser watend, heil nach Hause. Inzwischen hatte man Menschen und Vieh aus den am Bach liegenden kleinen Gehöften in Sicherheit gebracht. Wir selbst befürchteten bei weiterm Ansteigen das Eindringen des Wassers in unser Gehöft. Es hatte jedoch gegen zehn Uhr abends seinen Höchststand erreicht. Als ich am folgenden Morgen erwachte und durch das Fenster schaute, war die Dorfstraße wieder wasserfrei. Männer waren schon dabei, zu räumen und Schäden zu beseitigen

Leverkusen, im September 1977.

Josef Wirsche

5. Schlesische Erzählungen

5.4 Ein Lebenskünstler

Autor: Josef Dierschke

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 2

Datum: Februar 1979

Ein Lebenskünstler.

Als ich mich an Wilhelm Menzels "Schlesische Originale" erfreute, schweiften meine Gedanken in die alte Heimat. Dabei erinnerte ich mich des Scholz Bernhard, der von etwa 1870 bis 1924 in Jauer gelebt hat. Nun, er war kein Original in des Wortes Bedeutung, in jedem Fall aber ein origineller Mensch. In Wirklichkeit war er ein "armer Schlucker", Verwachsen, mit angezogenen Beinen, war er zur Welt gekommen, vermochte in seinem Leben nie die Beine zu strecken und einen Schritt zu tun.

Als Bernhard Scholz schulpflichtig wurde, brachte ihn seine Mutter einige Jahre auf der Radweg zur Schule, gab es jedoch wegen Arbeitsüberlastung wieder auf. Im Jahre 1890 übergab die Mutter ihre Stellenbesitzung der Tochter Anna und diese heiratete den Landwirt Paul Brier aus Brosewitz. Mutter Scholz aber zog mit ihrem etwa 20 jährigen Sohn Bernhard ins Auszughaus. Hier sass dieser nun sein Leben lang in der Hocke auf einer schwach gepolsterten Eckbank, den Blick zum Fenster hinaus nach der Dorfstrasse.

Bernhard Scholz war ein grosser Tierliebhaber. Er kannte jedes Pferd des Dorfes und wusste genau, wo in jedem Jahr wieder Fohlen erwartet wurden. Er freute sich sodann, wenn er die jungen Tiere 2-3 Jahre später vor den Wagen gespannt sah. Er züchtete Bienen, Tauben und Hunde und fand hierfür guten Absatz. War eine Erkältung im Dorf fällig, dann musste beim Scholz Bernhard für ein paar Groschen ein Glas echter Bienenhonig geholt werden. Täubchenfleisch war des Züchters Hauptnahrung. Im Dorf und in der Umgebung war Bernhard Scholz als der "Tauben-oder Hunde-Scholz" bekannt. Der wirkliche Züchter aller Tiere war natürlich sein Schwager Paul Brier. Und der tat dies alles mit Leidenschaft und aus grosser Tierliebe, Er war es auch zumeist, welcher seinen Schwager morgens aus dem Bett zum Fensterplatz und des Abends zurück ins Bett hob. Vater Brier kümmerte sich lange Jahre um den Hilfsbedürftigen, zumal sein Sohn und Hoferbe Theodor zu Beginn des ersten Weltkrieges gefallen war.

Scholz Bernhard hatte zwar nur kurze Zeit die Schule besucht, konnte aber recht gut lesen, schreiben und rechnen. In Heimatkunde und Weltgeschichte kannte er sich bestens aus. Die "Schlesische Volkszeitung" hielt ihn täglich auf dem Laufenden. In jedem Fall war er ein guter Gesellschafter. So war es nicht verwunderlich, dass sich um ihn ein grosser Freundeskreis gebildet hatte. An jedem Abend fanden sich Freunde bei ihm ein: Zweite Bauernsöhne, die keine eigene Familie hatten, Männer, die nicht so gern die Gastwirtschaft aufsuchten und andere, eben der Unterhaltung wegen. Stoff hierfür gab es natürlich immer: Geschehnisse aus dem Dorf und der Umgebung, Ereignisse in der weiten Welt, Soldaten wussten als Urlauber und nach ihrer aktiven Militärzeit noch jahrelang Erlebnisse aus ihren Garnisonstädten zum Besten zu geben. Schliesslich sorgten die ereignisreichen Jahre des I. Weltkrieges und der Folgezeit für immer neuen Gesprächsstoff. An den Sonn- und Feiertagen kamen Besucher aus der weiteren Umgebung besonders zahlreich und bildeten eine grosse Gesprächsrunde um ihren Freund. Dieser verstand recht gut, die Gespräche zu lenken, verbreitete Frohsinn und Humor und konnte herzlich mitlachen. An den Sonn- und Feiertagen kamen zahlreiche Besucher aus den umliegenden Ortschaften und bildeten eine grosse Runde. Bei gutem Wetter und auch wärmeren Abenden wurden die Stühle im kleinen Vorhof aufgestellt, die Unterhaltung mit dem Gastgeber fand durchs Fenster statt. Am Ende schaffte Vater Brier die Stühle ins Haus zurück und brachte seinen Schwager zu Bett.

Jedes Jahr, im Laufe des Monats Mai, stattete der Scholz Bernhard seinen Freunden in den umliegenden Dörfern einen Gegenbesuch ab. Er liess sich bei uns oder unserem Nachbar Vieweger ein ruhiges Pferd und engagierte einen angenehmen Kutscher und Unterhalter. Man setzte den Reiselustigen auf den Polstersitz eines kleineren Gärtner-Kastenwagens und los ging die Fahrt. Klosdorf war immer die I. Station der Rundfahrt. Hier, wie in jedem weiteren Ort kamen Freunde und Bekannte an den Wagen, man unterhielt sich bestens. Viele andere sahen das Gefährt bei ihrer Feldarbeit und plauderten am Feldrand gern eine Weile mit dem interessanten Freund aus Jauer.

Ermüdet, doch angenehm bereichert für ein ganzes langes Jahr traf Bernhard Scholz zum Feierabend wieder im Heimatdorf ein.

Nachdem die Scholz-Mutter etwa in der Zeit des 1. Weltkrieges verstorben war, übernahm die Kälke Anna die Betreuung. Sie war zuvor lange Jahre Schulmagd bei Kantor Ulbrich und hatte anschliessend ein Stübchen im Obergeschoss von Bernhard Scholz bezogen.

Kalke Anna war eine gute treue Seele und bekümmerte sich neben anderen Hilfsdiensten im Dorf gut um ihren Pflegling. Blieb sie einmal länger aus, dann rief er Schulkinder herein und liess sich von ihnen Besorgungen und Botengänge machen. Freilich wurden diese schon mal dreist und ungezogen. Dann schimpfte er mit ihnen. Die Kinder aber rächten sich rasch, rannten fort und liessen Stuben- und Haustür offen stehen. Dann sass der arme Schlucker eben bei offenen Türen bis wer anders sich einfand oder die Kalke Anna zurückkam.

Ich selbst habe den Scholz Bernhard des öfteren besucht, als Schulkunze, während der Ferien meiner Schulzeit in Brieg und als junger Mann. Immer zeigte er grosses Interesse an allem, was "da draussen" sich abspielte. Niemals aber habe ich ihn bedrückt oder verzagt angetroffen. Er verstand es einfach, trotz seiner Behinderung Menschen um sich zu scharen und mit ihnen zu leben.

Bernhard Scholz starb im Sommer 1924 nach kurzer Krankheit, meines Wissens an einer Lungenentzündung. Er hinterliess eine Lücke! So unscheinlich und hilflos er sein Leben lang war, vermöchte er seinen vielen Besuchern so manches an Zufriedenheit und Frohsinn mit auf den Weg zu geben. Viele mussten sich nun für ihre Feierabende eine andere Zerstreung suchen.

Etwa zwei Jahre später übergab Vater Brier den Hof seiner Tochter Anna, die den Landwirt und Bauunternehmer Bernhard Kahlert aus Hengersdorf heiratete. Vater Brier bezog im Auszughaus die Wohnung vom Scholz Bernhard und betrieb die Bienenzucht weiter.

Er verstarb im Frühjahr 1945, kurz nachdem russische Truppen sich des Dorfes bemächtigt hatten.

Josef Dierschke
Buschkämpchen 8
5090 Leverkusen
(früher Jauer, Kr. Ohlau)

5. Schlesische Erzählungen

5.5 Der Hopfengarten

Autor: Josef Dierschke

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 9

Datum: September 1980

Der Hopfengarten.

Unter dem Titel "Flurnamensammlung der Historischen Kommission für Schlesien" hat Heimatfreund, Lehrer i.R. Josef Fuhrmann in Kreuztal-Eichen, Kreis Siegen einhundert Flurnamen der Gemarkung Jauer, Kreis Ohlau zusammengestellt. Unter diesen Namen befindet sich auch die Flur Hopfengarten.

Flurnamen geben eine bestimmte Aussage, so auch die Bezeichnung Hopfengarten-volkstümlich Huppegoarten genannt. Jedermann, ja jedes Kind in Jauer wußte, welches der Hopfengarten war und wohin er gehörte. Es war das Grundstück, welches begrenzt wurde von der Dorfstraße in in Richtung Bankau, dem Rain, der vom Bankauer Weg als Zugang zu den Ziegelwiesen führte und dem Lauf des Olbenbaches bis zum Dierschke-Steg und wieder zur Dorfstraße. Dieses Grundstück war in einer Größe von 12 Morgen im Grundbuch als "Hopfengarten" eingetragen. Es gehörte zur gegenüberliegenden "Erb-und Gerichtsscholtisei", deren Besitzer seit dem Jahre 1700 meine von Niehmen nach Jauer gekommenen Vorfahren waren, ich selbst als letzter Eigentümer bis zur Vertreibung.

In Jauer gab es zwei Scholtiseien: die eine auf der Hohen Seite, gegenüber dem Kretschan von Paul; die unsrige auf der Niederseite am Dorfausgang nach Bankau.

Erstere muß sehr lange im Besitz der Sippe Scholz gewesen sein, auch wenn es sich momentan urkundlich nur bis zur Mitte des 17. Jahrhundert nachweisen läßt. Aus leider verloren gegangenen, schweinsledernen Prozeßakten war ersichtlich, daß die Seßhaftigkeit der Sippe Scholz möglicherweise bis in die Siedlerzeit zurückreicht.

Im Frankenstein-Münsterberger Heimatblatt Nr.5 von 1975 schreibt Herr Dr. Webersinn, Historiker und Heimatforscher in Münster/Westf. wie folgt über die Geschichte der Scholtiseien:

" künden von den Gründungen der deutschen Siedler deren Locator für seine Mühen bei der Gründung meist als Scholze oder Schultheiß die Erbscholtisei zu "Erb-und Eigen" erhielt.

Er war der Mann, der für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatte, der die Polizeigewalt im Dorf ausübte, die Grundzinsen und andere Abgaben einzog und abführte, sowie mit dem Gemeindegewalt für die niedere Gerichtsbarkeit zuständig war.

Als Vorsitzender des Dorfgerichts bereitete er dessen Sitzungen vor und sorgte für die Vollstreckung der Urteile. Der Scholze selbst unterstand dem Landgericht, nicht dem Dorfgericht. Das Scholzenamt verlangte einen besonders tatkräftigen, umsichtigen Mann, der in der Lage war, Gegensätze zwischen noch ansässiger polnischer Bevölkerung und Kolonisten aus Franken, Bayern, Thüringen und Flamen auszugleichen. Die Besetzung der Scholzen, die frei von Zins und Zehnt blieb, war in weiblicher und männlicher Linie erblich. Daher nannte man diese Besetzung auch die Erbscholtisei. Mit der Scholtisei war oft das Kretschamrecht, Braurecht, Bäckerei- und Schlachtereirecht verbunden; zu- meist auch das Recht eine Mühle zu errichten und in den Gewässern die Fischerei auszuüben. Oft auch gehörte zur Scholtisei ein Hopfen- garten, der an der Besetzung gelegen war und eine am Dorf gelegene Wiese. Dies alles war freigestellt von Zins, Abgaben und sonstigem herrschaftlichen Dienst". Soweit Herr Dr. Webersinn!

Mit dem Besitz dieses Hopfengartenes oblag dem Hof die Verpflichtung zum Hopfenanbau. Hinweise, daß auf der Scholtisei oder im Dorf ein Braurecht gegeben war, sind mir nicht bekannt. Das im Hopfengarten angebaute Gewächs hat gewiß am Sitz der Kommende in Klein-Öls seine Verarbeitung gefunden. In der Stamm- und Nachfahrenliste Güttler, mit denen die Sippe Dierschke verwandt war, wird bereits im Jahre 1665 ein Igor Güttler als herrschaftlicher Braumeister der Kommende Klein-Öls genannt. Diesem folgten sein Sohn Martin, sowie dessen Söhne Gottfried und Philipp als "Bräumeister und Mälzer" zu Klein-Öls.

In den "Spaziergängen in und um Klein-Öls" gibt Paul Neugebauer eine ausführliche Gebäudebeschreibung des "Hauses zur Oelsen", dem Sitz der Ordensritter. Da ist u.a. die Rede von einem großen Bierkeller, der im Jahre 1678 erweitert worden sei. In diesem wurde das Bier aus dem Brauhaus durch in die Erde verlegte Röhren geführt, in Fäs- ser gefüllt und abgelagert. Weiter sei ein anderer großer Keller vor- handen, in dem 80 Achtel Bier gelagert werden konnten. Es wird berich- tet von einem Quell-Brunnen mit genügend gutem Wasser zum Bräuen und Mälzen, sowie von einer mit Stroh abgedeckten Eisgrube - ein Eiskeller. Wie lange im Hopfengarten zu Jauer oder anderwärts in der Kommende Hopfenanbau betrieben wurde, bzw. wie lange man in Klein-Öls Bier gebraut hat - wer weiß es schon?

Seit meiner Kindheit wurden zwei Drittel der Flur Hopfengarten als Ackerland genutzt, der Rest als Wiese, Holzung, sowie Obst- und Gemüsegarten. Einst stand im vorderen Teil des Obstgartens das Backhaus. Am hinteren Ende der Wiese, in einer Schleife des Olbenbaches, stand die Holzung. Sie bestand aus wüchsigen Erlen- und Eschenbüschen, sowie einem ansehnlichen Bestand an starken Eichen, Eschen und Rüstern. Ich erinnere mich, daß mein Vater in meiner Kindheit einen Teil der Holzung gerodet und die Wiesenfläche erweitert hat. Eine letzte, besonders stattliche Eiche ließ ich im Winter 1927/28 fällen; dankbarer Käufer war damals eine große Breslauer Möbelfabrik.

Auf der großen Wiese wurden auch Dorf- und Vereinsfeste gefeiert.

In der ersten Hälfte des Monats September 1979 verbrachte ich mit meiner Frau einen Urlaub am Bodensee. Hohertragreiche Obstanlagen und Hopfenfelder prägten das Bild der Hinterlandschaft des Sees. Beide Kulturen trugen eine hervorragende Ernte. Wir wanderten viel, streiften auf Fahrrädern durch das Gelände, beobachteten die Bauern bei der Hopfenernte und sprachen mit ihnen. Sie waren grad dabei, die bis zu 8 m langen Hopfenranken von den 6 m hohen Hopfenstangen zu schneiden, in ganzer Länge auf Erntewagen zu laden und vor den Gehöften auf besonderen Hopfendreschmaschinen abzudreschen. Dabei trennen sich die reifen Dolden von den Ranken, sie werden getrocknet und in große Platten gepreßt. In dieser Form erfolgt schließlich der Verkauf an die Brauereien. Die Bauern waren recht stolz auf ihren Hopfenanbau und sowohl mit den Ernteerträgen, als auch den Marktpreisen sehr zufrieden. Die Länder Baden-Württemberg und Bayern sind derzeit die größten Hopfenanbaugebiete der Bundesrepublik.

Josef Dierschke

Leverkusen, Buschkämpchen 8
früher Jauer, Kreis Ohlau

Aus dem Heimatblatt für die Kreise
Strehlen und Ohlau Nr: 9/1980.

6.
Erinnerungen
von
Tochter
Susanne Dierschke

6.
Erinnerungen
von
Tochter
Susanne Dierschke

6.1
Das Backhaus in Jauer

Autor: Tochter Susanne Dierschke
Datum: 2016

Das Backhaus in Jauer

Ich erinnere mich:

Da das Wohnhaus in Jauer keinen Keller hatte, wurde das Backhaus auch für so manche hauswirtschaftliche Tätigkeit genutzt. Das Backhaus war der erste Teil der linken Hofseite, vor den Pferdeställen. Es hatte einen Ziegelsteinfußboden.

Ehe es das Bad im Haus gab, wurden wir in der großen Zinkbadewanne dort gebadet. Sie diente auch zum Wäscheeinweichen und vielleicht stand sie im Sommer zu unserer Erfrischung im Blumengarten neben der Laube, in der wir an Sommer-Sonntagen vesperten.

Wenn man in das Backhaus trat, lief man geradeaus auf den Backofen zu. Papa schreibt irgendwo, wie viele 6 Pfund Brote darin gebacken wurden. Zu unserer Zeit wurde Backobst darin getrocknet.

Im Rauch wurden die Speckseiten geräuchert, wohl im Schornstein links (Räucherammer). Die Speckseiten hingen später dann im „Fliegenschrank“ in der Vorratskammer im Auszugshaus.

Das „Hauptmöbel“, der Kessel, wurde zum Kochen der am Vortag eingeweichten Wäsche gebraucht. Damals gab es eine sehr große Holzwanne. Daran standen 2 Frauen und rumpelten auf dem Rumpelbrett. Zum letzten Spülen gab es „Wäscheblau“. Später hatten wir die elektrische Waschmaschine mit Kohle-Heizung und separater Schleuder in der Spüle des Wohnhauses.

Beim Schweineschlachten spielte der Kessel eine große Rolle. Die Wurstbrühe wurde mit Wellwürsten an verschiedene Leute vergeben. Im Wohnzimmer gab es ein Wellfleischessen mit einem Korn für die Männer, abends Wurstfülle aus der Pfanne. Auf dem Küchentisch machte der „Barde“-Fleischer die Wellwürste, Semmel- und Blutwürste, hell und dunkel. Auf der Bank dahinter guckten wir gerne zu.

Da gab es einiges herüber und hinüber zwischen Küche, Backhaus und dem benachbarten Vorratskeller. Dort standen 2 große Tonfässer, in denen Fleisch eingesalzen sowie Sauerkraut und Salzgurken zubereitet wurden.

Die Kohlschneidemaschine stand in der „Flachskammer“

Als Drittes fällt mir das Sirup-Kochen ein. Die Zuckerrüben wurden geschrubbt, geputzt, zerkleinert (wie das geschah, weiß ich nicht mehr), jedenfalls im Kessel gekocht, dann ausgepresst. Hinter dem Herd gab es eine kleine Herdplatte. Darauf wurde der Saft langsam eingedampft, um dann auf dem Herd im Wohnhaus zu Ende eingedickt zu werden. Alles mit Holz- bzw. Kohlenfeuerung!

Es erinnerte sich Anfang 2016,

Susanne Dierschke

6.
Erinnerungen
von
Tochter
Susanne Dierschke

6.2
Im schönsten Wiesengrunde
ist mein Heimat Haus

Autor: Tochter Susanne Dierschke

Datum: 8. Mai 2016

Susanne -.....ich erinnere michIm schönsten Wiesengrunde ist mein Heimat Haus...

Alles hatte seinen Platz:

In der Küche hinter der Tür (vom Hausflur aus): Schrank für Nahrungsmittel, Küchenwäsche. Der Mehltopf mit der weißen Schippe mitte links, oben braune Tondose mit getrocknetem Tee (Pfefferminze im Sommer frisch aus dem Gemüsegarten) am Rand hinten rechts.

Die Tür zum „Gewölbe“, dann ein rechteckiger Tisch, anfangs mit 2 Spülschüsseln, später defekt, dafür Spüle im „Gewölbe“. Über dem Tisch die Uhr, darunter Töpfe und große Bratpfannen.

Zur Melkzeit wurde ein 10l-Eimer kuhwarme Milche geholt. Er stand auf dem Tisch mit Litermaß. Pohls, Groers holten sich abends eine Kanne voll.

Rechts neben dem Tisch füllte 1 Stuhl die Lücke zum große Büfettschrank, Darüber ein Handtuchhalter mit gesticktem Überhang – weiß/rot. Links das blaukarierte Handtuch für die Hände und rechts Geschirrtücher. Die Blaukarierten waren immer nass. Nach der Front fanden sich zwei davon im „Gewölbe“ zwischen 2 Zinkwannen wieder, gut „versteckt“. In die Wannen warfen wir anfallende Schmutzwäsche. Nun zum Büfett: Es beherbergte oben Geschirr. Vorne links standen unsere Kinder-„tippel“ in Emaille, rot mit Aufschrift „Papas Liebling“, „Mamas Liebling“, Ilse, Rita. Im unteren Schrank waren die Schüsseln untergebracht. Auf einem schmalen Bord dazwischen standen, umgestülpt, eine Reihe Bunzeltöpfe von groß bis klein. Rechts in der Ecke die Salzschüssel und der Spirituskocher; links stand eine Kanne mit kaltem Milchkaffee für den Durst dazwischen. Darunter befand sich der Schub mit der Paketschnur. Im Schub rechts außen war das Essbesteck untergebracht.

Da schloss sich der Platz am Fenster an: 1 Stuhl, 1 schmale Bank, 1 „Ritsche“. Hier wurden z.B. Kartoffeln geschält und geschnitten für die allabendlichen Bratkartoffeln. Hin und wieder gab es Kartoffel-suppe mit „Harzerroller-Brot. Das Fenster war vergittert.

Rechts daneben stand der große Küchentisch, dahinter an der Wand eine breite Bank (ohne Lehne). Darüber hing ein Kreuz. Hier wurde gegessen (Hofhelfer), gebacken, Wäsche gelegt, gewurstet, Federn geschlossen, eingeweckt u.a. Darauf standen zu Mittag 1 Suppenterrine (für die Familie im Wohnzimmer) und 1 braune Bunzelschüssel für die am Küchentisch Essenden.

Wenn der „Lange Josef“ vorbeikam, setzte er seinen Brustkorb auf den Tisch und dem vom Rücken auf einen der Stühle. Wir, auf der Bank. Was der alles hatte, vom Schuhbündel bis zur Unterhose und Socken, Gummiband, Wäscheknöpfe, Nähutensilien und, und, und. Mama suchte dann aus, woran Bedarf war. Nun folgt die dritte Tür, die zum Wohnzimmer führte. Die restliche Ecke füllt der Ofen, Herd aus. Er hatte eine Platte (mit 1 Metallrand, den man besonders blank hielt) an den Kacheln Haken. (Einen Platz hat die Kelle). Darüber ein Absatz auf dem die Kaffeemühle stand, 1 Rolle Zichorie, Streichhölzer (lange Schachtel mit grünen Kuppen, die überall zündeten) Es gab Gerstenkaffee, den wir brennen ließen. Davon stand der Vorrat in 1 Holzkiste in der „Räucherammer“. An die Kaffeedose neben der Kaffeemühle erinnere ich mich nicht.

Der angebaute Backofen mit 2 Röhren bildete eine gekachelte Erhöhung, darüber war ein aufklappbarer Wäschetrockner aus Holz (z.B. für Windeln, Geschirrtücher). Eine Feuerung war also rechts neben der Wohnzimmertüre und eine links von der Eingangstüre zum Hausflur. Daneben der Wasseranschluss mit dem Ausguss. Bevor der da war, mussten wir das Wasser an der Pumpe holen.

Da war noch vor dem Herd die Ofenbank (Ufabänkla...) mit einem hochklappbaren Deckel. Darin befand sich das Schuhputzzeug. (Allabendlich wurde eine ganze Reihe geputzt.) („Lieder aus der Küche“) Die schmutzigen Schuhe stellten wir im oberen Flur am Geländer entlang, gegenüber vom Schuhschrank. Da gab es noch den Zwiebackschrank und den Hutschrank, sowie eine Truhe für Schmutzwäsche und Mamas Kleiderschrank. Auch der Sicherungsschrank war da. Den Zwieback schickte die Omama aus

Liebenau zusammen mit Honig und den schwarzen Winterstrümpfen, die sie für uns strickte. Im Gewölbe wurde irgendwann eine Wand eingezogen, sodass zwei Räume entstanden. Im hinteren, schmaleren Raum gab es geradeaus ein kleines Fenster zum Hoftor hin und im vorderen ein großes mit Ausblick auf die Rückseite des Hofkreuzes. Es entstand also eine Speisekammer und eine Spüle. Die Tür der Speisekammer öffnete sich nach innen, an der Wand hinter der Tür waren Regale eingelassen. In einem Fach lagerten aufgestellte 6-Pfund-Brote. Im Fach darüber waren die Eier untergebracht. Rechts an der Wand befand sich ein helles Regal für Speisereste. An der Wand zur Spüle stand ein niedriges Regal, obenauf die Waage. – Der Raum war feucht. –

R. spielte Mandoline, schon mal an Sommerabenden auf der weißen Bank vor der Haustür. Manchmal sangen die Mädchen (Regine vor allem), das Lied vom Edelweiß oder „Morgen Kinder, wird's was geben!“.

Unterm Fenster in der Spüle stand eine lange Bank, darunter die Eimer mit Steinkohle. Auf der Bank wurde Quark gemacht: Gedickte Milch wurde in einen Leinensack geschüttet und zum Ablaufen in eine hölzerne Presse getan, ein Kohleimer zum Beschweren darauf.

An der Wand zur Speisekammer stand ein rechteckiger Tisch mit der Brotschneidemaschine. Gegenüber, an der Wand zur Küche, waren zwei große, viereckige Spülbecken aus Zink (mit Holzrand) angebracht, links in der Ecke ein hohes Regal, wohl für das Putzzeug.

Bleibt noch die Seite mit Schleuder, Waschmaschine, Holzkorb und Hühnereimer. Ich glaube, es gab einen Abfluss im Ziegelfußboden.

Im Wohnzimmer gab es 3 Fenster, im Winter wurden Doppelfenster eingehängt. Das erste Doppelfenster hatte ein kleines, das nach innen zu öffnen ging (extra für den Nikolaus?). Dort stellten wir immer „Potschen“ hinein. Es gab eine Zeit, da hatten wir 3 Mädchen jeder ein Fenster zu putzen.

Vom oberen Flur aus, kam nach 2 Stufen die Türe zum Boden. In der „Kehre“ war der Platz der Putzsachen für die Zimmer der oberen Etage. Mopp! Der Boden war mit Wäscheleinen bespannt. Es gab einige Dachlücken und an jedem Giebel zwei Fenster. In einer Kammer zur Vorderseite des Hauses, stand ein Regal mit tiefen Fächern und eine große Truhe. Ich entsinne mich, dass in Ersterer Stöße von „Stadt Gottes“, lagen und in einem Fach der Truhe ein Vorrat an Rutenbesen, die in Hof und Stall ständig benutzt wurden. In der Kammer wurde auch die Flagge ausgehängt. Auf der rechten Bodenseite (Blick zum Hoppegarten) stand unsere Mangel, die man per Hand betreiben musste. Rita hat da ein Zeigefingerglied verloren, weil sie ihn in das Oelloch der Verkleidung eines Zahnrades steckte. An der Wand zur Kammer stand ein alter hochrädiger Kinderwagen für die Lumpen. Eine Treppe ging auf einen oberen Boden. Da war es sehr staubig, wohl das Revier des Schornsteinfegers.

Wenn keine Wäsche hing, durften wir auf dem Boden spielen.

Die Wäsche wurde vor allem in der kalten Jahreszeit oben aufgehängt. Wenn sie steif gefroren war, holten wir sie an den Küchenherd zum Auftauen und Trocknen. Unter den großen Teilen (Laken und Tischdecken), von zwei Frauen straff gezogen, krochen wir gebückt und fröhlich drunter durch.

Im Sommer wurde im vorderen Hoppegarten die Leine gespannt.

Durch die Haustür, die im Laufe der Jahre durch eine neue ersetzt wurde, betrat man den Flur. Von ihm gingen 3 Türen aus: rechts zum „Kleinen Zimmer“, geradeaus in die Küche, links ins Mädelszimmer

(Hausangestellte). Rechter Hand gab es die Flurgarderobe. An ihr hing immer eine Jacke, die Mama anzog (im Winter andere als im Sommer), wenn sie in den Hof, Garten oder Feld ging. Die Kindergarderobe war neben der Küchentüre. Gegenüber unter der Treppe, lagerten die Pferdedecken. Dort konnte man gut „Bude bauen“ oder sich verstecken. An der größten Wand hing ein Spruch in Holz (gebrannt?). Ich glaube: „Begrüße froh den Morgen, der Müh und Arbeit gibt. Es ist so schön zu sorgen, für Menschen die man liebt“. Das ehemals große Mädchenzimmer wurde zur Hälfte zum Bad, das auf halber Treppe seinen Eingang fand. Durch das „Kleine Zimmer“ konnte man ins Wohnzimmer gehen und von da, in die Küche. In beiden Zimmern gab es einen Kachelofen. Im „Kl.Z.“, das Besuchszimmer, standen zwei braune Leder-Clubsessel, ein Sofa, ein runder Tisch auf dem Teppich und 3 Stühle, ein Bücherschrank und ein Grammophonschrank, sowie ein Aschenbecher „auf Fuß“. Das Telefon hing an der Wand, etwas tiefer der Zweit- oder Kinderhörer.

In der Mitte des Wohnzimmers stand der große, zweimal ausziehbare Esstisch mit der herabziehbaren Lampe darüber. Zwischen zwei Fenstern die Nähmaschine mit der Uhr darüber. Übereck Papas Schreibtisch mit 1 Radio. Das Cheselong stand in der anderen Ecke, daneben das Kinderstühlchen, die Kinderbadewanne und zweitweise der Laufstall. Gleich neben der Küchentüre war die Kommode, darüber das Schlüsselbrett, am Fenster der Nähplatz. Dazu später.....

Zur Linken des Backhauses wurde die Schweineküche angebaut. Zwischen ihr und dem Blumengartenzaun ergab sich der „Gang“ mit dem „Gangtürdel“ (s. Foto Erika mit Horst v. 1975). Rechter Hand das Clo und dahinter die Scherbenecke mit einem Haselnussstrauch, der in den Entengarten hinüber ragte. In ihm konnte man gut klettern und sitzen. Gegenüber der Schweineküche befand sich eine runde Steintränke, die Kartoffelwäsche und ein Ausguss (in den Peter den Schlüssel geworfen hatte mit der Bemerkung: „Fati siß!“)

Die Enten, auf dem Weg vom Geflügelstall zum Entengarten, mögen da wohl gerne Halt gemacht haben. Übrigens, im Herbst gab es sonntags oft Entenbraten, natürlich mit Klößen und Blaukraut.

Unterm Dach der Schweine Küche war ein Hohlraum mit einer Dachluke, durch die man mit einer Leiter einsteigen konnte. – 1945 hat uns Papa da versteckt.

In der Schweineküche, geradeaus, befand sich der Kartoffeldämpfer, der zu kippen ging. Rechts stand eine Kartoffelmühle, der gegenüber eine große, hohe Schrotkiste mit Deckel. Vorne links war die Wasserstelle. Von hier aus wurden also die Schweine versorgt, vier Türen weiter. Meist von der Frau des Schweizers morgens in der Früh und gegen Abend. In Eimern trug sie das Futter zum Stall, wo das Hungergequitsche – und –gegrunze, dann nach und nach verebte. Wenn es eine Sau mit Ferkeln gab, guckten wir gerne in den Stall. Manchmal zog Mama einzelne mit den Flaschen groß.

Nun zu unserem Blumengarten: Er schmiegte sich zwischen Wohnhaus und Dorfstraße, vom „Gang“ bis zur Hofeinfahrt. Vom Hof aus gelangte man in ihn. Die Türe ankerte in 2 Ziegelsteinsäulen. Mit ein paar Schritten nach rechts war man in der Sommerlaube. Möbliert war sie mit 1 Tisch, 1 Bank und mehreren Stühlen. In den 2 „Fenstern“ (Aussparungen in den oberen gittermäßigen Wänden) hingen Drahtkörbe mit Pelargonien (einige standen auf der Fensterbank, Genutzt wurde sie z.B. für Nähnachmittage, zum Schularbeiten machen, für die Sonntagnachmittagsvesper (es gab z.B. Babe, Kirschstreusel) und danach spielten wir miteinander. Hinter der Laube hatten wir den Sandkasten. Am Zaun entlang schlossen sich Sträucher an: 1 Jasmin, 1 Weigelie (Ediths Fingerhut), 1 Forsythie und an der Ecke am Gangtürdel 1 hellblauer Fliederbusch. Dort begann die den Hausgiebelteil umfriedende Lebensbaumhecke am Zaun entlang. Der parallele Grasstreifen erweiterte sich an der Wegkreuzung und gab einer Weigelie Platz. Der sandige Weg durchzog den ganzen Garten.

Die Rasenfläche wurde in der Mitte durch das runde Beet unterbrochen, bepflanzt mit Rosen, später mit Bartnelken. In der Nähe des Sandkastens wuchs ein pyramidenförmiger Lebensbaum. Vor der Laube gab es ein schmales Beet mit Pechnelken. Ein Meer von Veilchen blühte im Frühjahr auf dieser Blumengartenwiese.

Die Giebelseite des Wohnhauses war mit (hellen) Weintrauben bewachsen. Gleich am Eingang in der Ecke standen Gartengeräte (Spaten, Rechen, Hacke) andere Gerätschaften im Backhaus.

Soviel zum viel bewohnten, geschützten Teil des Blumengartens. Hier wurden z.B. die meisten Fotos gemacht (Onkel Otto hatte 1 Apparat). Wenn es die Witterung erlaubte, wurden hier die Osterester anstatt im Wohnzimmer versteckt.

Nun wandern meine Gedanken in den vorderen Teil des Gartens, wo sich der Rasen fortsetzt. Der Metallzaun mit Zementsockel ist da voll sichtbar. Unter der Hausnummer 14 steht das Hofkreuz. Ein Goldregenstrauch wächst dahinter, im Frühjahr Schneeglöckchen. Das Beet ums Kreuz ist mit Buchsbaum eingefasst, der sich bis zur Hausecke fortsetzt. Auf dem entstehenden anderen schmalen Beet, an der Hauswand entlang, haben Stauden ihren Platz u.a. Pfingstrose, Goldrute, lila Aster. Im Rasen vor den Wohnzimmerfenstern ist rechteckiges Beet mit jahreszeitlich verschiedenen Blumen, z.B. Stiefmütterchen. Vor dem (vergitterten) Küchenfenster stand früher eine Blautanne.

Es gibt eine Aufnahme aus den zwanziger Jahren, da ist dieser Zaun noch nicht da. Die Hauswand zur Straße ist mit Wein bewachsen.

Als ich 1978 mit Irmgard Vieweger (und Frau Günther) eine Fahrt nach Schlesien wagte, sagte Papa: Du wirst doch nicht bloß nach Jauer fahren! Er hat sich gewünscht, dass ich einen Bericht für die Heimatzeitung schreibe. Den Wunsch konnte ich ihm nicht erfüllen, stellte aber ersatzweise ein Fotoalbum zusammen.

Als ich Peter mitteilte: Ich fahre nach Hause, was soll ich Dir mitbringen, war seine Antwort: „Ein bisschen Heimaterde.“ Als ich den Wunsch im Jauerschen Hausflur Frau Zagurska (mit Dolmetscher) überbrachte, ging sie stillschweigend mit dem mitgebrachten Schraubglas in den Garten, wo (im Mai) nur vor dem Kreuz vieles blühte. Nach einiger Zeit kam sie mit dem gefüllten Glas und einem Blumenstrauß zurück,

Als Peter bei Papas Geburtstagsfreier in Brühl von seiner Heimreise erzählte, musste er weinen.

Ob der Garten verschlossen war, vielleicht nachts?

Wo holten wir das Gießwasser her? (aus dem Backhaus?)

Ich erinnere mich, dass Mama samstags nachmittags einen Arm voll (oder in der großen, blauen Schürze, die sie trug) Blumen hereinholte z.B. für den Schreibtisch, den runden Tisch im Kleinen Zimmer. Frühlingblüher wie Buschwindröschen u.a. brachten wir aus dem Wäldchen im Hoppegarten hinten mit.

Irgendwann bekamen wir ein kleines Schutzdach unterm oberen Flurfenster, vor die Haustüre. Das schmale Gärtchen vor den 2 Fenstern des Kleinen Zimmers kam weg. Ein neues, größeres auf Hausbreite mit hochstämmigen Johannesbeeren und Monatserdbeeren (zum Naschen) wurde angelegt, wieder mit Lattenzaun. Die Hundehütte kam weg, dafür ein Zwinger. Die vordere Hofhälfte bis zur Misthaufenmauer wurde gepflastert. War's Strehleener Granit?

Die Himmelsrichtungen sind mir für Jauer nicht klar. Ich entsinne mich an eine schattige Pferdestallseite. Jedenfalls schloss sich an den Schweinestall die Geschirrkammer an. Ein kleiner Raum in dem die Pferdegeschirre an den Wänden hingen, zur Mittagszeit standen sie manchmal an der Wand vor dem Pferdestall. Dazwischen kam noch die Heubodentür. Im Pferdestallen waren mindesten drei der Standplätze mit je zwei Pferden belegt. Hans und Lotte, Bella und Herta, Lore, Niko, Gundel und in den Boxen die

Fohlen. Eine Pumpe mit einem großen Wasserzuber davor gab es und eine große Siedekiste. Beim zurichten bei der Getreideernte im Feld durfte ich schon mal reiten. Es fällt mir ein, dass Papa den Pferden die Schwänze stutzte. Das Pferdehaar wurde gegen Besen u.a. eingetauscht.

Damit mein Erinnern nicht in Arbeit ausartet, mach ich hier für heute einen Punkt.

Am Sonntag, dem 08. Mai 2016 – gez. Susanne

7.
Erinnerungen
von
Tochter Edith J.
Freitag-Dierschke

an die Nachkriegszeit
von 1945 bis 1952

FLUCHTJAHRE
WANDERJAHRE
LEHRJAHRE

Autor: Tochter Edith J. Freitag-Dierschke
Datum: Februar 1988 (erste Aufzeichnungen)
Mai 2019 (Druckfassung mit Fotos)

Ich habe es immer auch als
Schimpfwort aufgefasst, wenn es hiess,
ich sei ein Flüchtling.

Dann hörte ich zugleich, ich sei ein Feigling, ich sei davongerannt. Die Eltern waren zwar froh, als wir endlich alle unseren Flüchtlingsausweis hatten. Der brachte Vorteile, bestätigte amtlich den Verlust von Heimat, Hab' und Gut. Wir waren politisch anerkannte Flüchtlinge, hatten wieder eine Identität, ein deutsche.

Natürlich sah man mir es an, dass ich ein Flüchtlingskind war; zumindest solange die Barchent-Unterhosen hielten, die ganzteiligen mit den langen Beinen und Armen und der knöpfbaren Hosenklappe, gemacht für schlesische Winter, die so unendlich schwer aufzumachen ging mit klammen, winterkalten Fingern, ein Gehaspel, wenn man es eilig hatte, heimlich die Schnellfeuerhosen getauft. Man sah es durch die langen wollenen Strümpfe hindurch, dass darunter dicke Unterhosen steckten. Ausserdem wurden wir in der Schule ständig untersucht und geimpft, weil irgendwelche durch Flüchtlinge aus dem Osten eingeschleppte Seuchen befürchtet wurden.

Manche meiner Mitschüler schienen zu vermuten, dass alle Flüchtlinge Polen seien, kamen sie doch vom Osten her und sprachen anders als die Sachsen hier. Unsere Eltern wiederum hatten grössten Wert auf ein gutes Deutsch gelegt; Dialekte zeigten, wie ungebildet einer sei. Ich konnte bald beides: Für Eltern und Lehrer reines Hochdeutsch und für die Strasse und den Pausenplatz sächsisch.

Wir standen also oft in der Unterwäsche in der grossen Schulturnhalle, und die grauen, schlesischen Unterhosen liessen sich nicht verheimlichen. Es war zudem äusserst kompliziert, den Oberschenkel für eine Spritze freizumachen. Wohler war mir, wenn alle den Hintern zeigen mussten, auch die in den städtischen Schlüpfchen, weil die Spritze in die Pobacke kam. Auch das handgenähte, hohlgesäumte, knopflochstichverzierte Leibchen mit den selbergemachten Strumpfhaltern aus Gummiband und Wäscheknöpfen verriet mich, den Flüchtling. Mama hatte es in der Polenzeit – so nannten die Eltern die Zeit nach dem Krieg, die wir noch in Schlesien zusammen mit den neuen polnischen Siedlern auf unserem Hof zugebracht hatten – extra für meine Erstkommunion aus einem guten alten Stück Stoff während vieler Abendstunden bei Kerzenlicht gestichelt. Die Stadtkinder hier in Leipzig, die

normalen Nichtflüchtlinge, kannten die kalten schlesischen Winter nicht oder froren weniger, vielleicht sogar aus Eitelkeit, und trugen deshalb Schlüpfer und Kniestrümpfe.

Natürlich sah man mir das Flüchtlingskind auch an, wenn ich bekleidet war. Ich hatte dicke, lange, geflochtene Zöpfe. Etwas konnte ich von Anfang an durchsetzen: Ich musste für die Schule keine bunte Schürze mehr tragen, wie daheim im Dorf, und auch sonntags keine weisse, bestickte, mit Rüschen. Hier in der Stadt machte man sich auch nicht so schnell schmutzig, so dass es selten zu Konflikten mit Mutter kam, die in jedem Schmutzleck am Kleid eine kleine Bosheit erkannte, die ihr Arbeit machte, jetzt, wo wir keine Seife hatten für unnützes Waschen. Wahrscheinlich waren die weissen Tüllschürzen sogar in Schlesien geblieben. Mama hatte uns für die Flucht, die von Schlesien nach Leipzig, die Umsiedlung, die meine erste grosse Bahnreise oder vielleicht die erste Bahnreise überhaupt war, im verschlossenen Viehwaggon, unser warmes Federbett, warme Unterwäsche, wollene Unterröcke und Strümpfe, einen Teller, eine Tasse nicht aus Porzellan, von denen wir in der Stube assen, sondern die aus Blech, aus denen die Mägde und Knechte in der Küche gegessen hatten, und Messer und Löffel und Gabel als sauberes Päckchen auf den Rücken gebunden. Das erwies sich als sehr klug und nützlich. Wahrscheinlich waren sogar alle Schürzen in Schlesien geblieben, und ich beschwichtigte mich damals immer wieder wegen der Barchentunterhosen, in dem ich mir sagte, dass ich die Schürzen nicht getragen hätte. Das bildete mit der Zeit die sichere Erinnerung, dass ich es nicht nur durchgesetzt hätte, sondern hatte.

Wir waren also Flüchtlinge, und ich war nie geflüchtet, jedenfalls nicht so wie die Hasen, wenn Niederjagd war, mit grossen Sätzen, auch nicht wie die Rehe aus Scheu, wenn wir sie beim Spielen auf den Feldern und im nahen Wald aufgeschreckt hatten. Ich hatte einfach diese tagelange Bahnreise mitgemacht bzw. eine nächtelange. Es schien immer Nacht in dem verschlossenen Viehwaggon. Manchmal liessen uns die anderen auch bis zu den Ritzen an der Wand, so dass wir durch schmale Spalte die dahingleitende Landschaft im Tageslicht sahen oder die Bahnhöfe, auf deren Abstellgleisen der Flüchtlingszug stundenlang unerklärlich stehenbleiben konnte. Ich weiss deshalb, dass ich schon einmal in meinem Leben in Frankfurt an der Oder war. Die Eltern waren froh, dass wir, das heisst sechs Kinder und sie, Platz in der Mitte des Waggons gefunden hatten. Es war wärmer dort und zog viel weniger. Schlecht war es lediglich, wenn einer auf den Nachttopf musste. Auch an den hatte Mama gedacht. Wir hatten keine Wand und keine Ecke. Warten, bis der Zug hielt und die Waggons geöffnet würden, konnte man auch nicht immer. Meist wurde nur einmal pro Tag

bzw. eben pro Nacht geöffnet, mit Scheinwerferlicht, damit man sah, ob niemand türmen wolle.

Sie sprachen immer vom Türmen,
wenn sie wegrennen meinten.

Später hiess es auch, dass jemand in den Westen getürmt sei. Ich malte mir aus, wie irgendwo in einem hohen Turm einer stünde oder eben türmte und verstand nie ganz, dieses Türmen und Wegrennen miteinander zu verbinden. Wenn wir Kinder auf den Nachttopf mussten, war das ganz interessant. Mama hatte immer kluge, praktische Ideen: Wir Sieben bildeten einen Kreis um den Achten oder die Achte auf dem Topf und schützten vor den Blicken der Fremden. Wir schauten zu und kicherten, wenn die Tropfen ins Emaille-Töpfchen klimperten. Wenn Mama musste, war es mir peinlich. Ich schaute auf den Boden, damit ich weniger da sei, und ich realisierte, dass mindestens wir zwei Jüngsten keine taugliche Mauer bildeten, um Mama zu decken. Peter, der älteste Bruder, und Papa mussten nie. Ich fand es ungerecht, dass ihnen die Peinlichkeit erspart blieb; dachte, es müsse wohl damit zu tun haben, dass sie sich auch sonst kaum aus Angst in die Hose machten, wie uns Kleinen und den Mädchen das nachgesagt wurde.

Auch die erste Flucht vor dem Feind und vor der Front war für mich keine Flucht. Ich war sieben Jahre alt, und niemand sprach mit mir über die wichtigen Dinge, ich war zu klein dafür. Gunter war so klein, dass er noch auf Mamas Schooss sass und in ihrem Bett schlafen durfte, wenn er weinte. Die Grossen verstanden mehr als ich, hiess es. Ich glaubte, weil sie schon zur Schule gegangen waren, sogar in Brieg, während ich nur ein paar Wochen in unserer Dorfschule war und dann wegen dem Krieg gar nicht mehr, bis ich in Leipzig gleich in die dritte Klasse kam und zuerst einmal zu den Dummsten gehörte und im Diktat furchtbar viele Fehler machte, aber nicht lange. In der fünften Klasse war ich schon Klassenerste – aber das alles war viel später. Die Grossen, Peter, Susanne, Ilse und Rita, konnten auch schon helfen. Ich konnte auch helfen, nur merkte das niemand. Ich war brav, fragte nicht dumm, weinte nicht, passte auf mich selber auf, beobachtete alles genau. «Nur keine Umstände machen», hiess es immer, «und keine Fehler», und das tat ich. Vielleicht könnte ich auch einmal einen Fehler verhindern helfen, von meinem Beobachterposten aus.

So ein kleines unbeachtetes Mädchen hört
und sieht viel. Nur fragt niemand danach,

und einfach stören und den Grossen dazwischenreden war auch nicht erlaubt.

Wenn die Eltern bis in die Nacht hinein im Wohnzimmer sprachen, dann hörte man das Murmeln auch in unserem Mädchenschlafzimmer darüber. Ich verstand die Worte nie, aber es war immer eindeutig, ob gestritten wurde oder geplaudert oder ob Wichtiges besprochen wurde, etwas leiser, damit wir es oben auch wirklich nicht verstünden, ob der Pfarrer spät noch dazugekommen war, ob die Nachrichten aus dem Volksempfänger das Gespräch beeinflusst hatten. Ich wusste, dass die Front näher rückte. Früher waren es Kältefronten, die mein Vater als Bauer fürchtete. Sie konnten Schaden anrichten auf den Feldern. Oder im Garten der Mutter, im Spargelgarten oder im Obstgarten. Bei dieser Front wurde grösserer Schaden befürchtet, alles würde kaputtgehen. Auch war vom Feind die Rede. Meine Eltern hatten sich den Nazis im Dorf gegenüber, ich merkte bald einmal, wer damit gemeint war, immer so verhalten, als seien es ihre Feinde. Ich war zutiefst erschrocken, als ich einen von denen mit der Parteiarmbinde eines Tages aus Versehen gegrüsst hatte, und war irritiert, dass ich noch nicht beichten konnte, auch dafür war ich zu klein und musste vor dem Beichtstuhl warten, bis Mama gereinigt von Sünden wieder rauskam. So etwas müsse man sicher beichten, so schlimm sei es, hatte ich nach dem Verhalten meiner Eltern geschlossen. Jetzt aber war noch von der Roten Armee die Rede und von den plündernden Bolschewiken. Das alles verstand ich nicht, wenn ich steif und kaum atmend unter der Bettdecke lag, um kein Geräusch zu machen und vielleicht doch einmal ein Wort richtig zu hören. Ich mischte die tagsüber aufgeschnappten Brocken, je nachdem wie das Gemurmel von unten für mich tönte, selber dazu wie den Text zur Melodie.

Vater, der keinen Kriegsdienst leisten musste, weil er von Jugend auf einen Herzfehler hatte, wurde plötzlich noch zum Volkssturm aufgeboten. Später begriff ich auch bei anderen Menschen, wie Herzfehler tödlich, aber auch lebensrettend sein können. Papas war lebensrettend, er wurde mehr als achtzig Jahre alt. Was Volkssturm war, konnte ich mir nicht vorstellen. Papa müsse Kartoffeltransporte organisieren und Kühe vor der Front wegtreiben. Und das im Sturm? In Jauer hatten wir damals wenig Sturm, aber Kälte. Eines Morgens war Papa wieder daheim und liess – im Januar – zwei Erntewagen einspannen und beladen. Lebensmittel, Kleider, allerlei Geräte wurden aufgepackt, das Nötigste hiess es. Wir machen einen Treck. Leider konnte ich mir das alles nicht genau ansehen, weil ich im Haus bleiben musste, um nicht im Weg zu sein. Dort schaute ich nur immer rundherum, und sah alles, was stehenblieb und liegenblieb.

Mama versteckte zwar noch das Silberbesteck unter den Bodenriemen des Dachgeschosses.

Aber die Standuhr im Wohnzimmer zum Beispiel, die genauso aussah wie die Uhr aus der Geschichte, in der sich das Jüngste der sieben Geisslein versteckt hatte, blieb stehen und tickte weiter. Entweder sei das jetzt die letzte Gelegenheit, dieses Versteck doch noch einmal auszuprobieren – bisher hatte ich es nicht getan, denn die Uhr durfte nur Papa anfassen zum Aufziehen, für uns Kinder war sie verboten – oder nur schon die Uhr war der Beweis dafür, dass wir wiederkommen würden.

Später einmal entdeckte ich auf einer alten, geretteten Fotografie, dass es gar keine Standuhr war, sondern eine Hängeuhr mit Pendel im geräumigen Gehäuse. War ich in meiner Angst und Verwirrung so klein geworden, dass mir die Uhr als Versteck möglich wurde. Oder war Jahre später in der Erinnerung mein Elternhaus samt Uhr so gross und schön geworden wie im Märchen, dass sogar die Sieben-Geisslein-Geschichte darin Platz fand?

Die ganze Zeit unterwegs hätte ich gern gewusst, was eigentlich alles auf den mit Planen überdeckten Wagen sei. Auch erfuhr ich nie richtig, wer alles auf welchem Wagen sass. Klar war, dass Papa nicht nur mit uns, der eigenen Familie, treckte, sondern alle Arbeiter vom Hofe mit ihren Familien mitnahm. Er hatte auch die geschlossene, schwarze Kutsche anspannen lassen. Da sassen, geborgen in den grossen Fusssäcken aus Fell, die auch Erwachsenen bis zur Hüfte reichten, Mama mit Gunter auf dem Schoss, Frau Pohl mit ihrem jüngsten Kind und dazwischen geklemmt ich und Anneliese Pohl.

Die neue Nähe zu Pohls machte auch deutlich, dass nun alles anders war. Pohls seien anständige Leute, und schliesslich arbeitete Herr Pohl bei Papa und auch Frau Pohl, wenn Rüben vereinzelt wurden oder in der Erntezeit. Sie wohnten in einem der kleinen Häuschen, die Vaters Eltern schon für ihr Personal gebaut hatten. Aber Mama sah es nie gern, wenn wir zu viel mit den Pohlkindern spielten. Ihre einfache Sprache störte sie, wir lernten nichts Gutes von ihnen. Anneliese und ich trafen uns deshalb oft hinter den Scheunen, dort sah es niemand. Mama hatte nicht ganz unrecht mit ihren Vermutungen. Anneliese wusste wirklich viel mehr als ich, kannte Flüche. Meine erste Aufklärung bekam ich auch von ihr. Eigentlich war sie nur die erste Person, die mit mir über so etwas sprach. Als Bauernkind hatte ich ja schon längst wahrgenommen, warum unsere Katzen so oft Junge bekamen, und warum wir einen so grossartigen Bullen hatten, aber wissen durfte ich es eigentlich noch nicht. Dafür war ich zu klein.

An dem Tag im Mai, an dem Gunter,
der jüngste Bruder, geboren wurde, kamen
gerade die Störche nach Jauer,

standen eine Weile alle auf unserer Wiese bevor sie ihre Nester auf den verschiedenen Dächern im Dorf bezogen. Die Eltern meinten, das reiche aus als Beweis mir gegenüber, dass Gunter vom Storch gebracht worden sei. Mich hat es immer sehr gekränkt, dass ich so lange für so naiv gehalten wurde. Ich mochte die Erwachsenen aber auch nie enttäuschen und liess sie deshalb im Glauben über meinen Glauben. Später machte ich ein Spiel daraus, manchmal nur die Erwachsenen glauben zu lassen, ich glaube ihnen, oder manchmal sogar mir selber zu erlauben, das Unglaubliche zu glauben, weil damit manches einfacher wurde. Kompliziert wurde dieses Spiel erst dann, als die Erwachsenen anfangen mir ungläubige Dinge zu sagen, weil sie wussten, dass ich sie nicht mehr glauben würde, nur weil es für sie leichter war, sich mir gegenüber sogenannt kindlich auszudrücken. Anneliese und ich sassen nun also zum ersten Mal ganz offiziell so nahe beieinander und genossen unsere Komplizenschaft. Es schien eine schöne Reise zu werden. Wir spielten miteinander. Und Flocke, das Fohlen, das fast weiss war und deshalb Flocke hiess wie die Schneeflocken, sprang neben seiner Mutter und manchmal auf der Höhe unseres Wagenfensters mit, dass ich mich daran freuen konnte.

Uns gingen die Spiele aus, es wurde immer ungemütlicher und kälter und mit der Zeit dämmriger. Bald einmal war klar, dass diese Reise nicht irgendwo bei Verwandten und Kaffee und Streuselkuchen enden würde, wie sonst unsere sonntäglichen Ausflüge in der Kutsche. Ich erinnere mich nur noch, dass ich am Abend im Halbschlaf aus der Kutsche in ein fremdes Bauernhaus getragen wurde, wo sich alle auf den Fussboden legten. Keiner zog sich aus, denn man wisse nie, wann es weiterginge. Die Front sei sehr nahe.

Die ganze Welt schien in Bewegung. Wir kamen durch Dörfer, die ich noch nie gesehen hatte. Ständig zogen neue Fuhrwerke vorbei. In den nächsten Tagen wurde die Stimmung rundherum immer aufgeregter und hektischer, obwohl wir oft nicht mehr vom Fleck kamen. Vor uns und hinter uns Wagen um Wagen, so erzählten Papa oder Peter, wenn sie einmal auf der Höhe unseres Fensters neben der Kutsche herliefen. Die Pferde mussten ausgespannt werden, um anderen zu helfen, bergauf zu kommen. Ein andermal blieben wir stecken und das Fuhrwerk ruckte erst wieder vom Fleck, als fremde Hilfe kam.

Rufe, Peitschenknallen, knirschende Bremsen. Ich sah nichts Genaues, denn wir Kinder mussten auf jeden Fall im Wagen bleiben, um nicht verlorenzugehen.

Wir erlebten einfach dieses Paradox vom Steckenbleiben, das die Aufregtheit und Ungeduld rundherum steigerte zu einem atemberaubenden Tempo. Die beiden Mütter sassens mit uns in der Kutsche und taten nichts, und doch hatten sie keine Zeit, sich mit uns zu beschäftigen, und vor allem keine Geduld.

Zehn Tage treckten wir, schreibt Vater in seiner Chronik. Das machte für mich, gut sieben Jahre alt, einen ganzen Winter. Ich reiste von der Wärme und Vertrautheit des Heimatdorfes in die Kälte der Fremde und lernte von diesem Winter, dass keiner mehr so sein würde, wie alle anderen vorher. Arme und Beine wurden steif im warmen Fellsack – und ich neige noch heute zu kalten Füessen, wenn ich stillsitzen muss. Mein Mund blieb zu und verlernte das Fragen. Ich war nur noch Aug und Ohr und Angst.

Vorher hatte Winter geheissen: Schlittenfahren und Schusseln auf dem Eise. Unser Teich, die Schusterluhsche, lag vor dem Haus, und der kleine Hang von der oberen Dorfseite her, führte direkt auf die Eisfläche. Winter hiess: Mit roten Backen so lange draussen spielen, bis es dunkel wurde, und erst in der warmen Stube merken, dass die Füesse eiskalt und die Hände steif waren. Winter hiess: Sich wieder warmlaufen um den grossen Stubentisch herum oder Papas Nudelkulle geniessen. Nudelkulle nannten wir das Wallholz und auch Papas Rollen unserer kalten Hände und Füesse zwischen seinen grossen warmen Händen.

Einmal sprang ich auch aus unserer Kutsche. Einmal war soviel Aufregung, dass die üblichen Verhaltensanweisungen wegblieben. Der Wagen hielt, Papa riss den Schlag auf und rief, Peter sei verletzt. Mama stürzte raus und ich hinterher. Peter hatte sich eine Hand eingequetscht und hatte eine offene Wunde. Desinfizieren und einbinden, meinte Mama, aber wie? Dann ging alles blitzschnell: Mama ging in die Hocke, hob den Rock leicht und befahl Peter seine Hand auszustrecken, und sie wusch Peters Wunde mit ihrem warmen, in der Kälte dampfenden Urin.

Ich muss gestehen, dass ich immer auch Angst hatte vor meiner Mutter. Sie konnte schlagen und sehr streng sein aus lauter Sorge, aus uns würde nichts Rechtes. Grossvater sei noch strenger gewesen als Dora, die jüngste Tochter und diejenige von seinen Kindern, die es gut mit ihm konnte, hiess es. Ihm habe im Jähzorn die Peitsche ausrutschen können. Wenn es darauf

ankommt, lernte ich, schlägt Mama nicht, sondern handelt. Ich glaube, ich kroch ganz schnell und fast ein wenig glücklich in die offene Kutsche zurück. Und ein Teil der Angst vor ihr wandelte sich in dieser Stunde in Bewunderung und Achtung.

Ich hatte nun auch gesehen, wo Susi, Ilse und Rita steckten. Sie schauten unter der Plane des vollgeladenen Wagens vor uns hervor. Nun erst erkannte ich, dass der Kutschenplatz bei den Müttern und den Kleinsten ein privilegierter war. Ich mag mich nicht erinnern, dass Gunter weinte oder wehleidig gewesen sei. Er war doch noch keine drei Jahre alt. Er sass oder sitzt in meiner Erinnerung immer brav auf Mamas Schooss oder Mama hält ihn wie einen schützenden Schild vor sich. Ja, es gab Situationen, da streckte sie ihn regelrecht den Feinden entgegen, um deren Mitleid zu erregen. Auf Mütter mit Kindern schoss man nicht. Ich hätte mich gewehrt und gestrampelt, aber er staunte in die Welt und schwieg.

Mama sah je länger je mehr wie die
schmerzensreiche Madonna aus. Es war
immerfort Karfreitag.

Karfreitag in Jauer hatte ich gar nicht geliebt. Zuerst die Messdiener mit den Holzklappern an unserem Gartenzaun vor dem Hauskreuz! Immer dann, wenn das Jahr lang genug war, um den sterbenden Heiland daran zu vergessen und unbeschwert im Garten zu spielen, kamen sie wieder und beteten und stellten den Gekreuzigten sozusagen wieder mitten auf meine Spielwiese. Zugegeben, das Kreuz stand in der äussersten Ecke des Vorgartens, aber es war gross und wurde durch ihr Klappern jedes Mal wieder wichtiger als meine geliebten Blumen, wichtiger als die Gartenlaube und die Jasminhecke und der Sandkasten. Dann hatte ich Mama in die Kirche zu begleiten zur Anbetung der Frauen. Zuerst hiess es stillsitzen und warten bis die im Gebet versunkenen Frauen zum Grab gingen. Wenn Mama mich nicht beachtete, dann war da immer noch hinter uns in der Bank die alte Frau Wasser-Dierschke, die mich von hinten her kneifte oder zupfte und zurechtrückte. Und sie sass immer hinter uns. Die erste Bank hinter dem Seitengang gehörte uns, die zweite den Wasser-Dierschkes ... Die alte Frau Wasser-Dierschke verpasste keinen Gottesdienst, und in keinem Gottesdienst verpasste sie die kleinste Kopfwendung von mir. Mit der Zeit hiess es, ich sei ein besonders frommes Kind. Kunststück! Der Gang zum Grab Christi war schon interessanter, da war Bewegung. Aber es kostete mich immer grosse Überwindung, hinter Mama niederzuknien und kniend vorwärts zu rutschen und dann den komisch weiss-gelblichen Leichnam Jesu am Kreuz,

kalt, hart, mit einem leichten Modergeruch, der aus der Seitenkammer der Kirche hervorzukriechen schien, zu küssen. Wenn es ging, wenn ich sicher war, dass die alte Wasser-Dierschke mich nicht packen konnte, berührte ich die Wunden nur schnell und leicht mit den Lippen und küsste nicht richtig.

Irgendwann war diese Karfreitagsfahrt durch den eisigen Winter zu Ende. Anneliese Pohl war wieder aus meinem Gesichtskreis verschwunden.

Wir wohnten in der Mühle bei den Königs,
die auch eine Tochter in meinem Alter hatten
und warteten, dass der Krieg zu Ende ginge.

Gunter und ich spielten mit Holzscheiten vor dem Ofen immer wieder Panzersperre, und mit Gisela, dem Müllerstöchterlein stromerte ich durch alle Gebäude und durchs Grundstück. Die Nächte gefielen mir am wenigsten. Wir waren, so beurteilte ich das, in einer Getreidekammer untergebracht, alle zusammen im gleichen Raum. Es hatte auch nicht genug Betten. Gunter schlief bei Mama im Bett. Ich schlief mit Papa auf zusammengерückten Gartenbänken, so aus Latten mit Zwischenräumen. Auch wenn es mir jemand mit Fotos anders beweisen könnte, ich beschwöre es, denn ich bin einmal nachts ganz lange wach gelegen und habe gesehen, wie nahe bei meinem Gesicht sich eine Maus durch die Latten durchgeschoben hat und dann, husch, bei den Füßen unten wieder verschwand. Papa erzählte immer lachend, was ich für ein unruhiger Racker sei und dass ich fast jede Nacht quer über ihm läge im Schlaf. Und ich weiss, dass ich ganz oft ganz still liegen blieb, um ihn nicht im Schlaf zu stören. Vielleicht war es auch Ilse, die auf einer Gartenbank schlief und die Mausgeschichte so gut erzählte, dass ich sie voll miterlebte.

Die Eltern waren öfter beim Mittagessen in der Mühle nicht dabei. Oder jedenfalls einmal nicht. Sie hatten ständig wichtige Besprechungen und viel, viel zu tun. Die Lage war ernst. Peter nutzte seine Stellung als ältester Bruder weidlich aus, und wir Mädchen fielen auf seine Bubenideen mächtig rein. Zum Beispiel gab es einmal Bockwurst, endlich wieder etwas Wurst, und Peter erklärte uns, dass er wisse, woher diese Wurst in Kriegszeiten käme. Er habe selber gesehen, wie in der Kadaveranstalt die toten Tiere angeliefert würden und wie die Metzger die scheusslichen, stinkenden Fleischstücke zurückholen und zu Wurst verarbeiten würden. Wir hörten mit offenen, leeren Mäulern zu und schüttelten uns und begriffen erst, nachdem Peter zwischen dem Reden bereits die dritte Wurst runterdrückte, wie wahr seine Geschichte sein konnte.

Irgendwann einmal zogen wir um, weiter weg vom Dorf zu einer Verwandten von Papa. Es kamen noch viel mehr Verwandte und Bekannte dazu, weil der Hof so schön abseits lag und man hoffte, dass da die Front nicht vorbeikäme. Mir blieb die Erinnerung an viele Rösser und Wagen. Ich war den ganzen Tag damit beschäftigt zuzuschauen, wie aus- und eingespannt, gepflegt und gefüttert wurde. An einem Tag wurde alles wieder sehr ernst. Die Tante holte eines ihrer besten Leintücher aus der Truhe, und es wurde als weisse Fahne, weit sichtbar, aus dem oberen Stockwerk aus einem Fenster gehängt.

Weisse Fahnen seien Friedensfahnen,
und es gelte, den Russen zu zeigen, dass man
sich friedlich ergebe.

Auf den grossen Tisch in der Stube stellten die Frauen Brot und Salz. Alle sassen darum herum, aber keiner rührte etwas an. Auch dass verstünden die Russen als einen friedlichen Willkommensgruss. Mama stimmte dann den Rosenkranz an und alle beteten laut mit, auch Männer und Kinder. Diesmal hatte der schmerzreiche Rosenkranz auch für mich etwas Tröstliches.

Damals, als bei uns im Hoppegarten der grösste und schönste Birnbaum vom Blitz getroffen worden war und es weiter oben im Dorf brannte, hatte Mama uns auch geweckt und um den Stubentisch herum, hinter verschlossenen Gardinen und Fensterläden, bei Kerzenlicht den Rosenkranz beten lassen. Damals begleitet von Donner und aufgeregten Männerrufen, hätte ich den perlmutternen Rosenkranz am liebsten hingeworfen und die Fenster aufgerissen, um zu sehen, was nun wirklich los sei und wo Papa sei und was die Männer machten. Das Gewitter eine Strafe Gottes und unser Rosenkranzgebet die Busse, sollte ich das glauben? Am nächsten Tag sind wir im gefallenen Birnenbaum herumgeklettert und konnten zum ersten Mal auch die Birnen zuoberst in der Krone pflücken. Das war eigentlich sehr aufregend und befriedigend. Gewitter brachten unerwartete Überraschungen.

Wir sassen also um den Tisch herum und hielten uns an unseren Rosenkränzen fest und beteten. Irgendwann einmal, nein, ich bin sicher, es muss an einem schönen, sonnigen Nachmittag gewesen sein, wieder so einer, an dem man nicht draussen spielen durfte, kamen Pferdehufe näher und dann sprangen im Hof Männer vom Pferd und kamen herein, mit Gewehren im Anschlag. Ob sie unsere Salz- und Brot-Sprache verstünden? Und hatten sie das weisse Leintuch gesehen? Offensichtlich ja, denn sie

taten nichts Schlimmeres, als alle grimmig anzuschauen und dann wieder davonzureiten. Es brach kein Jubel aus und niemand wurde laut, aber die Geräusche stimmten auf einmal wieder. Die Fliege am Fenster, die vorher noch laut wie ein Flugzeug unseren Gebetsrhythmus zu durchschneiden versuchte, summt wieder ganz normal. Atmen war keine Arbeit mehr; es atmete wieder von allein.

Der Krieg sei zu Ende, wir könnten wieder heim. Papa liess anspannen. Nein, es war alles anders als beim Aufbruch von Jauer, nachts damals und mit allen anderen vom Hof. Papa spannte selber an am helllichten Tage und Mama und die Grossen luden mit auf.

Bei uns hiess es immer: die Grossen. Peter, Susi, Ilse, Rita, dann kam eine Pause und dann ich, und dann der kleine Gunter. Rita war die Kleinste von den Grossen, ganz lange das Nesthäkchen. Sie schlief auch immer noch im Herzchen-Bett, bei der Abreise von Jauer jedenfalls, und hatte es nicht hergegeben für die kleine Schwester. Man erzählte, sie habe mich, das Baby, in einem unbeobachteten Moment in den Bauch gebissen, denn sie hätte Mamas Nesthäkchen bleiben wollen. Sie blieb es auch. Ich wurde auf Papas Arm gross, hiess es immer. Mama sei halt mit meiner Geburt zu einer kranken Frau geworden. Dass sie vor meiner Geburt schon krank war, nämlich traurig und überfordert, heute sagt man depressiv, habe ich erst als erwachsene Frau erfahren, als ich dabei war, das Fragen wieder zu lernen. Ich verstand dann manches viel besser und jedenfalls nicht mehr wie einen Vorwurf. Sie sollte sich erholen und ging, wie es sich für eine katholische Bauersfrau bzw. Gutsbesitzerin geziemte, in Exerziten. Der begnadete Prediger und Jesuitenpater Johannes Blümel heilte sie auch vorübergehend. Sie kam voller Optimismus wieder nach Hause und wollte unbedingt ein fünftes Kind. Ich werde, seitdem ich das weiss, den leisen Verdacht nicht los, dass ich der Priestersohn werden sollte. Der Hoferbe, Peter der Älteste, war ja schon da und auch drei Töchter. Es muss wirklich eine schwere Geburt gewesen sein. Eine ganze Nacht lang habe Mama gekämpft, und, so wie ich mich kenne, ich auch.

Erst die dritte Hebamme, die Papa holte,
wieder die gleiche wie bei den Grossen, und
der hinzugezogene Arzt und seine Spritze halfen
einem gesunden kleinen Mädchen auf die Welt.

Edith wurde es getauft, nach Mamas Wunsch, wie die englische Königstochter, die auf ihren Thron verzichtet hatte und ins Kloster ging, und dann noch Johanna, nach Papas Wunsch. Ob da Johannes der Lieblingsjünger

oder Johannes der Jesuitenpater, sozusagen mein geistiger Vater, oder die Jungfrau Johanna von Orléans bei der Namenswahl mitwirkten, blieb unklar. Papa sagte, ihm habe der Name einfach gefallen. Zufall? Gunter war ein Zufall. Dieses sechste Kind war nicht geplant, aber er sei ein Goldjunge geworden, ein ganz lieber, und hätte in den schweren Zeiten manches wieder gut gemacht. Jedenfalls sass er in den schweren Zeiten immer auf Mamas Schoss. Aber das sagte ich ja schon.

Auf der Rückreise nach Jauer sass die Anneliese Pohl nicht mehr neben mir, das weiss ich ganz sicher. Freudige Aufbruch- oder eben Rückkehrstimmung lag in der Luft. Die Reise ging viel schneller, die Sonne schien, es war Mai. Aber dieses Mal wusste ich schon, dass Reisen völlig Unerwartetes, Neues bringen konnten, und nicht immer nur Gutes. Flocke, das junge Fohlen kommt nicht mehr vor in meinen Erinnerungen. Ich werde immer etwas traurig, wenn ich an Flocke denke, und dass sie mir auf dieser Reise verlorenging, und ich weiss nicht wie. Wenn der Krieg nicht gewesen wäre, dann hätte ich vielleicht auf Flocke reiten gelernt, es wäre mein Pferd gewesen. So habe ich nie reiten gelernt, nicht einmal anspannen. Wir fuhren durch Dörfer, durch die die Front hindurchgekommen sei. Ich sah es. Einmal hingen an einem frisch ergrüntem Baum farbige Messgewänder, wie bunte Fahnen. Unheimlich schön! Der Pfarrer Neuber aus Jauer sei erschlagen worden, erfuhren wir später. Für mich war der buntgeschmückte Baum immer das Grabmahl für die toten Priester. In meinen Erinnerungsbildern lag meistens noch eine geöffnete Monstranz ohne Hostie achtlos unter dem Baum, eine goldene. Das kann aber nicht wahr sein, denn niemand hätte eine goldene Monstranz achtlos liegenlassen, auch wir nicht, obwohl wir nirgends anhielten, nur nach Hause wollten.

Wir kamen zu Hause an, jedenfalls in Jauer. Unser Haus stand noch, die Ställe auch, aber es war nicht mehr «zu Hause». Es war alles unheimlich leer und still, es hatte kein Leben mehr, keine Tauben mehr, keine Hühner mehr, keine Katzen mehr, keinen Hund in der Hundehütte, keine Enten und Gänse auf dem Teich, keine Kuh mehr im Kuhstall, keine Nachbarn, keine Fuhrwerke auf der Strasse.

Es hatte Löcher in den Fenstern, provisorisch gestopft mit Leintüchern und sogar mit einem weissen Sonntagstischtuch aus Damast. Der grosse Auszugstisch aus dem Esszimmer im oberen Stock, wo wir immer Weihnachten gefeiert hatten und die grossen Familienfeste, stand im Kuhstall, rundherum Scherben vom besten Geschirr und Weckgläser aus Mamas Vorratskammer, leer natürlich. Hier hätten die deutschen Soldaten noch gehaust bis die Front auch nach Jauer kam.

Und dann hätten auf der oberen Dorfstrasse
die Russen gestanden und bei uns auf
der niederen Seite die Deutschen. Es gab
Einschüsse am Haus.

Und hinter jeder Ecke und jeder angelehnten Tür erwartete ich einen bewaffneten Soldaten, der noch nicht wusste, dass der Krieg zu Ende war.

Das Herrenzimmer, in das sich die Männer zu einer Zigarre zurückgezogen hatten nach den Familiensonntagsessen und wo das Telefon hing und wo Papa mit den Viehhändlern verhandelte und der grosse Brockhaus in vielen Bänden hinter Glasscheiben stand, war als erstes wieder leerschaufelt von allem Unrat. Gunter und ich wurden dort reingesetzt und durften warten, während Mama mit den grossen Mädchen im Haus und Papa mit Peter im Hof das Größte zusammenräumten. Es war still und warm, so still und warm wie an einem friedlichen Sommersonntag in der Mittagsschlafzeit, aber es war nicht Sonntag und nicht Mittagszeit, und es war nicht friedlich. Für einmal war ich froh, nicht zu den Grossen zu gehören. Ich meine, ich hätte auch Reste von Kuhschlachtungen herumliegen gesehen, überhaupt tote Tiere und stinkende Reste meterhoch, jedenfalls so hoch, dass ich nicht darübersteigen konnte. Papa kam irgendwann von einem ersten Rundgang durchs Dorf zurück. Er brachte Ritas Herzbett mit, himmelblau und mit einem herausgesägten Herz im Kopfteil, das er irgendwo herumliegend gefunden hatte. Ein paar Leute seien noch im Dorf oder wieder, aber keine Tiere. Milch bekämen wir nirgends. Man müsse immer noch mit dem Schlimmsten rechnen, die Rote Armee sei auf dem Rückmarsch.

Es wurde wieder recht wohnlich im Haus, aber ganz anders. Wir zogen uns ins obere Stockwerk zurück. Peters Schlafzimmer wurde das Wohnzimmer. Im Mädchenschlafzimmer wurde von Balken eingerahmt ein Strohlager errichtet, auf dem die Grossen schliefen. Gunter kam ins Herzbett und ich hatte auch eine Ecke für mich.

Papa war immer wieder unterwegs «auf
Hamstertour». Er versuchte bei Verwandten
und Bekannten Tiere zu kaufen und Esswaren,

aber oft war schon wieder gestohlen, was er mitbringen wollte, noch bevor wir es gesehen hatten. Und Mama wurde Köchin. Früher hatte sie mit den Mädchen besprochen, was zu kochen sei, jetzt stand sie selber in der Küche. Sie kochte nicht nur für uns, sondern für die Russen. Ja, die Rote Armee

war auf dem Rückmarsch. Immer wenn russische Soldaten in unserem Haus einquartiert waren, kochte Mama für sie und auch wir bekamen etwas zu essen.

Jede Einquartierung war anders. Einmal waren es total lustige Leute, die Musik machten. Papa hatte unser Klavier fast nur an Weihnachten benutzt oder an besonderen Festen, wie überhaupt das obere Esszimmer mit dem grossen Auszugtisch. Jetzt tobten Männer dort, tranken, assen, spielten Klavier, liessen sich von Mama servieren, sangen. Mama blieb sehr ernst und kochte. Ihr Ehering war ihr gestohlen worden, als sie ihn beim Gemüsegerüsten auf die Seite gelegt hatte.

Ein andermal waren der Hoppegarten, so hiess unser Obstgarten, ehemals Hopfengarten, der sich bis zum nahen Wald erstreckte, und überhaupt die Wiesen soweit ich sehen konnte bedeckt mit Zelten und Wagen und Feuern und Soldaten, Soldaten, Soldaten. Wir könnten uns einigermaßen sicher fühlen mit den einquartierten Offizieren im Haus, meinte Papa, aber sonst sei es gefährlich, besonders für die Frauen. Die Grossen, die Mädchen nur, waren versteckt für einige Tage und Nächte. Ich glaubte zu wissen, wo sie sein müssten, und gab mir grösste Mühe nicht in Richtung neue Scheune zu schauen, wo ich sie im Stroh unterm Dach vermutete. Nachts brachte ihnen jemand zu essen. Auch das war äusserst gefährlich. Am schlimmsten aber wäre es gewesen, wenn die Eltern sie nicht versteckt hätten. Dann wären sie vergewaltigt worden. Ich konnte mir nichts Genaueres darunter vorstellen. Es musste mit Blut und zerrissenen Kleidern, vielleicht sogar Mord zu tun haben und nur Frauen betreffen. Männer wurden erschossen, wie mein Onkel im Nachbardorf, oder erschlagen wie Pfarrer Neuber. Aber auch Frauen wurden erschossen, wie Frau Eistert, die Nachbarin mit ihrem kleinen Sohn Bernhard, der genauso alt war wie Gunter. Es waren alles nette Leute, ganz ungefährliche, das wusste ich genau. Also musste der Krieg so etwas Verrücktes sein oder die Front oder Soldaten oder die Russen aus der Roten Armee. Mit den Russen konnte man auch nicht reden; wir verstanden uns nicht. Ich hatte grosses Mitleid mit meinen drei Schwestern, die da irgendwo allein im Stroh lagen, nicht entdeckt werden durften, sich wahrscheinlich auch nicht rührten vor Angst vor der drohenden Vergewaltigung. Ich hatte auch Angst zu schlafen, weil ich hören wollte, was passierte. Wenn Papa oder Peter sich mit dem Essen zu ihnen schlichen, schlug dann kein Hund an, war dann sicher kein Soldat mehr auf seiner Wachrunde mit dem Gewehr schussbereit? Unser Herrgott meint es gut mit uns, folgerte Vater, denn es ging immer gut.

Einmal ging es fast nicht mehr gut. Es war wieder ein schöner Sommertag, aber wir waren im Haus, beschäftigten uns still, und Mama hatte die

Haustür fest verschlossen. Man wüsste ja nie! Papa war unterwegs. Vielleicht brächte er diesmal eine Kuh mit heim. Die Stille wurde durch heftiges Poltern und Rufen an der Haustür jäh durchbrochen. Mama zögerte ein Weilchen, wartete, ob die Polterer nicht doch unverrichteter Dinge wieder abzögen, in der Meinung, dass niemand im Haus sei, so dachte ich. Dann nahm sie «ihren kleinen Schutzengel» Gunter auf den Arm. Ich erwischte noch einen Zipfel ihrer Schürze und ging mit ans offene Fenster, wo sie sich mit der Gruppe russischer Soldaten vor dem Haus zu verständigen suchte. Sie wollten etwas und sie wollten Einlass, und Mama sagte nein und verwies auf die kleinen Kinder. Später hörte ich, dass sie einen der letzten Wagen vom Hof mitnehmen wollten, aber Papa hatte vorsichtshalber ein Rad abgenommen und versteckt und Mama hatte vergessen, wo das Versteck war. Die da unten wurden immer wütender, das hörte ich, aber ich sah sie nicht. Ich wurde neugierig. Jemand hätte mich auf den Fenstersims heben müssen.

Urplötzlich trat Mama einen Schritt zurück,
ein Schuss ging los und eine Gewehrku­gel pfi­ff
über mich hin, knapp an Mamas Kopf vorbei,

hinter uns in die Wand. Wir hatten uns auf den Boden geworfen und rührten uns nicht mehr. Mir war es, als seien wir ohne zu atmen sehr, sehr lange liege­geblieben, so lange, dass ich fast meinte, jemand sei tot. Vor allem hoffte ich, die Soldaten vor dem Haus glaubten das und verschwänden schlechten Gewissens. Es passierte nichts mehr und die Stimmen entfernten sich wieder, aber die Lähmung blieb über uns liegen bis Papa wieder zu Hause war.

Ich weiss nicht, ob ich von da an das neue Wohnzimmer anders erlebte und alle Ereignisse mit diesem Schuss und dem Schreck in Verbindung brachte oder ob sich nicht vielleicht doch noch am gleichen Tag dort etwas entlud. Ich sehe Mama vor mir, die total wütend auf Rita einschlägt, die irgendetwas getan hatte, was zu laut war. Ich begriff, dass was hier passierte ja noch viel lauter sei, als das bisschen Spielen vorher. Mama prügelte die winselnde Rita am Boden, die sie ja so liebte, und ich hätte mich am liebsten dazwischengeworfen, weil alles total ungerecht war, aber ich sah auch, dass Mama sich zusehends beruhigte und entspannte. Irgendetwas kam so wieder ins Gleichgewicht, und ich weinte mit, weil ich genau merkte, dass diese Prügel nichts mit Ritas Vergehen, sondern mit diesem saublöden Krieg zu tun hatten. Rita hat mir gegenüber später sogar behauptet, Mama

hätte sie nie geschlagen, jedenfalls nicht so grausam. Ich weiss es aber, ich habe zuschauen müssen.

Mit der Zeit kamen keine russischen Soldaten mehr durchs Dorf, aber die Polen kamen. Sie seien auch arme Flüchtlinge, von den Russen aus ihrer Heimat verwiesen. Hier aber wurden sie Herren, besonders der lange, hagere Mann mit dem Stock, der sich bald einmal Bürgermeister nannte, und der wütende, kleine Bauer, der mit Mutter, Frau und Tochter unten in unser Wohnhaus einzog.

Ludmilla war gleich alt wie ich. Wir spielten miteinander, und ich lernte polnisch.

In ihren Hausteil ging ich nie. Ich hatte miterlebt wie Pan Zagurski an einem Sonntagmorgen, gleich nach dem Gottesdienst in der Kirche, seine Frau mit einem Stock schlug und mit Wasser überschüttete. Es gefiel mir auch nicht, fremde Leute in unserem früheren Wohnzimmer zu besuchen. Und überhaupt wollte ich dem Pan Zagurski keine Gelegenheit geben, auch mich herumzudiktieren. Ich fand es schlimm genug, dass Papa und Peter für ihn arbeiten mussten, auf unseren eigenen Feldern. Im Auszughaus, dort wo früher der alte Onkel gewohnt hatte und wo im obersten Stockwerk die grossen Vorratskisten aus Holz gestanden hatten mit getrockneten Birnen und Mehl und wo ein ganzes Zimmer ganz uns Kindern gehört hatte mit der Puppenstube und dem Kaufmannsladen, dort zog Pan Jedlinski mit seiner Frau ein. Die besuchte ich gern. Sie hatten keine eigenen Kinder und freuten sich über unsere Besuche. Manchmal bekam ich auch etwas zu essen. Es war aber sogar schön, einfach zuzuschauen, wenn Frau Jedlinski kochte, besonders wenn sie Piroggi machte. Heute würde ich die mit gut gewürztem Kartoffelbrei gefüllten Teigtäschchen Ravioli nennen. Auch wenn alles anders war, mit der Zeit gefiel es mir wieder in Jauer. Papa nahm zwar nie wieder seinen Spazierstock, früher ein Zeichen, dass irgendein Abenteuer bevorstand. Er ging mit uns nicht mehr über die Felder, um zu sehen wie das Korn steht. Er ging mit uns nicht mehr bis zur Bankauer Brücke, um mit uns auf der einen Seite hineinzuspucken und zu sehen wie die Spucke unter der Brücke hindurch auf der anderen Seite wieder zum Vorschein käme. Er lag nie wieder nach dem Mittagessen auf dem Sofa, da lag jetzt wahrscheinlich Pan Zagurski drauf, und ich konnte nie wieder an seinem Adamsapfel spielen bis er mich mit einem künstlichen Hat-schi, längst erwartet, erschreckte. Mama trug immer ihren strengen Knoten, Mittelscheitel und das Haar glatt zurückgekämmt, und machte sich nie wieder mit der Ondulier-Schere Locken. Ich ging auch nicht mehr in die Schule.

Ja, ich wäre gerne in die Schule gegangen. Ich hatte ja gerade erst in der ersten Klasse angefangen, als der Krieg auch zu uns kam. An irgendwelchen Lehrstoff mag ich mich nicht erinnern. Ob ich dort schon Buchstaben schreiben oder lesen gelernt hatte, weiss ich nicht mehr. Aber staunen gelernt hatte ich. Wenn die frechen Nachbarsbuben unser kleines, liebes Fräulein Gloger so durcheinanderbrachten, dass sie ihnen mit dem Rohrstock in der Hand hilflos über Tisch und Bänke hinterherhopste und sie doch nie einholte, dann fand ich das so aufregend wie Jahre später den ersten Krimi.

Ich ging zwar nicht in die Schule,
aber ich hatte Schule, ganz allein, ohne
Mitschüler. Mama nahm es sehr
ernst, mir das Rechnen, Schreiben, Lesen und
Handarbeiten beizubringen.

Jeden Morgen war Unterricht. Am Wichtigsten nahm ich mit der Zeit das Häkeln. Ich hatte herausgehört, dass wir wahrscheinlich noch einmal flüchten müssten. Die Polen würden hierbleiben und wir würden ausgesiedelt. Damals, als wir mit der Kutsche wegfuhrten, hatte ich gar nichts einpacken dürfen. Beim nächsten Mal, so dachte ich mir, wäre ich besser vorbereitet. Ich häkelte also als erstes ein Netz. In dem wollte ich den Weihnachtskaktus mitnehmen. Er war mit Knospen übersät, und ich liebte ihn über alles. Ich liebte auch die weiss gestrichene, zweistöckige Blumenbank in unserem Mädchenschlafzimmer, die sich so gut als Kaufladen verwenden liess. Weil die aber zu gross gewesen wäre für den Transport, häkelte ich das Netz. Die Tiere waren ja alle tot, sonst hätte ich sicher auch auf Transportmöglichkeiten für ein Kätzchen, ein Lieblingshuhn, eine Ente gesonnen.

Es gab auch Dinge, die schöner waren als früher. Früher hatten die Mädchen, das sind nun nicht meine grossen Schwestern, sondern die für den Haushalt angestellten Mädchen, früher hatten sie gegen Abend die grossen Kachelöfen in den Schlafzimmern eingeheizt. Darin unterschied sich unser Haus übrigens von fast allen übrigen im Dorf, bei uns hatte es nicht nur in der Stube, sondern auch in jedem Schlafzimmer einen Kachelofen. Wir Kinder gingen früher erst ins Schlafzimmer, wenn es Zeit zum Schlafen war. Tagsüber hatten wir dort nichts zu suchen. Aufstehen wiederum durften wir, jedenfalls im Winter, erst, wenn die Mädchen ins Schlafzimmer kamen und nachdem wir die von ihnen gebrachte warme Milch mit Honig getrunken hatten. Mama hatte eine Haushaltungsschule besucht und fühlte sich wohl immer mehr wie eine Gutsherrin und nicht wie eine Bäuerin. Schöner war

nun, dass wir, weil wir ja keine Mädchen mehr hatten, nun selber heizten, und dass die Schlafzimmer zum Spielen freigegeben waren, weil durch die Polen auf dem Hof sonst alles soviel enger geworden war. Jeden Abend holten wir Kinder grosse Bündel Rapsstroh aus der Scheune, das Holz war ja schon lange knapp geworden, setzten uns auf ein Fussbänkchen je vor einen Ofen und schoben das lange Rapsstroh, an einem Ende entzündet, vorsichtig in den Ofen. Es knackte, zischte und brannte lichterloh und erzeugte mit der Zeit eine angenehme Wärme. Ich kam mir sehr wichtig und tüchtig vor, ob ich nun selber Bündel um Bündel in den Ofen schob, so dass das Feuer nie erlöschte, immer rechtzeitig das nächste, das sich am Ende des vorherigen entzündete, aber nie zu früh, dass es nicht ausserhalb des Ofens in Brand geriet, oder ob ich nur neben einem der grossen Geschwister sass und die Bündel ofenlochgrösse-gerecht zurechtpflückte. Früher hatte Mama gesagt, Messer, Gabel, Schere, Licht, sind für kleine Kinder nicht, und nun durfte ich helfen beim Feuer machen.

Dann aber wurde ich einmal mehr von den Ereignissen überrascht. Die Eltern wollten uns immer das Schlimmste ersparen und liessen uns bis zuletzt im Glauben, noch sei keine Änderung zu erwarten. Vielleicht wurden sie auch selber von den Ereignissen überrascht. Eines Morgens waren jedenfalls die anfangs schon beschriebenen Päckchen parat, die jeder von uns auf den Rücken gebunden bekam, und wir wurden von dem bösen, langen Bürgermeister zum Sammelort für den nächsten Flüchtlingstransport getrieben. Es könnte sein, dass die Polen auf unserem Hof weinten und wir auch. Vielleicht habe ich aber wieder nur grossäugig, neugierig, still geschaut und versucht zu tun, was erwartet wurde. Ich erinnere mich an eine lange Reihe von Tischen rechts und links, durch die wir hindurchmussten. Es war wie Jahrmarkt, nur verkehrt. Wir mussten, wenn es die Person hinter dem Tisch wollte, herantreten, und unser Päckchen auf den Tisch legen, und die bediente sich dann. Manche stocherten auch nur mit langen Nadeln in unseren Sachen herum.

Die Kleider liess man uns. Gold und Schmuck
wurde gesucht und genommen.

Mama hatte auch Geldscheine eingenäht, in Federbetten, Mantelsäume, und sie kamen teilweise erst nach der Währungsreform wieder zum Vorschein und waren dann so wertlos, dass wir Kinder sie zum Spielen bekamen. Ein unglaubliches Gefühl von Machtlosigkeit breitete sich aus. Niemand wehrte sich. Man müsse ja froh sein, rausgelassen zu werden. Es könnte ja alles noch viel schlimmer sein, und immerhin lebten wir ja noch alle.

Ähnlich erniedrigend empfand ich die Entlausungsaktion. Es war wohl in Leipzig, als man uns aus dem geschlossenen Viehwaggon wieder raus liess, oder eher schon beim Grenzübertritt zwischen Polen und Deutschland. Ja, wir kamen aus Polen und hatten die Oder-Neisse-Grenze überquert. Nun würden alle Landkarten neu gedruckt werden müssen. Ich war in Deutschland geboren und kam nun aus Polen. Also, die Entlausungsaktion spielte sich in einer Baracke nahe den Bahngleisen ab. Frauen und Männer wurden getrennt. Das löste immer Angst aus, wir wollten doch zusammenbleiben. Man wusste nie, wenn abgezählt würde, ob dann alle Familienmitglieder wieder im gleichen Güterzug landen würden. Und die einen Züge kamen in die russische Besatzungszone, andere in die englische, am meisten wünschte man sich, in der amerikanischen Zone zu landen. Alle mussten sich bis aufs Hemd ausziehen für die Entlausung, auch Mama. Ich hatte sie noch nie so wenig bekleidet gesehen. Dann mussten wir in gutem Abstand hintereinander durch eine Art Badezimmer laufen, mit hoherhobenen Armen. Ich dachte, dass das Armeheben eine ähnliche Bedeutung habe wie vor den Russen, wenn sie mit dem Gewehr auf uns zukamen. Was folgte war weniger schrecklich als die auf uns gerichteten Gewehrläufe und erschreckte mich doch. Mit einer Art Sprühduschen von oben und unten und rechts und links wurden alle behaarten Körperteile behandelt. Ja, so entdeckte ich, dass Mama Schamhaare hatte und wir Mädchen keine. Ich musste schrecklich husten von dem furchtbaren Zeug und vielleicht auch vor Verlegenheit. Damals hatten wir noch keine Läuse, später im Flüchtlingslager schon.

Wir waren also in Leipzig gelandet. Die Waggons hatte man unterwegs mehrmals umgehängt und wieder stehengelassen und wieder abgeholt. Irgendwann einmal tuschelten die Leute und jemand wusste es sogar schon genau, dass wir in die russische Besatzungszone kämen. Das schien ziemlich schlimm zu sein. Nach allem, was wir in Jauer während dem Rückzug der russischen Truppen Richtung Heimat erlebt hatten, stellte ich mir die russische Zone wie ein Gefangenenlager vor. Das Flüchtlingslager, in das wir eingewiesen wurden, war dann lustiger als erwartet. Wir Kinder nahmen manches lustig, Mama gar nicht, und Papa blieb bei seiner Ansicht, es könnte noch schlimmer sein.

Im grossen Festsaal eines Restaurants oder Hotels wurden so lange Menschen reingeschoben, bis wirklich keine mehr Platz hatten.

Wir bauten unser Gepäck im Geviert auf, dass es wie eine kleine Wohnung ergab. Unsere acht Schlafplätze waren abgegrenzt gegen die vielen fremden anderen. Ich erinnere mich nur, dass wir dort sassen und warteten und immer wieder staunten, was die Menschen rundherum alles taten. Wir fernseh- und kinogewohnten Menschen der achtziger Jahre sind den Blick in die Privatsphäre anderer zwar gewohnt, aber nie direkt. Dort lebten wir hautnah mit Menschen aller Altersstufen und verschiedenster Herkunft Tag und Nacht zusammen und konnten uns nie ihren Blicken entziehen. Und wir konnten auch sie stundenlang betrachten, sogar beim Schlafen. Jetzt noch kommt in mir so ein gemischtes Gefühl von Neugierde und Peinlichkeit auf, wenn ich daran denke, auch in überfüllten Alpenclub-Hütten.

Gunter, damals vier Jahre alt, und ich, immerhin 9 Jahre alt, wurden Opfer einer wohlthätigen Idee. Damit wir die Weihnachtstage nicht im kalten, zugigen Saal des zum Flüchtlingslager umfunktionierten Hotels Sächsischer Hof zubringen mussten, wurden wir von einem Krankenhaus aufgenommen. Die Patienten waren soweit als möglich über Weihnachten nach Hause entlassen worden, so dass es ein paar freie Zimmer gegeben hatte. Wir wurden in einem Zimmer irgendwo in der Mitte eines grossen langen Ganges untergebracht. Es hatte zwei grosse Krankenhausbetten, einen Tisch, einen Schrank und ein grosses Fenster, das sich nicht öffnen liess. Ich weiss, dass wir recht gutes Essen bekamen, auch einen Teller mit süssen Sachen am Heiligen Abend, dass das Zimmer warm war und dass wir Mensch-ärgere-dich-nicht spielen konnten. Weiss gekleidete, resolute, freundliche Krankenschwestern brachten uns, was wir brauchten. Sonst erinnere ich mich an keinen einzigen Menschen bzw. in meiner Erinnerung waren wir ganz allein in diesem schrecklich grossen, schrecklich stillen, schrecklich kahlen Haus mit dem komischen Geruch. Die meiste Zeit sassen wir auf dem Fenstersims und schauten hinaus. Es war eine wenig bewohnte Gegend, ganz selten einmal sah man einen Menschen. Das tröstlichste in diesen Tagen war die, ich bilde mir ein, goldene, runde Kuppel der russisch-orthodoxen Kirche, die wir aus unserem hohen Fenster, über die Dächer hinweg, sehen konnten. Und dass ab und zu die Glocken läuteten, das war wie eine Weihnachtsbotschaft. Gunter war zum Glück gar nicht weinerlich und immer lieb. Oder hatte ich mir damals schon angewöhnt, mich sehr um ihn zu bemühen, ihn zu trösten und mit Geschichten zu unterhalten, weil damit auch meine eigene Angst abzulenken war?

In der Zwischenzeit, drei Tage vor Weihnachten, hatte die übrige Familie eine Wohnung bezogen bzw. einen Teil einer Wohnung. Die sehr gepflegte, wohlhabende, gebildete und eben auch eingebildete

Frau Kohrmann hatte eine wunderschöne
Siebenzimmerwohnung. Nun musste sie fünf
Zimmer an Flüchtlinge abgeben.

Sie liess es uns alle merken, dass wir Flüchtlinge waren, Bauern noch dazu. Ich kann es ihr verzeihen, heute. Damals allerdings war sie mir ganz unheimlich, und ich war immer froh, wenn ich quer durch den gemeinsamen Korridor kam, ohne ihr zu begegnen. Es war auch immer sehr schlimm, die Toilette, das Badezimmer oder die Küche zu benützen, wenn Frau Kohrmann sie auch gerade benützen wollte, der sie ja schliesslich gehörten. Ich mochte sie nur deshalb ein ganz kleines bisschen, weil sie so aussah wie die Frauengestalt auf einem sehr schönen Bild an der Wand. Die blonde Frau dort stand am geöffneten Fenster und hielt sehnsüchtig Ausschau nach ihrem Geliebten. Für mich war Frau Kohrmann die Frau eines Offiziers, auf dessen Rückkehr aus dem Kriege sie wartete, also fast eine Heldin. Später allerdings hörte ich, dass ihr Mann Nazi war, Parteimitglied, und es deshalb vorgezogen hatte, in die Westzone zu türmen. Damit verlor auch Frau Kohrmann bei mir das bisschen Heldenhaftigkeit, das ich ihr zugestanden hatte.

Es war bitterkalt in diesem Winter. Papa und die Grossen waren immer wieder unterwegs, um Kohle und etwas zu Essen zu erbetteln. Mama versuchte den Haushalt aufrechtzuerhalten und pflegte Gunter, der an einer Lungenentzündung erkrankt war. Wir Kinder, wer immer daheim war, durften stundenlang auf dem Sofa sitzen, von Mama in alle unsere Federbetten warm eingepackt, und mussten überhaupt nicht viel helfen. Mama war froh, wenn wir uns warmhielten.

Ich habe in Erinnerung, dass es sozusagen
täglich rote Beete gab, Randen.

Wir konnten sie, sauber gewaschen und in einen Topf gefüllt zum Bäcker in der Nachbarschaft bringen, der sie dann zusammen mit dem Brot in seinem Backofen weichgaren liess. Dann machte Mama daraus Randensuppe oder Randengemüse oder Randensalat oder Randenkompott. Die rote Randenfarbe hat mir noch jahrelang einen kleinen Brechreiz ausgelöst. Noch länger habe ich darauf verzichtet, Randen zu essen.

Es war noch ein weiterer Flüchtling bei Frau Kohrmann eingewiesen worden. Fräulein Brigitta Krug von Nidda und von Falkenstein hatte auch ein Zimmer, das hellste und grösste, bekommen. Für mich war sie kein so richtiger Flüchtling. Sie hatte einen lebendigen Kanarienvogel mitgebracht. Dann konnte sie keinen langen, schweren Fluchtweg hinter sich haben. Ausserdem

hatte sie auch schon wieder Beziehungen. Herr Stolte, der Hausbeauftragte unserer Strasse, hatte ihr sicher das schönste Zimmer zugehalten, weil er sie im Stillen liebte. Er war ein alter, verheirateter Kavalier, und sie war eine junge, dunkelhaarige Kunstmalerin und dazu noch adlig. Herr Stolte musste immer wieder Formulare ausfüllen und Befragungen machen. Bei uns ging das recht schnell, aber bei der Brigitta brauchte er jedes Mal viel länger. Ich fand heraus, dass der Kanarienvogel der Kunstmalerin Fliegen mochte. Bald einmal schien die Sonne wärmer aufs Fenster, die Fliegen erwachten und ich ging auf Fliegenjagd. Beim ersten Versuch zerquetschte ich die Fliege versehentlich, es war eine besonders dicke gewesen, und es ekelte mich schrecklich, als lauter Würmchen rausquollen. Den Ekel überwand ich wieder, und eines Tages konnte ich mit dem Ellenbogen an die Tür bei der Brigitta Krug von Nidda klopfen, um ihr die in meinen Händen gefangene Fliege ins Zimmer zu bringen für ihren Kanarienvogel. Sie war hocheifrig und dankbar und hiess mich Platz nehmen. Ich durfte ihr bei der Arbeit zuschauen. Später bekam ich manchmal ein Stück Papier und Farbe und durfte auch malen. Ich war sehr oft bei ihr, so oft, dass meine Geschwister und sogar die Eltern mich zu necken begannen und mich Editha von Jauer und vom Schlesierlande nannten. In unseren Zimmern war es immer eng und alle mussten irgendetwas. Bei der Brigitta war es friedlich und ich durfte tun was ich wollte, vor allem nichts, einfach zuschauen. Ich glaube, sie malte Landschaftsbilder, Idyllisches. Eine Träumerin sei sie, hiess es, und hätte den Ernst der Lage noch nicht erfasst, und mit dem Herrn Stolte habe sie etwas. Sie wisse zu profitieren. Ich weiss gar nicht, wohin sie eines Tages verschwunden ist, oder ob sie sogar länger als wir bei Frau Kohrmann blieb. Für mich ist sie eines Tages wieder in ihr Schloss zurückgekehrt, wobei natürlich sehr ungewiss ist, ob sie überhaupt je eines hatte. Wir hatten uns kaum unterhalten in den vielen Stunden, die ich bei ihr war.

Solange wir in Leipzig-Gohlis an der Claudiusstrasse 3 bei Frau Kohrmann wohnten, blieben wir Flüchtlinge. Unter den Betten standen unsere alten schlesischen Nachttöpfe. Komisch eigentlich, diese Nachttöpfe, hatten wir doch in unserem Bauernhaus ein wunderschönes, für meine Begriffe als Kind jedenfalls, Badezimmer. Es führten ein paar Stufen hinunter in den Raum, wo neben der Badewanne ein kupferner Ofen bzw. Wasserkessel stand. An Samstagen wurde früh genug eingeheizt, damit alle baden konnten. Ich verschwand sehr gern unbeobachtet im Badezimmer, um das Fliegen zu üben. Beim Sprung von den drei Treppenstufen schlug ich heftig mit den Armen und hoffte abzuheben.

Abspringen lernte ich, fliegen allerdings nie.

Zwischen Badezimmer und Küche, mit der Tür im Dunklen gerade unter der Treppe zum oberen Stockwerk, lag noch ein wichtiger Raum, das Mädchenzimmer. Unsere Hausmädchen oder Kindermädchen schliefen dort. Wenn immer möglich huschte ich zu ihnen. Während unsere Betten mit weisser Bettwäsche bezogen waren, hatten die Mädchen rot-weiss-karierte Bettbezüge. Gar zu gern hätte ich einmal eine ganze Nacht in diesen gemütlichen Betten zugebracht. Manchmal empfand ich die engen Schlafzimmerchen in Leipzig ähnlich wie das Mädchenzimmer oder das Knechtzimmer neben dem Pferdestall in Jauer. Unter den Betten, auf den Schränken, in allen Ritzen waren die wenigen Habseligkeiten verstaut, die wir aus Jauer mitgebracht hatten, wenig, und doch zu viel für die enge Wohnung.

Am wenigsten Flüchtling waren wir in der Kirche. Da war alles recht vertraut wie daheim, lateinisch und für mich unverständlich, aber ich betete alles laut mit. Wir wurden gern gesehen. Hier war Diaspora, und man freute sich, dass die katholischen Flüchtlinge Leben in die Gemeinde brachten. Ich konnte in eine Jugendgruppe gehen und bekam den Namen Fips. Mit den Grossen war das so eine Sache: Die gingen auch in Gruppen, fingen aber an, mit den Jungen anzubändeln, mit Sachsen, nicht etwa mit den Schlesiern. Sie liessen sich von diesen Städtern die Augen verdrehen immerhin besser als mit den russischen Soldaten vor der Kaserne rumhängen.

Bald ging ich auch wieder zur Schule. Ich kam in die dritte Klasse. Mama hatte mich gut vorbereitet, und doch hatte ich anfänglich grosse Mühe, mitzukommen. Es gab noch eine zweite Edith in der Klasse. Sie hatte Läuse und war die Dümme. Ich wählte sie zu meinem Schützling und half ihr viel bei den Schularbeiten. Es schien mir die einzige Möglichkeit, unseren Namen aufzupolieren, kam ich mir doch ähnlich verlaust und dumm vor als Flüchtling und Edith. Mit den besseren Noten fand ich auch Eingang in bessere Kreise. Das reichste Mädchen der Klasse, ein Zahnarzttochterlein mit eigenem Zimmer und Tanzlehrer befand mich bald einmal für würdig, zum Geburtstag eingeladen zu werden. Genauer gesagt war es der Tanzlehrer ihrer Eltern, die Turniertanz machten, aber Jutta wurde von ihm auch unterrichtet. Ich mochte Jutta und merkte bald einmal, dass es in ihrem Zimmer so allein mit vielen Riesentedybären und Puppen gar nicht soviel schöner war als bei uns. Eine richtige Freundin hatte ich erst, als Aurelia Stolmar in die Klasse kam. Sie war mit ihren Eltern aus Ungarn vertrieben worden. Ihre Grossmutter trug noch so einen plissierten, weiten Rock, unter dem es mehrere Schichten von Unterröcken zu geben schien. Sie trug auch

immer ein dunkles Kopftuch, so eingeschlagen, dass keine Haarsträhne hervorschaute. Unter all den Kleidern schien aber ein an und für sich zarter Mensch zu wohnen. Jedenfalls trug sie leichte Stoffschuhe, fast Ballettschuhe, und hatte kleine, feine Füße. Überhaupt nahmen die Frauen bei Stolmars viel Raum ein, der kleine Bruder und der Vater blieben unauffällig, schmal, und sie redeten auch nicht so viel wie die Frauen, einschliesslich Aurelia. Die Ungarn, so dachte ich später, als ich auch Italiener und Spanier kennengelernt hatte, die Ungarn sind die Südländer des Ostens. Ich fühlte mich wohl bei ihnen. Aurelia und ich waren mit der Zeit die Zugpferde der Klasse und die mit den besten Noten.

Mama wurde krank. Sie musste ins Krankenhaus. Weil es ein katholisches sein musste, legte man sie ins Elisabethkrankenhaus in Leipzig-Connewitz, eine lange Strassenbahnreise entfernt. Nun verbrachte immer eines von uns Kindern den Nachmittag bei Mama im Krankenhaus. Papa ging am Abend nach der Arbeit zu ihr, blieb aber nicht zu lange, um uns noch ins Bett bringen zu können. Er trug Gunter und mich auf seinen Schultern reitend quer über den Kohrmannschen Korridor vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer. Ich liebte es über alles, wenn er spassend die Badezimmertür öffnete und versuchte, mich in der Badewanne abzuladen, oder wenn er die Betten verwechselte. Die Stunden bei Mama im Krankenhaus waren eher traurig. Sie häkelte zwar Puppenkleider für meine Puppe und flickte und stickte soviel sie konnte für uns alle, aber irgendwie wollte es nicht gehen, ihr etwas vorzuspielen. Ich fühlte mich unbeholfen, und meist fiel mir nichts anderes ein, als die Puppe immer aus- und anzuziehen. Wenn Mama sagte, nun musst du wohl wieder heimfahren, war ich richtig erlöst.

Mamas Krankheit schien noch mit der Flucht
zusammenzuhängen. Papa sagte allen, sie sei
nicht darüber hinweggekommen.

Er glaube, sie wolle nicht mehr leben. Man hatte auch keinen Namen für ihre Krankheit. Sie habe Bauchweh und man wisse nicht recht. Es gäbe auch nicht die richtigen Medikamente.

Daheim hatte sich noch mehr geändert. Peter war über die grüne Grenze nach Westdeutschland getürmt. Es gab einen Verdacht auf Tuberkulose, und er sollte unbedingt fettreichere Ernährung bekommen. Er brach die Schule vor dem Abitur ab und ging zu einem Bauern in die Lehre. Ilse begann nach Schulabschluss eine Schneiderlehre, wurde aber auch krank und brauchte auch bessere Ernährung. Sie begann bei Verwandten von Peters Lehrherren eine Lehre in ländlicher Hauswirtschaft. Susanne war Mama

sehr ähnlich und hatte auch immer noch Mühe. Sie wollte nicht mehr zur Schule gehen. Papa nahm sie mit zum Gärtner, bei dem er Arbeit gefunden hatte. Während Mamas Krankenhausaufenthalt kümmerten sich die Leute aus der Pfarrgemeinde um uns Flüchtlingskinder. Manchmal durften wir auch im Pfarrhaus spielen, bis Papa uns wieder abholte. Es hatte so seine Vorteile. Das Pfarrhaus war nämlich eine ganz schöne, grosse Villa mit Garten, und der Pfarrer und seine Schwester, der Kaplan, der Küster und seine Schwester, besonders aber die Seelsorghelferin Fräulein Degenhardt verwöhnten uns richtig. Jeder steckte uns etwas zu, wollte uns verwöhnen, machte einen Spass mit uns. Wir durften im grossen Versammlungszimmer in Strümpfen über das Parkett rutschen und im Garten Versteck spielen. Manchmal vergass ich die kranke Mama, wenn ich im Pfarrhaus war.

Überhaupt nicht vermisst habe ich sie in den Sommerferien, das muss ich gestehen. Fräulein Degenhardt hatte die Idee, für Gunter und mich eine Pflegefamilie zu finden. Gunter kam zu Roggmans, die ein Töchterchen im gleichen Alter hatten. Es gibt Fotografien, auf denen der ganz kleine Gunter das Roggmann-Mädchen küsst. Es sei seine erste Liebe gewesen. Ich kam zu Tante Hanna. Sie war eine grosse, blonde, schöne Frau, Holländerin, und sie hatte im Pfarrhaus gemeldet, obwohl sie gar nicht fromm war, dass sie gern irgendwie helfen würde. Sie nahm mich auf, weil sie gerade selber Ferien hatte. Sonst arbeitete sie in irgendeiner Verwaltung, vielleicht sogar bei den Russen. Sie wohnte auf alle Fälle ganz nahe bei der russischen Kaserne, vielmehr bei der deutschen Kaserne, in der jetzt russische Soldaten waren. Bei ihr war alles anders als daheim. Sie besorgte mir ein Fahrrad, und wir machten zusammen Ausflüge, einmal zum Beispiel Sonntagmorgens so früh, dass überhaupt noch niemand auf war und wir mitten auf der Strasse zwischen den Strassenbahnschienen fahren konnten. Wir assen, wann wir Lust hatten, und nicht zu bestimmten Zeiten, und wir mussten auch nicht beten vorher. Vor dem Schlafen wiederum, wenn ich im Bett war, blieb sie ganz lange bei mir und liess mich beten und erzählen. Ich störte sie nie, fast nie. Einmal schickte sie mich vors Haus zum Spielen und sagte, ich dürfe erst wieder reinkommen, wenn sie rief. Sie hatte Besuch bekommen von einem Soldaten. Mir schien, es müsse ein Mann sein, den sie sehr lange nicht mehr gesehen hatte. Sie war so aufgereggt und erfreut, dass er kam. Ich wollte doch noch ganz schnell drinnen mein Springseil holen, da war sie aber nirgends mehr zu sehen, in der Küche nicht, im Wohnzimmer nicht. Als ich dann vorsichtig durchs Schlafzimmer-Schlüsselloch schaute, war sie im Unterrock und der Soldat umarmte sie fest. Ich blieb dann wirklich draussen bis sie rief. Es dauerte sehr lange, der Soldat war sogar schon ein Weilchen weg. Tante Hanna hatte noch eine ganz besondere Idee. Mir

war nicht ganz recht, dass sie mit einer Lüge verbunden war, aber Tante Hanna wollte die Verantwortung dafür übernehmen. Sie schlug vor, dass wir meinen Geburtstag feiern würden, mitten im Sommer, obwohl ich doch im November geboren war. Sie wollte eine richtige Geburtstagsparty machen, und sie machte sie auch. Sie lud dazu alle Kinder aus der Strasse bei ihr ein, und wir bekamen lauter Sachen, die sonst nirgends zu kaufen waren. Tante Hanna hatte eben Beziehungen. Die Kinder brachten sogar Geschenke mit, ein roter Ball war auch dabei. Ich wusste schon, dass es so nicht weitergehen könne und ging am Ende der Ferien ganz selbstverständlich wieder heim. Tante Hanna ging zurück nach Holland und ich sah sie nie wieder. Zu Hause erzählte ich nicht alles. Mir schien, sie könnten schimpfen oder lästern über so eine lockere Frau, und das wollte ich nicht, denn es waren sehr schöne Wochen bei ihr.

Mama war lange krank, aber irgendwie ging es. Irgendwann einmal kam neue Hoffnung auf. Mama bekäme Bestrahlungen. Und dann kam der Abend, an dem Papa unerwartet früh heimkam. Man hatte ihn gerufen, deshalb waren wir unruhig und warteten auf ihn auf dem Balkon. Von weitem sahen wir, dass er ein Päckchen Kleider unter dem Arm trug, Mamas Kleider.

Ich weiss nicht, ob ich wirklich weinte,
denn Papa sagte später immer, dir hat alles
am wenigsten ausgemacht, du warst so ein
fröhliches Kind.

Wenn er das nicht gesagt hätte, würde ich erzählen, dass ich zu schluchzen begann, als ich das Kleiderpäckchen sah, denn da wusste ich schon, was passiert war. Mama konnte nicht Flüchtling werden, Vertriebene, sie war bis zuletzt eine verletzte, gekränkte Bäuerin, nein Gutsherrin, ohne Hof. Zur Beerdigung kamen auf einmal Verwandte, auch meine Patin und Mamas Schwester Cäcilie, dabei hatte ich angenommen, die seien noch irgendwo unterwegs auf der Flucht. Sie reisten aber auch wieder ab am gleichen Tage. Die gleichen Leute aus der Gemeinde wie vorher kümmerten sich um uns. Und es wurde beschlossen, dass Susanne, die Älteste nun daheimbliebe, um den Haushalt zu machen.

Am Tage der Beerdigung, dem 6. Dezember 1947, war im Pfarrhaus eine Weihnachtsfeier für die Kinder aus den Religionsunterrichtsklassen von Fräulein Degenhardt. Sie hatte Papa überredet, Gunter und mich auf jeden Fall zu schicken. Das täte uns gut. Der heilige Nikolaus mit dem Knecht Ruprecht, also der Küster, verkleidet als Nikolaus und seine Schwester

verkleidet als Knecht Ruprecht, das merkte ich doch, riefen Gunter und mich sofort auf, als sie zur Tür reinkamen und sagten, jetzt hätten sie doch gerade am Himmelstor unsere Mutter getroffen, und sie lasse herzlich grüssen. Dieser Schwindel beleidigte mich zutiefst. Die zwei konnten Mama überhaupt nicht getroffen haben, jedenfalls waren die nie in die Nähe des Himmelstores gekommen. Ausserdem war Mama schon ein paar Tage tot und entweder schon länger im Himmel angekommen, oder aber, wenn es mit ihrem Körper zu tun habe, und wir beteten immer von der Auferstehung des Fleisches, dann musste der doch zuerst einmal hier auf Erden zerfallen, bis er wieder neu im Himmel zusammengefügt werden könne. Und solche Lügen laut vor allen Kindern, die doch nun auch denken mussten, ich sei so dumm, so etwas zu glauben, wenn ich mich erfreut zeigte. Und wenn ich mich nicht erfreut zeigte, dann hiess es wieder, wir seien undankbar. Ich wandte mich Gunter zu und streichelte ihn, denn der durfte so etwas ja noch glauben, und es konnte deshalb nur für ihn gemeint sein und nicht für mich zehnjährige Edith.

Papa nahm es sehr ernst, nun Vater- und Mutterrolle zu übernehmen. Er zog zwar nie Mamas Schürze an, denn Männer trugen keine Schürzen, aber ich erinnere mich, dass er oft morgens, wenn ich erst aufstand, schon da sass und Pellkartoffeln schälte, damit wir uns am Mittag die Mahlzeit schneller zubereiten könnten. Er war dann noch in den Unterhosen und zog sich erst kurz bevor er ins Büro ging fertig an. Seine Bürokleider durften nicht schmutzig werden.

Er war ja inzwischen landwirtschaftlicher
Sachbearbeiter bei der Stadtverwaltung in
Leipzig-Gohlis geworden.

Sonntags nahm er nun auch das Mutter-Gebetbuch, das früher unserer Mama gehört hatte, mit in die Kirche. Das sind, genau genommen, Erinnerungen, die die Zeit betreffen, als auch Susanne im Krankenhaus war. Zuerst hat sie ja den Haushalt geführt.

Susanne nahm es noch ernster als Papa, uns die Mutter zu ersetzen. Dabei war sie gar nicht soviel älter als wir, und besonders die Grossen, Rita und Ilse waren zuerst noch zu Hause, liessen sich nicht gern etwas von ihr sagen. Gunter und ich waren da weniger kompliziert, auch wenn es mir nicht immer leichtfiel. Susanne kam doch zum Beispiel einmal auf die Idee, dass es nun an der Zeit wäre, mich aufzuklären. Sie übergab mir ein Heftchen und sperrte mich damit in das kleine Schlafzimmer. Sie sperrte mich wirklich ein, drehte den Schlüssel um und kam lange nicht wieder. Ich sollte das lesen

und ihr Fragen stellen, wenn ich dann noch welche hätte. Ich hatte keine. Mir war nur wichtig, endlich wieder aus dem engen Schlafzimmer zu kommen und das blöde Heft wieder loszuwerden, in dem alles mögliche über die Bienchen und die Vögelchen, die aus Eiern schlüpfen, und ähnliches gestanden war, und wie der liebe Gott Kinder mache, wenn Mann und Frau sich innig lieben würden. Ein andermal sperrte sie mich ein und übergab mir vorher die Liste mit allen Geburtstagen aus der Familie. Sie kam mich abhören, ehe sie mich wieder raus liess. Ich begriff schon, dass sie es gut mit mir meinte und, so wie Mama in der Polenzeit, mir Nachhilfestunden gab. Lästig war es trotzdem. Am gemeinsten fand ich es, wenn ich auf dem Spaziergang ein paar Schritte vor ihr gehen musste, damit sie besser sah, ob ich die Füsse richtig setzte. Sie hatte festgestellt, dass ich O-Beine hätte, und nun musste ich vorläufig mal übertrieben X-Beine machen, um das zu korrigieren. Zum Glück war nicht oft Zeit zu Spaziergängen. Spazierengehen hiess zuerst einmal zum Grab gehen. Das machte ich allerdings auch allein für mich. Mamas Grab sah man vom Balkon unserer Wohnung aus, wir hatten sozusagen Blickkontakt zu Mama. Allein ging ich ganz gern zum Grab, spielte ein wenig mit dem Kies auf dem Weg, schaute nach den Blumen und goss sie, aber wenn alle gingen, gefiel es mir weniger. Wir beteten in aller Öffentlichkeit laut ein Vaterunser und ein Gegrüsetseistdumaria und bekreuzigten uns, und das in der Diaspora, wo doch fast niemand in meiner Klasse katholisch war.

Dass Susanne krank wurde, war wirklich schlimm. Es war eine Krankheit, die gar nicht so leicht zu verstehen war. Susanne wurde mir immer unheimlicher, es wurde alles ganz unberechenbar. Manchmal konnte man ihr es recht machen und sie lobte, und dann war genau das wiederum das Verkehrte und sie lamentierte, ihr wollt es mir immer nur recht machen, damit ich nicht merke, dass ich es keinem recht machen kann. Sie gab sich unheimlich viel Mühe, gut zu haushalten, dabei war nichts da, um es so zu machen, wie sie es Mama in Jauer abgeguckt hatte. Mal klagte sie, dass es die anderen Mädchen in ihrem Alter viel schöner haben, und dann wieder ging sie zur Kirche mit uns und blieb nach der Messe noch besonders lange knien und versprach, sich noch viel mehr Mühe zu geben. Eines Morgens war es ganz besonders schlimm. Papa war schon weg zur Arbeit.

Rita, Gunter und ich wollten zur Schule gehen, aber Susanne sagte, heute würde sie streiken.

Sie schrie es und drohte mit allen möglichen Demonstrationen auf der Strasse, damit auch die anderen Leute merken sollten, wie schlecht es ihr gehe. In unserer Not kamen wir auf die Idee, die Gemeindegelferin Fräulein Degenhardt zu holen. Es war gerade die Zeit der Frühmesse und sie musste in der Kirche beim Vorbeten zu finden sein. Ich rannte was ich konnte, und Rita und Gunter blieben bei Susanne, die ja auch sehr unglücklich war und weinte, weil sie selber nicht wusste, was mit ihr los war. Dummerweise kamen die Erwachsenen auf die Idee, Susanne in die Psychiatrische Klinik zu bringen, wo sie sogar mit Elektroschocks behandelt wurde. Sie wussten auch nicht, was anfangen mit einem so unglücklichen Menschen. Es hiess immer, es sei halt zu viel gewesen für sie und deshalb sei sie durchgedreht. Dabei war es wohl zu viel für uns alle, und wir waren alle ziemlich durchgedreht. Ganz Deutschland war jahrelang durchgedreht, und als die Zeiten wieder besser wurden, drehten alle zuerst noch ein Weilchen weiter und hatten immer noch Angst vor allem und jedem. Nun besuchte ich einige Wochen lang, monatelang Susanne in der Klinik, nicht nur ich, aber ich auch, und zwar allein. Wir machten schöne Spaziergänge im Park, der mir immer etwas kahl vorkam, überschaubar, ohne lauschige Ecken wie in Jauer. Ich konnte mich mit Susanne wieder ganz normal unterhalten. Sie erzählte höchst erstaunliche Sachen über ihre eigene Behandlung und die Gummizellen, die es gäbe, und was die anderen Patienten so hätten. Manches sah ich auch, wenn ich sie in der Klinik abholte für unsere Spaziergänge. Am deutlichsten erinnere ich mich an eine blonde, junge Frau, eine hübsche Frau, die aber da sass wie die Alten rundherum, mit einem Blick, der nirgends ankam. Sie murmelte immer etwas vor sich hin, und einmal schnappte ich es auf: Der Ehekrieg ist der erste Krieg, der erste Krieg ist der Ehekrieg ... Es war jedes Mal das gleiche.

Richtig besser geworden waren die Zeiten in Deutschland nicht, mal nicht in der russischen Zone, in der wir lebten. Drüben sei alles anders. Da dürfe man auch sagen, was man denke. Mit Susannes Krankheit war für mich alles noch einmal schlimmer geworden, aber es kam bald eine Wende zum Guten.

Fräulein Degenhardt kümmerte sich wieder
ganz liebenswürdig um uns und mit der Zeit
auch um Papa.

Uns fiel auf, dass sie komischerweise jede Gelegenheit wahrnahm, bei uns zu sein, wenn Papa nach Büroschluss zu erwarten war. Und der wieder begleitete sie noch ein Stück heim, obwohl sie ja wirklich gross genug war, um

allein zu gehen, und als Leipzigerin kannte sie sich ja wohl aus im Quartier. Rita klagte bei Papa mal, ob denn dieses Fräulein Degenhardt überhaupt nicht merke, wie müde er am Abend sei und dann auch seine Ruhe brauche. Papa muss ihr mehr verraten haben als uns Kleinen. Sie war von jetzt an nachsichtig mit Fräulein Degenhardt. Gunter und ich versteckten uns manchmal auf dem Balkon und starrten Papa und Fräulein Degenhardt hinterher und kicherten, denn sie gingen so anders nebeneinander her, so nahe, und liefen übertrieben langsam. Sie redeten gar nicht viel miteinander, aber man merkte, dass sie sich verstanden.

Bald schon war Hochzeit, und dann wurde wirklich alles ganz anders. Die zweite Mama, so nannte ich sie immer, denn sie war nie die böse Stiefmutter, war in Leipzig geboren, und durch sie wurden wir auch Leipziger. Wir zogen weg von der Claudiusstrasse, weg vom Blick auf den Friedhof, in eine eigene Wohnung. Um die Ecke, eine Strasse weiter, wohnten die neuen Grosseltern. Sie hatten sogar einen Garten. Opa war ein pensionierter Eisenbahningenieur, und der Garten gehörte der Deutschen Bundesbahn, aus Zeiten als sie noch Deutsche Reichsbahn war, und Opa war fast ein Westler, denn im Westen war auch die Deutsche Bundesbahn und würde ihm auch eine gute Pension zahlen, wenn er je auf die Idee käme, in den Westen zu gehen. Er kam, aber viel später erst, als seine Kinder und Enkel auch schon alle im Westen waren. Vorläufig aber genossen wir den Garten an der Bahnlinie Leipzig – Bad Kösen. Natürlich fuhren nicht alle Züge nach Bad Kösen, aber der Zug, in dem Papa und die zweite Mama auf Hochzeitsreise nach Bad Kösen fuhren, der kam am Garten vorbei. Opa hatte uns eine Leiter gebaut, und wir konnten über den hohen Zaun hinweg direkt in die vorbeifahrenden Züge schauen. Noch schöner war es vom Pflaumenbaum aus. Dort sass man versteckt in den Zweigen und konnte in die Abteile schauen, ohne dass die Reisenden es bemerkten. Ich sass auch gerne im Pflaumenbaum und las. Die neuen Grosseltern und viele der neuen Bekannten und Verwandten hatten grosse Bücherschränke. Sie waren nie geflüchtet, und ich durfte Bücher ausleihen. Ich las Heidi und Das kleine Sinkerlein und Bücher von Felix Timmermanns und die Nibelungensage und das Dschungelbuch und Onkel Toms Hütte. Ich bekam auch Bücher geschenkt: Mathilde Möhring, weiss ich noch, und Die Kartause von Parma. Die wiederum blieben bei der nächsten Flucht in Leipzig zurück, was mich fast so schmerzte wie das Zurücklassen des Weihnachtskaktus' damals in Jauer.

Aber ich war ja dabei von der Hochzeit zu erzählen. Das war der grosse Tag, an dem das Leben neu anfing. Die ganze Pfarrgemeinde war auf den Beinen. Mama und Papa fuhren in einer Kutsche zur Kirche, und Gunter

und ich durften mit ihnen fahren. Wir durften den langen Schleier tragen und überall dabei sein. Papa hatte alles ganz richtig gemacht. Schon für den Gang zu den zukünftigen Schwiegereltern hatte er den dunklen jauerschen Sonntagsanzug angezogen und höflich um die Hand der Tochter Christine, die damals immerhin schon 34 Jahre alt war, gebeten. Für uns gab es an diesem Tag, als Papa mit der neuen Mama in die Claudiusstrasse kam, um uns alles zu sagen, frische Brötchen und Butter und Marmelade drauf, sonst gab es ja nur Butter oder Marmelade und ganz selten frische Brötchen.

Am Hochzeitstag trug Papa einen Zylinder.
Er hatte ihn ausgeliehen.

Allerdings passte er nicht ganz richtig, deshalb trug er ihn nur beim Einzug in die Kirche auf dem Kopf und später dann in der Hand. Ich wurde schrecklich verwöhnt, den ganzen Tag lang. Die neuen Tanten, Schwestern und Freundinnen von der zweiten Mama, kümmerten sich ständig um mich und fanden mich ganz süß. Eine kam auf die Idee, aus meinen langen Zöpfen einen Kranz zu flechten und in jede Flechte eine Blume zu stecken. Kaum waren die rosaroten und hellblauen Wicken auf meinem Kopf verwelkt, zog mich eine andere Tante auf die Seite und steckte mir neue Blumen ins Haar. Nur am Vorabend hatten sie mich noch etwas gequält. Ich musste ein Gedicht schön abschreiben und verzieren, weil ich so schön malen könne, und dann lernten Gunter und ich es auswendig und sagten es beim Mittagessen auf. Später musste ich für alle grossen Familienfeste die Gedichte auch noch selber machen. Ich reimte gerne und schrieb gerne Aufsätze, obwohl Rechtschreibung meine schwächste Note blieb, und solche Fähigkeiten wurden in unserer Familie immer sofort genutzt für alle. Ich wurde, glaube ich, über dreissig, bis ich einmal sagte, nein, ich habe keine Lust, und das galt dann als sehr egoistisch. Der Hochzeitstag war jedenfalls grossartig. Rita durfte länger aufbleiben als Gunter und ich. Am Polterabend, oder war es am Hochzeitsabend, wurde noch getanzt und gefeiert, und das, fanden die neuen Verwandten, sei nichts für Kinder. Wir wurden nicht einmal gefragt, ob wir Lust hätten, dabei zu bleiben. Susanne war noch in der Klinik, und Peter und Ilse waren ja schon im Westen und konnten nicht über die Grenze, um zur Hochzeit zu kommen.

Mit dem Umzug in die neue Wohnung an der Sassstrasse 25 wurden die Besuche bei Mamas Grab seltener, obwohl wir das Grab immer noch pflegten und bepflanzten. Ich vergass mit der Zeit sogar Mamas Gesicht, was mich zwar beunruhigte, denn andere Gesichter konnte ich mir immer vorstellen, wenn ich an die betreffende Person dachte, aber Mamas Gesicht

kam einfach nicht mehr. Die zweite Mama organisierte Geburtstagsfeste für mich und Gunter, fast wie Tante Hanna, sie war ja früher Kindergärtnerin und Jugendleiterin und wusste unendlich viele Spiele und lustige Lieder. Ich konnte Schulkameradinnen mit nach Hause bringen, denn die Wohnung war jetzt gross genug für so etwas. Einmal feierten wir sogar Fastnacht, die ganze Familie einschliesslich Grosseltern und Mamas beste Freundin Hildegard, und alle verkleideten sich. Papa und die zweite Mama hatten einfach Kleider vertauscht, waren heimlich vors Haus gegangen und hatten dann geklingelt. Gunter und ich kriegten einen richtigen Lachanfall, vor allem wegen Papas Beinen mit den Seidenstrümpfen. Mama stand der dunkle Anzug gar nicht schlecht. Sie kam mir vor wie ein Zirkusdirektor.

Mit der Zeit kamen die ersten Amerika-Pakete von Cousins von der ersten Mama oder auch Pakete aus dem Westen.

Ich lernte Apfelsinen kennen und Schokolade.

Gunter und ich mussten verschiedentlich zur Erholung. Man war sich nicht so sicher, ob wir nicht tuberkulose-gefährdet seien wegen Mamas Tod und so. In Leipzig benahm ich mich jetzt nur noch wie eine Einheimische, ich war ja auch überall zu Hause und kannte so viele Leute und war zudem die Tochter vom «kleinen Pfarrer», so hatte man die zweite Mama in der Kirchgemeinde genannt, weil sie so tüchtig war, wie der Pfarrer selber, und so angesehen. Wenn ich mich einsam fühlte und fremd in diesen Kindererholungsheimen, dann hausierte ich manchmal richtig. Ich erzählte von Mamas Tod und wie traurig der mich mache, und ich genoss das Mitleid. Ich erinnere mich aber, dass öfter das schlechte Gewissen kam, wenn ich sah, dass meine Zuhörer schier trauriger waren als ich und sich heimliche Tränen wewischten, während es mir immer wohler wurde über der Schilderung meines Schicksals. Auf der Insel Rügen genoss ich bei den Tanten, so mussten wir unsere Betreuerinnen nennen, grosse Gunst, auch weil ich bei allem gern mitmachte. Ich wurde zur Sprecherin des Hauses.

Das Kinderheim bestand aus vielen einzelnen Häusern, in denen jeweils ungefähr dreissig Kinder vier Wochen zusammenwohnten. In einem Haus wohnten die Kinder der schaffenden Intelligenz. Als Haussprecherin kam ich in Kontakt mit ihnen bei den Versammlungen. Es schienen Kinder von Ärzten, Zahnärzten, Bürgermeistern, jedenfalls von wichtigen Leuten zu sein. Sie hatten einige Vorteile, bekamen besseres Essen als wir, immer Nachtschlaf, und sie mussten keinen Mittagsschlaf machen, wenn sie nicht wollten. Ich erreichte, dass ich als Haussprecherin auch aufbleiben durfte,

um die Abendprogramme mit vorzubereiten und die Wochenpläne und die Ämterliste. Eigentlich war es auch langweilig, so allein auf der Wiese vor dem Haus, wenn die anderen schlafen mussten. Denen wurde ich fremder, und die Tanten waren ja nicht richtige Freundinnen, sie nutzten mich eigentlich aus und wussten immer mehr Ämtchen für mich. Ich merkte das erst zu spät. Immerhin durfte ich ungefragt Gunter besuchen gehen, der in einem Jungenhaus untergebracht war. Und für diesen Vorteil nahm ich schon einiges in Kauf.

Gunter und ich waren überhaupt unzertrennlich. Die neue Mama hat allen gegenüber immer wieder betont, wie gut wir uns vertrügen. Zanken gäbe es bei uns nicht. Ich mag mich auch nicht erinnern, dass wir gezankt hätten. Wir brauchten einander ja. Es passierten so viele neue Dinge, und da war es schön, wenigstens Gunter zu haben.

Die neue Mama nahm mich schon für gross,
sie traute mir Sachen zu, die ich mir selber nie
zugetraut hätte, wenn man mich gefragt hätte.

Gunter galt immer als ängstlich, aber wenn die Edith dabei war, dann konnte man mit ihm auch rechnen. Ich erinnere mich, dass wir öfter auch beim Eindunkeln noch allein zu Hause waren. Papa arbeitete, Mama machte Besorgungen oder Besuche, und ahnte gar nicht, dass wir uns ängstigten, Rita war inzwischen mit der Schule fertig geworden und besuchte in Berlin, in West-Berlin, das Kindergärtnerinnen-Seminar. Gunter und ich bauten uns gern unterm Stubentisch eine Bude. Die runterhängenden Decken bildeten die Wände unseres kleinen, dunklen Raumes, den wir mit allen vorhandenen Kissen möblierten. Und dann erzählte ich Geschichten. Zum Beispiel erzählte ich Gunter, dass ich das Kind einer Hexe sei. Sie habe mich, ihre Lieblingstochter, eingeschmuggelt in die Familie. Sie könne fliegen und alles hören, sogar meine Gedanken. Ich müsse nur denken, dass ich Hilfe von ihr brauche, und dann wäre sie schon da. Ich würde das jetzt aber nicht tun, denn ich wisse, dass er schreckliche Angst bekäme, so furchterregend sei meine Mutter, die Hexe. Nur ich müsse keine Angst haben, denn ich sei ja ihre Lieblingstochter. Gunter glaubte mir. Seine Augen wurden immer grösser, und ich sah ihm an, dass er dem Jammern und Weinen nahe war. Und dann konnte ich so richtig loslachen und ihn auslachen und ihm sagen, dass das nun wirklich alles gar nicht wahr sein könne. Ich musste nur aufpassen, dass ich es mit meinen Geschichten nicht soweit trieb, dass ich selber anfang zu glauben und Angst zu haben, und dass mir dann die Zeit, bis endlich jemand heimkam zu lang wurde und jedes Knacken der

Diele und jedes Flackern der Lampen in die Geschichten passten. Bis zu einem gewissen Punkt waren solche Details zwar gut verwendbar für die Geschichten, regten meine Fantasie an und belebten sie ungeheuer, bis zu einem gewissen Punkt.

In der Schule ging es prima aufwärts, bei mir jedenfalls. Gunter kam immer strahlend nach Hause und erzählte von meinen guten Noten. Wenn man nach seinen fragte, wurde er schweigsamer. Auch wenn ich ihn wirklich mochte, in einem Punkt ärgerte er mich, obwohl es ja eigentlich die Eltern waren, die uns so unterschiedlich behandelten.

Wir bekamen kein Taschengeld, soviel
verdiente Papa nun halt nicht, aber wir
bekamen Zeugnisgeld.

Für jede eins eine Mark, für jede zwei noch fünfzig Pfennige. Da gab es aber plötzlich zwei Massstäbe. Weil mir das Lernen leichter fiele, bekam ich für jede eins fünfzig Pfennige und für die zwei schon nichts mehr, denn eigentlich würde ich es schaffen, überall eine eins zu haben. Im Singen bin ich immer nur auf eine drei gekommen, und zu Hause behaupteten alle, ich könne nicht singen, nur der Vater einer Freundin stellte einmal fest, dass ich eine schöne Stimme habe. Vielleicht hätte ich doch zu Hause auch manchmal meine Stimme erheben sollen, dann hätte ich sogar noch singen gelernt. Naja, wichtiger als die Zeugnisse war mir eigentlich, dass mich Frau Böttiger, unsere Klassenlehrerin, so gern mochte. Ihr Mann war im Krieg gefallen, und sie lebte allein mit ihrer kleinen Tochter. Ich durfte ihr manchmal die Schulhefte zum Korrigieren heimtragen und noch ein Weilchen mit ihrer Tochter spielen. Oder ich hütete ihre Jutta, wenn sie an einer Lehrerkonferenz war. Manchmal durfte ich sie sogar in der Schule in der ersten Klasse vertreten für eine Deutschstunde. Ich war damals wohl in der sechsten oder siebten Klasse. Ich war auch Klassensprecherin. Das verdankte ich aber mehr meinen Mitschülerinnen, die mich gewählt hatten. Ich machte auch unsere Klassenzeitung. In jeder Schulklasse hing ein grosser Rahmen an der Wand, der möglichst oft mit neuen Bildern zu einem bestimmten Thema gefüllt wurde: Deutsch-sowjetische Freundschaft! Völker der Erde, vereinigt Euch! Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt, lasst uns Dir zum Guten dienen, Deutschland, einig Vaterland! Mir fiel immer etwas ein, und am meisten Spass hatte ich, wenn ich eine kleine Geheimbotschaft in meinen Bildern verstecken konnte. Wenn sich zum Beispiel die Jugendlichen aus Ost und West über die Grenze hinweg die Hände reichten, dann malte ich die östlichen in der Uniform der Jungen Pioniere oder der FDJ,

aber die westlichen malte ich begeistert mit Ringelsocken und Kreppsohlenschuhen und Pferdeschwanz, dass eigentlich doch jeder sehen musste, wem es nun wirklich besser ginge. Ich konnte mir ziemlich viel erlauben als Klassenbeste und protegiert von der Klassenlehrerin. Mit meinen Aufsätzen hatten wir Preise gewonnen für unsere Schule. Ich bekam Freikarten für Gewandhauskonzerte, was nicht immer nur ein Vergnügen war. Einmal, weiss ich noch, hatte ich mein Taschentuch vergessen. Das Konzert war ewig lang, und ich hatte nur eine Sorge, kein Taschentuch. Zuerst hielt ich eine Hand so vors Gesicht, dass die Nase dahinter laufen konnte, ohne dass es jemand sah. Mit der Zeit wurde das zu klebrig und die Sasse drohte bis zum Mund zu laufen. Ich bückte mich zum Fussboden und tat so, als suche ich etwas. Dabei packte ich mit schnellem Griff meinen Unterrock und putzte die Nase kräftig. Nun drückte die nasse Stelle vom Unterrock durch mein rosa Taftkleid aus Amerika, und ich musste mit der Hand wiederum die nasse Stelle bedecken. Beim Sitzen ging das ja noch, aber beim Rausgehen musste ich mich so schief halten, um bis zum Knie runterzulangen. Eine solche Strafe können erste Preise sein. Ja, ich konnte mir viel erlauben. Als einmal zu der 1.-Mai-Feier alle in der Uniform der jungen Pioniere kommen sollten, sagte ich sogar stolz, ich hätte keine, denn ich sei kein junger Pionier und wolle es auch nicht werden. Der Geschichtslehrer empfahl mir, um des einheitlichen Klassenbildes willen doch eine auszuleihen, und ich wiederum gab zurück, dass ihm doch hoffentlich die Uniform zu heilig sei, um sie jemandem wie mir auszuleihen, der sich mit der Idee der jungen Pioniere nicht identifiziere. Es gab öfter solche Wortwechsel. Früher waren meine Eltern stolz gewesen, dass sie nie Nazis geworden waren, jetzt wollte ich beweisen, dass ich mich nicht mit den Kommunisten einlassen würde. Frau Böttiger nahm mich eines Tages auf die Seite und bat mich, vorsichtiger zu sein, sonst könne es auch ihr als Klassenlehrerin schaden. Auch die Eltern flüsterten immer mehr und berieten, wie man am besten durchkäme.

Wir waren wieder eine grosse Familie geworden, obwohl ja die Grossen bis auf Susanne alle im Westen waren. Susanne war aus der Klinik nach Hause gekommen und hatte eine Lehrstelle als Blumenbinderin angenommen.

Lorenz war auf die Welt gekommen und
dann noch Mechtild. Ich liebte die
kleinen Geschwister sehr, obwohl sie auch viel
Arbeit machten.

Mama liess mich zwar helfen beim Windelwaschen und auch sonst, aber nachher nahm sie sich auch wieder Zeit, uns etwas zu erzählen aus ihrer

Zeit als Jugendleiterin im Elsass oder von ihrer Reise nach Rom und Venedig, oder wir gingen in Opas Garten zum Picknick, oder wir sangen beim Arbeiten zusammen den Kanon «Sonne im Mai» oder sonst etwas. Am schönsten war es, die kleinen Geschwister spazieren zu fahren. Ich stolzierte durchs Quartier und liess mir in den Kinderwagen schauen. Es gab noch ein paar Leute von Jauer in Leipzig, die Familie Fieber zum Beispiel und die alte Frau Pfeiffer, die Mamas Grab pflegte, als wir nicht mehr in Leipzig waren, aber die waren Flüchtlinge geblieben und bäuerlich. Wir waren jetzt alle Leipziger, sogar Papa, der nicht mehr durch die Ställe ging am Abend. Das tat er erst im Westen wieder, als er seinen abendlichen Rundgang durch das Lehrlingsheim, dass er dann leitete, als Gang durch die Ställe bezeichnete.

Ich machte Zukunftspläne. Nach acht Jahren Grundschule konnte ich noch vier Jahre weitermachen bis zum Abitur, wenn ich die Abschlussprüfung, die zugleich Aufnahmeprüfung für die nächste Stufe war, gut bestand. Prüfungen machten mir keine Angst. Im Gegenteil, es machte mir eigentlich immer richtig Spass zu zeigen, was ich könne. Mir kam auch meistens das Glück zu Hilfe. Ich mag mich erinnern, dass ich eine Schulkollegin traf, als ich unterwegs zur Biologieprüfung war. Sie erzählte mir vom Zettelziehen und dass sie doch blöderweise die Erdbeeren erwischt hätte, über die sie nicht gerade viel gewusst habe. Ich unterhielt mich mit allen, die auch im Schulhaus warteten, über die Erdbeeren und was sie wohl darüber wüssten, ging dann zur mündlichen Prüfung, zog, nun wohl vorbereitet, doch tatsächlich den Zettel Erdbeeren. Ich machte nicht nur diesen Teil der Prüfung gut, und am Ende meiner Grundschulzeit stand meinen Zukunftswünschen nichts mehr im Wege:

Ich hatte die Prüfung bestanden und war in
die letzte altsprachliche Klasse, die es dann
noch in Leipzig gab und für die man sozusagen
Schlange stehen musste, aufgenommen.

Ich ging in die Sommerferien mit dem erhebenden Gefühl, nun schon bald fast Studentin zu sein, jedenfalls Schülerin der Thomas-Schule mitten im Zentrum der Stadt, an einem so gewichtigen Ort, an dem sogar ein Johann Sebastian Bach gelehrt hatte. Meine Mitschüler würden Thomaner sein, einige jedenfalls. Und ich würde eines Tages Kinderärztin. Ich würde an der Universität in Leipzig studieren, vielleicht sogar mal in Auerbachs Keller einen trinken gehen, wo schon Goethe gefeiert hatte. Ich war angekommen! Und die Kommunisten, das hatte ich ja an der 36. Grund-Schule in Gohlis gemerkt, waren auch alles Menschen. Und die Russen, das hatte ich im

Geschichtsunterricht und im Russischunterricht und aus den vielen Büchern aus der Schulbibliothek gelernt, waren auch alle Menschen. Papa hatte das ja auch oft genug gesagt: Die sind alle auch nur Menschen. Im Übrigen war mir oft aufgefallen, dass das, was die einen als Kommunismus bezeichneten, und das, was die anderen als Christentum bezeichneten, verdammt viel Ähnlichkeit hatte. Noch war ich vierzehn Jahre alt und Schülerin und die Eltern wussten es besser, aber ich hatte vor, eines Tages gründlich zu prüfen, ob sich das nicht miteinander vereinbaren liesse.

Dann kam dieser wunderschöne, warme, sonnige Sonntag im August 1952. Ich hatte mich sorgfältig angezogen, mein Schwalbennest aufgesteckt und war bereit, ins Hochamt zu gehen. Was das Schwalbennest betrifft: Ich trug tatsächlich inzwischen meinen dicken dunkelbraunen Zopf als Krönchen oder eben Schwalbennest aufgesteckt, und ich kannte niemanden mit der gleichen Frisur. Nur in Afrika, das hatte mir ein weisshaariger freundlicher alter Herr eines Morgens beim Brötchenholen im Bäckerladen gesagt, nur in Afrika trugen die Negerfrauen die gleiche Frisur, jedenfalls zu der Zeit, als er in Afrika war. Ich war ein schlaksiger Teenager, genoss es noch immer, auf Bäume zu klettern, mit meinen Freundinnen zu kichern, Himmelhopse zu spielen, aber es war mir auch schon aufgefallen, dass mich ab und zu bewundernde männliche Blicke streiften. Jahre später erfuhr ich, dass sich der junge Russischlehrer und der noch jüngere Geschichtslehrer fast zerstritten hätten darüber, wer mir meine Abschlussurkunde auf der Bühne der Schulaula überreichen dürfte. Das hätte ich damals noch nicht geglaubt. Oder jedenfalls hätte ich mit Aurelia oder Jutta schrecklich darüber gelacht, wie blöd die sich anstellen können. Statt Tschüss und komm schnell genug heim, wir essen pünktlich oder so machte Mama an diesem Morgen auf einmal ein bitterernstes Gesicht, sprach betont leise und betont deutlich: Hör mal, du gehst jetzt zur Kirche, und nach der Kirche gehst Du noch ins Pfarrhaus und verabschiedest dich vom Pfarrer und seiner Schwester. Du wirst heute Nachmittag mit Gunter und Lorenz nach Berlin fahren. Papa ist schon dort. Ich komme mit Mechtild später, wenn ich hier in Leipzig alles erledigt habe. Wir wollen in den Westen gehen. Du darfst Dir nichts anmerken lassen und musst sofort nach Hause kommen.

Es war unfassbar. Es war so unfassbar, dass ich weder widersprach noch weinte. Ich ging zur Kirche, machte mit, kniete, faltete die Hände und konzentrierte mich auf den Satz: Man darf mir nichts anmerken! Beim Pfarrer fiel mir das nicht schwer. Der gehörte für mich sowieso auf die Kanzel oder in den Beichtstuhl. Ein würdiger Mann, mir immer irgendwie fremd. Warum ich mich ausgerechnet von ihm verabschieden sollte? Naja, er hatte Mama beerdigt und die Eltern getraut und Lorenz und Mechtild getauft. Ein

klein wenig Ungehorsam leistete ich mir, trotz Sonntag und Kirchengang und allgemeiner Bereitschaft, nicht zu sündigen. Ich machte einen Umweg. Ich ging in einem grossen Bogen heim, so dass ich am Haus vorbeikam, in dem Aurelia Stolmar im ersten Stock wohnte. Die Fenster waren offen, es war ja eben ein schöner sonniger Sonntag, das Essgeschirr klapperte und das ungarische Stimmengewirr tönnte bis auf die Strasse. Ich blieb stehen, steif eingeklemmt zwischen der Hoffnung, dass Aurelia vielleicht zum Fenster rausschauen würde und ich ihr zuwinken könnte, und der Angst, dass sie mich sehen könnte und ich zu heulen anfangen würde. Nichts passierte.

Zu Hause gab es noch etwas zu essen. Dann bekam ich Lorenz, der damals gut ein Jahr alt war, auf den Arm und Gunter, damals zehn Jahre alt, an die Hand und musste zum Hauptbahnhof in Leipzig. Auf Gleis soundsoviel führe der Zug nach Berlin.

Wir bekamen kein Gepäck mit, denn es sollte nicht auffallen, dass wir verreisen.

Im Zug sässe Tante Kathy, die uns bis Berlin begleiten würde. In Berlin nähme uns Papa in Empfang, der nicht mehr, wie wir meinten, im Erzgebirge bei seinen Schwestern in den Ferien sei, sondern inzwischen am Katholikentag in Berlin, wo er einige Verwandte und Bekannte aus dem Westen träfe, die sich dann um uns kümmern würden. Tante Kathy fanden wir. Ich kannte sie ein wenig, denn ich hatte einmal bei ihr und Onkel Joachim, der zweiten Mamas Bruder, eine Woche Ferien machen dürfen in Meiningen. Sie hatten keine Kinder, aber ein Lederwarengeschäft und einen Dackel und ein Auto und eine Schreibmaschine. Also sie hatten alles, was wir nicht hatten. Ich durfte damals im Geschäft mit verkaufen, jedenfalls Schnürsenkel und solche Sachen, ich durfte den Hund ausführen, ich durfte mit ihnen am Abend noch ins Restaurant gehen und sogar ins Theater, ins ehemals kurfürstliche, wo die Fledermaus gespielt wurde. Tante Kathy schien aufgeregter als ich. Auch sie hatte kein Gepäck. Es sollte alles wie ein Sonntagsausflug aussehen. Gunter klammerte sich an mich, und wir alle beschäftigten uns damit, Lorenz bei Laune zu halten, der ja am wenigsten kapierte.

Dann hiess es Berlin-... und Tante Kathy empfahl auszusteigen. Das war ganz falsch. Wir waren nämlich noch im Osten und Papa war weit und breit nicht zu sehen. Tante Kathy nahm uns dann mit zur U-Bahn, und wir fuhren bis Station Kurfürstendamm, weil wir wussten, dass das in West-Berlin sein musste. Tante Kathy wusste, dass in der Nähe vom Ku-Damm ein anderer Bruder von Mama, der Heiner, der schon im Westen lebte, abgestiegen war. Vielleicht erführen wir dort etwas über den Verbleib von Papa. Sie

liess uns beim Ausgang der U-Bahnstation stehen und machte sich auf die Suche nach der Pension. Onkel Heiner würde wohl auch nicht wollen, dass wir ihn so überfielen.

Da stand ich also zum ersten Mal in meinem
Leben im Westen, im goldenen Westen, auf
dem Kurfürstendamm in Berlin.

Die Leute promenierten, die Auslagen glänzten, Autos fuhren in beiden Richtungen. Ich stand da, Lorenz immer noch auf dem Arm. Der hatte inzwischen in die Hose gemacht, und wir waren beide nass. Und Gunter klammerte sich erst recht an, wie wenn ihn die vorbeiströmenden Menschen von mir wegschwemmen könnten. Plötzlich trat eine ältere Dame auf mich zu und fragte, ob ich wohl kein Geld für die U-Bahn hätte. So also sahen wir aus, wie jemand der kein Geld für die U-Bahn hat. Ich bedankte mich freundlich und erklärte, dass wir nur auf jemanden warten würden.

Tante Kathy kam ziemlich schnell wieder. Sie hatte die Pension gefunden und sogar Papa und Rita. Die waren in ihrer entsetzlichen Aufregung darüber, dass wir nicht eingetroffen sind, auch bei Heiner gelandet. Papa war sichtlich erleichtert und übernahm Lorenz, mein Arm war langsam auch am Ende seiner Kraft. Wir durften kurz ins Hotelzimmer von Onkel Heiner kommen und uns an einem Waschbecken, das in einem Schrank versteckt war, die Hände waschen. Absitzen durften wir nicht, vor allem Lorenz nicht, der ja nass war. Und dann lag ihm dran, dass wir bald wieder gingen, denn das alles gab ziemlich Umtriebe, die man sich in so einer netten, ruhigen Pension nicht unbedingt leisten könne. Es war auch Zeit für die nächste Station auf unserer Reise.

Tante Kathy verabschiedete sich. Papa und Rita brachten uns nun quer durch die grosse Stadt Berlin ins Frauenbundhaus. Wir kämen zu Elisabeth Lehner, einer Freundin von Mama, der zweiten, aus der Jugendzeit. Sie hätten zusammen im Elsass gearbeitet, Mama als Leiterin eines Werkkindergartens und Elisabeth als junge Anfängerin im Kindergarten. Sie leite jetzt ein Kinderheim bei Düsseldorf und könne Lorenz zu sich nehmen, bis wieder alle, auch die Eltern, im Westen seien. Gunter und mich nähme sie auch mit morgen früh im Bus nach Westdeutschland. Wir würden vorübergehend bei den Bauern am Niederrhein aufgenommen, wo Ilse und Peter arbeiteten. Es war schon fast dunkel, als wir im Frauenbundhaus ankamen. Es war ein grosses Gebäude mit mehreren Fluren und langen Gängen und vielen Türen, die alle gleich aussahen. Elisabeth Lehner war eine freundliche, ein bisschen herbe Frau. Papa und sie schienen sich über alles einig zu

sein. Gunter, Lorenz und ich wurden hinter einer dieser gleichaussehenden Türen ins Bett geschickt. Papa und Rita verabschiedeten sich schnell wieder. Ich glaube, es war ihnen wichtig zu gehen, bevor es irgendein Theater gäbe. So nannte man das bei uns in der Familie gern, wenn jemand heulte oder nicht wollte oder so. Jedenfalls verstand ich das so und machte kein Theater.

Elisabeth Lehner verschwand erst, nachdem sie uns sorgfältig erklärt hatte, dass wir am nächsten Morgen in aller Frühe mit einem Bus voller Katholikentagbesucher mitgenommen würden, aber unter falschem Namen. Sie habe einen westdeutschen Pass, in dem Kinder ungefähr in unserem Alter eingetragen seien.

Man tue nun so, als seien diese Kinder mit
nach Berlin gekommen, und wir reisten nun
unter ihrem Namen zurück.

Vielleicht hatte Onkel Heiner das gedreht. Er hatte ja schon Beziehungen im Westen. Sie forderte Gunter und mich auf, unsere neuen Namen und Geburtstage und die neue Wohnadresse noch sorgfältig auswendig zu lernen, bevor wir einschliefen. Ich habe die ganze Nacht gelernt, meine Lektion und die vom Gunter und vom Lorenz, auch im Schlaf, wenn er überhaupt kam. Erstaunlich ist, dass ich mich nicht mehr an Namen und Daten erinnere. Ich habe sie wohl regelrecht abgeschüttelt, sobald diese Alptraumreise zu Ende war. Ob ich die Angst, Elisabeth Lehner könnte uns in diesen langen Gängen nicht mehr finden oder vergessen, stattdessen käme aber die Polizei dahinter, was hier gespielt würde, ob ich diese Angst nur gedacht oder nur geträumt oder gedacht und geträumt habe, das weiss ich auch nicht mehr. Jedenfalls war ich sehr froh, dass diese Reise sehr früh am Morgen noch im Dunkeln schon begann.

Früher ist mir immer schlecht geworden im Bus, sogar in der Strassenbahn und im Zug. Wenn wir einen grösseren Sonntagsspaziergang am Stadtrand von Leipzig machen wollten, wurde ich manchmal schon vorher zu Fuss losgeschickt und wartete dann an der Endhaltestelle, bis der Rest der Familie mit der Strassenbahn ankam. Ich hatte das nicht einmal ungerne, ich ging gern meine eigenen Wege und mein eigenes Tempo. Im Bus in den Westen wurde es mir nicht schlecht. Lorenz hielt sich immer noch an mich als Mutterersatz, obwohl sich Elisabeth Lehner darum bemühte, ihn für sich zu erwärmen. Auch Gunter schaute mich immer wieder verstohlen an, wie wenn er bei mir abgucken könnte, so wie bei den Schulaufgaben. Wir sassen ganz zuhinterst, weil man annahm, dass die Grenzpolizisten nicht so weit in den Bus reinkämen. Der Bus war dicht besetzt, und selbst im Mittelgang

sassen Leute auf Klappsitzen. Der Grenzübertritt von West-Berlin in die DDR ging reibungslos. Und dann rollten wir auf ostdeutschen Autobahnen, und ich erwartete ständig irgendeine Polizeikontrolle. Für mich wäre das ja nicht so gefährlich. Aber wenn ich einen Fehler machen würde mit der auswendiggelernten Adresse, dann könnte ich Elisabeth Lehner und Papa und Mama und wer weiss wen noch alles in grosse Schwierigkeiten bringen.

Papa war bei den Behörden sowieso schon nicht so gut angeschrieben, denn statt in die SED einzutreten, wie man das von einem Angestellten der Stadt erwartete, war er in die CDU eingetreten. Manchmal bekam er von den Bauern und Gärtnern, die er verwaltete und deren Plansoll er festlegen musste, Geschenke. Er versuchte ihr Plansoll so festzulegen, dass sie es wenigstens einhalten konnten und auch noch etwas für die eigenen Familien oder eben sogar für uns abfiel. Das war wohl nicht ganz rechtmässig, und jetzt sei es Papa zu heiss geworden und deshalb müsse er flüchten und habe auch Aussicht, als politischer Flüchtling anerkannt zu werden. Die Geschenke der Bauern waren nicht immer nur reines Glück. Einmal bekam Papa vom Schlachten einen Schweinekopf geschenkt. Die erste Mama war ja Bäuerin, und sie hätte mit dem Schweinekopf sicher etwas anfangen können. Die zweite Mama war aber Städterin und Kindergärtnerin, und ihr wurde es nur schon beim Gedanken, dass in dem mitgebrachten Päckchen ein Schweinekopf stecken könnte, schlecht. Sie wollte ihn auf keinen Fall verarbeiten. Man durfte ihn aber auch nicht weiterschenken, denn er war ja illegal in unser Haus gekommen. Papa hatte die Schwierigkeiten schon geahnt, aber er wollte den grosszügigen Bauern auch nicht vor den Kopf stossen mit einem Nein-Danke.

Er löste das Problem dann, indem er die
Nacht abwartete und im Dunkeln sich bis zum
Bahndamm schlich und den Schweinekopf dort
runterrollen liess.

Niemand habe je wieder nachgeschaut, ob er noch dort liege. Papa war also gefährdet, und es war schon wichtig, dass wir alles richtig machten. Es gab zwar gar nicht viel mehr zu machen, wie sitzen und Bus fahren. Nur Lorenz brachte zwischendurch etwas Abwechslung. Er musste immer wieder mal, oder manchmal sagte er auch nur, er müsse, und es kam dann nichts. Das erste Mal war ich umständlich mit aus dem Bus geklettert. Dann anerkbot sich ein schwarz gekleideter junger Pfarrer, der neben dem Busfahrer sass, Lorenz abzuhalten. Wir reichten ihn durch die Reihen nach vorn, der Bus

hielt, Pfarrer und Bübchen stiegen aus und dann hörten wir das lockende Nunmachmalschön.

An der «grünen Grenze» zwischen DDR und BRD hielt der Bus länger an. Die Busse standen Schlange für die Abfertigung. Es passierte wenig, es lag eine gespannte Stille über allem.

Irgendwann stieg ein Volkspolizist
ein, liess sich alle Pässe übergeben und
verschwand wieder.

Nach langer Zeit kam einer, stieg ein und schaute lange die Reihen der Leute entlang bis hinten und wieder nach vorn und stieg aus. Dann passierte wieder lange nichts. Und als dann der erste Volkspolizist mit den Pässen zurückkam, liessen sie uns sofort wieder weiterfahren. Jetzt war es geschafft. Wäre nicht noch so viel Ungewisses vor mir gelegen, ich hätte die Reise direkt geniessen können. Kaum aber durfte ich die fremden Pässe vergessen, kam Neues, auf das ich nicht vorbereitet war.

Wir stiegen in Düsseldorf aus, bestiegen ein Tram und wurden bei den Eltern von Elisabeth Lehner herzlich begrüsst und verköstigt. Lorenz hätten sie später wie einen Enkel geliebt. Sie hatten nie eigene Enkelkinder. In Düsseldorf war es kalt und regnerisch. Und weil ich in Sommerkleid und Strickjacke in Leipzig losgeschickt worden war, schenkte mir Elisabeth Lehner noch einen alten Mantel von sich. Es war ein petrolfarbiger Trenchcoat, viel zu gross, und ich kam mir darin vor wie so ein Volkspolizist, jedenfalls furchtbar verkleidet und alt. Der Abschied von Lorenz ging wieder sehr schnell. Wir sollten nicht dergleichen tun und verschwinden, dass er über der Freude mit dem Schaukelpferd gar nicht erst merke, dass wir gehen.

Ilse war nach Düsseldorf gekommen an ihrem arbeitsfreien Nachmittag. Sie holte mich zu sich nach Lobberich. Dort war sie Lehrling der ländlichen Hauswirtschaft, und ich dürfe auf dem Hof bleiben und helfen bis zur nächsten Nachricht der Eltern. Gunter wiederum wurde am Abend von Peter in Lobberich geholt und nach Waldniel mitgenommen, wo er beim Bruder des Lobbericher Bauern van der Beek eine Landwirtschaftslehre machte. Gunter dürfe dort in die Schule gehen und warten, bis die Eltern auch in Westdeutschland seien und ihn wieder zu sich nehmen könnten.

Die Zeit bei Ilse in Lobberich habe ich in guter Erinnerung. Ilse und ich waren richtige Schicksalsgenossinnen. Frau van der Beek war eine strenge Lehrherrin und verlangte viel und gute Arbeit. Aber es gab daneben allerlei neue Freuden: Fallobst im Garten, gute Mahlzeiten, Tauben unterm Dach, einen zu Scherzen aufgelegten Bauern. Manchmal konnte man sich wie da-

heim in Jauer fühlen. Allerdings war hier ganz klar, wer die Besitzer waren. Die Tochter von van der Beeks war sogar jünger als ich, aber sie wusste genau, dass ich hier mein Essen zu verdienen hatte. Wenn sie rumtollte oder Schulaufgaben machte, wie beneidete ich sie darum, denn meine Schulzeit war nun weit weg, dann stand ich im Garten und wusch und hängte die Wollsocken am Laufmeter auf.

Dann kam Nachricht, dass ich nach Köln kommen solle. Familie Dr. Fischer nähme sich meiner an. Dr. Lorenz Fischer war Leiter des Statistischen Amtes Köln und Dr. Josefa Fischer Juristin und Eheberaterin. Ilse kontrollierte meine Kleider und stellte fest, dass ich unbedingt meinen ersten Büstenhalter brauche. Sie kaufte mir einen neuen von ihrem eigenen bisschen Taschengeld. Er war mein einziges neues Kleidungsstück, alles andere hatte ich geschenkt bekommen. Auch wenn ich ihn lange noch nicht trug, ich empfand ihn als Orden, als Auszeichnung zur Frau. Sie schenkte mir auch noch eine Packung Binden. Da war ich auch froh; ich genierte mich noch immer kräftig, sie selber zu kaufen, besonders wenn im Laden ein Mann bediente. So ausgerüstet machte ich nun meine erste Eisenbahnreise ganz allein nach Köln.

Kleines Nachwort

In Köln bin ich damals im September 1952 gut angekommen. Meine Lebensgeschichte als Flüchtling endete mit dieser Bahnfahrt jedoch nicht. Sie ging weiter über viele Stationen. Ich lebte an vielen Orten, in mehreren Ländern und zusammen mit vielen Menschen. Ohne diese Menschen hätte ich nie und nirgends das Flüchtlingskind in mir beruhigen können und immer neu an so vielen Orten Beheimatung gefunden.

Als ich das, was ihr jetzt gelesen habt, 1988 aufschrieb, wollte ich den Ursprung meiner Flüchtlings-Identität begreifen. Dieser Text wurde zur Grundlage für meine ausführlichen Aufzeichnungen, die unter dem Titel «Die grosse Reise» vorliegen.

Mein Leben und mein soziales und materielles Umfeld entsprechen schon lange nicht mehr denen eines Flüchtlings. Kaum jemand kann mehr erraten oder will wissen, ob ich ein Flüchtling war oder bin. Doch ich war und bin immer noch auch ein Flüchtling.

Jenins, Mai 2019

Edith J. Freitag-Dierschke

Foto-Chronologie «Von Jauer über Leipzig nach Köln»



Ich wurde als Edith Johanna Dierschke am 5. November 1937 in Jauer, Kreis Ohlau, Regierungsbezirk Breslau in Niederschlesien / Deutschland geboren. (Dieses Bild entstand im September 1994 bei einem Besuch in Jauer.)



Der väterliche Gutshof lag am Dorfrand von Jauer in Richtung Bankau.



Heute heisst Jauer Jaworow und gehört zu Polen.

Das sind meine Eltern:



Dorothea, Philomena, Apollonia
Dierschke, geborene Saft



Josef Oswald Dierschke



Ich bin das fünfte
Kind. Die grossen
Geschwister
heissen Peter,
Susanne, Ilse,
Rita.



Oft kam Susannes Freundin Marianne Scheidgen zu Besuch und reihte sich mit ein beim Spiel in unserem Garten.



Gunter kam als 6. Kind im Mai 1942 in Jauer auf die Welt. Zusammen mit uns sechs Dierschke-Kindern ist Irmgard Viehweger auf dem Foto in unserem Garten. Viele Jahre lang war sie die Stütze unserer Mutter als Kindermädchen und Haushalthilfe.



Ich spielte gern mit den grossen Schwestern, hier Rita und Ilse, im Sandkasten.



Das Familienfoto vom Januar 1947 zeigt es deutlich, die Vertreibung (politisch «Aussiedlung» genannt) von Schlesien nach Sachsen hatte aus uns eine «Flüchtlingsfamilie» gemacht. Mama war am stärksten gekennzeichnet. Sie erkrankte schon bald nach Ankunft in Leipzig, lag monatelang im Krankenhaus. Man sprach von Bauchfellentzündung, aber es gab keine Medikamente.



Im Dezember 1947 starb unsere Mutter. Sie wurde in Leipzig-Gohlis beerdigt.



Gunter war und blieb lange mein bester Spielgefährte
(und ich war seine erste «grosse Liebe»)



Flüchtlingswagen / Schicksalsgemeinschaft

Auf Seite 30 schreibe ich, dass ich mich an Mamas Gesicht nicht mehr erinnern konnte, vor allem an Mamas «Vorkriegsgesicht». Ich hatte vieles vergessen oder verdrängt, aber es war nie verloren gegangen. Die Erinnerungen waren nur zugedeckt, bis sie beim Malen im Atelier von Vreni Lüscher in Maur am Greifensee neu auftauchten. Diese drei Blätter entstanden 1985, also drei Jahre bevor ich zu schreiben begann. Zuerst kam mir der Treck auf der Flucht vor der Kriegs-Front in den Sinn oder in Hand und Pinsel. Papa lenkt den «Flüchtlingswagen» und beschützt alle tapfer. Mama erleidet alles, sprachlos und fast wie tot.



Tochter und Mutter und das gemeinsame Schicksal

Dann erinnerte ich mich plötzlich an Mamas Sonntagskleid mit dem weissen, auswechselbaren Kragen. So konnte ich wohl, weil ich die traurigen Gedanken zugelassen habe, auf einmal wieder auch die Blumen am Wegrand entdecken und zu guter Letzt auch im eigenen Gesicht die Ähnlichkeit mit der mir irgendwie fast unbekanntem Mutter.

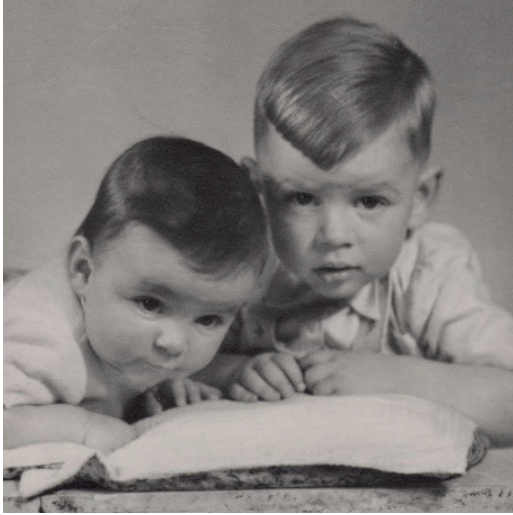
Das spontane Malen, ohne vorher zu überlegen, was ich malen werde, hat mir viel Mut gemacht. Vreni Lütcher war eine starke, mütterliche Frau. Sie war so etwas wie eine Hebamme für mich, die mich still begleitet und unterstützt hat.



Am 11. Juli 1949 heiratete unser Vater unsere zweite Mutter Christel geborene Degenhardt. Wir bekamen Grosseltern und genossen es. Wir hatten wieder viele Verwandte und Freunde und zogen in eine schöne, grosse Wohnung. Vaters Eltern starben früh, sein ältester Bruder war als Soldat im 1. Weltkrieg, deshalb musste unser Vater seine Schulausbildung vor dem Abitur abbrechen und den Bauernhof übernehmen. Die schlesischen Verwandten, Freunde und Nachbarn wohnten seit der Vertreibung weit weg, oder wir wussten nicht, wo sie nun lebten.



Opa Degenhardt hatte einen Garten mit Gemüse, Obstbäumen und Beeren, einem Sandkasten und einem gemütlichen Sitzplatz im Schatten.



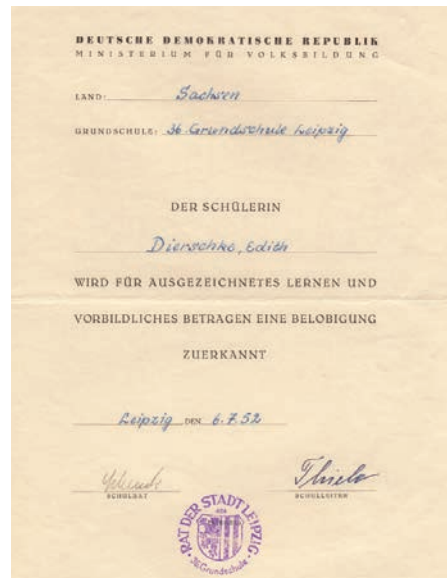
1950 wurde ein Brüderchen geboren: Lorenz. Ein Jahr später folgte ein Schwesterchen: Mechtild.



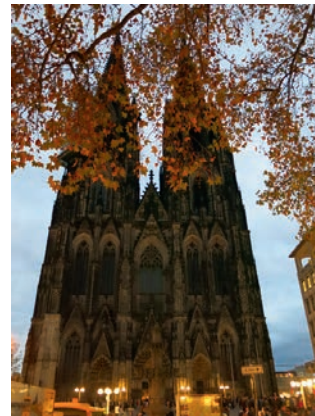
1951 waren Gunter und Edith sechs Wochen in einem Kinderheim zur Kur in Wieck auf der Insel Rügen. Es gab den Verdacht, dass unsere Mutter vielleicht doch an Tuberkulose gestorben war.



In Leipzig wurde ich in die 3. Klasse der 36. Grundschule Gohlis eingeschult. Das Klassenbild ist aus dem Jahre 1951. Ich liebte Frau Olga Böttiger, unsere Klassenlehrerin von 1945 bis 1952. Sie war eine Kriegerwitwe und hatte eine kleine Tochter, die ich manchmal hüten durfte. Neben mir (ich bin die im Dirndl) steht meine Freundin Jutta, eine Zahnarzttochter, und neben ihr steht meine beste Freundin Aurelia, auch ein Flüchtlings-Kind, die Eltern Ungarn-Deutsche. Wir zwei hatten im Krieg nur kurz die Schule besucht, wurden aber bald Klassenbeste.



Vor den Sommerferien 1952 schloss ich die Grundschule ab und bekam eine Belobigungsurkunde, die mich berechtigte, nach den Ferien die damals letzte altsprachliche Klasse an der Thomas-Schule im Leipziger Bachviertel zu besuchen. Ein grosser und wichtiger Schritt hin zu meinem Traumberuf: Kinderärztin.



Vor Ende der Schulferien war ich jedoch zusammen mit Gunter und Lorenz, meinen kleinen Brüdern, unterwegs in den «Westen». Die Eltern hatten die Flucht in die Bundesrepublik Deutschland minutiös geplant. Sie wollten ihre Kinder nicht im SED-Staat aufwachsen lassen, und Vater war bei seiner Arbeit in der Stadtverwaltung als CDU-Mitglied ein politischer «No Go». Über den noch offenen Grenzübergang Berlin erreichten wir drei Kinder Düsseldorf, und ich kam nach einem Zwischenhalt bei unserer Schwester Ilse in Lobberich am Niederrhein schlussendlich allein nach Köln. Im Bild mein «erschwindelter» Ausweis als Bewohnerin von Berlin und daneben der Kölner Dom.

<p align="center">BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND</p> <p align="center">AUSWEIS für Vertriebene und Flüchtlinge</p> <p align="center">A</p> <p align="center">Nummer des Ausweises</p> <p align="center">5312/3522</p> <p align="center"><small>Dieser Ausweis gilt nur in Verbindung mit einem gültigen Personalausweis.</small></p>	<p>Name (bei Frauen auch Geburtsname) <i>Dierschke</i></p> <p>Vornamen (Rufname unzutreiben) <i>Edith Johanna</i></p> <p>Geburtsdag <i>5. November 1937</i></p> <p>Geburtsort (Land, Kreis) <i>Jauer / Schles.</i></p> <p>Kinder unter 16 Jahren Vorname Geburtstag</p> <p>1. _____</p> <p>2. _____</p> <p>3. _____</p> <p>4. _____</p> <p>5. _____</p> <p>6. _____</p>	<p>Ständiger Aufenthalt im Bundesgebiet (Berlin-West) seit: <i>25. August 1952.</i></p> <p>Wohnort und Wohnung <i>Köln - Focklemünd, Schaffrathsgasse 37.</i></p> <p><i>Edith Dierschke</i></p> <p><small>Unterschrift des Inhabers</small></p> <p><i>Köln den 4. März 1954</i></p> <p><small>Datum</small></p> <p>Städteflüchtlingsamt Köln <small>Städt. Behörde</small></p> <p><i>[Signature]</i></p> <p><small>Unterschrift</small></p>
--	--	--

Ich bekam einen Flüchtlingsausweis A für die Bundesrepublik Deutschland.



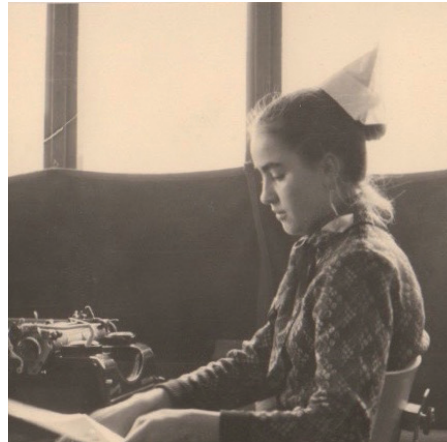
An Weihnachten 1952 traf sich unsere ganze Familie zum ersten Mal wieder. Elisabeth Lehner, eine Jugendfreundin der zweiten Mutter, die Lorenz, Gunter und mich von Berlin bis Düsseldorf begleitet hatte, war auch dabei.



Die Eltern zusammen mit Mechtild, Lorenz und Gunter wohnten nun in Remagen am Rhein, an der Alten Strasse, wo ich sie besuchte, so oft mein Lehrlingslohn für eine Bahn-Fahrkarte reichte.



Mein Wohnort war inzwischen das Wohnheim St. Ursula in Köln-Bocklemünd, Schaffrathsgasse 37



Ich machte von 1952 bis 1955 eine Lehre als Grosshandelskaufmann bei der Chemikaliengrosshandlung Karl Löffler KG in Köln-Braunsfeld.



Mein Lehrlingslohn betrug DM 40.-- brutto. Einen Teil musste ich dem Heim zahlen. Ich sparte soviel als möglich, und nach sieben Monaten kaufte ich mir ein Occasions-Fahrrad. Ich konnte nun in den Sommermonaten am Wochenende die ungefähr 60 Kilometer von Köln nach Remagen «nach Hause» radeln, und weil das gratis war, entsprechend öfter. Ich war stolz und zufrieden.

8.

Reiseberichte

8. Reiseberichte

8.1 Eine Reise in die Heimat

Autor: Tochter Susanne Dierschke
Datum: 1978

Eine Reise in die Heimat!

Durch eine mir bekannte Düsseldorfer Heimatfreundin wurde mir die Möglichkeit gegeben, an einer Schksienfahrt der Stainauer teilzunehmen. Unsere Jauersche Hofnachbarin, Irmgard Vieweger nahm mein Angebot, mich zu begleiten, ab bald freudig an.

Am Dienstag, dem 23.5. bestiegen wir frühzeitig den Reisebus in Gütersloh. Die Hinreise verlief harmonisch und ohne besondere Vorkommnisse sowohl an der deutsch-deutschen^{Grenze}, als auch an ~~der~~ Oder und Neisse. Gegen Uhr ~~trafen~~ wir vor dem gebuchten Hotel in Breslau ein. Hier klappte leider die Unterbringungsmöglichkeit nicht. Die Gruppe mußte sich trennen und so wurden wir beiden Jauerschen mit ~~einigen~~ Steinauern im Hotel untergebracht. Wir waren bescheiden, doch zur Zufriedenheit versorgt. Am 1. Tage war eine Besichtigung Breslaus vorgesehen. Von Einst war mir freilich die schlesische Hauptstadt kaum bekannt; doch beeindruckte mich das Stadtbild und die baulichen Sehenswürdigkeiten der Stadt sehr.

Am folgenden Tag beglückte Irmgard mich auf einer Reise mit der Eisenbahn nach Brieg. Ich wollte die einst so schöne Gartenstadt, die ich in fast 4 jähriger Schulzeit lieb gewonnen hatte, wiedersehen. Der Weg führte uns vom Bahnhof her gleich zur ~~Mädchen~~ früheren Mädchenoberschule. Nichts hatte sich ~~rundherum~~ verändert; ^{den erheben:} nur alles etwas grau in grau! Der nächste Weg führte zu meiner damaligen Pension in der Moltkestraße, gegenüber dem Haupteingang zur Neuen Kaserne. Die langen Promenaden^{de}weg sind ebenso schön wie einst, wir spazierten immer wieder entlang. Die Stadtmitte weist freilich viele Lücken auf, insbesondere ~~der~~ Stadtteil vom Ring bis an die Oderbrücke. Hier hat der Krieg gewaltige Spuren hinterlassen. Die kath. Pfarrkirche überstand das Kriegsgeschehen, die ev. Nikolaikirche weist ~~?????~~ Bombenschäden~~??????~~

Recht befriedigt reisten wir am Abend mit der Eisenbahn nach Breslau zurück.

Den folgenden Freitag hatten wir für die Fahrt in unser Heimatdorf ~~ägner~~ vorgesehen. In letzter Minute noch begegneten wir dem uns ganz besonders empfohlenen Taxifahrer und Dolmetscher~~er~~, mit dem wir rasch einig ~~geworden~~ waren. Es bewegte uns schon sehr, wie das ~~er-~~ ~~ste~~ Wiedersehen uns beeindrucken würde. ^{Es war} zumal ich die Erste aus unserer großen Familie war, die sich dahin auf den Weg machte. Auch die Familie Vieweger hatte bislang nicht wieder den Weg gefunden. Zunächst überraschte es mich, wie stark doch auch die so flach liegende eneger Heimat mit ^{Wald} durchsetzt war. Da lag an der Landstraße, anstoßend an die ~~Gemarkungen~~ ^{Talwälder} von Bärzdorf, Klosdorf und Jauer der große Staatsforst, der Hochwald.

Zwischen Klosdorf und Jauer der Buchwald und Jauer selbst verfügt in Richtung Zindel und Bankau über eine stattliche Fläche von Wald und Strauchwerk. Und auf der Rückfahrt begegneten uns wiederum die Forsten von Klein-Öls und seiner Umgebung.

Unser ~~Cham~~^{sprach}fahrer fragte zunächst allein in un~~erem~~^{erem} Gehöft um Zutritt vor. Ich hörte, wie die poln. ~~XXX~~-Bäuerin nach dem Namen der Dierschke Besucherin fragte. Als sie meinen Vornamen hörte, war ~~alles~~^{alles} sofort im Bilde: "die "Suska". Der poln. Bauer, der im August 1945 auf unseren Hof gewiesen wurde, ist inzwischen verstorben. Doch ~~Seine~~^{die} Frau erinnerte sich sehr gut an unsere ganze Familie und kannte alle mein Geschwister noch mit den Vornamen. Mit dieser Frau benutzten wir doch von August 1945 bis zu unserer Ausweisung im November 1946 ~~gemeinsam~~ unsere Küche. Wie war ~~dann~~^{damals} doch diese Frau voller Heimweh und Traurigkeit um den Verlust ihrer galizischen Heimat. Täglich wohl hörten wir sie klagen: " Moia Galicia ". Nun, längst ist sie eingelebt und hier beheimatet. Den halben Hof mit 10 Ha übernahm die ~~älteste~~^{älteste} Tochter nach dem Tod ihres Vaters. Inzwischen ist ~~deren~~^{die} Tochter wieder verheiratet und deren Kind lebt als 4. Generation schon in unserem früheren Wohnhaus.

Freilich fand ich nicht mehr den großen, gepflegten und ~~keiner~~ von Mensch und Vieh ~~aller~~^{aller} Art belebten väterlichen ~~Hof~~^{Hof} bäuerlichen Betrieb vor. Der poln. Bauer ist anscheinend der Dorfhandwerker. Hof Hof steht voller Maschinen und G. eräten aller Art und in den Ställen und Wirtschaftsräumen sind ~~Materialien~~^{als} aller ~~Art~~^{Art} zu sehen.

~~Einige~~^{Einige} ~~Rinder~~^{Rinder} ~~Kand~~^{Kand} ~~in~~ⁱⁿ ~~unseren~~^{unseren} ~~Wagenremisen~~^{Wagenremisen}. Unsere frühere Wagenremise ist als Kuhstall hergerichtet. Im Blumengarten ~~neue~~ am Wohnhausstand ein neues Fundament für eine Autog~~arage~~^{garage}; daneben soll eine neue Einfahrt für den Hof geschaffen werden. Unser Früherer Entengarten wird jetzt als ~~Gemüse~~^{Zuhause}garten genutzt.

Während Irmgard Vieweger ihren ~~heimatlichen~~^{heimatlichen} ~~Hof~~^{Hof} nebenan besichtigte, merfüllte ich mir einen im stillen gehegten ~~Wu~~^{Wu} Bach; einen Spaziergang bis zur ~~Bankauer~~^{Bankauer} Brücke ~~zu~~^{zu} machen. Wie gern spazierten wir in all den Kinderjahren den Bankauer Weg entlang ~~und~~^{die} ins Wiesengelände! Nun, die ~~Bankauer~~^{Bankauer} Brücke ist erneuert, anstelle der Holzbrücke wurde sie ~~nunmehr~~ betoniert. ~~Daneben~~^{Daneben} neben der Brücke hat man eine Wasserstelle für das Weidevieh angelegt, den ~~Ufer~~^{Ufer} auch betoniert. Auf dem Rückweg bot sich mir das einst so vertraute Bild von Jauer, vorn an der ~~Ecke~~^{an} unser Hof und am Dorfende etwas höher gelegen der Kirchturm. Unser Haus am Bach, in dem 2 ~~unserer~~^{unserer} beschäftigten Familie wohnten, ist ~~erneuert~~ worden mit neuem Wirtschaftsgebäude, alles bestens gepflegt und bis zur Straße vorgezogen. Das erst von meinem Vater erbaute ~~andere~~^{andere} 2 Familienhaus am Dorfausgang nach Bankau ist unbewohnt und in ~~schlechter~~^{schlechtes} Verfassung.

Der Olbenbach wurde auf seinem Lauf durch das Dorf reguliert und fließt nun in einem schmalen Bett. Ein kurzer Steg führt An der Hochwassergefahr des so harmlosen Gewässers nach starken Regenfällen und in regen-oder schneereichen Zeiten hat sich nichts geändert, so berichtete man mir. Es seien immer wieder große Überschwemmungen eingetreten. - Ein Spaziergang durch das Dorf bot mir nach den verflossenen mehr als 30 Jahre keine wesentlichen Veränderungen; es ist, als sei die Zeit stehengeblieben. Die allermeisten Häuser und Gehöfte sind unverändert, ~~bis~~ der Zahn der Zeit hat natürlich allüberall genagt. Die deutschen Gräber auf dem Kirchhof sind bis auf..... eingeebnet. An der Ostseite befinden sich einige ~~Fälcher~~ Gräber von polnischen Einwohnern. Der neue Friedhof befindet sich ~~weiter~~ jenseits der Straße nach Klosdorf. - Wir fanden Gelegenheit bei unserem Besuch in der Kirche an einer Trauung teilnehmen zu können.

Das in unserem früheren Auszughaus wohnende poln. Ehepaar, ~~ist~~ welches 1945 die linke Hälfte des Hofes übernommen hatte, bewirtschaftet gleichfalls 10 ha unseres Landes. Ihre Kinder sind außer Haus, ein Sohn ist Priester geworden. Anscheinend müssen sich die alten Leute Hilfe aus dem Dorf für die Feldarbeiten zu Hilfe nehmen. Auf dieser Hofseite steht unserer früherer großer Kuhstall leer.

8.

Reiseberichte

8.2

Was mein Opa mir über seinen Heimatort erzählte.

Autor: Enkel Georg Dierschke
veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 8
Datum: August 1980

Aufsatzwettbewerb - Ohlau - Iserlohn.

Wie bekannt, hatte die BHG Stadt und Kreis Ohlau e.V. zum 25-jährigen Bestehen der Patenschaft Iserlohn-Ohlau zu einem Aufsatzwettbewerb für Schüler und Schülerinnen aufgerufen. Wir veröffentlichen nachstehend den prämierten Aufsatz des am 10.10.1966 geborenen Georg Dierschke, 6541 Gemünden, vom 10.4.1980.

Was mein Opa mir über seinen Heimatort erzählte.

Als wir am Namenstag bei ihm waren, fragte er mich, ob ich am Aufsatzwettbewerb teilnehmen wollte. Wir sind 18 Enkel, und ich dachte, einer sollte ja doch bestimmt mitmachen. Also entschloß ich mich, in den Ferien den Aufsatz zu schreiben. Ich tue es auch gern, weil ich auch schon viel von Opa und meinem Papa erzählt bekommen habe. Auch wenn ich heute noch zu ihm fahre, gibt es immer noch ein paar Fragen. Mein Opa hat auch schon viel über Schlesien geschrieben und im Ohlauer Heimatblatt veröffentlicht; so z.B eine Familienchronik und einen Stammbaum, der bis 1600 zurückgreift. Als wir noch klein waren, kam er abends immer an unser Bett und erzählte von Jauer. (Kr.Ohlau-d.Red. Mein Opa hatte in Jauer einen schönen großen Bauernhof. Die dazu gehörigen Felder und Wiesen (es waren 221 Morgen) grenzten größtenteils an den Olbenbach. Durch das Vorderfeld führte der Bankauer Weg über die Bankauer Brücke. Der Olbenbach, den man Baache nannte, floß mitten durch das ganze Dorf und teilte es in zwei Hälften, die Hohe-Seite und die Nieder-Seite. Opas Hof lag auf der Nieder-Seite. Die "Baache" zeigte sich zumeist harmlos; dann konnte die Furt vor Opas Hof zur Verbindung mit der anderen Dorfseite benutzt werden. Neben der Furt verbreiterte sich der Bach zum Teich, der Dierschke-Baache. Auf ihr schwammen zur Sommerszeit hunderte von Gänsen und Enten. Zum Feierabend ritten Knechte und Jungbauern oft mit ihren Gespannen in den Teich, um von den Pferdebeinen den Schmutz von Weg und Feld abzuspülen. Oftmals wurden im Sommer Pferde an den Dierschke-Steg gebunden und gründlich gewaschen.

Die Baache brachte der Dorfjugend viel Freude und Zeitvertreib, in den Sommermonaten mit Baden und Spielen im Wasser, zur Winterszeit mit Schlittschuhen und Schlitten. Die Winter waren in Schlesien oft lang anhaltend und kalt. Opa erlebte einmal 33 Grad Kälte. Dann wurde monatelang der Verkehr mit Schlitten ausgeführt.

In der Dorfmitte waren beide Teile durch die Hohe Brücke verbunden. Schule und Kirche lagen am anderen Dorfe in Richtung Klosdorf. Der Olbenbach konnte aber auch gefährlich werden, wenn es stark und lange regnete, und nach der Schneeschmelze. Opa erzählte von einem Erlebnis in seinem ersten Schuljahr. Da war das Frühjahrshochwasser so schnell hereingebrochen, daß es die Dorfstraße unter Wasser setzte. Die Kinder von der Nieder-Seite konnten nach Schulschluß nicht mehr zurück laufen. Opa wurde von einer Magd von der Schule abgeholt und auf deren Schultern nach Hause getragen.

Auf dem Wiesengelände am Olbenbach stolzierten oft Störche und suchten sich ihr Futter. Deshalb hatte Opa auf einem Scheunengiebel einen Nistplatz für Störche aufgebaut. Bald ließ sich ein Storchenpaar nieder, baute sich ein Nest und kam im nächsten Jahr wieder. Sie bekamen ihre Jungen, fütterten sie und klapperten mit den langen Schnäbeln über den Hof. Als an einem sonnigen Sonntag im Mai 1942 mein Onkel in Jauer geboren wurde, hatte sich eine große Schaar von Störchen im Hopfengarten neben dem Hof in Jauer niedergelassen.

Der Olbenbach mündete bei Niehmen in die Ohle, einem linken Nebenfluß der Oder. Einmal hatte sich unser Opa bei uns zu Besuch angemeldet. Wir hatten in der Heimatkunde über Schlesien gesprochen und die Nebenflüsse der Oder in Schlesien gelernt. Diese hatten wir, bevor Opa kam, auf die Tafel in unserer Wohnküche geschrieben. Opa freute sich sehr, daß wir das in der Schule gelernt hatten. Er selbst konnte freilich alle linken und rechten Oder-Nebenflüsse aufsagen.

Unsere Vorfahren stammen aus Niehmen; so hat Opa es auf seinem Stammbaum niedergeschrieben. Sie sind im Jahre 1700 in Jauer sesshaft geworden. Leider ist im Jahre 1946 unsere Familiengeschichte in Jauer zu Ende gegangen.

Schlesien muß ein schönes und fruchtbares Land sein, und ich würde es gerne einmal selbst sehen.

Aus dem Heimatblatt für die Kreise
Strehlen und Ohlau Nr: 8/1980.

8. Reiseberichte

8.2 Sommerliche PKW-Fahrt 1983 nach Jauer, Kr. Ohlau

Autor: Enkel Georg Dierschke
veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 11
Datum: November 1983

Bem. der Red.: Der Verfasser dieses Beitrages ist der 17-jährige Enkel des Erbscholtiseibesitzers Josef Dierschke aus Jauer und besucht derzeit die 11. Klasse des Herzog-Johann-Gymnasiums Simmern/Hunsrück. Nachdem sein Bruder vor 3 Jahren in der schlesischen Heimat gewesen ist, "hat es mich, wie er in einem Anschreiben mitteilt, auch einmal gereizt, selbst alles mitzerleben und so drängte ich, daß wir fahren sollten. Die ganze Fahrt verlief gut, wir kamen gut durch die Grenzen und hatten auch kaum Ärger. Nur wurde ich zweimal "angemotzt", weil ich etwas fotografiert hatte, was man scheinbar nicht gern hatte. Auch kam man sich irgendwie gefangen vor. Was sollte man tun, wenn die Polizei einen verhaftete oder sonst irgend etwas passiert? Man hat ja keinerlei Rechte und keine Möglichkeiten, sich selbst zu helfen, da wir kein polnisch verstehen.

Der großväterliche Hof in Jauer ist größer gewesen, als ich es mir dachte, und alles hat mich sehr beeindruckt. Schade, daß wir dort nicht mehr leben dürfen. Aber unter den gegebenen Umständen wäre das auch nicht schön. Denn in Polen hapert es an allen Sachen, die wir hier im Westen gewohnt sind."

Soweit das Anschreiben des Autors, der zum ersten Mal die Heimat seiner Väter erblickte, und nun seine Reiseeindrücke: E.B.

"Vom 13.-20. Juli fuhren wir, d.h. meine Eltern und ich, nach Schlesien. Mein Vater stammt aus Jauer, Kreis Ohlau, und hatte seine Heimat seit 1946 nicht mehr gesehen. So zog es ihn wieder dorthin. Ich wollte auch mal die Heimat meiner Vorfahren kennen lernen, von der oft erzählt wurde, und die ich nur von Bildern her kannte. So begannen wir in diesem Frühjahr, alles zu planen; denn man muß leider erst einen kleinen Papierkrieg führen: Durchreisevisum für die CSSR, Polenvisum, Internationaler Führerschein, Geldumtauschscheine, Benzingutscheine und verschiedenes mehr. Wir wollten nämlich wegen größerer Unabhängigkeit mit unserem Auto fahren. Für private Polenreisende gilt ein Umtauschsatz von 30 DM pro Person und Tag. Denn die Volksrepublik Polen braucht dringend die harte DM.

Nach allen Vorbereitungen fuhren wir am 13.7. über Frankfurt, Nürnberg, Pilsen, Prag, Königgrätz bis zu unserem Zielort Lewin bei Bad Kudowa, direkt an der poln.-tschechischen Grenze. In einem Kloster hatten wir gutes Quartier, man bewirtete uns vorzüglich. Am Samstag steuerten wir dann unser eigentliches Ziel, Jauer, mit einer oberschlesischen Schwester als Dolmetscherin an. Wir fuhren über Klodzko, Ziebice, Strzelin, Wiazow nach Jaworow (Glatz, Münsterberg, Strehlen, Wansen nach Jauer). In Liebenau bei Münsterberg schauten wir uns kurz den elterlichen Hof meiner Großmutter Dorothea Saft an, obwohl dort eine Maschinenstation ist. Mit der Schwester ging aber alles viel besser, weil das Volk tief gläubig ist.

In Jauer kamen wir dann gegen Mittag auf dem Hof meines Großvaters an. Wir gingen zuerst zu Familie Zagurski, die im Wohnhaus angesiedelt worden war. Ihrerseits wurden sie von den Russen aus Galizien vertrieben. Man bewirtete uns sehr gut, gab alles her, was man hatte.

Z.B. war man zweimal nach Breslau gefahren, d.h. zweimal 90 km, um uns Schnitzel anbieten zu können. Die Schwester meinte, man habe dafür noch die eigenen Fleischmarken hergegeben. Nachdem wir den Hof besichtigt und alles fotografiert hatten, gab es leider ein Gewitter.

Der Hof ist nach polnischer Art und Weise bewirtschaftet. d.h. der Hof von ehemals 250 Morgen ist in zwei mal 40 Morgen, die von den zwei jetzigen Bewohnern bewirtschaftet werden, aufgeteilt, und der Rest fiel an die Kolchose. Jede Seite für sich hat eine Menge Hühner, je ca 3-4 Schweine, 1-2 Kühe und deren Nachzucht. Das ist alles! Als logische Folge verfallen die Gebäude, da sie weder genutzt, noch in Ordnung gehalten werden. Die Speicher und Scheunen stehen leer, doch das ist nicht nur auf diesem Hof so. Fast überall herrschte das gleiche Bild: zerfallene, schlecht bewirtschaftete Höfe und tot wirkende Dörfer, da jedwede Farbe an den Gebäuden fehlt. Man muß aber sagen, daß alle Felder gut bestellt waren, und daß die Kolchosen ab und zu neue Bauten und Maschinenstationen errichtet haben. Doch sind die ehemals großen Höfe und Güter mehr oder weniger ungenutzt. Je kleiner aber ein Hof oder Haus ist, desto besser ist es in Ordnung. Die Polen können oder wollen scheinbar nichts Größeres bewirtschaften, oder der Staat hindert sie daran.

Wir gingen auch noch zur Familie Jedlinski ins Auszughaus; denn mein Vater hatte mit dem Mann 1945/46 viel zusammengearbeitet. Auch dort empfing man uns mit Freude.

Gegen 4 Uhr fuhren wir dann über Grottkau, Neiße, Ottmachau und Glatz wieder nach Lewin. Die Städte, die wir gesehen haben, waren vorwiegend noch im alten Nachkriegszustand. Nur am Rand waren Wohnsiedlungen errichtet worden, die ähnlich aussehen, wie bei uns die gleich nach dem Kriegsende erbauten Siedlungen. Mein Vater meinte, daß man überhaupt die ganze Situation mit der Nachkriegszeit bei uns vergleichen könne. Denn in den Geschäften gibt es nur in begrenzten Mengen Einheitswaren zu kaufen, Lebensmittel sind teilweise rationiert. Es braucht aber keiner zu hungern; Grundnahrungsmittel gibt es in ausreichenden Mengen, aber "Luxusartikel" so gut wie garnicht, oder in den Westgeldläden. Auch blüht der Schwarzhandel und ohne Schiebung und Westgeld bekommt man nur wenig. Doch das scheint größtenteils am sozialistisch/kommunistischen System zu liegen und nicht nur an der "polnischen Wirtschaft".

Ich war von unserer Reise sehr beeindruckt, aber auch ein wenig enttäuscht; etwas besser habe ich mir alles doch vorgestellt.

Georg Dierschke (17 J.) Bangert 12,
6541 Gemünden/Hunsrück

Heimatblatt für die Kreise Strehlen/Ohlau
Nr: 11 - November 1983.

8.

Reiseberichte

8.3

Vertreter der dritten
Vertriebenengeneration
besucht die Heimat
seiner Vorfahren
Jauer, Kreis Ohlau

Autor: Enkel Peter Dierschke

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 2

Datum: Februar 1982

Vertreter der dritten Vertriebengeneration besucht die Heimat seiner Vorfahren Jauer, Kreis Ohlau !

Bem. d. Red.: Ein bemerkenswerter aufschlußreicher Bericht, der zum Nachvollzug anregen sollte! Der Verfasser ist der Enkel des Erbscholtisebesitzers Josef Dierschke.

E.B.
Ich heiße Peter Dierschke und bin am 27.5.1958 in Gemünden im Hunsrück geboren. Mein Vater stammt jedoch aus Jauer, Kreis Ohlau in Schlesien. Er mußte seine Heimat im Jahre 1946 sechszehnjährig zusammen mit seinen Eltern und fünf Geschwistern verlassen. Seitdem lebt ihre Heimat nur in der Erinnerung fort. Ich, wie alle meine Geschwister, Vettern und Cousins kannten Jauer nur vom Erzählen und aus Opas Familienchronik, die uns einiges mehr über die Geschichte und das Leben unserer Familie in ihrer Heimat Jauer in der Kommende Klein-Öls vermittelt. Der Gedanke, einmal nach Jauer zu fahren, ist meinem Vater und mir zwar schon einige Male durch den Kopf gegangen, jedoch nie ernsthaft. Er wurde lange nicht reif.

Vor gut einem Jahr ergab sich für mich plötzlich eine gute Gelegenheit, nach Polen zu reisen. In Mainz, wo ich Biologie und Chemie studiere, wurde zum zweiten Male ein studienbegleitender Sprachkurs der polnischen Sprache angeboten. Dieser bestand aus einem sechs-wöchigen Intensivkurs in den Winterferien, zwei Doppelstunden Sprachunterricht pro Woche im Sommer- und Wintersemester und zwischen beiden in den Sommerferien das Wichtigste: eine sechswöchige Reise nach Polen.

Dieser Kurs ist ein Modellversuch, finanziert von Bund und Land Rheinland-Pfalz. Aus mehreren Gründen beschloß ich, dieses Angebot durch meine Teilnahme zu unterstützen.

Freunde, die in Polen waren, erzählten Interessantes und Schönes über das Land – Ich habe Freunde, die aus Oberschlesien stammen und erst spät in die Bundesrepublik kamen. Sie erzählten mir von ihrer Heimat.

Ich finde es wichtig, daß wir in der Bundesrepublik wieder mehr slawische Sprachen lernen. Die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Polen sollten nicht so aussehen, daß es auf der einen Seite den Warschauer Pakt, auf der anderen Seite die Nato und dazwischen einen Eisernen Vorhang gibt, der Pole in seiner Armee Dienst tut und ich in der Bundesrepublik Wehrdienst leiste. Wir sollten, so meine ich, aufeinander zugehen und uns persönlich kennen lernen.

Dann können ich und dieser Pole nicht Krieg gegeneinander führen, was wir als Soldaten sehr wohl könnten. Wenn wir uns kennen, brauchen wir keine Armeen und sind sicherer.

Anfang Juli 1981 ging es dann los mit einer 25stündigen Eisenbahnfahrt von Mainz nach Krakau. In Breslau auf dem Hauptbahnhof stand unser Zug einige Zeit, so daß ich die ersten Eindrücke sammeln konnte. Ich war sehr überrascht. Die Menschen waren genauso abwechslungsreich und modern gekleidet wie bei uns. Ich hätte denken können, in Köln, Zürich, London oder Frankfurt zu sein, wenn nicht hin und wieder junge Männer in Uniform in der Menge gewesen wären.

Den ersten Eindruck von Schlesien hatte ich von der Bahn aus. Das Land erinnerte mich sehr an den Niederrhein, die Heimat meiner Mutter, eine Landschaft, die mir gefällt.

Zunächst aber blieb ich 4 Wochen in Krakau, wor wir jeden Vormittag Sprachunterricht hatten. Krakau ist die alte Hauptstadt Polens mit Königsschloß Wawel und Dom. Ein Besuch dort verdeutlichte mir den Nationalstolz der Polen und ihren unbändigen Drang nach Freiheit. Nur ein Beispiel: In der Krypta des Doms liegt neben den polnischen Königen Marschall Pilsudski begraben, der an der Wiedergründung des polnischen Staates im Jahre 1918 wesentlich mitgewirkt hat. Sein Grab war über und über mit Blumen bedeckt, die Besucher dort niederlegten.

Eines erstaunte mich, obwohl ich schon davon gehört hatte: In Polen sind westliche Zeitungen frei käuflich. Da gibt es die Süddeutsche Zeitung neben Daily Telegraph, Le Matin und einigen anderen.

Im politischen Leben erkannte ich ein erhebliches Maß an Zivilcourage, das uns hier in der Bundesrepublik sehr gut zu Gesicht stünde. Nur zu oft vermisste ich bei uns die nötige Zivilcourage!

Ich hatte das Glück, junge Polen zu kennen, bzw. kennen zu lernen. Ein polnischer Medizinstudent machte letztes Jahr in Mainz ein Praktikum und wohnte einen Monat lang bei uns. Ein deutscher Freund gab mir die Adresse seiner polnischen Freundin. Von diesen beiden wurde ich sehr herzlich aufgenommen.

Ich lernte so die Familien eines pensionierten Beamten, eines im Ruhestand lebenden Nebenerwerbslandwirts, eines neureichen Chirurgen und eines jungen Försters kennen. Verblüffend war für mich, daß diese Berufe mit ganz ähnlichen Rollen verbunden sind wie bei uns, und daß ihre familiäre und finanzielle Situation durchaus der bei uns vergleichbar ist. Was ich in der kurzen Zeit nicht begreifen konnte, wie man bei der schwierigen Versorgungslage alles Nötige für die Familie herbeizuschaffen vermag. Dieses Geheimnis werden vielleicht Menschen, welche die Nachkriegszeit bewußt mit erlebt haben, leichter lüften können.

Mit meinen polnischen Freunden konnte ich schöne Stunden verbringen, sie zeigten mir einiges vom Land. Dabei sah ich, daß die Städte mit ihrer Industrie zwar dreckiger sind als bei uns, daß aber gleichzeitig die Natur noch besser in Ordnung ist. Die Polen sind viel mehr der Landwirtschaft verbunden, als wir (jeder vierte lebt von ihr), und die Landwirtschaft steht noch mehr im Einklang mit der Natur als bei uns. Die Natur dankt dieses, wie ich sehen konnte. Ich stellte aber auch fest, daß mit den Kleinbetrieben, oft 1-3 ha, schwere Arbeit und oft Armut verbunden ist. Zu all dem will ich nur drei Beispiele nennen: – In Polen gibt es noch viele Störche – In Polen werden noch Alleebäume an den Straßen gepflanzt und nicht nur abgeholt wie bei uns – Ein Teil des Getreides wird noch mit der Sense gemäht, vor allem im Gebirge.

Alles in allem sah ich viele schöne und gute Dinge, die es bei uns nicht mehr gibt. Weil dort der Überfluß nicht vorhanden ist? Ich fand das Land lebenswürdig, nicht so streng wie Deutschland oft wirkt. Vielleicht, weil der Konsum einer Wohlstandsgesellschaft noch nicht alles durchdrungen hat?

Höhepunkt meiner Reise war der Besuch in Jauer, der Heimat meiner Vorfahren. Mit der Eisenbahn fuhr ich von Krakau nach Brieg. Von dort brachte mich am Samstagabend ein Taxi nach Jauer, heute Jaworow genannt, was zu deutsch Eschendorf heißt. Nun war ich also da und sah mit eigenen Augen, was ich mir nie so recht hatte vorstellen können. Erst als wir vor Opas Hof hielten, erkannte ich das Haus wieder.

Als ich Bewohner des Hauses gefunden hatte und sagte, wer ich war, wurde ich sofort freudig begrüßt. Gut, daß ich mittlerweile genug polnisch gelernt hatte, um mich mit Zagorskis unterhalten zu können. Die etwa 50jährige Hausfrau staunte ganz außerordentlich: „Der Peter vom Peter“! Ich mußte sogleich erzählen, wie es Papa, Opa, Tante Susanne, die schon einmal da war, und allen anderen geht. Sowie die Hausfrau als auch ihre Mutter kannten noch alle Dierschkes mit Namen. Ich mußte gleich etwas essen. Von sich aus erzählte die jetzt 50jährige Frau, was Opa vor der Ausweisung erzählt hatte, nämlich, daß dieser Hof vor 1945 bereits 250 Jahre von der Sippe Dierschke bewirtschaftet worden war. Im Gespräch erzählten sie mir, woher sie stammen. Sie wurden 1945 aus Galizien vertrieben.

Sie wohnten ein gutes Stück östlich von Lemberg am Dnjestr. Heute aber geht es ihnen in Jauer für polnische Verhältnisse ausgesprochen gut. Durch die herzliche Aufnahme fühlte ich mich sehr wohl im Hause meines Großvaters, und seine polnischen Nachfolger bereiteten mir den schönsten Tag meiner Reise. Am Sonntag sah ich mich im 2stöckigen Wohnhaus mit dem doppelten Speicher darüber und auf dem Hof, dessen Größe mich schon am Vorabend überrascht hatte trotz aller Erzählungen, gründlich um und machte schöne Aufnahmen.

Gegenüber dem Wohnhaus steht die hohe 3tennige Scheune mit ihren großen Toren. Die linke Hofseite, die Pferdestallseite, ist gut 40 m lang, die Kuhstallseite mit dem Auszugshaus etwa 10 m länger. Es sind mächtige Gebäude auf einem massiven Fundament errichtet. Alle Decken von Ställen, Remisen und anderen Wirtschaftsräumen beider Hofseiten sind von schönen Gewölben getragen. Darüber befinden sich rundherum geräumige Speicher. Der große Dachstuhl beginnt erst 2 Meter über der Stalldecke. Alle Dächer sind doppelt mit roten Ziegeln gedeckt und in Ordnung. Unter dem überstehenden Dach nisten – wie eh und je – unheimlich viele Schwalben. Die Dächer sind reich gegliedert mit Brandgiebeln, Dachgauben, Lüftungsschächten und einer Wetterfahne auf dem Scheunendach. Ein statt-



Die Friedenseichen auf dem Dorfplatz von Jauer, Kr. Ohlau, im Jahr 1981. – Eingesandt von stud. phil. Peter Dierschke, 65 Mainz-Bretzenheim, Wilhelmstr. 47.

licher Hof ist das, der mit den dazugehörigen 56 ha Land auch heute noch eine gute Existenzgrundlage bietet.

Die Polen haben den Hof jedoch aufgeteilt, 2 Familien, die gleichen seit 1945, teilen sich die Gebäude. Jeder besitzt 10 ha Land, was zu wenig ist, um die Gebäude auslasten zu können. Deshalb sind die Ställe auch nur teilweise belegt. Angesichts dieser Tatsache ist der Zustand der Gebäude als ausgesprochen gut zu bezeichnen.

Ich unternahm natürlich einen ausgedehnten Spaziergang durch Dorf und Felder und besuchte den Sonntagsgottesdienst. Eine polnische Messe mitzuerleben war für mich fremd – und das in Jauer! Jetzt hörte ich die bekannte Liturgie in einer „fremden Sprache“. Das machte mir deutlich, daß ich in Polen war, obwohl dies die gleiche Kirche war, in der meine Vorfahren allsonntäglich während mehr als zwei Jahrhunderten die deutsche Messe mitfeierten. Die Kirche war in sehr gutem Zustand, renoviert und gut gepflegt, ein Schmuckstück am Dorfeingang! Auf dem Kirchhof suchte ich vergeblich nach den Gräbern meiner Vorfahren, sie sind eingeebnet. Die Grabsteine wurden schon im Kriegsgeschehen zerschlagen. Nur drei deutsche Gräber fand ich: das des Erzpriesters Joseph Seidel in der Gruft am Kirchgiebel, das von Erzpriester Joseph Neuber, der ein Opfer des Krieges geworden war, und den Grabstein einer Frau Emilie Dierschke, geborene Peschke.

Das Dorf fand ich außerordentlich hübsch. Die Häuser haben fast alle ihre Gesichter behalten, die Gesichter von deutschen Bauernhäusern. Die meisten sind in ähnlich gutem Zustand wie Opas am Dorfe. Das schöne Natursteinpflaster vom Jahre 1913 ist nicht vom Schwerlastverkehr zerfahren, wie unsere Straßen, sondern gut erhalten. Auf dem Dorfplatz stehen die Friedenseichen wie eh und je. Sie stehen nicht allein auf weiter Flur, wie etwa die Dorflinde bei uns im Hunsrück. Es gibt viele Bäume durch das ganze Dorf der Bache entlang und hinter den Höfen nach den Feldern zu. Beim Gang durch das Dorf konnte ich mir ein Bild machen davon, was Hohe Seite und was Niederseite ist. Die Kirche liegt auf der Hohen Seite. Hier liegen die Höfe beiderseits der Dorfstraße. In der Dorfmitte führt die Hohe Brücke über den Olbenbach. Wie früher gibt es daneben eine ganze Reihe von Stegen über den Bach. Auf der Niederseite gibt es zwischen Bach und Dorfstraße viel Grün. Die Höfe, so auch Opas Hof, liegen nach den Feldern hin.

Die Felder sahen gut aus, Getreide, Rüben und Kartoffeln standen bestens. Jauer ist ein durch und durch bäuerliches Dorf geblieben. Das hier ist ein Land wie gemacht für die Landwirtschaft.

Ich unternahm einen ausgedehnten Spaziergang, erst in Richtung Zindel, dann zur Autobahn, über diese hinweg und über die alte Landstraße bis zum Hochwald. Ich muß fast durch Opas „Abschnitt“ gegangen sein, das Feld, das am weitesten vom Hof weglag. Zwischen Landstraße und Hochwald fand ich ein riesiges Maisfeld eines staatlichen Betriebes, ganz im Gegensatz zur sonstigen Gemarkung. Der größte Teil der Felder wird privat von kleineren Betrieben (10 ha) bewirtschaftet.

Lange ging ich am Rand des Hochwaldes entlang und fand dabei köstliche Brombeeren, wie sicherlich früher Papa und Opa. Mein Heimweg führte mich durch Klosdorf. Gleich am Dorfeingang stand ein Bauernhof in bester Verfassung. Im übrigen sah Klosdorf ganz ähnlich aus wie Jauer und paßt ebenso gut in diese bäuerliche Landschaft.

Jetzt schlief ich noch eine Nacht in Opas ehemaligem Schlafzimmer, bevor ich am Montagmorgen mit dem Linienbus nach Ohlau und von dort über Kattowitz in die Beskiden zurückfuhr.

Auch die letzte Woche in Polen brachte mir noch viele neue Eindrücke. Ganz wichtig war für mich aber dieser Tag in Jauer, der sich irgendwie unterschied von meinen 40 anderen Tagen in Polen, einem schönen Land. Peter Dierschke, Wilhelmstr. 47, 65 Mainz-Bretzenheim

8. Reiseberichte

8.4 Tagebuch einer Reise nach Jauer

Autor: Tochter Edith J. Freitag-Dierschke

Datum: 5. - 15. September 1994

Tagebuch

einer Reise nach Jauer
5.-15. September 1994

Text: Edith J. Freitag

Fotos: Hans-Peter Freitag

5. September 1994 Montag

Im Zug unterwegs von Zürich über Bregenz nach Augsburg:

"Oh, Du wunderschöner deutscher Rhein, Du sollst ewig Deutschlands Zierde sein ..." Hier fließt er gezähmt, aus der Schweiz kommend, als Grenze zu Österreich. Wir überqueren!

Augsburg:

Schön, gemütlich, reich genug! Gelassene Stimmung in und um uns herum. 60 % von dem, was wir sehen, weil einmal zerbombt, jetzt neu und schon wieder alt. Würdig Gealtertes und schäbig Gealtertes, hier gibt es beides.

Hotel Ulrich in der Kapuzinergasse im historischen Gebäude entpuppt sich als äusserst ruhig, äusserst sauber. Wir überlassen uns der Ungestörtheit und dem Müssiggang.

"Afra", die Stadtheilige, Dirne aus Afrika, wurde auf einer Lechinsel von den Römern verbrannt.

"Heilige Afra, bitte für uns!"

6. September 1994 Dienstag

Naja, nun regnet es halt. In Augsburg! Die Reise über Nürnberg, umsteigen in Fulda, nach Weimar verläuft trocken, aber verlängert sich. In Eisenach war ein Zug entgleist. Unser Schnellzug (Inter-Regio) Richtung Berlin wird umgeleitet. Alle Reisenden mit Destination Gotha, Naumburg, Weimar, Dresden werden aufgefordert, in Bebra umzusteigen. Deutschland ist gross geworden. Genüsslich nehme ich die vertrauten Namen auf. Im Mund läuft Wasser zusammen. Was läuft in den Ohren zusammen?

Bebra ist vor allem ein Bahnhof, ganz viel Bahn mit wenig Hof. Auf zwei Drehscheiben werden Lokomotiven gewendet. Überall stehen sie, aus allen Jahrgängen mehrerer Jahrzehnte, verteilt auf teilweise rostigen Gleisen.

Die Bahn baut. Die Strecke Bebra - Eisenach, die wir im Nahverkehrszüglein abrollen, ist eine einzige lange Baustelle. Neue Trassen werden angelegt, Gleise werden verlegt. Es ist nachvollziehbar, dass die DDR-Züge andere Städte verbanden, als es heute wieder nötig und möglich ist. Internationaler Standard muss her! Das braucht seine Zeit - und macht und bringt Arbeit. Irgendwo tönt es aus Lautsprechern: "Reisende werden gebeten, die vorderen drei Wagen zum Aussteigen zu benutzen. Das Perron endet beim dritten Wagen." Aha, die Züge sind länger geworden.

Mit einer Stunde Verspätung erreichen wir **Weimar**. Ging noch! Trotzdem erfasst uns kurz Hektik, als müssten wir die Stunde wieder einholen: Hände waschen - im Hotel Russischer Hof mit viel Historie -, fünf Minuten hinlegen, dann aber los!

Vom Goetheplatz aus, in alten, alten Zeiten einmal Schweinemarkt, sind wir schon nach ein paar Schritten mitten im berühmten Umfeld. Es bleibt berühmt, wo immer wir laufen: Da wohnte Goethe, dort Schiller; Herder lebte hier; Liszt musizierte; die Fürstin Anna Amalia empfing; Christine Vulpius wurde geboren; Herr Meyer aus Stäfa am "Züricher See" leitete die Malakademie, starb und wurde begraben, gar nicht so weit von der Fürstengruft, in der auch die sterblichen Reste von Schiller und Goethe ruhen; Herr van der Velde lehrte und baute rund ums Bauhaus; Klee, Kandinsky waren auch da.

Weimar ist bei aller Berühmtheit sympathisch, nicht monumental. Es gibt viel Grünes. Oder jedenfalls finden wir schnell Grünes, auf dem alten, historischen Friedhof und im Park an der Ilm, in dem Goethes Gartenhaus steht. Es wird allenthalben renoviert, aber nicht geprotzt. Ruhig ist es in diesen Städten, gelassener, fanden wir auch schon in Augsburg. Unsere Hektik fällt ab. Wir bummeln ziellos und finden alles.

Haben die Menschen doch betont weniger Geld? Im Restaurant zum Abendessen sind wir sozusagen allein. In der Teestube mit Galerie, wo die Kanne Tee nur noch 2 Mark 30 kostet, ist Leben. Die Jungen, nur Junge, gehen ein und aus wie zu Hause bzw. noch ungezwungener.

Der Taxichauffeur bzw. der Herr Seifert, Taxiunternehmer, meint am nächsten Morgen: "Nein, seit der Wende gibt es nicht mehr, sondern weniger Besucher. Früher wurden sie regelrecht hierher gekarrt. In DDR-Zeiten wurden die Leute für alles mögliche belohnt, und dafür gab es eine Portion Weimar gratis vom Vater Staat. Heute kommen nur noch die, die wirklich kommen wollen."

7. September 1994 Mittwoch

Fahrt nach Dresden über Leipzig. Auch hier werden Eisenbahnschienen erneuert oder zusätzliche Gleise angefügt, oder der Zug fährt langsamer auf alten Gleisen. Ortsnamen, die in meiner Kindheit zum täglichen Vokabular gehörten, dann in Vergessenheit gerieten, stehen auf einmal wieder vor mir: Naumburg, Weissenfels, Riesa ...

Dresden ist, gelinde gesagt, zuerst einmal ein Schock. 35 000 Menschen kamen in jener Nacht im Februar 1945 um, 60 % der Innenstadt wurden zerstört. Der Wiederaufbau ist enorm, mancherorts enorm hässlich.

Die alten Plätze der Stadt wurden sogenannt grosszügig gestaltet zu "Honeckers Zeiten" (eine Wendung, die wir ständig zu hören bekommen). Das heisst, die Häuserabstände wurden vergrössert, dafür baute man ein bisschen höher hinauf, und innen wurde alles hübsch praktisch und dicht verschachtelt. Nun sind die Plätze keine Plätze mehr, sie sind Lücken, Niemandsland, unabgegrenzte, ausgefranste Flächen, auf denen man verlorengelht oder zumindest die Richtung verliert.

Es wird gebaut, gebaut, alles wieder schön, wie es einmal war. Millionen, Milliarden, um die alte Pracht zurückzuholen? Verstehen wir das? Rückwärts orientierte Zukunft? Die Dresdener Reiseführerin bei der Stadtrundfahrt mit der Strassenbahn ist sichtlich stolz über das Wunder, das hier geschieht: "Jetzt haben wir unseren Turm auf dem Schloss wieder. Jetzt ist die Kuppel am Kronentor vom Zwinger noch schöner wie vor dem Kriege. Sogar die Rauten darauf wurden vergoldet, und das Gold soll 50 Jahre halten." Die grossen Gelder gehen in Prachtbauten. Bringt das Bestärkung der eigenen Identität und Touristen? Und wollen das alle?

Wir bleiben zwei Nächte in der feudalen, komplett renovierten Jugendstilvilla "Hotel Villa Emma", im ehemals feudalen Wohnviertel Dresdens "Weisser Hirsch". Der Wald, genannt Dresdener Heide, wächst förmlich zur Tür herein. Prachtige alte Bäume, dazwischen heute noch prächtige oder wieder prächtige Villen. Die Grosszügigkeit im Platzgebrauch ist überwältigend. Aber es bröckelt viel. Was bewohnbar ist, wird bewohnt. Sozusagen die Ecken und Nischen der grossen Häuser können genutzt werden, und das wirkt bescheiden und mühsam. Die alten Zeiten sind gestorben, die neuen künden sich erst an.

Die Gästeschar beim exquisiten Nachtessen im Hotel nehme ich so wahr: Wir, zwei "reiche Schweizer"; sechs bis acht Geschäftsleute, männlich; ein gewichtiger Mann, der von seiner Frau begleitet wird; acht schwarze Afrikaner, männlich, die von drei jungen weissen Deutschen, weiblich, betreut werden, auf irgendeiner Good-will-Tour, finanziert von ...?

Im Zug nach Leipzig unterhielten uns (bzw. unterhielten wir) zwei Engländer, jung, übermütig. Sie arbeiten als Maurer in Deutschland; sei kein Problem in der EU. Sie kennen Kassel, Hamburg, Köln, Leipzig und vieles, was dazwischen liegt. Sympathisch und mit ihnen freundlich seien die Leipziger. Leipzig sei ihr bevorzugter Arbeitsplatz. Sie suchten einen Bootsplatz. Die Mieten seien zu hoch, sie wollten ihr Hausboot holen. Viel Gelächter dabei. Ja, Leipzig gehört wieder zu Europa und zeigt sich dessen würdig.

Beim Abendspaziergang im Quartier rund um den "Weissen Hirschen" las ich folgende Vortragsankündigung, angeschlagen beim evangelischen Pfarramt:

"Wende ohne Umkehr ...?"

Sa. 8.10. Psychoschock nach der Einheit
Chefarzt Dr. Hans-Joachim Moor, Diakoniewerk H.

Fr. 21.10. Ist Marktwirtschaft gerecht?
Prof. Dr. Peter Eichhorn, Universität Mannheim

Fr. 28.10. Was machen wir mit dem Geld?
Was macht das Geld mit uns?
Schwester Michaela Bank, Berlin

Fr. 4.11. Deutsche Identität
zwischen Grössenwahn und Minderwertigkeitsgefühl
Prof. Dr. Karlheinz Blaschke, TU Dresden

Das also sind die aktuellen Themen!

8. September 1994 Donnerstag

Faszinierender Spaziergang runter nach Loschwitz. Die Villen aus der Jahrhundertwende sprechen von besten Zeiten. Jetzt fehlt das dazugehörige Leben drin und drumherum. Aber es wird gebaut und gerettet, wo immer man hinkommt. "Das blaue Wunder" (Loschwitzer Brücke) trägt uns auf die andere Elbeseite. Mit dem Bus landen wir beim Schloss Pillnitz, und mit dem alten Raddampfer "Stadt Wehlen" wieder in Dresden, nahe der Brühlschen Terrasse. Durch die Hauptstrasse in der Neustadt stosse ich auf "unseren" 11er und fahre "heim". HP bummelt weiter, fotografiert. Ich genieße den Komfort unseres einmalig schönen Hotels "Villa Emma".

Zusammen "überstehen" wir die "Melusine" von Reimann in der Semperoper und ein eher mieses Abendessen in einem Restaurant mit österreichischen Spezialitäten und vielen munteren Gästen. Zum Einschlafen ein Gewitter und der erste Regen unseres Dresdener Aufenthaltes.

9. September 1994 Freitag

Mit Herrn und Frau Schäfer - weitläufigst angeheiratete Verwandte von HP - noch eine sympathische Portion Dresden erlebt.

Im "eigenen" Opel Astra fahren wir stadtauswärts - die Strassenbahn ist doch schneller - und dann bis **Bautzen**. Sorbisch als zweite Landessprache auf allen Schildern. Bautzen ist ein altes, trutziges, schönes Städtchen an der Spree. Auch hier ist das Renovationsfieber ausgebrochen. Wie überall: Es bleibt noch viel zu tun.

Träumte letzte Nacht u. a., ich hätte ein Kind zu hüten gehabt. Es sei noch nicht fertig angezogen. Man habe sich erst um den Kopf gekümmert. Er war zurechtgemacht mit einer enganliegenden Kappe oder Binde. Das ganze Kind sah aus wie ein Ei. Ich konnte es nur schlecht in meinen Armen halten und merkte, wie wichtig es wäre, es fertig anzuziehen, also ihm auch Arme und Beine zu geben.

Was hat da noch nicht Hand und Fuss? Was besteht da aus einem fest eingebundenen Kopf? Täglich werden meine Ideen und Erwartungen mit Tatsachen konfrontiert. Neue Erfahrungen machen die fest eingebundenen Erinnerungen wieder lebendig. Reiseziel: mein Geburtsort Jauer in Schlesien. Gibt es dort Hand und Fuss, Arme und Beine für meinen geträumten Eierkopf?

10. September 1994 Samstag

Von Bautzen aus fahren wir quer übers Land (Umleitung wegen Unfall) bis nach **Bunzlau**. Es war einmal Bunzlau, heute ist es Boleslawiec. Die Stadt ist polnisch; wir haben eine Grenze überschritten.

Am Strassenrand, rechts wie links, von der deutschen Grenze bis weit ins Land hinein sassen Leute, vorwiegend kleine Jungen, und boten körbeweise Steinpilze an, manchmal auch Heidelbeeren und Preiselbeeren. Ausserdem standen Gartenzwerge reihenweise zum Verkauf bereit. Bei einem Halt am Rotlicht einer Strassenkreuzung sprangen zwei Buben flink vors Auto und putzten unsere Windschutzscheibe. "Mark, Mark", riefen sie. Ich gab ihnen je einen 50iger. Sie waren mit den

Pfennigen gar nicht zufrieden und forderten weiter: "Mark, Mark!" Ein Dritter kam dazu, steckte seinen Kopf durchs Autofenster und suchte mit den Augen alles ab. Seine Deutschkenntnisse waren erweitert um das Wort "Kaugummi". Empfang auf Polnisch! Es kommen Erinnerungen an Marokko, Tunesien, Indien... Tourismusfolgen? Auf dem Lande ist es nicht mehr so. Dort werden wir scheu unter fast geschlossenen Liddeckeln hervor beobachtet.

Bunzlau ist rund um den Marktplatz schön renoviert, jedes der alten Häuser in einer anderen Farbe. Auffallend sauber ist es. In den Seitenstrassen und Schaufenstern herrscht reinliche Ärmlichkeit. HP gefällt eine wunderschöne, kleine Jugendstil-Tischuhr in der Auslage eines Uhrmachers. Der Inhaber sagt, nach dem Preis befragt: "Unverkäuflich, ist meine Uhr!"

Auf dem Marktplatz stehen Hochzeitsgesellschaften Schlange. Offensichtlich kann man samstags zwischen 12 und 15 Uhr beim Standesamt vorsprechen. Drei Musikanten - sind es Bettler? - stehen am Eingang. Wenn sich ein neuer Zug formiert, schliessen sie sich an und begleiten Einmarsch und Ausmarsch. Es entstehen irritierend komische Szenen, wenn Braut in Weiss Braut in Weiss begegnet. Auch einer der Bräutigame macht Szene, in Militäruniform, schön grau. Die Kameraden stehen Spalier.

Kaufe ein Töpfchen in Bunzlauer Keramik. Das gibt es noch immer, in den alten Mustern, blau.

Wir kommen mit der Zeit durch die immer weiter und flacher werdende Landschaft auf die holprige Autobahn Richtung Breslau/Wroclaw bzw. Krakau/Kraków. Wir nehmen die Autobahn-Ausfahrt nach Brzeg (= Brieg).

Übrigens sind die Ausfahrten fast ausschliesslich rechtwinklig und gehen nahtlos in kleine Landstrassen über. Vorsicht geboten! Die ortsverbindenden Landstrassen sind meist neu und gut gepflegt, angenehmer als die Autobahn. Über Land ist die Verkehrslage idyllisch - wie in Irland.

Brieg war einmal schön. Man glaubt es der Stadt noch immer. Wir beziehen schnell ein Zimmer im Hotel Piasten an der Piastenstrasse - am Park gelegen, aber an die Hauptstrasse angrenzend. Auch hier wird gerade Hochzeit gefeiert. Das Zimmer bietet nichts, was zum Bleiben reizen könnte, obwohl es reich ausgestattet ist: Spitzenvorhänge; Fernseher von grossem Format; knappe, schmale Betten; muffige, schwerfällige Sessel; ein Bad mit Badewanne, Emaille nur wenig abgeschlagen; Toilette, nur wenig vergilbt ... Wir nutzen das schöne Wetter: muntere Wolken, auch dunkle, in mildem Blau und ab und zu Sonnenscheindurchbrüche. Fahren über ... - naja, wie das so polnisch alles heisst - von Klosdorf her nach Jauer/Jaworów.

Jauer ist noch das Dörfchen, das in meinen Kindheitserinnerungen vorkommt. Ich finde meinen Weg, nach fast 50 Jahren, zu allem, was noch steht. Die Häuser sind, wie Altbekannte, älter geworden. Manche haben ihren Verputz verloren. Manche sind neu, aber hässlich grau verputzt. Manche, wenige, sind polnisch herausgeputzt.

Schon Klosdorf war farbig geschmückt. In Jauer, wo wir das Auto neben der Kirche stehen lassen, können wir zusehen, wie vier Männer den letzten Glanz anbringen. Einer wechselt die Birnen im grossen Leuchter in der Kirche bzw. ergänzt sie zur Feier des Tages. Sonst brennen wohl nicht alle. Es gelingt ihm fast, mit verschiedenen Grössen zwar; zuletzt fehlt nur eine. Eine Stunde später schon, als die Dorfbewohner in die Kirche strömen, löst sich eine Birne aus der Fassung und fällt einer jungen Frau als weisse Kugel vor die Füsse, rollt noch ein Stückchen weiter und zerschellt an einer Bank. Zwei Messdiener kommen mit Besen und Schaufel gerannt und wischen eifrig die restlichen Scherben unter den Läufer. Die grösseren hatte die junge Frau selber zusammengelesen und aus der Kirche getragen. Dass um 6 Uhr abends Kirche sei, erfuhren wir von den vier schmückenden Männern, mit viel Polnisch von ihnen und mit deutschen Fragen und viel Gestikulieren von uns.

Noch vor dem Gottesdienst machen wir von der Kirche aus einen Rundgang durchs Dorf. Der Friedhof (sagten wir nicht Kirchhof?) wurde hinters Dorf verlegt; er ist nun ausserhalb der Kirchmauern. "Unsere" Gräber sind weg. Nur ein paar Jedlinskys und ein paar andere aus den ersten polnischen Tagen des Dorfes sind innerhalb der Kirchmauern begraben. In einer Nische der Kirchengaussenmauer ist noch das Grab von Pfarrer Seidel, gestorben 1919.

Auf der oberen Dorfstrasse glaube ich das alte Schulhaus und den Hof, wo Wudes wohnten, zu erkennen. Dann suche ich die Gastwirtschaft. Eine solche scheint es im Dorf nicht mehr zu geben. Immerhin gibt es den Bach noch. Ich weiss, den muss man überqueren, um auf der niederen Dorfseite auf den Dorfladen zu stossen. Er ist nicht mehr da.

Zu meiner Überraschung überschaue ich die niedere Strasse bis zum Dorfe und erkenne dort "unser" Haus. Meine Erinnerungen sind im Alter 9 stehengeblieben. Für mich war der Weg vom Laden zu uns und umgekehrt lang, unüberschaubar und gefahrvoll. Einmal muss ich ihn trotz Regen und Wind zurückgelegt haben. Ich hatte grosse Angst, mitsamt meinem offenen Schirm davonzufiegen, und hielt mich an den Zäunen entlang der Strasse fest. War wirklich so wildes Wetter oder hatte die Geschichte vom fliegenden Robert im Struwelpeter meine Fantasie angeregt? Erwachsene mit ihren Warnungen können Kindern Angst machen. Heute liebe ich den Wind und sein Zerzausen.

Rechterhand nach der Brücke steht ein Transformatorenhäuschen. Das kommt in meinen Erinnerungen auch schon vor - als geheimnisvoll-gefährlicher Ort, von dem der unsichtbare elektrische Strom kommt.

Frauen, Buben, ein Mann kommen gerade mit ihren Kühen ins Dorf zurück und führen sie in die Ställe. Die Kühe ziehen die langen Ketten, mit denen sie am Tag irgendwo am Grasrand eines Feldes oder Baches weidend angebunden sind, klirrend hinter sich her. Ist das ein Feierabendgeräusch, wie das bei uns durch die nahenden Kuhglocken beim Eintreiben? Soll die schwere Kette den Trott der Tiere verlangsamen? Drei, vier Kühe je Hof und Familie zähle ich.

Die Gehöfte sind fast alle durch Stacheldrahtzäune unterteilt. Offensichtlich wirtschaften heute zwei Familien, wo früher eine lebte. Scheunen und Stallgebäude gefallen mir. Sie sind teilweise baufällig, spiegeln mir aber die alte Vergangenheit.

"Meine" Gärten sind verschwunden. Weder der Blumengarten mit Laube und Sandkasten neben dem Haus und die Beerensträucher vor der Haustür, noch der Gemüsegarten über die Strasse, noch der Obstgarten zum Wald hin bestehen noch. Dafür wächst Gemüse im früheren Entengarten, in der Mitte ein Walnussbaum - wohl kaum der alte. Die ehemaligen Weideflächen hinter den Scheunen wiederum sind zu reichhaltigen Gemüse- und Obstgärten geworden.

Auch "unser" Hof hat mitten hindurch einen Zaun. Die linke Hofseite mit dem ehemaligen Wohnhaus wird heute von der 87jährigen Frau Zagórski und ihrer 64jährigen Tochter Stanislawa bewohnt. Herr Zagórski war schon mit 53 Jahren gestorben. Auch Herr Ziemianski, Stanislawas Mann, starb jung, so dass auf dem Hof nur kurzfristig Männer tätig waren. Man sieht es. Das Haus ist zwar notdürftig renoviert, aber ohne viel Schmuck und Beiwerk. Die Wirtschaftsgebäude zerfallen. Im ehemaligen Pferdestall und in der linken Scheune mit Siedetenne scheint ein Schreiner seine Werkstatt zu haben. Jemand stellt Holzpalette her.

Die rechte Hofseite mit dem ehemaligen Auszughaus, zugänglich durch die frühere Hofeinfahrt, ist gepflegt und liebevoll geschmückt und gestrichen. Dort wohnt eine junge Familie.

An diesem Abend versuche ich die verschiedenen Strassen und Wege aus, um zu sehen, ob mich meine Erinnerungen richtig führen. Ich bin glücklich darüber, dass der Dierschke-Bach noch fliesst und dass der Olbenbach noch mitten durchs Dorf führt. Enttäuscht bin ich, dass die "Schusterluge" vor "unserem" Haus weg ist. Anstelle des Teiches, der als Pferdetranke gedient hatte und auf dem wir im Winter schlittelten, rutschten und Eis liefen, finde ich eine grüne, dicht bewachsene Fläche. Enten, Gänse und Hühner laufen überall herum, schwimmen in Pfützen und Bächen, bevölkern Höfe und Gärten. Sie führen hier ein regelrecht freies Leben und geben dem Dorf ein sympathisches Gepräge. Kein Autoverkehr stört sie.

Bei diesem ersten Dorfrundgang spazieren wir am Hof vorbei bis hinter die Scheunen, dann zurück über den Olbenbach auf die andere Dorfseite. Der oberen Dorfstrasse entlang kommen wir wieder bis zur Kirche.

Der Gottesdienst ist für 18 Uhr angekündigt. Schon eine halbe Stunde vorher kommen Dorfbewohner von allen Seiten her Richtung Kirche gelaufen. Noch vor 18 Uhr ist sie gefüllt. Wie üblich, werden die Bänke schön von hinten her besetzt. Zuvorderst nehmen die Kinder Platz. Wollen oder müssen sie? Reihen mit Jugendlichen, vor allem Mädchen, schliessen sich an. Das hintere Drittel der Bänke füllen die Erwachsenen. Anfänglich teilt sich die Gemeinde "sauber" auf: rechts die Frauen, links die Männer. Als die Trennung nicht mehr so genau eingehalten wird, wechsele auch ich von rechts nach links zu HP. Die jungen Burschen stehen und knien im offenen Eingangstor bis hinaus auf den Vorplatz.

Noch bevor die Messe beginnt, stimmt eine ältere Frau Marienlieder an. Alle, aber auch alle singen kräftig mit. Ohne Orgel vermag der Gesang die Kirche zu füllen. Sie singen immer wieder zur Madonna von Tschenstochau. Soviel verstehe ich. Offensichtlich wird hier und in den umliegenden Dörfern zu ihren Ehren ein Fest gefeiert. Während der Messe übernimmt der Pfarrer das Anstimmen. Sobald er mit Kommunionausteilen beschäftigt ist, setzt ein alter Mann ein und sorgt mit lauter Stimme dafür, dass der Gesang nicht abbricht. Übrigens dauert das Kommunionverteilen fast 20 Minuten, weil alle Kirchenbesucher nach vorn strömen.

Während des Gottesdienstes bricht die Sonne noch einmal voll durch die Wolken, und das Abendlicht flutet leuchtend von hinten her durch die offene Kirchentür und durch das hintere Fenster in die Kirche. Hans-Peter schleicht sich nach draussen. Das Licht verheisst gute Foto-Resultate. Bis zum Sonnenuntergang strömert er durchs Dorf.

Ich sitze da unter den polnischen Bewohnern von Jauer und begreife ganz deutlich: Hier ist Polen. Und doch sehe ich vor mir den Taufstein, wo Gunter und ich und Rita und Ilse und Susanne und Peter getauft worden sind. Bilder von meiner Erstkommunion stellen sich ein. Aber die Gesichter, die Gestalten, die Kleider, selbst der Geruch um mich herum gehören nicht dazu. Ich kann nur Bruchstücke zurückholen, das Ganze nicht einmal zurückerinnern.

Nur die alte Wasser-Dierschke ist noch ganz lebendig. Wie oft hat sie dem kleinen Mädchen Edith aus der Bank hinter uns den Kopf wieder gerade gestellt? Mich interessierten die Leute rechts und links genauso wie das Geschehen vorne am Altar. Mit herzhaftem Zugriff stellte sie klar, wohin ich zu schauen hätte. Mich ärgerte es mehr als es mich ängstigte. Kümmerte sich doch Mama schon genug um meine Frömmigkeit! Nie hätte ich gewagt, den Kopf nach hinten zu drehen, um der Alten ins Gesicht zu sehen. Und dabei hätte ich ihr so gerne einmal die Zunge rausgestreckt. Auch das ist nicht nachzuholen.

Sehr befriedigt über diesen ersten Kontakt zu Jauer fahren wir über Breile nach Brieg zurück.

In unserem trotz drei Sternen recht einfachen Hotel speist und tanzt eine Hochzeitsgesellschaft. Wir fragen an der Rezeption nach dem Restaurant. Man verweist uns in die Stadt, denn hier sei reserviert. Plötzlich kommt uns die Dame hinterhergelaufen und komplimentiert uns zur Hochzeitsgesellschaft in den Saal. Die Speisekarte ist polnisch, deutsch und englisch. Schon bald haben wir ein Piastenkotelett vor uns auf dem Teller und dazu die Ohren voll überlauter Tanzmusik von Marina, Marina bis Donna Klara. Beim Verdauungsspaziergang durchs Städtchen stellen wir fest, dass die beiden Restaurants im Zentrum ebenfalls von Hochzeitsgesellschaften betanzt werden und für andere Gäste als geschlossen gelten. Wir hätten lange gehungert! Erst zuletzt entdecken wir eine kleine Pizzeria, mehr ein Kiosk, die noch eine Viertelstunde offen gewesen wäre.

Brieg war eine schöne Stadt, ich sagte es schon. Sogar im Dunkeln, die Strassenbeleuchtung ist knapp, sehen wir es noch. Der Verfall fällt weniger auf. Still ist es; das für uns normale Samstagabend-Stadtleben findet nicht statt. Ein paar junge Leute sitzen auf Parkbänken oder stehen im Halbdunkel an den Strassenecken. Läden, die auch Getränke führen, haben teilweise bis 22 Uhr geöffnet. Dort stehen Leute Schlange und kaufen durch ein Fensterchen in der Türe Zigaretten und Alkoholika. Das ist das Aufregendste am Nachtleben in Brieg.

Schon in Bunzlau waren uns Betrunkene begegnet. Hier wieder, und später auch noch. So betrunken waren die Männer, dass sie grösste Mühe hatten, aufrecht oder geradeaus zu laufen. Für uns war das ein eher ungewohnter Anblick. Oder doch nicht? In St. Antönien, unserem Bündner "Ferienparadies", gehört Alkoholismus zum normalen Dorfleben.

Das Zimmer lockt uns nicht besonders, doch sind wir schlussendlich froh über ein sauberes Kissen unter dem Kopf und schlafen bald und gern ein.

11. September 1994 Sonntag

Erwache aus Träumen mit dem Satz: "Man muss keine Heilige werden!"
Welch eine Erleichterung!

Höre Regentropfen auf die Fensterbleche und Vordächer trommeln. "Zum Glück hat Hans-Peter gestern schon fotografiert," denke ich. Eine Stunde später, nach dem Frühstück in einer idiotisch grell rot-weiss gestrichenen Hausbar, ist schon wieder alles trocken. Erste blaue Löcher zeigen sich am Himmel. Wie rechte Touristen machen wir per Auto eine Sight-seeing-Tour durch Brieg. Wir stellen fest, dass wir auf unserem Abendspaziergang sozusagen überall vorbeigekommen waren. Was im Reiseführer empfohlen wird, Schlosskirche und Schloss, St. Nikolaikirche (dort hatten gestern abend um 9 Uhr noch Menschen gesungen und gebetet), Franziskanerkirche, Gymnasium, Rathaus, Hl. Kreuz Kirche, Dreifaltigkeitskirche, hält auch dem Tageslicht stand. Es sind in ihrer Erscheinung noch heute Zeugen einer stolzen Zeit. Das Rathaus zeigt sich als Renaissancejuwel. Die Schlosskirche hat Mauern, die auf das Jahr 1369 zurückgehen, wurde 1783-86 barockisiert und nach dem 2. Weltkrieg in ihrer gotischen Gestalt wiederhergestellt. Die Franziskanerkirche wurde im 16. Jahrhundert Zeughaus, und heute steht auf der Mauer "Agencyjny Sklad Materiatów Budowlanych" = Baustofflager und -handlung. Einst noble Stadthäuser passieren wir und viel Grün in den Anlagen. Die Oderinsel ist eher wie eine Erinnerung an das ehemalige Fischerdorf Wysokibreg (erwähnt etwa 1200), was hohes Ufer bedeutet und lateinisiert zu Brega bzw. dann Brieg wurde. Industriegebiete und Wohnquartiere - aus Honeckers Zeiten würden die Ex-DDR-Bewohner zu den Nachweltkriegswohnkasernen bzw. Plattenbauten sagen - streifen wir auch. Überall ist es sauber, aufgeräumt. Man trägt Sorge. Geld aber gibt es wohl nur für das Allerwichtigste. Ein paar Repräsentationsbauten werden renoviert, das meiste wird vor dem Einsturz bewahrt, aber es kann nicht verhindert werden, dass es allerorten bröckelt, rostet und undicht wird.

Der gestrige Tag in Jauer hat die erste Spannung genommen. Die weite Landschaft, die wohnlichen Dörfer mit ihren grossen Gehöften, das Geflügel überall lassen ein Grundgefühl von Aufgehobensein aufkommen. Natürlich fehlt allem die Satttheit und Gepflegtheit der Vorkriegszeit. Aber es ist vertraut, nicht überbaut, nicht übertüncht. Die Polen aus Galizien haben sich dem Gegebenen angepasst, nur das Notwendigste geändert.

Die Sonntagmorgenstimmung wird unterstützt durch den bunten Schmuck der Dörfer. Überall hängen Fähnchen, kunterbunte Dreiecke, aus allen möglichen Kleider- und Stoffresten geschnitten. An den Zäunen flattern farbige Bänder. Verschnürungen von Weihnachtsgeschenken, Geburtstagsgeschenken und anderen Verpackungen tanzen höchst offiziell zu Ehren der Maria von Tschenstochau im schlesischen Winde. Wir haben Wetterglück. Die Sonne scheint, ein frischer, freundlicher Wind bläst, und am Himmel ziehen Wolken und verziehen sich Wolken. Den Weg nach Jauer kennen wir nun schon.

Gestern wurden wir, so schien es uns, von niemandem beachtet. Nur beim Wegfahren sah ich im Rückspiegel an der Kirchenmauer Köpfe in einer Reihe, die sich alle gleichzeitig nach rechts drehten, um uns nachzuschauen. Heute werden wir neugierig beguckt. Selbst die Hunde, auf jedem Hof mindestens einer, eher zwei, bellen uns heute lebhaft zu und hinterher.

Wir steigen 50 m vor "unserem" Haus aus dem Auto. Aus dem ehemaligen "Schweizer-Haus" kommt ein wohlgenährt rundes, zufriedenes älteres Paar. Er sei 82 Jahre, sie 64, so erfahren wir schon bald. Sie sprechen uns ungeniert an, d. h. er spricht. Er hatte während 5 Jahren Kriegsgefangenschaft in Essen deutsch gelernt. Seine Frau, die zweite, mischt sich ab und zu ein. Sie beobachtet aufmerksam und lebhaft und versteht einiges. Nach drei Sätzen schon sagt er: "Ach, dann sind sie Dierschke. Grüßen sie den Päta (heisst wohl Peter)." Er habe nach dem Krieg hier gewohnt, zog nach Brieg wegen der Arbeit, sei aber mit der Pensionierung wieder nach Jauer gekommen. Auf dem Lande lebe es sich besser. Wie gern er auf dem Land wohnt, sieht man seinem Häuschen, das eben einmal unser Schweizer-Haus war (Schweizer = Melker), und dem gepflegten Garten an.

Er erwähnt, dass Frau Zagórski sehr viel krank sei, macht ein bekümmertes Gesicht dazu. Sie gehen bald weiter, zur Sonntagsmesse um 11 Uhr. Wir hatten sie auch am Vorabend in der Kirche gesehen. "Bete und arbeite" gilt hier in Polen wohl noch. Singen und tanzen und trinken kommen dazu. So sah es für uns schnelle Besucher jedenfalls aus.

Wir gehen nun endlich auf das Haus zu, das unser Vaterhaus war. Hier also wurde ich geboren. Hier also sind alle die Kindheitsträume angesiedelt, die freudigen wie die angstvollen, die mich in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder einmal eingeholt hatten.

Der Hofeingang rechts vom Haus wird nur noch von den Nachbarn im ehemaligen Auszughaus benutzt. Der Zaun quer durch den Hof verhindert den Zugang zum Wohnhaus von dieser Seite her. Eigentlich schmerzt mich diese Zerstückelung am meisten von allen Veränderungen. Logisch und

sinnvoll ist sie. Platz für eine Familie, ein paar Kühe, Enten, Gänse, Hühner ist alleweil noch auf einem halben Hof. Es ging ja nach dem Krieg darum, dass möglichst alle Polen, die aus ihrer Heimat Galizien vertrieben mit wenig Habe hier angeschwemmt wurden, etwas Eigenes bekamen. Die grossen deutschen Gutshöfe sind kleine polnische Nebenerwerbsbetriebe geworden.

Der Zugang zum ehemaligen Wohnhaus von links her ist offen, ungeschützt, ungepflegt. Ich vermisse die Sträucherhecke, in der Jasmin und Fingerhüte dufteten und blühten. Unter diesen Büschen hatte ich meine Spielecke. Man konnte mit dem Puppenwagen hineinfahren wie in ein schützendes Haus. Da ist kein Sandkasten mehr, keine Gartenlaube, kein rundes Beet mit Karthäusernelken. Der schützende Lebensbaumzaun ist weg. Am Haus rankt die Weintraube nicht mehr. Und vor dem Hauseingang wachsen keine Johannisbeeren mehr und keine hochstämmigen Stachelbeeren.

Das Pflaster im Hof ist vertraut. Papa hatte frisch pflastern lassen. Ich war hingefallen, als die Steine des neuen Pflasters noch spitz und kantig waren. Es war im Sommer 1945. Alles fehlte, auch Salben und Desinfektionsmittel. Schwester Hildegard, die Haushälterin von Nachkriegs- und Interimpfarrer Steinauer, verarztete mich und legte zur Kühlung und Heilung aufgeschnittene Kakteenblätter auf. Was immer es war, für mich blieb es mit diesem Namen in Erinnerung. Meine aufgeschlagenen Knie heilten langsam und schlecht. Man sieht die Narben heute noch. Viel schlimmer als die langsame Heilung empfand ich Schwester Hildegards Neckereien: Ich hätte dünne Beine, sollte mehr Klösse essen, damit ich Waden bekäme.

Auf der Haustür kleben viele Schichten Farbe. Sie ist nicht schön, aber wurde behandelt. Die alte Haustüre ist es wohl nicht mehr. Auch die Fenster scheinen neu, wurden in der Grösse verändert, zugemauert, neu gestaltet. Der Verputz des Hauses wurde erneuert, ist jetzt grob und grau. Also kann man sagen, die neuen Bewohner versuchten das Haus zu pflegen. Aber weil Mittel und Zeit und vielleicht auch Können fehlten, wirkt das Haus grauer und ärmlicher als andere, bei denen der alte Vorkriegsverputz und -glanz sozusagen natürlich abfallen.

Auf der rechten Hofseite, hinter dem trennenden Zaun, bellen aufgeregte zwei Hunde. Geflügel ist über den Hof verteilt. Mitglieder einer jungen Familie gehen aus und ein. Auf der linken Hofseite ist alles still. Auch das Haus wirkt ganz still, und alles ist geschlossen. Auf mein Klopfen hin geht bald die Tür auf. Eine ältere einfache Frau öffnet, schaut mich fragend, aber nicht unfreundlich an. Ich sage: "Ich bin die Edith Dierschke und das ist mein Mann." Sie öffnet die Türe weit, bittet uns sofort ins Haus. Der Hausflur ist sauber, kahl, ohne Schmuck. Ein alter ausrangierter Kohlekoherd steht in der Ecke. Geradeaus ging es in die Küche. Unter der Treppe ist noch die Tür, die früher in die Mädchenkammer führte.

Für mich war diese Tür der Eingang zu Gemütlichkeit und Wärme. Die Betten der Mädchen, Mamas Helferinnen in Küche, Haus, Garten und bei den Kindern, hatten rot karierte Bezüge. Ich fand sie als Kind viel heimeliger als die weiss bezogenen Betten bei Mama und Papa. In meiner Erinnerung sind die Federbetten bei den Mädchen viel dicker und schwerer als unsere - reine Berge von Wohlbefinden. Mit heutigem Wissen nehme ich an, dass sie minderer Qualität und deshalb schwerer waren.

Gleich links neben der Haustür geht immer noch eine Treppe hoch ins obere Stockwerk. Die Stufen sind mit vielen Schichten dunkelbrauner Farbe übermalt, wie die Haustüre und andere Türen.

Die Frau führt uns in ihr Wohnzimmer, früher das "Herrenzimmer". Hier hing einmal das Telefon an der Wand. Wenn Papa es abnahm, pflegte er sich zu räuspern und die Krawatte geradezuziehen. Der Bücherschrank mit der langen Reihe Lexika stand da und die schweren Ledersessel, in denen sich's die Onkels bei Besuchen nach dem Mittagessen gemütlich machten zum Rauchen. Jetzt bildet der Fernseher den Mittelpunkt. Er läuft ohne Ton. Dunkelhäutige SchauspielerInnen spielen irgendeine aufwendige Intrigengeschichte an einem Königshof. Wir bleiben fast zwei Stunden, und solange flimmert die Geschichte gestenreich und tonlos weiter.

Ich denke, ich habe es mit Frau Zagórski zu tun. Das wäre die Polin, die damals als junge Frau mit Mann und zwei Töchtern auf den Hof kam, als wir Platz machen mussten. Ich zeige ihr die Fotos, die Gunter mir mitgegeben hat: unsere Familie heute. Sie spricht kaum, aber versteht recht gut und erkennt schnell selber die Geschwisterreihe: Peter, Susanne, Gunter, Edith - die vier, die nun schon vorbeigekommen sind. Die übrigen müssen Ilse und Rita sein und Mechtild und Lorenz von der Frau. Dazu zeigt sie zwei Finger, und ich nicke, ja, von der zweiten Mutter.

Sie verschwindet. Hans-Peter macht schon ein paar Fotos zum Fenster hinaus auf den Hof. Sie kommt zurück mit Kaffee und einem Teller hochauf voll Plätzchen und verschwindet wieder für ein Weilchen. Beim nächsten Hereinkommen führt sie zusammen mit einem jungen Mädchen eine ganz alte Frau, warm eingekleidet, zwei Tücher auf dem Kopf, zu uns. Die betastet mich, redet polnisch auf mich ein, ist gerührt, aufgeregt. Schon nach wenigen Minuten verlangt sie wieder aufzustehen und wird weggeführt.

Das Mädchen kehrt schnell zurück. Wir zwei kommen gut ins Gespräch. Marlena ist 14 Jahre alt. Sie lernt seit einem Jahr in der Schule deutsch.

Langsam erfasse ich, mit wem ich es zu tun habe. Die ganz alte Frau war die kranke Mutter Zagórski. Die Tür geöffnet hatte uns Stanislaw Ziemianski, geborene Zagórski, jetzt 64 Jahre alt und 1945, als ich 8 war, bereits eine 15jährige Teenagerin. Marlena Macuda ist die Enkelin von Stanislaw. Sie lebt mit ihren Eltern und einer Schwester in Wiazow (wohl Wansen) und ist heute nur als Gast in Jauer.

Ich zeige alte Fotos von Jauer in der Vorkriegszeit. Ich zeige auch, wo wir heute wohnen und Bilder von unseren Söhnen. Wenn wir uns nicht verstehen, nehmen wir Stift und Papier zu Hilfe und malen dazu. Ganz begeistert erzählt Marlena der Grossmutter Stanislaw was sie versteht. Hans-Peter wagt sich mit Fotoapparat hinaus auf den Hof. Die Sonne scheint. Er ist ganz begeistert, den alten Mauern und neuen Idyllen fotografisch nachspüren zu können.

Stanislaw tischt noch einmal auf. Diesesmal bringt sie liebevoll gekerbte und mit feinen Zwiebelstückchen garnierte eigene Tomaten, Wurst, Schinken und reichlich Brot. Unser Geschenk, Schweizer Schokolade, stellt sie mit auf. Nun merke ich auch, warum ich Stanislaw so alt eingeschätzt hatte: Sie trägt ihre Zahnprothese nicht. Lachend realisiert sie es, als sie das erste Schokoladentrüffel essen will. Mit Zähnen wirkt sie viel jünger, eben 64. Marlena erzählt, übersetzt; Stanislaw versteht immer besser; ich auch.

Ludmilla, die 1936 geboren war und mit mir so gern gespielt hatte, sei 1972 gestorben. Stanislaw Mann wurde nur etwas mehr als 50, wie ihr Vater. Der Mutter gehe es sterbensschlecht. Ich spüre ihre Trauer und Einsamkeit, und wir halten einander ein Weilchen zum Trost die Hände. Sie hat Hände, auf denen die Arbeit Spuren hinterlassen hat. Marlena meint auch, die Grossmutter habe einen zu grossen Garten und viel Arbeit mit der kranken Urgrossmutter. Marlena will nicht studieren. Zehn Jahre Grundschule, das lange ihr.

Ein kleines Erlebnis wird für mich noch der Gang zur Toilette. Sie ist immer noch am gleichen Ort: Drei Stufen rauf, und hinter der Toilettentür geht es wieder drei Stufen runter. Der Raum scheint unverändert, schmal und lang, nur der Ofen zum Aufheizen des Badewassers fehlt. Nichts ist renoviert, das Wasser funktioniert nicht. Es steht ein Eimer voll Wasser neben der Toilettenschüssel. Die Abgeschlossenheit dieses Raumes hatte ich als Kind genutzt, um Fliegen zu üben. Ich erinnere mich, immer und immer wieder diese drei Stufen ins Badezimmer runtergesprungen zu sein, mit auf- und abschlagenden Armen, um irgendeinmal im Flug bis zum Ende des Raumes zu kommen. Ich muss sehr klein gewesen sein. Jetzt kann ich die drei Stufen in einem Schritt nehmen, und mit zwei weiteren Schritten stehe ich am Ende des Raumes bei Waschbecken und Toilette.

Nach fast zwei Stunden verabschieden wir uns herzlich voneinander. Stanislaw meint, Rita und Ilse sollten auch einmal kommen und wir auch wieder. Wünscht sie sich das oder fragt sie es? So genau kann ich die Nuancen unserer polnisch-deutschen Verständigung nicht erfassen.

Sie hat mich nicht im Haus herumgeführt, und ich habe nicht danach gefragt, trotz aller Neugierde. Schliesslich sind wir uns fremde Menschen, und ich bin einfach so an einem Sonntagmorgen eingefallen. Man müsste länger hier Ferien machen, in der Nähe wohnen, immer wieder vorbeikommen, plaudern. Es war gut so, sehr gut, für das erstemal.

Hans-Peter und ich spazieren noch ein Stück weit in die Felder hinaus. Mit Papa gingen wir oft bis zur Bankauer Brücke. Wir tun es auch. Die Strasse führt hier nicht mehr weiter nach Bankau. Ich pflücke Blumen und Gräser am Wegrand, auch ein paar letzte Kornblumen des Jahres 1994. Dabei fühle ich etwas von der Zufriedenheit und Sicherheit des Kindes Edith, das vor 50 Jahren hier eifrig Blumen suchte. Auch Hans-Peter ist guter Laune, ganz angetan vom Dorf und seiner Atmosphäre.

Ich vermisse den Teich vor dem Haus sehr. Wir gehen noch ein Stückchen dem Dierschke-Bach nach in den "Hoppegarten" hinein, unserem früheren Obstgarten. Der Name sagt es, noch früher war es der dem Dorfschulzen zustehende Hopfengarten. Von einem uralten Apfelbaum pflückt mir HP einen holzigen kleinen Apfel. Ich füge dem Blumensträusschen noch ein wenig Pfefferminze bei.

Ja, Jauer gab es und gibt es noch! Wir reisen zufrieden weiter.

Ich möchte den Weg noch einmal fahren, den wir im Winter 1945 mit Rössern und Wagen zurücklegten, um vor der herannahenden deutsch-russischen Front zu fliehen. Der Himmel ist immer noch "himmelblau". Nur ein paar fliegende weisse Wolken bedecken ab und zu die Sonne. Es weht immer noch ein warmer Wind. Er rupft keck an unseren Haaren, und er lässt die Fähnchen und bunten Bänder tanzen, die auch in den Nachbardörfern Richtung Grottkau für die Muttergottes von Tschenstochau Häuser und Zäune schmücken. Wir sind in aufgeräumter Sonntagsstimmung.

Damals, so schreibt Papa in der Chronik, verliessen wir Jauer am 31.1.1945 um Mitternacht. Von Peter erfahre ich, dass unsere Kutschen Jauer über die Autobahn verliessen, um nach Grottkau zu kommen.

Wir fahren durch **Breile**. HP fotografiert ein altes Emailschild mit der Aufschrift "JUNO - ein Begriff für hohe Qualität". An einer verfallenen Garage hängt dieser eine von wenigen authentischen Zeugen dafür, dass hier einmal deutsch geschrieben und gelesen wurde.

Über Miechowice kommen wir nach Kucharzowice. "Ich würde mich nicht wundern, wenn das Dorf einmal **Köchendorf** geheissen hätte!" Etwas Vertrautes spricht mich an. Wenn es Köchendorf wäre, dann hätten Tante Lenchen und Tante Hilda, Papas Schwestern, mit ihren Familien früher hier gewohnt, dann wäre ich auch vor Jahrzehnten hier manchmal sonntags zur Kaffeezeit eingefahren. HP macht Fotos, ich verschenke neugierigen, doch scheuen Kindern ein paar Kaugummis. Sie greifen erst auf Zureden von Mutter, Vater und Grossmutter zu. Die wiederum bestürmen uns auf polnisch, doch ich verstehe nichts.

In **Grottkau** halten wir an, weil die Bahnhofsgebäude wie Geleise und Züge museal anmuten. Aber alles wird äusserst lebhaft genutzt. Wir verlassen den direkten Weg nach Münsterberg und machen den Abstecher zum Kloster Heinrichau. Es ist von eindrücklicher Grösse und Schönheit, heute aber verlassen und still.

Hans-Peter fällt auf, wie ausgesetzt man sich auf den Strassen dieser offenen, weiten Landschaft vorkommt. Das war damals 1945 nicht unsere Not, denn die russische Armee setzte keine Flugzeuge ein. Das Gewicht der Fuhrwerke, die prekären Verhältnisse auf den schnee- und eisbedeckten Strassen, die Ungewissheit der Kriegssituation setzten zu. Unser Auto fährt zügig seine 60 - 80 Stundenkilometer. Trotzdem haben auch wir das Gefühl, einen langen Weg zurückzulegen.

In Ziebice (**Münsterberg**) wollen wir tanken. An der Tankstelle hinter einem Zaun in einem Wachhäuschen sitzt zwar eine Frau mit Kind, aber Benzin gäbe es heute keines. Immerhin kann ich ihr klarmachen, dass wir dringend Benzin brauchen. Sie verweist uns 16 km westlich nach Zabkowice (**Frankenstein**). Weil es langsam Abend wird und wir noch die Suche nach einem Hotel vor uns haben, geben wir die Suche nach Liebenau auf und fahren zum Tanken. Der Autostrasse E 67 nach sind wir schnell in **Wartha** und dann in **Glatz**. Dort verlassen wir die Schnellstrasse, um einen Eindruck vom Städtchen zu erhalten. Der Eindruck wird kurz und gut. Zu Fuss überqueren wir die Brücktorbrücke über die Neisse hin und wieder zurück.

Ganz verheissungsvoll werben am Strassenrand Hotels für **Bad Altheide**. Ein glühender Abendhimmel versetzt uns in stimmungsvolle Erwartung. Die grossen, eintönigen Nachkriegs-Kurkasernen von Bad Altheide ernüchtern uns, aber wir geben die Hoffnung auf etwas Einfaches, Sympathisches noch nicht auf und fahren **Bad Reinerz** an. Dort hatte ja schliesslich Mama 1939 eine Kur begonnen und wegen Papas Einberufung sehr schnell wieder abgebrochen. Wir beziehen kleinlaut im einzigen Hotel von Bad Reinerz ein primitives Zimmerchen, wo wir unsere Betten selber beziehen müssen. Allerdings müssen wir am nächsten Morgen auch nur 20 DM für zwei Personen zahlen. Zu essen bekommen wir nach langem Suchen im rauchigen Kursaal bei lauter, schmissiger endfünfziger Tanzmusik. Die Tänzerinnen und Tänzer rundum sind auch vorwiegend Endfünfziger, kurende.

12. September 1994

Montag

Was habe ich wohl geträumt? Der einzige Satz, der mir blieb, heisst: "Je dunkler es war, umso heller kann es werden."

Weil's tröpfelt, machen wir wie schon in Brieg eine schnelle touristische Autorundfahrt. Der Bäderteil des Ortes ist grosszügig, recht gepflegt, und er ist wunderschön in die umgebenden bewaldeten Hügel eingebettet. Den Ausflug ins Riesengebirge lassen wir fallen. Der Wetterbericht ist schon seit mehreren Tagen schlecht. Nun wird er Wahrheit, denken wir. Einmal mehr hellt es im Laufe des Tages so auf, dass es wieder ein sonniger Ferientag wird.

Den Weg nach Breslau wählen wir über **Neurode** und Waldenburg. Das Braunkohlenrevier ist eine Wirklichkeit, die zu dieser Landschaft gehört. Wir stellen uns ihr. Mehr fasziniert wie abgeschreckt stehen wir vor und in den gewaltigen Schutthalden und Anlagen. In Rybnica Lésna = **Reimswaldau** schauen wir eine der letzten erhaltenen Schrotholzkirchen an. **Waldenburg** ist eine lebhaft, fast elegante Stadt. Der Einfluss der Industrie ist unverkennbar: Es gibt mehr Geld, es gibt mehr Umweltschäden. Auch hier herrscht lebhaft Bautätigkeit - weniger gigantisch und hektisch wie in Dresden.

Nachmittags gegen 3 Uhr beziehen wir im Hotel Monopol in **Breslau** das letzte Doppelzimmer, das zu haben ist. Gleich angebaut ans Hotel ist die Dorotheenkirche, in der 1928 unsere Eltern heirateten. Das Hotel Schlesischer Hof, in dem das Hochzeitsessen war, finde ich nicht, und ich finde auch niemanden, der es kannte.

Breslau ist und war eine Grossstadt mit reicher Kultur. Wir machen die vom Merian-Reiseführer empfohlenen Spaziergänge quer durch die Stadt: von der Oper über die Liebichshöhe zum Rathausplatz, zur Universität, über die Sandinsel zur Dominsel und wieder zurück. Eine Fahrt auf der Oder würde uns auch noch reizen. Eigentlich sind wir müde, aber Breslau hält uns wach. Wir sind nicht die einzigen Touristen. Man versteht deutsch und nimmt Deutsche Mark. Etwas von der Verdrossenheit und Geschäftstüchtigkeit, die touristisch übermässig heimgesuchte Gegenden kennzeichnen, ist auch in Breslau zu spüren. Das Hotel Monopol der staatlichen Gesellschaft Orbis ist alt und heruntergekommen. Der alte Glanz schafft es nicht mehr ganz, über die Unzulänglichkeiten hinwegzutäuschen, zumal man hier doch schon beinahe "westliche" Preise zahlt. Im Speisesaal singt eine deutsche "Pilgergruppe" deutsche Heimatlieder. Wir schlafen gut.

13. September 1994

Dienstag

Noch vor dem Frühstück besuchen wir die Dorotheenkirche. Wir durchmessen den langen Weg von der Eingangstüre zum Altar. Unsere Eltern sind ihn vor 66 Jahren gegangen.

Für die Rückreise nach Deutschland nehmen wir die Autobahn. Auch die ist wie die Autostrasse zwischen Görlitz und Bunzlau rechts und links gesäumt von Leuten, die kiloweise Steinpilze anbieten. Manche stehen sogar auf dem Mittelstreifen. Auch sehen wir parkierte Busse am Waldrand, von denen aus die Pilzsucher ausschwärmen.

Am Grenzübergang **Klein-Bademeusel** stauen sich die Autos. Die Lastwagen brauchten bis zu 30 Stunden für den Grenzübertritt. Wir benötigen eine Stunde Geduld. Im Schrittempo fahren wir auf den Posten zu. Wir müssen nicht einmal anhalten und auch keinen Pass zeigen. Aber jedes polnische Auto wird gründlich untersucht. Geht es um Fahrtüchtigkeit oder Schmuggelwaren?

Wir wollen uns noch ein paar Tage im **Spreewald** erholen. Zuerst einmal müssen wir uns daran gewöhnen, dass der Autoverkehr schlagartig zunimmt. Überall wird gebaut: "Aufbruch Ost!" Umleitungen und Verkehrsbehinderungen gehören hier zum Reisen. Die Auswahl an Hotels, Pensionen und Privatquartieren ist gross. Der Tourismus boomt. Mancherorts werden fürstliche Preise verlangt für unfürstliche Räume. Nach ein paar Irrfahrten und Enttäuschungen zielt HP das **Schloss Lübbenau** an. Hier wohnten einmal die von Lynars, Vorfahren und Verwandte unseres Schwagers Malte. Rechtzeitig zur Schlafenszeit bekommen wir die letzten beiden Betten, die noch zu haben sind: im obersten Stockwerk in zwei Dach-Einzelzimmern, unrenoviert, Dusche und WC im Gang. Nach unseren polnischen Erfahrungen empfinden wir sie als luxuriös. So richtig luxuriös ist das

im Stil renovierte Doppelzimmer im ersten Stock, das wir in der folgenden Nacht beziehen dürfen. Die Grösse vor allem ist schon fast pompös. Allein das Badezimmer scheint grösser als daheim bei uns Wohnzimmer und Küche zusammen. Aber die Ausstattung ist adequat und angenehm, so dass wir uns wohlfühlen.

14. September 1994 **Mittwoch**

Trotz schlechtem Wetterbericht geht wieder einmal die Sonne auf und es ist mild. Das Frühstücksbuffet ist fürstlich, frisch und lecker.

Auf der Kahnfahrt auf den stillen Wassern der Spree erleben wir nun wirklich die erholsame Seite des Spreewaldes. Seit der Wende kommen viele, vor allem aus Hamburg und Bayern. Auf so einem Kahn sitzen jeweils 30 FerienmacherInnen, und ein Fährmann oder eine Fährfrau staken durch die leise fliessenden Gewässer. Die stellenweise unberührte Natur, das ruhige Gleiten haben ihre Wirkung. Auch wir können uns dem Charme dieses Venedig des Waldes oder des Nordens nicht entziehen. Wir haben Ferien!

Zum fürstlichen Nachtessen im Schloss besucht uns Andreas Dierschke. Er arbeitet bei der Deutschen Bank im nahen Lübben. Nicht mehr lange, dann kehrt er nach Brohl bzw. zur Arbeitsstelle in Bonn zurück. Wir unterhalten uns gut und geniessen den Abend.

15. September 1994 **Donnerstag**

Am Morgen stellen wir fest: So war es schön! Hier könnten wir eigentlich abschliessen! Nach dem obligaten Kauf von Spreewälder Senfgurken rollen wir bis Dresden, geben "unser" Auto nach 1008 Kilometern pünktlich und i. O. wieder ab und besteigen 12.22 Uhr den Zug. Kurz vor Mitternacht, fast 12 Stunden später, sind wir wieder in der Haltenstrasse 103 in Meilen:

Zwei zufriedene Menschen, reich an Eindrücken, glücklich über das Erlebte!

16. September 1994 **Freitag**

Der Fotoladen arbeitet schnell. Hans-Peter hat grossartig und grosszügig fotografiert. 360 Dias in elf Tagen! Manches ist "wieder holbar".



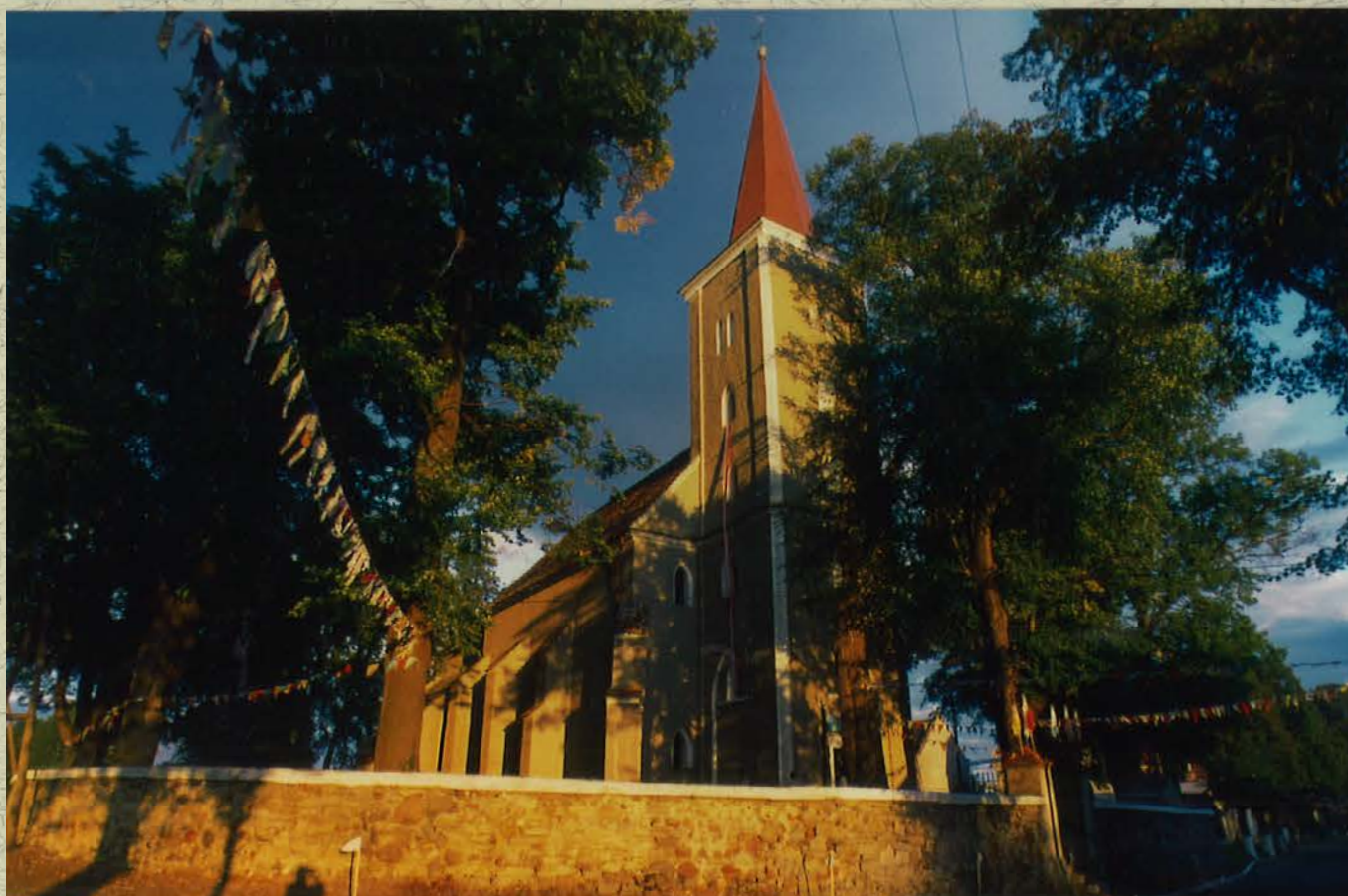














8.

Reiseberichte

8.5

Ein Tag in Jauer

Autor: Sohn Gunter Dierschke

Datum: 30.04.2016

Erlebnisbericht der Familie Gunter Dierschke
Ein Tag in Jauer – 30.04.2016

Mutter Inge schlägt schon längere Zeit vor, ob wir nicht einmal eine Familienfahrt nach Jauer unternehmen sollten, damit die Söhne den Ursprungsort der Sippe Dierschke kennen lernen können. Von Opa Josef haben sie ja noch alle viel erzählt bekommen und die Chronik von ihm steht jedem zur Verfügung. Erst war es eine schöne Idee, aber sie nahm immer mehr Formen an, bis Ende 2015 der Fahrttermin festgelegt wurde und somit die Planungen beginnen konnten. Je näher der Termin kam, umso mehr bekam man Bedenken, ob eine so weite Fahrt an 3 Tagen überhaupt richtig zu bewältigen ist und was uns in Jauer wohl erwartet. Lohnt sich eine solche Tour überhaupt? Wir hatten den uns bekannten Besitzer, eines Teils des Hofes, angeschrieben (mit beigelegter polnischer Übersetzung) und um Rückmeldung gebeten, ob wir an dem Tag auch in den Hof könnten. Leider erhielten wir von ihm keine Rückmeldung.

Beim Sippentreffen in Köln im November 2015 fragte uns Georg, ob er sich anschließen könnte, denn er wollte Nina auch einmal Jauer zeigen. Wir hatten nichts dagegen.

Gut gelaunt begannen wir den Reisetag mit einem gemeinsamen Frühstück in unserem Gästehaus in Görlitz. Wir fuhren dann um 08.45 Uhr, mit großen Erwartungen, in Richtung Jauer. Georg und Nina waren im Elbsandsteingebirge in Urlaub und wollten in Jauer dann zu uns stoßen. Das Navigerät führte uns schnell zur Autobahn und wir kamen sehr gut voran. Es ging an Breslau vorbei und weiter Richtung Oppeln. Auf diesem Stück war Mautgebühr fällig. Die Regelung war einfach, dank Andreas polnischem Kleingeld, auch für uns problemlos. Wir wunderten uns nur, dass ein solcher Aufwand rentabel ist, zumal die Mautgebühr letztlich doch nur gering war. Wir sahen schon den Kirchturm von Jauer, als auf einmal auf der Autobahn nichts mehr ging. Zum Glück waren wir kurz vor der Ausfahrt Brieg und konnten auf dem Standstreifen noch die Ausfahrt erreichen. Bis wir dann jedoch an der Mautstation waren, dauerte es für die wenigen Meter noch ½ Stunde. Auf einmal ging das Telefon und Georg berichtete von einem Stau und dass sie erst später in Jauer wären. Es stellte sich aber heraus, dass Georg sogar einige Autos vor uns war und wir so fast gemeinsam Jauer erreichten. Von der Autobahnausfahrt ist es nicht mehr weit und über Klosdorf erreichten wir um 11.15 Uhr, nach 220 km Fahrt, den Hof in Jauer. Strahlender Sonnenschein überall. Wir stellten das Auto neben dem Hof ab und gingen zuerst zur Familie Ziemianska, die hinter dem Hof im eigenen Haus wohnen, denen wir auch geschrieben hatten. Herr Ziemianska sah uns und freute sich sehr. Die Begrüßung war herzlich, aber da er kein Wort Deutsch verstand, konnten wir nicht viel miteinander reden. Neu war dort auch das zweite Haus, das der Sohn gebaut hat. Wir machten deutlich, dass wir uns den Hof ansehen wollten und er nickte. Mittlerweile trafen wir auch Georg und Nina und so gingen wir zusammen zum Hof. Jeder hatte den Grundriss des Hofes, den Opa Josef seinerzeit erstellt hatte. Aus ihm kann man genau ersehen, welche Verwendung

jeder Hofteil hatte. Vor dem Hof erzählte ich von den entsprechenden Besitzern des Hofes. Am 25.2.1777 wurde die „Niedere Erb- und Gerichtsscholtisei“ zu Jauer für Herrn Franz Dürschke aus Niehmen für 1.330 Taler gekauft. Der Hof wurde dann noch in fünf Generationen weiter vererbt. Der letzte Dierschke Besitzer war dann Opa Josef. Jede Generation erbaute einen anderen Teil des Hofes. Wenn man nun alles so vor sich sieht, bekommen die Schilderungen von Opa Josef einen realistischen Hintergrund. Als wir nun so langsam in den Hof kamen, wurden wir von einer Frau angesprochen, die erstaunt über die vielen Gäste war. Es stellte sich heraus, dass die Besitzverhältnisse des Hofes sich grundlegend verändert haben. Es gibt nunmehr drei Besitzer. Die Familie Ziemianska hat einen Teil der Scheune und ansonsten das Gelände hinter dem Hof. Der Familie Czyzycka gehören das Wohnhaus und die Pferdestallseite. Die Seite Auszugshaus und Kuhställe mit einem Teil der Scheune, gehören der Familie Zakowicz. Die Familie Ziemianska stammt aus der Familie Zagorski, die 1945 auf den Hof kam. Die Familie Czyzyckak aus der Familie Jedlinski, die damals auch als Vertriebene aus Galizien kamen und im Melkerhaus wohnten. Die Familie Zakowicz stammt aus der Familie Jedlinski, die im Auszugshaus wohnte. Frau Czyzycka konnte zum Glück deutsch und wir konnten uns gut unterhalten. Wir stellten uns vor und erzählten von unserem Wunsch, den Söhnen einmal die Grundlagen der Familie Dierschke zu zeigen. Der Name Dierschke war ihr nicht ganz unbekannt und so wurden wir herzlich aufgenommen. Sie erlaubte uns, dass wir uns alles ansehen können und nahm uns als erstes mit in das Wohnhaus, das vollständig saniert wird. Das Dach ist neu gedeckt, die Fenster sind neu eingesetzt und drinnen sind alte Balken frei gelegt, ebenso teilweise das alte Mauerwerk. Es sind auch Betonstelen eingezogen worden, um Halt zu geben. Stolz zeigte sie uns all die vorgenommenen Arbeiten und erzählte, wie alles weiter werden wird. Das imponierte uns. Ihr Mann macht alles selber und später erzählte er uns, dass er leider nur im Winter dazu Zeit hat. Wenn man die alten Räume, von denen so viel erzählt wurde, nicht mehr wieder erkennt, freut man sich doch, dass es mit dem Haus und Hof offensichtlich weiter geht. Dann begannen wir unseren Rundgang durch das ganze Hofgelände. Vor dem Backhaus blieben wir stehen und ich konnte einen ganz neuen Bericht von Susanne vorlesen, in der sie das Backhaus genau beschreibt und interessante Tagesabläufe mit einbezieht. Das war für alle schon beeindruckend. Frau Czyzycka hörte sich alles genau an und machte deutlich, dass sie an der Historie des Hofes sehr interessiert ist. Sie gab uns auch ihre e-mail-Adresse, damit wir ihr Unterlagen senden können. Wir schauten in alle Räume, manchmal dachte man schon, es wären noch alte Gegenstände vorhanden, mit denen noch Dierschkes gearbeitet haben. In einem Raum waren Kunstwerke von Spinnweben, da meinte man wirklich, dass die Zeit stehen geblieben wäre und der Ursprung dieser Spinnweben noch aus alter Dierschke Zeit wären. Wir bewunderten auch, dass alles so massiv und groß gebaut war. Wenn man überlegt, dass vieles über 150-200 Jahre alt ist, muss man die Weitsicht der früheren Besitzer bewundern. Später kam Herr Czyzycka noch hinzu und unterhielt sich auch mit uns. Er bewirtschaftet immerhin 80 ha Feld und ist offensichtlich stolzer Bauer. Für die Gespräche mit uns vergaß er sogar die vorgesehene Arbeit. Es war für uns alle interessant. Dann ermöglichte uns Frau C. auch, dass wir die andere Hofhälfte uns ansehen konnten. Die Leute dort

konnten nur polnisch, so dass wir nicht viel fragen konnten. Hier gab es noch einen Misthaufen mit verschiedenen Tieren wie Hühner und Enten, im früheren Kuhstall waren ein paar Schweine und auch eine Kuh stand dort. Anscheinend alles für den Eigenbedarf. In das Auszugshaus kamen wir leider nicht, es war ja von ihnen bewohnt. Es war aber doch ein schöner Einblick und rundete alles ab. Eine kleine Tüte mit Jauer-Erde nahmen wir noch mit und streuten sie in Bad Breisig an den Grabstein. Dann unterhielten wir uns mit den Eheleuten Czyzycka noch. Sie bedauerten sehr, dass sie noch keine Küche haben und uns daher keinen Kaffee anbieten konnten. Wir versprachen uns, dies beim nächsten Mal nachzuholen und wir wollen den Kuchen mitbringen. Über unsere Flasche Ahr-Rotwein freuten sie sich sehr. Auf einmal kam Herr C. noch mit einer Überraschung. Er zeigte uns vier ganz alte Fotografien, die sie bei den Renovierungsarbeiten auf dem Speicher gefunden hatten. Da sie uns gehören würden, durften wir sie auch mitnehmen. Auf einem Bild sitzen drei Männer in froher Runde – das Bild trägt das Datum 06.12.1916 auf der Rückseite. Wir sind gespannt, ob wir in Erfahrung bringen können, wer die Personen auf den Bildern sind. Susanne hat die Bilder in Kopie erhalten und ist fest davon überzeugt, dass niemand auf den Bildern zu unserer Sippe gehören. Ganz herzlich verabschiedeten wir uns von den Eheleuten und haben nach unserer Rückkehr noch mehrfach e-mail-Kontakt gehabt.

Anschließend gingen wir noch am früheren Melkerhaus vorbei und dem Haus mit den Arbeiterwohnungen, das auch renoviert wird. Bei der Familie Ziemianska verabschiedeten wir uns noch herzlich, auch Frau Z. freute sich riesig über den Besuch und wir beendeten unsere Visite auf dem Hof unserer Vorfahren.

Zu Fuß gingen wir über die noch alten Straßen bis zur Kirche. Überall verfallene alte Höfe, aber auch Gebäude die aufleben. In die Kirche konnte man hineinsehen und rund um die Kirche sind die alten deutschen Gräber nicht mehr vorhanden, was ja bekannt ist. Nur das Grab von Erzpriester Neuber steht noch.

Wir verabschiedeten uns von Georg und Nina, fuhren noch eine kleine Runde durch den Ort, es gibt aber nicht viel zu sehen. Trotzdem hatte Bernhard einen kleinen Laden entdeckt und hat ein paar typische polnische Sachen gekauft. Gegen 15.00 Uhr verließen wir sehr zufrieden Jauer und waren um 17.45 Uhr wieder in unserem Gästehaus in Görlitz.

Es war für uns alle ein ganz besonderes Erlebnis und besonders unsere Söhne waren begeistert. Nun hatte all das, was sie besonders von Opa Josef gehört hatten, Gestalt angenommen.

9.

Familienerenignisse

9.

Familienerenignisse

9.1

Erste hl. Kommunion Dorothea Saft

Datum: 30. Mai 1915



Andenken an die erste hl. Kommunion.

Dorothea Saft

hat die erste hl. Kommunion empfangen in der Pfarre - Kirche

zu Weißwasser, den 20. Mai 1887

9.

Familienerenignisse

9.2

Tod

Ehefrau Dorothea Dierschke

Datum: 02.12.1947

Sterbeurkunde

G 2

(Standesamt Leipzig I Nr. 6958/1947)

Apollonia Philomena Dorothea D i e r s c h k e geborene Saft

wohnhaft im Leipzig-Gohlis, Claudiusstraße 3

ist am 2. Dezember 1947 um 17 Uhr 05 Minuten

in Leipzig-Connewitz, Biedermannstraße 84 verstorben.

Die Verstorbene war geboren am 4. Juli 1904 in Gablenz, Kreis Rothenburg

Die Verstorbene war - nicht - verheiratet mit dem landwirtschaftlichen Sachbe-
arbeiter Josef Oswald Dierschke in Leipzig-Gohlis.

Leipzig, den 3. Dezember 1947

Der Standesbeamte

In Vertretung: *Trummer*



Vordr. G 2. 25 000. 7. 47.

Leipzig M 104/Z 3620

9.

Familienerenignisse

9.3

Hochzeit

Josef und Christina Dierschke

- Heiratsurkunde
- Trauungsansprache
von Pfarrer Benno Jatzwauk
- Hochzeitslied

Datum: 11.07.1949

Heiratsurkunde

F2

(Standesamt Leipzig III Nr. 616)

Der landwirtschaftliche Sachbearbeiter Josef Oswald

D i e r s c h k e , wohnhaft Leipzig-Gohlis, Claudiusstraße 3 ,

geboren am 27. April 1901 in Jauer, Kreis Ohlau/Schlesien

(Standesamt Nr.), und

die Jugendleiterin Maria Elisabeth Christina D e g e n h a r d t

....., wohnhaft Leipzig-Gohlis, Straßburger Straße 13

geboren am 25. Dezember 1915 in Leipzig-Gohlis

(Standesamt Leipzig III Nr. 864),

haben am 9. Juli 1949 vor dem Standesamt

Leipzig III die Ehe geschlossen.

Vermerke:

Leipzig, den 9. Juli 1949 Der Standesbeamte: in Vertretung *Fantke*



Vordr. Nr. 3835/F2. 4. 49. 5000.

Leipzig M 104/Z 1509

Josef und Christine
Dieschke - 11.7.49

Trauungsansprache

Intribibo ad altare Die.

Ich will hintreten zum Altare Gottes, so spricht der Priester, wenn er sich zur Darbringung des hl. Opfers anschickt. So haben sie zwar nicht gesprochen, aber getan. Sie sind zum Altare Gottes hingetreten, um das große hl. Opfer einer christlichen Ehe zu beginnen.

Anders als andere Brautleute stehen sie vor dem Altare. Sie beide sind tiefer vertraut mit dem Wesen der Ehe, sie wissen um das Opfer, das mit diesem Sakrament verbunden ist, für dessen Darbringung sie geweiht werden. Und trotz allem, ja gerade deswegen, weil sie darum wissen, sprechen sie freudig das Introibo... ich will hintreten zum Altare Gottes, weil sie erkennen, das Gott einen Auftrag an sie hatte und weil dieser Altar, diese Opferstätte ein Altar Gottes ist und weil sie von heiliger Opferliebe beseelt sind.

Diese Liebe wird nun ein Ringen werden mit der Wirklichkeit. Bräutliche Liebe ist immer groß, muß es sein, sonst hätte sie nicht die Gewalt, zwei Leben aus ihrem bisherigem Gefüge zu lösen und in eine neue Ordnung zu ziehen. In dieser Ordnung bringt die Liebe alles in ein neues, schönes Licht, vor allem dem Menschen, dem sie gilt.

Aber dieses Licht enthüllt auch. Von jetzt ab sehen die beiden Menschen einander deutlicher. Die Wirklichkeit tritt aus sich selbst heraus. Was im Menschen liegt, tritt allmählich zu Tage, tritt vor den anderen hin und spricht; so bin ich. Dann kommt die Liebe vor die bloße Wirklichkeit. Und es mag sein, daß dann das Menschliche zu Tage tritt, das Allzumenschliche, Fehlerhafte und Schwache. Und auch das Leben als Gemeinschaft zeigt erst allmählich, was es ist. Faltet auseinander, was in ihm liegt an Unbekanntem, Ungewohntem, an Härten und Schwierigkeiten. Dann beginnt das Ringen der Liebe mit der Wirklichkeit.

Aber wo zwei Gotteskinder einander die Hand reichen, da tritt in dieser Liebe noch etwas anderes hervor, nämlich das Heilige, das Große und Bereichernde, das in jedem Gotteskind ruht. Es wird die Christusähnlichkeit - des einen vom anderen erlebt. Von der frohen Gewißheit, einen Wesenszug Christi aus dem anderen zu verspüren, von dieser frohen

Gewißheit darf ein jeder von ihnen erfüllt sein, denn das Christsein ist ihnen Beiden nicht nur Lebensform, sondern Lebensinhalt. Und gibt es etwas Beseligenderes, als von einem Menschen den man lieb hat, den ganzen tiefen Reichtum seines Herzens und seiner Seele immer von neuem entgegennehmen zu dürfen? Muß das Herz nicht aufjubeln vor Glück, ihn sein eigen heißen zu können?

Diese Größe und Tiefe des Herzens wird erlebt aus der Opferliebe, mit welcher der eine dem anderen dient. Denn aus dem Opfer, das der andre um meinetwillen bringt, erkenne ich was ich ihm wert bin. Diese dienende Opferliebe macht froh, vermag unsagbar zu beglücken, macht alles Schwere tragbar, verklärt selbst das Dunkle. Diese Liebe setzt die tiefsten Bereiche des Inneren ein, ist reiner als jede andere Liebe, denn sie kommt aus freier Selbstlosigkeit, sie ist stärker als alle anderen Gewalten des Herzens, denn sie hat das Geheimnis der Geduld, der Überwindung und Ewigkeitskraft in sich. Sie vollzieht die Verwandlung der Gatten und schafft die *communio*, die Lebensgemeinschaft und macht die Familie zum Gottesreich.

Liebe Braut!

Ihnen möchte ich an diesem, ihrem Ehrentage noch einen aufrichtigen Dank sagen für alle Mühen und die immer frohe Bereitschaft; mit der sie als Seelsorgehelferin unserer Gemeinde gedient haben. Ich glaube einen würdigeren Abschluß konnte ihre bisherige Berufstätigkeit nicht finden, als mir diesem Schritt zum Traualtare, den sie tun, nicht um sich zu versorgen, sondern um andere versorgen zu können. Darum will ich dieses hl. Opfer auch als Dankopfer Gott dem Herrn darbringen für die Gnaden, deren er uns würdigte. Aber es soll zugleich auch Bittopfer sein für sie und diejenigen, die sie nun die Ihrigen nennen werden. Durch die neuen Beziehungen, die sie mit der Spendung dieses hl. Sakramentes mit Christus anknüpfen, wird das hl. Opfer der Ehe für sie beide zu einem jubelnden *Benedicamus Domino* werden, zu einem Lobpreis Gottes auf Erden und in der Ewigkeit.

11. Juli 1949

Pfr. Jatzwauk

F e s t l i e d

Zur Hochzeit von Josef und Christine D i e r s c h k e
am 11. Juli 1949

1. All wir mehr oder weniger Frommen
sind nach Leipzig heut gekommen
in das gastliche Hochzeitshaus
mit nem grossen Blumenstrausse.

Heirats:

Josef und Christel - heiraten, juchheiraten,
mag es gut bekommen!

2. Mit der schnellen Eisenbahn
kamen wir von auswärts an,
um zu gratulieren
und das Essen zu probieren.
3. Aus Bad Kösen, jenen Städtchen,
in dem schon so manches Mädchen
und so mancher junge Mann
fingen ihre Ehe an,
4. aus der oebelbeladenen Stadt,
die auch ne Saline hat
und zum paddeln einen Fluss
und zur Brautnacht manchen Kuss,
5. kam auf vielverschlungenen Wegen
gerade noch so recht zum Segen
-nach einem Fahrplanmalheur-
Tante Clärchen zu uns her.
6. Aus dem grünen Herz der Zone
kam die Fini nicht ganz ohne:
Michael hat sie mitgebracht,
was uns allen Freude macht.
7. Erster Enkel, Familienglück,
Begenhardt'sches Schmuckstück,
grosser Liebe grosser Lohn:
Seines Intellektuellen Sohn!
8. Auch sein akademischer Papa
ist zum heutigen Feste da,
Meiner: Volkswirt, Politiker,
der jetzt Examen machen muss.
9. aus dem Käseeste Halle
von der Gleichenseiter Saale
kamen Walter und auch Hippchen
zu einem kleinen Dotknipchen.
10. Von den lieben Anverwandten
kamen dann die Patentanten,
Tante Else, festesfroh,
Tante Mimi mit Onkel Ko.
11. Und Wittenberg entsandte
noch nem Onkel und ne Tante.
Nach dem ersten Händedruck
gehörten sie schon zu uns - ruck zuck!

12. Alle, alle jubeln laut:
Glück dem Bräutigam, der Braut,
die sich hier gefunden
und fürs Leben verbunden!
13. Christel, Freundin der Gemeinde,
die bis heute immer meinte,
es ginge auch ohne Mann,
ist nun jetzt auf einmal dran.
14. Viele Männer sie begehrten,
viele grosse Liebe schwürten,
allen hat sie "nein" gesagt,
Keiner hat ihr recht behagt.
15. Bis der schwarze Bauer kam,
sie in seine Arme nahm
und ihr sagte: "Meine Frau"...
Da wusste sie es ganz genau.
16. Und sie flüsterte leiser "Du",
und es liess ihr keine Ruh'
und die Spröde wurde weich.
Josef, Vollmann, göttergleich!
17. Und wie machte er es ihr leicht,
(Nippchen da vor Beis erbleicht)
Liebens sie auf Schritt und Tritt
bringt er gleich sechs Kinder mit!
18. Gross ist seine Frömmigkeit,
die bekannt ist weit und breit.
Und so hat der Gute auch
nen Pfarrer für den Hausgebrauch.
19. Doch nicht nur dem bräutlich Paar
bringen wir unsere Freude dar,
Unser Jubel tönt ganz laut,
auch den Eltern unserer Braut!
20. O wie haben sie sich geübt,
wie hat die Kindernahl geübt!
Alle flogen nun hinaus,
keiner bleibt jetzt mehr zu Haus.
21. Lisa in dem Pensionat
noch als Einzige die Chance hat,
einen Jüngling zu betören,
doch das wird noch lange währen....
22. Ganz von ferne stimmen fein
in den Jubelchor mit ein
alle, die heut nicht hereilen,
in Gedanken bei uns weilen.
23. Doch zum Schlusse sei denen,
die den heutigen Tag, den schönen,
auch mit einem nassen *
Auge erfassen,
24. denen, die in unserer Runde
bei der Hochzeitsfreudenkunde
auch so etwas traurig macht,
deren sei zum Schlusse gedacht:

25. Ach, Hochwürden muss nun
alles ohne Christel tun,
seine Lämmer weiden,
ohne Christel zur Seiten!
26. Und, soweit ich es sehe,
ging in Trümmern eine Ehe
Christel schied von Hildegard,
ist das Ehegatten Art?
27. Doch: Herr Pfarrer, Hildegard,
scheint es heute auch noch hart:
die Zeiten gehn vorüber,
es wächst Gras darüber!
28. Der Geschichte Moral
ist besagte Nactigall,
die den einen Freude macht,
den andern als Eule mächtig plagt.
29. Jubel, Trubel, Heiterkeit!
Heute ist hohe Zeit!
Wer kann heute traurig sein?
Stimmt in unser Freudenlied ein:

(Melodie: Als wir jüngst in
Regensburg waren)

Heute ist hohe Zeit!

9.

Familienerenignisse

9.4

70. Geburtstag Josef Dierschke

- Ansprache von Sohn Peter Dierschke
- Lied

Datum: 27.04.1971

Lieber Papa, lieber Opa!

Mit Kind und Kindeskindern sind wir heute alle hier erschienen, um Dir zum 70. Geburtstag zu gratulieren.

Wir freuen uns schon lange auf den heutigen Tag und heimliche Vorbereitungen gingen ihm voraus.

Wer hätte vor dreißig oder fünfunddreißig Jahren daran gedacht, daß Du Deinen Lebensabend am Rhein verbringen würdest? Damals bebautest Du unseren rentablen Hof in Jauer als echter Bauer; mit seinen Feldern, Wiesen und Sträuchern, der Baache und dem Abschnitt, mit den Pferden, Kühen, Schweinen, Hühnern, Tauben, Hund und Katzen und einem Storch auf dem Dach oder auf der Hundehütte. Wer erinnert sich noch an den Ablauf des Jahres mit Bestellung und Ernte, mit naßen und trockenen Jahren, als mit 4 Wagen vom Abschnitt eingefahren wurde, wie Kartoffeln und Rüben geerntet wurden und wochenlang im Wintergedroschen und Holz gemacht wurde? Im Winter war dann der lange Kuhstallgang Papas "Promenade" und Sonntags wurde dort ab und zu mit den Kindern Wettrennen veranstaltet, mit der Taschenuhr gestoppt.

Wer erinnert sich noch an die schönen Feste, sei es Weihnachten oder Ostern, ob die Köchendorfer, Strieser, Weißer, Lobedauer oder Liebenauer kamen oder wir fuhren zu ihnen?

Wer kennt noch die schönen Spaziergänge zum Hain- oder Tafelgraben, zur Bankauerbrücke, nach Köchendorf, Breile, Zindel oder Klosdorf zu, übern Tiergartensteg, nach Kleinöls zu oder hinter der Hohenseite rum? Nicht vergessen werden wir auch, daß Du uns alle 14 Tage nach Güntersdorf zur Bahn gefahren hast ganz gleich ob es schön war, regnete oder fror und schneite.

Das alles nahm ein jähes Ende, als 1945 die Russen kamen und wir mit knapper Not der Front entkamen.

Da ging es mit Pferd und Wagen über Schreibendorf, Liebenau, Banau und den Warthapaß nach Mittelsteine und nach 3 Monaten bei Kriegsende mit Gotteshilfe wieder nach Jauer zurück. Was lag alles dazwischen, aber wer ahnte was danach erst noch kommen sollte?

Ich kann es jetzt nicht alles aufzählen, es würde viel zu lange dauern. Über Kohlfurt, Marienberg, Leipzig mit seinem vielen Erlebten, Berlin und Remagen langtest Du Papa, mit Deiner Familie schließlich in Leverkusen an.

In der Familienchronik, geschrieben von unserem Jubilar, können wir alles genau nachlesen.

Lieber Papa und Opa! Nochmals gratuliere ich Dir im Namen aller recht herzlich zum 70. Geburtstag. Wir wünschen Dir Gottes Segen und weiterhin Gesundheit. Mögen wir auch den 80. und 90. noch zusammen feiern können.

Peter

Zu Opas 70. Geburtstag.

Mel. Studio auf einer Reis'

1. Wir feiern heut ein schönes Fest.
Jupheidi, jupheida.
Erschienen sind viel frohe Gäst'.
Jupheidi, heida.
Opa hat Geburtstag heute,
Ja, ist das ne große Freude.
Jupheidi, jupheida, jupheidi hei dalala
Jupheidi, jupheida, jupheidi heida.
2. Vor siebzig Jahren war's in Jauer,
Da kam zur Welt ein kleiner Bauer.
Es war'n schon der Geschwister drei,
Jetzt war's Nesthäkchen auch dabei.
3. Munter wuchs er dann heran,
Ward mit der Zeit ein junger Mann.
Und wie es bei Menschen Brauch,
Nahm er eine Frau sich auch.
4. Den Hof führte er sehr gut,
Wie's ein tücht'ger Bauer tut.
Mit Leib und Seel' war er dabei,
Belieferte Markt und Molkerei.
5. Ja, nach einem Jahre dann,
Kam der Stammeshalter an.
Peter wurde er getauft,
Für die Tauf' 'ne Kuh verkauft.
- ~~6. Wie auf einer Hühnerleiter,
Ging es Spross' um Sprosse weiter.
Dreißig, Einunddreißig dann,
Kam'n Susann' und Ilse an.~~
7. Rita, Edith und dann Gunther,
Kamen zur Welt recht munter.
Mutter Dorothea gut,
Nahm alle sie in ihre Hut.
8. Von guten und von bösen Tagen,
Weiß der Opa viel zu sagen.
Doch am heut'gen frohen Feste,
Denken wir nur an das Beste.
9. In Leipzig Juli Neunundvierzig,
Opa noch einmal vermählt sich.
Die Christel hat er zur Frau genommen,
Und das ist ihm gut bekommen.
10. Als Lorenz das Licht der Welt erblickt,
Waren alle sehr beglückt.
Im nächsten Jahr stellte sich ein,
Mechtild, das liebe Schwesterlein.
11. Alle wuchsen dann heran,
Und der Ernst des Lebens begann.
Sie tun sich doch gut bewähren,
Das kann man doch überall hören.
12. Ach, was wär' das für ein Graus,
Stürbe diese Familie aus.
Drum im Rheinland, Schweiz, Gemünden,
Sind die Enkel all zu finden.
13. Heute bringt die große Schar,
Dem Opa ihren Glückwunsch dar.
Wir rufen laut, er lebe hoch,
Und möge lange leben noch.

9.

Familienerenignisse

9.5

Silberhochzeit

Josef und Christina Dierschke

Datum: 11.07.1974

Streiflichter

aus 25 Ehejahren.

Der Josef war einsam, es ging recht und schlecht,
Drum dacht er an Christel, ob sie ihn wohl mcht?

Die Christel überrascht, als das Angebot er macht,
Der Bauer aus Schlesien, sechs Kinder mitbracht.

Sie mußte überlegen, konnt ja alle genau,
Fast Mut und Vertrauen, gibt ihr Jawort zur Frau.

Holladihi, holladiho, holladihi, holladiho.

Pfarrer Jatzwauk muß es wissen, hat schnell es kapiert,
Derweilen die Christel, vorm Pfarrhaus promeniert.

Vater Karl, Mutter Anne, geben rasch ihren Segen:
" Sie wollen unsere Christel, wir haben nichts dagegen ".

Freundin Hildegard betrübt, wie konnts anders sein,
Doch fügt sie sich bald, ins Unvermeidliche ein.

Sodann gings im Tempo, dem Festtag entgegen,
Den 25 Jahre später, wir heute begehen.

Seither viel passierte, Ihr wißt es ja all,
Wollen einiges besingen, mit lautem Schall.

Im Rathaus zu Möckern, Vaters Eifer ist bekannt,
Die Haustür ward verschlossen, er klettert ab an der Wand.

Die Arbeit machte Freude, die Bauern erkanntens an,
Doch für " Rote Politik ", war er nicht der Mann.

Darum mußt es mal kommen, gewollt oder nicht,
Packen nochmals die Koffer, lassen alles im Stich.

Sohn Peter wollts Abi, der Doktor sagt: " Nein,
Werd Du erst mal Bauer, und schlag Dir was rein ".

Susanne, sie plagt sich, in Thalackers Gärtnerei,
Verdient sich Gemüse, kocht " Leipziger Allerlei ".

Für alle zu sorgen, das sagt sich sehr gut,
Wemms rundherum fehlet, wer hat da noch Mut?

Unsere Ilse wurde Schneiderin, doch das Sitzen klappt nit,
Drum flcht sie in den Westen, ward bald wieder fit.

Unsere Rita lernte fleisig, half Geschwister betreun,
" Papa, für Dich tu ich alles, nur nicht die Hausfrau sein "!

Brigitta Krug von Nidda, die fand Edith apart,
" Das kann ich bestimmt auch so, na wartet erst mal ab ".

Klein Gunter lieben alle, er fühlt sich sauwohl,
Vor dem Balkon übt die Feuerwehr, Ediths Geschichten sind toll.

Edith schreibt viele Einser, wird öfters prliert,
Freut sich königlich Gunter, als wärs ihm passiert.

Mai So kam Lorenz, alles freute sich sehr,
Freud Nummer I für den Opa, er ließ von ihm nicht mehr.

Der Prinz wurd verwhnet, krtzt Schleifchen ins Haar,
Erzhlet selbst alle Märchen, als wären sie wahr.

Er durchflieget die Schulen, braucht nie viel zu tun,
Engagiert sich für Sport sehr, Tischtennis löst ihn nicht ruhn.

Herbst 51 kam Mechtild, ganz schwarz, schön und rund,
Und wer sie nicht sah, dem schrie sie sich kund.

Grad ein Jahr darnach, in Berlin auf der Flucht,
Sie mutig die ersten, Schritte versucht.

Auf dem Flug in den Westen, lieb Vaterland mein,
Kötzt mit Mama um die Wette, in die Tüten hinein.

Im Lager zu Netphen, oh glaubts uns Ihr Leut,
War Schnee, Eis und Kälte, es friert uns noch heut.

Der Spuk dauert eine Woche, bald wurden wir warm,
Die Remagener Schwestern, sie hatten Erbarmen.

Ganz langsam gings nun vorwärts, Gott sei es gedankt,
In Leverkusen am Rhein, fanden wir wieder Land.

Doch Schluß mit dem Schweren, alles kommt und vergeht,
Wir wollen nun sagen, wie es heut um uns steht:

Opa Josef als Rentner, beschäftigt noch sehr,
Zwischen Leverkusen und Düsseldorf, fährt er viel hin und her!

Oma Christel stets vital, zur Hilf gern bereit,
Die Bahnhofsmision hat sie, im Fernsehen gezeigt.

Verwalter Peter fand Margret, das Glück er genoss,
Schon bei der 1. Trennung, sie in Tränen zerfloß.

Unsere Susanne liebt Blumen, dekoriert sehr fein,
Hat eine schöne Wohnung, ist leider viel allein.

Unsere Ilse mocht gern Pferde, fand Reiter Helliwig dazu,
Jetzt lassen ihnen Beiden, Tier und Feld keine Ruh.

Unsere Rita tauschte Male, gegen Niders Ernst ein,
Ja, in Brühl sind sie glücklich, so muß es auch sein.

Unsere Edith wollt parlieren, französisch in der Schwyz,
Fand dort den Hanspeter, lernt von ihm Schwyzer Dütsch.

Unser Gunter guter Rechner, er wurde Bankier,
Seine Inge sie schenkte ihm, ein A B C.

Unser Lorenz Student, bald ist er am Ziel,
"Der Lole ist duft", unsere Jugend sagts viel.

Mechtild Psychologin, ist stets vigilant,
In Trier an der Mosel, ihren Malte sie fand.

"Josef, wie groß ist denn Deine Familie"?

Acht Kinder, fünf Schwiegerkinder, sechzehn Enkel dazu,
Nun glaubts uns doch endlich, wir kommen nie zur Ruh.

Und sind wir mal traurig, irgendwo Holland in Not,
Dann werden ganz einfach, ein paar Enkel geholt.

Soviel Enkel zu lieben, wer kann das wohl noch???

Alle sechzehn sollen leben, ja dreimal hoch!!!

9.

Familienerenignisse

9.6

75. Geburtstag Josef Dierschke

Autor: Paul Neugebauer

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 4

Datum: April 1976

Quellenachweis:

Diözesanarchiv zu Breslau
Staatsarchiv (Malteser-Großprioratsarchiv)
Annemarie und Klaus Paul, Schweinfurt



Josef Dierschke aus Jauer 75 Jahre

Am 27. April 1976 vollendet unser Heimatfreund Josef Dierschke sein 75. Lebensjahr. Es soll uns Anlaß genug sein, seine Verdienste um unsere geliebte schlesische Heimat zu würdigen. Schon öfter waren seine Artikel in unserem Heimatblatt erschienen, die mit großer Sachkenntnis und viel Heimatliebe geschrieben waren.

Der Jubilar pflegt noch heute viele Kontakte zu Verwandten und Bekannten aus der schlesischen Heimat und beschäftigt sich mit heimatlicher Geschichte und Schrifttum.

Einige Daten der letzten 30 Jahre zeugen von seinem Bestreben, nicht nur den Alten, sondern auch vor allem der Jugend aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen zu vermitteln und in seinem charakterlichen Rückgrat in schwerer Zeit Vorbild zu sein. Am 16. November 1946 erfolgte seine Ausweisung aus Jauer und war sein erster Aufenthaltsort Leipzig. Bereits im Jahre 1947 verlor er durch den Tod seine geliebte Frau. Zwei Jahre später heiratete er seine heutige zweite Frau. Im Jahre 1952 gelang ihm seine Flucht nach Westdeutschland und war sein erster Wohnort Remagen am Rhein. 1954 ließ er sich zum Heimleiter und Jugendbetreuer im Stadt- und Landkreis Bonn umschulen. Von 1956 bis 1966 war Josef Dierschke dann Heimleiter eines Jugendwohnheimes in Leverkusen. Auch das Pensionsalter nutzt der Jubilar, um durch Spaziergänge seine körperliche und geistige Beweglichkeit zu erhalten.

So Gott will werden dem Geburtstagskind am 27. April seine Gattin, acht Kinder, fünf Schwiegerkinder und 16 Enkel ihre Glückwünsche darbringen.

Das Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau sowie die Verlagsleitung schließen sich den Gratulanten an und wünschen Gesundheit, Glück und Freude sowie Gottes Segen für noch recht viele Jahre. Paul Neugebauer

9.

Familienerenignisse

9.7
50. Geburtstag
Sohn Peter Dierschke

Autor: Josef Dierschke
Datum: 14.12.1979

Erinnerungen von Josef Dierschke
an den 14. Dezember 1929 in Jauer.

An diesem Tage stand das Ehepaar Dierschke in Jauer in großer Erwartung, es hatte sich Familienzuwachs angekündigt!

Um 8.30 Uhr brachte ich den gelben Einspanner auf Fahrt nach Klein-Öls, um die Weise Frau, Selma Günther, abzuholen. Das Gefährt war der ganzen Umgebung gut bekannt und man tuschelte bald allenthalben, wie man mir später berichtete. Es war ja ein milder Vorwintersonnabend, die Bauern hatten Zeit, vor ihren Gehöften mit ihren Nachbarn zu plaudern.

Um 11.30 Uhr wurde ein Knäblein geboren, 6 ½ Pfund schwer. Die Freude war groß, das erste Kind, gesund und gleich ein Stammhalter! Am Nachmittag kam aus Breslau die vorgesehene Wochenpflegerin angereist, so war für Mutter und Kind bestens gesorgt. Die Pflegerin nahm das Kind die Nacht über in ihr Zimmer, über dem Korridor gelegen. Am Sonntagmorgen erwähnte ich, daß der Junge wohl ganz gesund sei, ich hatte ihn die ganze Nacht hindurch schreien gehört. Ach, antwortete die Schwester, davon habe ich absolut nichts gehört. Wissen Sie, in den ersten 3 Nächten jeder Wochenpflege stopfe ich mir beide Ohren zu; in der 4. Nacht schlafen sie dann immer. Nun, so sollte es auch bei unserem Söhnchen sein.

Am Sonntagmittag machte ich mich nach Breslau auf die Reise. Dort erwartete mich ein großes Treiben. Es war offener Sonntag, der Silberne Sonntag, als vorletzter vor Weihnachten. Mühsam quälte ich mich durch die Straßen der Innenstadt zum Kinderwagenhaus Suchantke. Das Geschäftliche wurde abgewickelt und der ausgesuchte Kinderwagen alsbald zum Hauptbahnhof in die Gepäckaufbewahrung gebracht. Ich hatte noch genügend Zeit für einen Besuch eines Cafes! An der Gepäckaufbewahrung bekam ich den Kinderwagen kurzerhand herausgeschoben und mußte ihn gegenüber zum Handgepäck bringen. Damals war es noch nicht so alltäglich, daß die Väter den Kinderwagen schoben, dazu hatte man ja seine Dienstboten. So befand ich mich, wie ich mich gut erinnere, etwas in Verlegenheit und hoffte, daß mich ja niemand dabei sehen möge. Nun, ich brachte den Wagen gut auf der Endstation Günthersdorf an, wo wir abgeholt wurden. Übrigens sollte dieser Wagen sich bestens bewähren und wurde gut genutzt.

Ein großes Problem galt es noch zu lösen, nämlich die Namensgebung des Kindes. Über den Namen Peter waren wir Eltern uns längst einig. Aber welcher Zweitname paßte denn bloß dazu? Die Mama wünschte sich den Namen Peter-Maria. Mir wollte es gar nicht in den Kopf gehen, meinen Sohn diesen hochgestochenen Namen zu geben. Ich meinte, daß ich ihn in einer Künstlerfamilie für bestens hielte, aber für einen Bauernjungen???? Schließlich fiel mir des Rätsels Lösung ein: Ich fragte mich, ob denn jeder Mensch 2 oder noch mehr Vornamen haben müsse, und ob denn schlicht nicht mit einem Vornamen auszukommen sei. Das also war mein Vorschlag, wir einigten uns bald und es blieb beim „Peter“!!!

Am Montagmorgen fuhr ich also getrost zum Standesamt und erledigte die Angelegenheit in diesem Sinne. Einige Wochen später übernahm ich ja schließlich das Standesamt und hatte es in Zukunft gleich im Hause. Von Mechwitz aus war ich gleich bis ins Städtchen Wansen gefahren. Wir hatten ja 10 Tage vor Weihnachten und es gab genug zu besorgen. Unserem Getreidehändler verkaufte ich eine Fuhre Weizen. Der Juniorchef der Firma, mein Freund Egon Niesel, der heute übrigens auch in Leverkusen lebt, gratulierte mir herzlich, hatte aber einen Einwand: Josef, wie kannst Du Deinen Sohn Peter heißen? Stelle Dir mal vor, in 30 Jahren stehen hier auf meinem Hof Gespanne mit dem Wagenschild: Peter Dierschke aus Jauer!!! So selten war damals noch der Name Peter. Nun, ich beruhigte ihn damit, daß wir den Namen eben sehr schön finden, daß wir gewiß nicht die einzigen damit bleiben würden und daß man sehr bald sich daran gewöhnen würde. Für Weihnachten kaufte ich, so weiß ich noch, im Süßwarengeschäft einen großen Schweinzwinger mit einem fetten Marzipanschwein mittendrin. Ich fand diesen ganz toll für einen Bauernjungen. Nun, verzehrt hat unser Peter dieses Schwein bestimmt nicht!!!

Am Sonntag nach Weihnachten, dem 29. Dezember fand die Taufe von Peter Dierschke in der Jauerschen Pfarrkirche statt. Taufpaten waren seine Tante Hilda Scholz, meine Schwester, und sein Onkel Emanuel Hoheisel, mein Schwager. Es war bei uns üblich, daß zur Taufe nur das Kind mit der Hebamme, in unserem Falle zusätzlich mit der Pflegerin und die Taufpaten gingen. Heute natürlich finde ich die Anwesenheit der Eltern soweit als möglich für ebenso wichtig. Als Entschuldigung für die damalige Handlungsweise gebe ich an, daß die Väter eben in dieser Zeit den Wein und die Zigarren zurechtstellen mußten.

Peter war ein braves Kleinkind, sehr lieb und anhänglich.

9.

Familienerenignisse

9.8

50. Geburtstag Tochter Susanne Dierschke

- Zur Feier des 50. Geburtstages
- Erinnerungen zum 50. Geburtstag

Autor: Josef Dierschke

Datum: 25.11.1980

Zur Feier des 50. Geburtstages.

=====

Unsere große Familie ist in das Jubiläumszeitalter eingetreten. Vor 1 Jahr feierten wir in Gemünden Peters Abrahamsfest, Schwiegersohn und Schwager Ernst steht noch in der Oktave seines 50. Geburtstages und heute sind wir dabei, Dein Fest, liebe Susanne, zu feiern. Wir alle danken Dir für Deine Einladung, der wir gern gefolgt sind. Wir freuen uns, Dein Fest mitfeiern zu können.

Es war an jenem Dienstag, dem 25. November 1930, als Deine Eltern nach dem Abendessen am Tisch des Jauerschen Wohnzimmers sich gegenüber saßen. Plötzlich richtete Deine Mutter an mich die Frage: "Soll ich Dir heute noch eine kleine Tochter schenken"? Nun, diese Frage sollte sich sehr schnell beantworten! Selma Günther aus Klein-Öls war rasch zur Stelle, sie besaß einen neuen Kleinwagen. Um 1/2 10 Uhr abends hatten wir eine kleine Tochter: 6 3/4 Pfund schwer, schwarz und rundherum gesund. Am folgenden Tag übernahm Schwester Maria aus Breslau die Pflege von Mutter und Kind. Über die Vornamen für unser Kind waren wir Eltern uns längst einig: Susanne, Maria. Nun war auch der Zweitname Maria zum Zuge gekommen, der schon bei Peter im Raume gestanden hatte. Standesbeamter war ich übrigens selbst.

Ich möchte nicht allzu viel Zeit für mich in Anspruch nehmen und Deine ganze Biographie vortragen. Diese habe ich, soweit als möglich, niedergeschrieben. Du kannst sie, liebe Susanne in Ruhe studieren und vielleicht auch einmal weiterführen. Aber ich habe mir überlegt, was aus meiner Sicht wohl in Deiner Kindheit besonders schön gewesen ist. Ich meine, es waren die langen Herbst- und Winterabende, an denen wir Eltern soviel mit Euch gespielt haben. Damals gab es kein Knöpfchen und keine Taste, mittels denen man kurzerhand Unterhaltung vieler Art für die Kinder hervorzaubern kann. Es gab weder Radio, noch Fernsehen, noch andere technische Geräte solcher Art. Wir hatten Kopfhörer, besaßen ein schönes Klavier und einen verhältnismäßig moderen Plattenspieler. Zwar war er noch mit Handkurbelantrieb, doch schon ohne den berühmten großen Trichter. Wir verfügten über eine Anzahl recht guter Schallplatten, eine besondere Kinderplatte war m.W. nicht dabei. Es gab sie gewiß damals noch nicht. Von etwa Mitte Oktober an fiel die übliche Vesper-Mahlzeit weg. Mit Einbruch der Dunkelheit wurde Feierabend gemacht, zunächst um 5 Uhr, später noch früher.

Um 1/2 6 Uhr wurde zu Abend gegessen, ~~und~~ dann stand bis zum Zubettgehen noch viel Zeit zur Verfügung. Die Fensterläden des Wohnzimmers waren geschlossen und der Kachelofen spendete seine mollige Wärme. Was waren das für frohe Stunden, die wir Eltern spielend mit Ench verbrachten, wie haben wir alle miteinander so herzlich lachen können. Noch heute klingt mir, liebe Susanne, Dein ^{so} (besonders) frohes Lachen in meinen Ohren. Besonders fröhlich ging es beim Versteckspielen im Wohnzimmer zu. Wie viele Verstecke es da nur gab: hinter Chaiselonge und Kommode, unter Tisch und Schreibtisch, auf den Fensterbänken hinter den blau weißen Gardinen, am Spielregal, an den Seiten des Ofens und vieles vieles andere mehr. Einmal hatte ich eines der Kleineren auf den Tisch gelegt und zugedeckt, als Susi zum suchen dran war. Das Versteck schien unauffindbar. Endlich entdeckte Susi es doch und vermochte vor Freude sich kaum zu beruhigen. Später steigerten sich dann die Spiele; Blindenkuh, Pfänderspiele, Streich-ein, schwarzer Peter, Elfer raus und anderes mehr. Wenn vorher soviel gelacht worden war, fiel freilich das Einschlafen manchmal schwer. Susi wurde des Öfteren wach und meldete sich aus ihrem Bett mit dem ihr eigenen Schlachtruf: "Mama, ich muß pulu machen"! Die Tür zum Kinderzimmer war geöffnet; dann drückte der Papa eben seine Nachttischlampe an und nach dem Geschäftchen wieder aus.

An den Sonntagen, gewöhnlich vor Tisch, veranstaltete ich mit allen Kindern im langen Kuhstallgang, die Stop-Uhr in der Hand, ein großes Wettrennen. Jedes rannte so schnell es nur konnte; freilich brauchten die verschiedenen Beinlängen immer andere Bestzeiten. In jedem Falle war es immer ein guter und lustiger Zeitvertreib. In den Frühlings- und Sommermonaten boten sich natürlich in Hof, Garten, Feld und Wiese, sowie viele andere Möglichkeiten an Freizeit. Da hatte schon ein jedes seine Lieblingsplätzchen und sein eigenes Programm.

Zu Anfang 1933 bekamen wir Besuch, Onkel Bernhard Scholz aus Breile wollte uns seine junge Frau vorstellen. Mama Scholz, seine Mutter war mitgekommen. Sie war eine stattliche, stolze, in jedem Falle aber sehr nette, ältere Dame. Unsere beiden Ältesten, Peter und Susi, durften erst mals mit an den fein gedeckten Kaffeetisch, viel ermahnt und vorgewarnt. Zunächst lief alles bestens, dann passierte es aber doch. Etwa bei der 2. Tasse Kaffee gab es plötzlich einen Aufschrei; der Inhalt einer Tasse ~~fiel~~ über die blütenreine Tischdecke.

Zum großen Glück für die Kinder war das Mißgeschick der alten Dame passiert, sehr zu ihrem eigenen Ärger. Susi hatte die Situation sofort erfaßt und brüllte erleichtert los: " Siehste Mama, wir warens nicht"! Voller Erwartung waren die Kinder, wenn es hieß:morgen fahren wir nach Liebenau zu Oma und Opa. Zu Zeiten da wir noch kein Auto hatten, hieß es dann, frühzeitig aus den Federn zu steigen. Schon um 1/2 6 Uhr fuhren wir aus dem Hof zur Bahnstation. In Dunkelheit erreichten wir nach 10 Minuten das Nachbardorf Breile und sahen einige Lichter auf den Höfen. Sogleich fragte Susi erwartungsvoll: " Mama, ist das jetzt Liebenau "? Nun, die gesamte Reise mit Umsteigen und dem zur und von der Bahn dauerte fast 4 Stunden. Für Kinder gehörte eben doch etwas Geduld dazu. Dort bei Oma und Opa fanden es die Kinder immer sehr schön. Einmal war ja noch Onkel Bruno da, ein besonders großer Kinderfreund. Und dann kamen wohl immer die Lobedauer dazu , oft auch die Neisser Verwandten. Wurde in Jauer Nachwuchs erwartet, was ja garnicht so sehr selten war, brachte Papa seine Susi nach Liebenau. Als Ilse zur Welt gekommen war, weiltest Du über 2 Monate in Liebenau, Anlässlich der Geburt von Rita verlebtest Du mit Ilse zusammen einige Wochen bei den Großeltern. Später dann lud Tante Klärchen Dich zu den Ferien ein und Du hattest große Tage mit den Cousinen Erika und Eldetraud zusammen.

Liebe Susanne; immer und überall waren es Deine Lebendigkeit, Deine Fröhlichkeit und Dein herzhaftes Lachen, was Dich allerorten beliebt machte, weshalb man Dich gern hatte. Leider sollte Dir und uns allen das frohe, unbekümmerte Lachen viel zu schnell und gründlich vergehen. Die Flucht vor der Front, das böse Kriegsende, die Nachkriegsjahre und die Vertreibung aus der alten Heimat ließen uns alle Schweres erleben. Dir fiel es besonders schwer, die Heimat abschreiben zu müssen. Mit Gottes Hilfe sind wir, wenn auch mit vielen Schrammen, darüber hinweggekommen.

Liebe Susanne, die Unbekümmertheit, Dein Frohes Lachen der Kinderzeit können wir bei bestem Willen nicht mehr zurückholen. Doch daß Du in der 2. Hälfte Deines Lebens mit allen nun einmål nicht ausbleibenden Widerwärtigkeiten des Alltags leichter fertig wirst. Daß Du darüber hinaus froh und zufrieden sein kannst und ^{Du} das herzhaftes Lachen nicht ver-
gibt, das wünschen wir Eltern ^{nam} heutigen Tag Dir aus vollem Herzen.

Erinnerungen zum 50. Geburtstag.

=====

25. November 1930
Dienstag

1/2 10 Uhr abends schlug Deine Geburtsstunde.
Schwester Maria aus Breslau übernahm die Pflege von Mutter und Kind. Es herrschte sehr schlechtes Novembewetter; Frost, Schnee und Regen wechselten ständig. Feldwege und Felder waren kaum passierbar. Das Zuckerrübenfeld hinter dem Hayngraben machte mir große Kopfschmerzen. Schließlich bekamen wir die sehr schmutzigen Rüben aus der Erde und fuhren sie in kleinen Ladungen vierspännig zunächst auf den Hof. Später erst brachten wir sie zur Bahnstation. Mitte Dezember brach endgültig der Winter ein.

7. Dezember 1930
Sonntag

wurdest Du in der Kirche zu Jauer durch Erzpriester Sabisch auf die Namen Susanne Maria getauft.
Deine Taufpaten waren Tante Lenchen aus Köchendorf und Onkel Albert aus Lobedau. Beide Familien und die Großeltern waren die Taufgäste. Bruder Peter vermochte, knapp 1 Jahr alt, schon selbständig um den Tisch zu laufen und Kontakte anzuknüpfen.

6. Mai 1931

wurde die obligatorische Pockenimpfung vorgenommen.

31. Juli 1931

präsentiertest Du uns den 1. Zahn.

November 1931

quälte Dich ein böser Keuchhusten..

2. Weihnachtstag

1931

brachte ich Dich zu den Großeltern nach Liebenau, am 31.12.1931 wurde Deine Schwester Ilse geboren. Du bliebst bis Ende Februar 1932 in Liebenau und wurdest von den Großeltern und Onkel Bruno verwöhnt.

Oktober 1935

bekamst Du die Masern, die harmlos verliefen.

13. April 1937

erfolgte Dein Schuleintritt in die Jauersche Grundschule, die Du bis zum Ablauf des 4. Schuljahres besuchtest.

Hier fan

Hier fandest Du Deine Jauerschen Freundinnen:
drei Schwestern Wude aus Jauer, zwei Schwestern Wude
aus Breile und zwei Schwestern Laugwitz aus Jauer.
Mit ihnen feiertet Ihr alle anfallenden Geburtstage.
In der Familie feierten wir die Geburtstage bereits
am Vorabend. Dein~~x~~ Wunsch-Geburtstagskuchen war die
Nußtorte.

31. März 1931⁴⁰

war der Tag Deiner 1. hl. Kommunion.

Erzpriester Neuber vermochte diesen Tag immer besonders
festlich zu gestalten. Als Gäste waren die Großeltern,
die Lobedauer und die Köchendorfer gekommen.

28. August 1941 begannest Du den Besuch der Oberschule für Mädchen in
Brieg. Schulisch hattest Du niemals Schwierigkeiten.
Menschlich warst Du bei Frau Porada, Moltkestraße 4,
in besten Händen. Sie hatte bereits seit 1.4.1940
Bruder Peter betreut. Die wunderschöne Gartenstadt
Brieg begeisterte Euch ebenso wie mich 30 Jahre zuvor.
Überdies fandest Du einen Kreis netter Freundinnen.
Zu einem Wochenende hattest Du diese einmal mit nach
Jauer gebracht. Ich selbst hatte damals mit den "kleinen
Dummerchen aus der Stadt" meinen Spaß.
Ein gutes Zeichen für Eure Freundschaft ist es doch,
daß sie über alle Zeiten hinweg bis heute erhalten ge-
blieben ist. Gewiß wird Dir das sorglose und frohe Le-
ben in Brieg Dein Leben lang unvergessen bleiben.

30. November 1941 wurdest Du gegen Diphtherie geimpft.

1. Augst 1943 wechselte Ilse von Breslau zur Oberschule nach Brieg
und zu Euch in die Pension Porada.

Weihnachten 1944 feierten wir in gewohnter und geliebter Weise in Jauer,
wenn auch in böser Vorahnung. Wir hatten Irmgard Vie-
weger eingeladen. Ihr Vater war im Oktober verstorben,
ihre Brüder bei der Wehrmacht.

Ihr Großen hattet Euch Skier gewünscht. Leider konntet
Ihr diese auf den Hängen der herrlichen Brieger Prome-
nade nur noch für ein paar Tage nutzen.

7. Januar 1945 seid Ihr zu Viert nach Brieg zum Schulbesuch abgereist; diesmal war Rita noch dazu gekommen. Bereits 1 Woche nach Schulanfang wurden die Bewohner der Stadt zufolge der heranziehenden Front zur Räumung aufgerufen.

Es kam ein Anruf von Euch, daß Ihr alsbald in Richtung Jauer losmarschieren würdet. Ich spannte sofort die Pferde ein, um Euch entgegen zu fahren. Zwischen Grünungen und Mollwitz ~~be~~gegnete ich Euch. Mit großem Bangen harreten wir fast 2 Wochen aus, bis wir uns doch zur Flucht vor dem Feind entschlossen.

31. Januar 1945 in der Nacht zum 1. Februar flüchteten wir in Schnee, Eis und Kälte zunächst bis Liebenau, 1 Woche später bis Mittelsteine. Dort warteten wir das Kriegsende ab, trecten am 10. Mai wieder in Richtung Jauer. Hier erlebten wir die Nachkriegszeit und den Übergang von Haus, Hof und Heimat auf die neuen polnischen Machthaber.

16. November 1946 erfolgte unsere Ausweisung über die Lager Marienberg, Leipzig Schönefeld bis zum Seßhaftwerden in Leipzig-Gohlis, Claudiusstraße 3.

Mit Unterbrechungen besuchtest Du in Leipzig die Gaudig-Schule von Januar bis April 1947. Dann arbeiteten wir miteinander in der Gärtnerei Thalacker in Leipzig-Wahren. Ich stieg im Juli 1947 dort aus und fand eine Beschäftigung bei der Leipziger Stadtverwaltung. Du hieltest in der Gärtnerei ~~tapfer~~ tapfer durch trotz Mamas Krankenhausaufenthalt bis zu ihrem Tode am 2.12.1947.

Dann versorgtest Du mich und die Geschwister, bis daß Du ab Mai 1949 wegen Krankheit wieder pausieren mußtest.

1950 und 1951 legtest Du in der Gärtnerei Rischer eine Lehrzeit als Blumenbinderin ab. Nach unserer Flucht nach dem Westen im August 1952 bliebst Du noch bei den Großeltern in der Straßburgerstraße. Berufsmäßig hielt Dich die Atmosphäre des berühmten Blumenhauses Hanisch in Leipzig.

Frühjahr 1953 begann Deine berufliche Laufbahn in der Bundesrepublik.

Über einzelne persönliche Erlebnisse sollte ein jeder seine Memoiren schreiben. Ich hoffe, Dir liebe Susanne mit den vorgenannten Stationen einen 1. Rahmen gegeben zu haben.

9.

Familienerenignisse

9.9

80. Geburtstag Josef Dierschke

- Ansprache Josef Dierschke
- Ansprache Sohn Peter Dierschke
- Lied

Datum: 27.04.1981

Wenn man in einiger Rüstigkeit die " 80 " hinter sich gebracht hat, kann es im Nachhinein leicht als ein zurückgelegter Spaziergang erscheinen. Nun, Ihr alle wißt es ebenso wie ich, daß dem garnicht so war, daß viele Steine auf meinem Lebensweg gelegen haben, und manch großer Brocken aus dem Wege geräumt werden mußte.

"Der Herrgott hat geholfen"; ich darf es heute einmal sagen, wie so sichtbar er oft mir und den Meinen beigestanden hat. Ihm sei Dank!

Danken darf ich aber auch all denen, die mich mitgetragen haben:

Meiner verstorbenen Gattin, die mir in 19 jähriger Ehe verbunden war, während der wir über Glück und Wohlstand zu Heimatlosigkeit und Armut schreiten mußten, bis der frühe Tod uns trennte;

danken meiner lieben Christel, mit der ich schon 32 Jahre hindurch Freud und Leid tragen durfte, die mich mit ihrem Elan und Unternehmungsgeist beflügelte;

danken der Schar unserer Kinder-Schwieger-und Enkelkinder - wie nur könnte es in einer so großen Familie jemals erlebnisarm und langweilig werden;

danken aber auch der ganzen, großen Sippe. Von dieser möchte ich heute einmal besonders unsere vielen Neffen und Nichten erwähnen.

Nach dem Ableben ihrer Eltern, die meiner Generation angehörten und meine langjährigen Wegegenossen waren, sind Neffen und Nichten treu und anhänglich geblieben und pflegen gute Kontakte zu uns. Ihr, die Ihr als deren Vertreter heute unsere Gäste seid, saget unseren Dank Euren Geschwistern weiter.

Besonderen Dank darf ich Ihnen, lieber Herr Pfarrer Steinhauer sagen, dafür, daß Sie unserer Einladung gefolgt sind und wir morgen die Ostermontagsmesse in den Mittelpunkt unseres Familienfestes stellen dürfen.

Als Sie im August 1945 als Nachfolger unseres von den Russen getöteten Erzpriesters Neuber zu uns nach Jauer kamen, fanden Sie uns in einer sehr mißlichen Lage. Der Krieg mit all seinen Schrecken war über uns gegangen. Ausgeplündert bis zum letzten saßen wir zwar noch auf unseren Höfen, doch wir waren machtlos und rechtlos, Russen und Polen hatten uns in ihrer Gewalt; wir vegetierten.

Was wir besaßen waren Glaube und Gottvertrauen, die Sie in uns hüteten und festigten. Sie wurden bald zum ruhenden Pol der ganzen Pfarrgemeinde, alle waren Ihnen dankbar und vereehrten Sie.

Im Spätherbst 1946 verließen Sie mit uns im Güterzug unsere geliebte Heimat. Im Durchgangslager Marienberg im Erzgebirge trennten sich unsere Wege, einem jeden von uns war ein anderes Schicksal vorgezeichnet. In all den langen Jahren seit 1946 blieben wir in steter Verbindung, wir wußten voneinander und umeinander. Nachdem auch Sie nunmehr im Ruhestand leben, dürfte uns Zeit für weitere Kontakte zur Verfügung stehen. Wieviel Zeit der Herrgott uns noch auf dieser Erde lassen wird, wissen wir freilich nicht. Vergessen Sie, lieber Herr Pfarrer Steinhauer, uns auch künftig in Ihren Gebeten nicht.

Ich komme noch zu etwas anderem:

Vor gut 1 1/2 Jahren ist der Film Holocaust über die Bildschirme gelaufen. Er hat mit seinen vielen Schreckensbildern vor allem unsere junge Generation mächtig angerührt und beeindruckt.

Als wir Großeltern nach Abschluß dieser Sendereihe mit unseren großen Enkeln zusammenkamen stellte man Fragen über Fragen:

"Was war denn bloß los damals, wie konnte das passieren, wie sah es in unserer Familie aus, auf welcher Seite standen meine beiden Opas, was wissen wir überhaupt aus dieser Zeit"???

Diese vielen Fragen bedeuteten für mich Auftrag und Verpflichtung, als überlebender Augenzeuge aus dieser ereignisreichen Zeit zu berichten. Darum habe ich mich im vergangenen Jahr - wie man so schön sagt - auf den Hosenboden gesetzt und Erinnerungen geschrieben:

"Ich erinnere mich an die Zeit von 1914 bis 1952".

Ich habe mich bemüht, aus meiner Sicht geschichtliche und eigene Erlebnisse wiederzugeben. Ich hoffe, damit meinen Enkeln und Nachfahren eine Orientierungshilfe aus dieser Zeit mit auf den Weg gegeben zu haben.

Diese Erinnerungen darf ich hiermit meiner Sippe übergeben.

Ich möchte nicht versäumen, Malte und Mechtild für ihre Mithilfe zu danken: Der Herr Oberlehrer hat meine "Klassenarbeit" durchgesehen, geschichtlich und orthographisch für richtig befunden; Mechtild hat ihrer tüchtigen Sekretärin die Reinschrift der Erinnerungen übertragen

Josef Gierschke

Lieber Papa, liebe Mama, liebe Gäste!

Wir sind heute hier im schönen Adegau zusammen gekommen, um Papas 80. Geburtstag zu feiern. Ich glaube sagen zu können wir alle freuen uns, daß Du bei uns bist und noch immer großen Anteil an allem Freud und Leid Deiner großen Familie nimmst.

In Deinem Leben hast Du schon viel Sonnenschein und schöne Tage, aber auch manchen Sturm und manches Leid erlebt. Es fing vor fast 80 Jahren in Jauer an und nun lebst Du schon 25 Jahre in Leverkusen. Was liegt da alles dazwischen! Es führte zu weit alles aufzuzählen. Einige markante Punkte möchte ich jedoch erwähnen.

Da ist einmal Deine Kindheit und Jugend in Jauer. Jeder kann in der Chronik nachlesen wie schön es da war und was es zu erleben gab. Ob Schlittschuhlaufen auf der Baache oder gar Kahnfahren bei Hochwasser, ob Streifen durch Feld und Flur oder Spiel in Haus und Hof. Auch gelernt mußte werden, was Papa ja nicht so schwer fiel.

Danach hast Du unseren Hof in Jauer fast 20 Jahre lang bewirtschaftet. Ebenfalls fast 20 Jahre lebstest Du mit unserer lieben Mutter zusammen. Leider mußte sie uns viel zu früh verlassen.

Dann begann eigentlich eine neue Aera, als Du nach Flucht und Vertreibung unsere jetzige Mama geheiratet hast.

Schon nach 3 Jahren kamt ihr in den Westen und wieder ging alles von vorne los. Nach verschiedenen Tätigkeiten wurdest Du schließlich Heimleiter. Du schultest also nach *mit* 54 Jahren noch einmal um. Nach zehnjähriger Tätigkeit kam dann für Dich die viel gepriesene " Rentnerzeit ", welche Du auf Deine Weise nutzt.

Besonders hervorheben möchte ich jetzt Deine schriftstellerische Betätigung. Sei es die Familienchronik, sei es der Stammbaum der Familie Dierschke oder Dein neuestes Werk. Alles wird uns immer eine Freude sein.

Auch den Zusammenhalt der Familie und der weiteren Verwandtschaft hast Du eifrig gepflegt und gefördert.

Wir haben in den letzten Jahren schon eine Reihe schöner Feste mit Euch gefeiert.

1961 feierten wir Deinen 60. Geburtstag, 1971 Deinen 70. 1974 folgte dann Eure Silberhochzeit und 1976 feierten wir Deinen 75. Geburtstag in Brühl.

Heute feiern wir nun Deinen 80. Geburtstag. Gebe Gott, der Dich und uns solange beschützt hat, daß wir noch einige Feste mit Dir feiern können.

Das heißt lieber Papa bleibe gesund und uns noch recht lange erhalten.

Herzlichen Glückwunsch

Peter

Papa zum 80. Geburtstage

Mein Vater war ein Wandersmann,
und mir liegt's ^{auch} slim Blut.

Drum wand're ich so lang' ich kann
und schwenke meinen Hut.

Vallerie, Vallera, Vallerie, Vallera-ha-ha-ha-ha
ha-ha vallerie, vallera
und schwenke meinen Hut.

In Jauer kam er auf die Welt,
das ist schon lange her.
Vom Klapperstorch war er bestellt,
so hieß die alte Mär.

Zuerst hat er als Sohn gelebt,
er war bestimmt sehr brav.
Als Schüler dann recht musterlich,
so hat er uns gesagt.

Von Dirschke - Schulzes fünf Krupoaten
war er der jüngste Sterz ;
für Alfred, Lenchen, Hildegard
ein treues Bruderherz.

Geweckt vom ersten Hahnenschrei
steigt auf den Stuhl er flink.
Der Großmutter half er in den Pelz
wenn sie zur Kirche ging.

Landwirtschaftsschüler ward er nun
am schönen Oderstrand.

Brieg liebte er sein Leben lang
und hat es gut gekannt
(wie seine Westentasche!)

Dann lacht' er sich die Dora an.
Die hat er auch gefreut.
Er gab 'nen tollen Bräutigam:
an - ständig und mit Schneid.

Nun wollt' er auch bald Vater sein,
es wurden ihrer 6 .
Er spielte mit uns, Groß und Klein,
Verstecken, alte Hex.

Die Leute nannten ihn den Herrn,
so ha'n se ihn geehrt.
Er gibt auch jedem ein gutes Wort,
drum ist das nicht verkehrt.

Einst führt' er Haus und Hof und Clan
zu einem hohen Stand.
Ich glaub' er war der schönste Mann
im ganzen Schlesierland!

Drauf lernt' er auch das Witwer - sein,
das war schon ganz schön schwer.
Er sah Christina klar und rein:
Eine Seelen - Sorgerin mußte her.

So ward er wieder Bräutigam
in einer Messestadt.
Zur Hochzeitsreise winkten wir
an Degenhards Gartenzaun.

Dann fing das Glück von vorne an,
Ableger gab's jetzt 2 .
Die wurden süß und prinzenhaft:
zweite Auflage, just im Mai.

Daß Vater sich die Mutter nahm,
das macht uns alle froh.
Sie nahmen alles wie es kam.
Ihr wißt, die sind ja so ---.

Er war ein guter Schwiegersohn
und Schwager ist er auch,
ist Onkel Josef viele Mal
wie das bei uns so Brauch.

Bald wurd' er zum Opapa
mit Muttern nebendran.
Nun sind schon so viele Enkel da
daß ich sie kaum zählen kann.

Auch Schwiegervater ist er jetzt
von Männern und von Frau'n,
die sich die Pens geheirat' ha'n.
Da kannst de bloß noch staun'n.

Hoch lebe nun du Sippenpatriarch.
Wir hab'n dich alle gern.
Gott schenke dir noch viele Jahr!
Das soll uns garnicht stör'n. - - -

9.

Familienerenignisse

9.9
80. Geburtstag
Josef Dierschke

Würdigung in der Heimatzeitung

Autor: Eberhard Bittner

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 5

Datum: Mai 1981

Erbscholtiseibesitzer Josef Dierschke wurde 80 Jahre alt!

JAUER, KR. OHLAU. Der langjährige treue Mitarbeiter unseres Heimatblattes Erbscholtiseibesitzer Josef Dierschke, 509 Leverkusen 1, Buschkämpchen 8, wurde am 27. April in erfreulicher geistiger und körperlicher Frische 80 Jahre alt. Als viertes von fünf Kindern des Erbscholtiseibesitzers Oswald Dierschke und dessen Ehefrau Maria, geb. Drutschmann, am 27.4.1901 in Jauer geboren, besuchte Josef Dierschke die Höhere Landwirtschaftsschule in Brieg, wo er im März 1917 die Abschlußprüfung mit Bravour bestand. 1927 übernahm er das väterliche Gut und war in den Jahren 1930-1936 Landesbeamter für den Amtsbezirk Klosdorf, Jauer, Breile, Deutsch-Breile und Mechwitz. Aus den Familienforschungen des Ehepaars Klaus und Annemarie Paul, 872 Schweinfurt, Albertistr. 32, ist ersichtlich, daß die Vorfahren des Jubilars schon vor 1777 Erbscholzen in Niehmen waren, wo sie sich, aus Günthersdorf kommend, während des 30jährigen Krieges niedergelassen hatten. Von Niehmen aus heirateten im 18. Jahrhundert mehrfach Söhne wieder nach Günthersdorf und hatten auch dort für geraume Zeit die Erbscholtisei inne.

Josef Dierschke übernahm das Gut in Jauer im direkten Erbgang in der 5. Generation. Die „Niedere Erb- und Gerichtsscholtisei“ zu Jauer wurde in den Urbarien der Kommende Klein-Öls unter Nr. 1 geführt neben der „oberen Scholtisei“ Nr. 2, die im Besitz der Familie Scholz war. Im Jahr 1777 hat sein Vorfahre die Scholtisei gekauft, die bereits seit ca. 1700 im Besitz von Verwandten war. Die älteste Nennung des Namens Dierschke findet sich übrigens in den „Urkunden der Stadt Brieg“, wo bei Käufen in den Jahren 1454-1471 Martin und Peter Dierschke genannt werden, Martin als Konsul, Peter als Schöffe.

Diese mindestens ein halbes Jahrtausend währende enge Bindung an die heimatliche Scholle durch das namhafte Geschlecht Dierschke fand mit der im November 1946 durch die polnischen Behörden verfügten Ausweisung ihr jähes Ende. Mit seiner Frau Dorothea, geb. Saft, und sechs Kindern gelangt Josef Dierschke zunächst nach Leipzig. Damit beginnt die für unsere Generation der Heimatvertriebenen und Entrechteten typisch gewordene Suche nach einer neuen Existenz. Die Einstellung als Sachbearbeiter im Amt für Land- und Forstwirtschaft im Juli 1947 wird durch den im Dezember 1947 erfolgten Tod seiner Frau überschattet. Der Heirat mit Christina Degenhardt im Juli 1949 — aus dieser Ehe gingen zwei weitere Kinder hervor — folgten im August 1952 die Absetzung nach West-Berlin, ein vierteljähriges Leben in den Flüchtlingslagern Friedland und Massen/Unna und schließlich im Januar 1953 Fußfassen in Remagen/Rhein. Hier wirkt Josef Dierschke drei Jahre lang als Betreuer von Flüchtlingen und Jugendlichen aus Mitteldeutschland, erwirbt in einem dreimonatigen Lehrgang die Berechtigungen zum Heimleiter und übt 10 Jahre lang von 1956-1966 bis zur Erreichung der Altersgrenze die

verantwortungsvolle Aufgabe des Leiters eines Jugendwohnheims von 75 Plätzen in Leverkusen aus. Bis heute ist der vitale Ruheständler mit seiner Frau in caritativen Aufgaben wie Altenbetreuung ehrenamtlich tätig und ist Mitarbeiter in der Geschäftsführung und im Vorstand eines Jugendwohnheims in Düsseldorf.

Glück und Freude war es für das Ehepaar Dierschke, als sich am Ostersonntag die Großfamilie – acht Kinder mit ihren Ehepartnern, 18 Enkelkindern und ein Teil der weitverzweigten Verwandtschaft – zu einem Familienfest in der historischen Komturei in Adenau am Nürburgring zusammenfand. Den Festgottesdienst am Ostermontag zelebrierte der letzte Heimatpfarrer von Jauer, Adolf Steinhauer, der nach jahrzehntelanger Tätigkeit in der DDR in Aachen seinen Ruhesitz genommen hat und mit dem die Schicksalsverbundenheit aus schwerer Zeit sich bis heute erhalten hat.

Bei dem Familienfest sorgte der Altersjubililar bei den Seinen für eine Überraschung, indem er ihnen seine „Erinnerungen von 1914 bis 1952“ überreichte – eine Schrift, in der er seinen Nachfahren gegenüber zum Ausdruck bringt, wie er persönlich die jüngste Zeit und vor allem die Geschichte des Nationalsozialismus und ihre Folgen gesehen und durchlebt hat. Diese Schrift hat er ebenso wie seine vor 10 Jahren erstellte Familienchronik, einen Stammbaum ab 1600, sowohl in der Heimatstube des Kreises Ohlau in Iserlohn als auch in der Heimatstube von Wansen in Bielefeld hinterlegt.

Aber auch des Jubilars harrte an seinem Ehrentag eine Überraschung: zu den zahlreichen Glückwünschen aus nah und fern überreichte ihm das Ehepaar Paul, dem die genealogischen Bemerkungen dieses Beitrages zu danken sind, eine 23 Seiten umfassende Ahnenliste; ein Exemplar dieser „Dierschke-Chronik“ vor 1770 wurde beim Johann-Gottfried-Herder Institut in Marburg hinterlegt.

Den vielen Glückwünschen von Heimatfreunden und ihm nahestehenden Menschen schließt sich das Heimatblatt von Herzen an und wünscht dem so rüstigen und aktiven Jubililar an der Seite der Seinen alles Gute und Gottes Segen für sein neuntes Lebensjahrzehnt.

E. Bittner

9.

Familienerenignisse

9.10

50. Geburtstag
Tochter Edith J.
Freitag-Dierschke

Autor: Josef Dierschke
Datum: 1986 (Entwurf für 5.11.1987)

1 Papas Entwurf für seine Rede 1986
zu meinem 50. Geburtstag
-den er dann selber nicht mehr erlebte
Edith

* Johannes

Zu Anfang des Jahres 1937 nahm Mama Dora an mehrtägigen Exerzitien teil. Sie wurden in Zobten a.B. gehalten von Jesuitenpater ^{*}Blümel. Dieser Ordensmann machte nach dem Zusammenbruch viel von sich reden, als er ~~sich~~ unentwegt als freiwillig verbliebener ^{be}Priester sich um die von den Polen zurückgehaltenen Deutschen bemühte.

Pater Blümel hatte die Exerzitation-Teilnehmer fasziniert und begeistert, auch Mama Dora. Sie wünschte sich, als sie zurückkehrte, ein weiteres Kind. Dieses, unser 5. Kind, sollte in den ersten Novembertagen 1937 zur Welt kommen. Es sollte "eine Geburt mit Hindernissen" werden. Am späten Abend des 4. November mußte ich nach der Hebamme rufen. Unsere bewährte Frau Selma Günther aus Kleinöls sagte zunächst ab, sie war bei einer anderen Geburt unabhkömmlich. Ich beauftragte einen Wansener Taxi-Unternehmer die uns von Käckhendorf her bekannte Frau Klose zu bringen. Auch diese stand nicht zur Verfügung. Es kam eine andere Wansener Hebamme. Kurz vor Mitternacht erschien Fräulein Günther, worüber ich sehr froh war. Beide "weisen Frauen" einigten sich darauf, daß die zuletzt eingetroffene Selma Günther auch ein fünftes Dierschke-Kind zur Welt bringen sollte. Mit meinem PKW brachte ich die Wansener Frau nach Hause. Die ganze lange Nacht verging, doch das erwartete Kind zeigte immer weniger Lust zur Welt zu kommen. Schließlich wünschte Frau Günther die Hinzuziehung eines Arztes. Wiederum gab es eine Fehlmeldung, unser Hausarzt Dr. Loch, stand nicht zur Verfügung. Gegen 7.30 Uhr traf Dr. Bittner aus Wanssen ein. Er entschloß sich zu einer Spritze und siehe, wenig später schon erblickte ein munteres Töchterchen das Licht der Welt. Über den Namen Edith waren wir schnell einig, Johanna hatte ich mir dazu gewünscht!

Mamas erste Worte nach der Geburt waren die: "Diese Spritze hat mir den Leib zerrissen!".

In Breslau stand unsere bewährte Schwester Maria zur Wochenhilfe abrufbereit. Sie traf mit dem Mittagszug ein und übernahm für die folgenden Wochen die Pflege von Mutter und Kind. Klein-Edith wog bei Geburt 6 1/2 Pfund. (Peter das gleiche, Susanne 6 3/4, Ilse 7 und Rita und Gunter schließlich je 8 3/4 Pfund).

Die Tauffeier wurde am 21.11.1937 vollzogen; das einzige Kind, das ich mit meinem PKW zur Kirche bringen konnte. (1935 gekauft, 1939 Stillstand)

Deine Taufpaten waren Tante Cäcilie aus Weisse und Onkel Alfred aus Striese. Sie waren natürlich mit Kindern gekommen, ein Fotograf stand uns leider nicht zur Verfügung.

An weiteren Daten aus Deiner frühen Kindheit habe ich notiert: der erste Zahn am 21.7.1938; Pockenimpfung am 27.4.1939; Diphtherie-^fimpfung am 30.10 und 4.12.1941. Geburts- und ~~T~~aufschein -Fotokopien lege ich bei.

Mama Dor~~w~~erholte sich langsam. Ich meine, daß sie einen herben, abwehrenden Gesichtsausdruck angenommen hatte; sie zog sich am liebsten zurück, Niemals mehr hatte sie aufgehört zu sagen, daß sie in ihrem Leib einen gewissen Schmerz verspüre. Dr. Loch war weit und breit als herausragender Diagnostiker bekannt. In diesem Falle hatte er niemals ein organisches ^LLeiden, noch den vermeintlichen Schmerz zu diagnostizieren vermocht. 1939 riet er zu einem Kuraufenthalt in Bad Reinerz. Vier Tage nach Kurbeginn brach der Krieg aus, ich bekam den Einberufungsbefehl, Mama mußte die Kur abbrechen. Zum Glück konnte die Wehrmacht mich nicht gebrauchen; als Mama mich in Namslau besuchte, konnte ich mit ihr die Heimfahrt antreten, es war am 3. Tag nach der Mobilmachung.

Die Unruhe der ^Zeit, die Spannung, in der wir alle uns von da an befanden und vieles andere mehr, verdrängten persönliche Beschwerden. Wir ~~w~~ waren froh und dankbar, wenn und daß wir als Familie beisammen bleiben durften. Als zuverlässige Betreuerin stand uns seit 1937 Regina Mildner zur Seite. Deine vier Geschwister waren ja bei Deinem Hinzukommen schon recht flügge; ~~Rita~~, die Jüngste bereits 4 Jahre und 4 Monate alt.

Darum vermochte der Papa sich für Klein-Edith schon genügend Zeit zu nehmen, sie mehr auf den Arm zu nehmen und sie oft genug in Haus und Hof um sich zu wissen. An Gespielen und Spielmöglichkeiten in Haus und Hof hat es wohl nie gefehlt; die "Großen" bezogen Dich in ihre Freizeit mit ein und immer "warst Du hinter ihnen her"!!!

Als ich Dich einmal auf dem Speicher bei mir hatte und die Schrotmühle bediente, kam ich mit dem Jackenärmel in das kleine Getriebe der Mühle. Der Treibriemen sprang ab, ich war wieder frei, hatte aber am Unterarm starke Hautabschürfungen davon getragen. Du hattest in meiner Nähe am Getreidehaufen mit den Körnern gespielt. Als Du merktest, daß ich verunglückt war, saustest Du die Treppe hinunter ins Haus: "Mama, komm ~~g~~ ganz schnell, der Papa hat sich eingemüht "!

Ein anderes Mal hatte ich Dich auf dem Kindersitz des Fahrrades mit in das Feld genommen. Am Hayngraben stieg ich ab, um mich dort umzusehen. Ich setzte Dich an das Ufer des Grabens. Ehe ich mich versah, hattest Du Dich wohl nach mir umgeschaut und warest dabei die Böschung hinuntergerollt. Der Hayngraben führte grad wenig Wasser, passieren konnte nichts, doch war mir dieser Vorfall eine Warnung!

Wie weit hast Du eigene Erinnerungen, z.B. Verwandtenbesuche, hier un
auswärts, Goldene Hochzeit u.a!

Viereinhalb Jahr nach Deiner Geburt kündete sich ein 6. Kind bei uns an! Nachdem Mama sich mit einer weiteren Geburt abgefunden hatte, überstand sie sowohl Schwangerschaft, als Geburt gut. Gunter wurde zudem ein Sonntagkind. Sicher erinnerst Du Dich noch an den Sonntag-Nachmittag, als zur Geburtstunde sich auf der großen Hoppegarten-Wiese hunderte von Störchen niedergelassen hatten und nach Fröschen schnappten. Nach Gottes Willen kann man auch Gunters Geburt für unsere Familie eine Bedeutung beimessen. Als Kleinkind wurde er " der Sonnenschein aller" und auf der Flucht wie in der turbulenten, gefährvollen Nachkriegszeit unser aller Schutzengel. Sobald Mama ihn auf den Arm nahm, wurden die feindlichen Eindringlinge milder gestimmt, die größte Gefahr für uns alle gebannt!

Zu kurz gekommen ist bei Euch allen die Schulzeit, d.h. der Ausfall der vollen zwei Jahre Schulzeit. Du hattest lediglich eine Schulzeit vom 15.8.1943 bis zu den Weihnachtsferien 1944 nachzuweisen. Deine Lehrerin Käthe Gloger lebt übrigens noch, zusammen mit ihrer Schwester in Kaufbeuren. Frl. Gloger ist seit Jahren völlig erblindet; das zierliche Persönchen scheint zum Glück vital und lebensfroh geblieben zu sein.

Den Tag Deiner Erstkommunion feierten wir am Weißen Sonntag, dem 28.4.46. Deine Geburts-Tauf- und Erstkommunikations-Beurkundungen lege ich bei. Vor ein paar Wochen ~~erzählten~~^{innerten} wir bei seinem Besuch mit Deinem Vetter Josef Kirstein daran, daß er mit seinem Bruder Egbert uns zu Deiner o.gen Feier einen prächtigen Schweinebraten gebracht hatte. Das Jungtier hatte ich im Juli 1945 in Liebeneu gekauft und es sicherheitshalber der Tante Lenchen in Köchendorf zur Aufzucht überlassen. Nach länger als einem fleischlosen Jahr gab es für uns ein wirkliches Festessen, wobei unser lieber Pfarrer Steinhauer Gast war.

Zur Typisierung Eurer Mutter lege ich die Fotokopie eines Briefes von Grete Scholz, die aus Breille stammt, mit denen wir nicht verwandt, doch gut befreundet waren. Die Eindrücke und Beurteilungen der Mitglieder der Familie Scholz kann ich nur bestätigen. Zudem kann ich sagen, daß Mama Dora sehr korrekt und wahrheitsliebend war. Sie verlangte viel von sich selbst und erwartete dies auch von den anderen. Eine Leicht-Erregbarkeit war ein Saftches Erbe. Opa Saft stammte aus der Generation, in der man schnell mit Strafe zur Hand war - siehe seine Reitpeitsche. Dora, die Jüngste, verstand es am besten, ihn "um den Bart zu kitzeln", er hielt viel von ihr. Bei seinem 1. Besuch in Jauer nach unserer Hochzeit bewunderte er die besten hergerichteten Gärten und er fragte: wer hat das so prima gemacht? Meine Antwort, nun, die Dora - seine Antwort: "wenn se will, do kann se"!!! ^{wird} Stattdlich Mama Dora ~~war~~, sie konnte auch sehr ängstlich sein. In jedem Falle verlangte sie ruhige Pferde vor den Kuschwagen. Überdies erlebten wir im Spätherst 1928 eine Panne auf dem Mechwitzer Bahnhof. Wir kamen von einer Sonntagsreise, unser Gespann erwartete uns vor dem Bahnhof. Wir waren kaum eingestiegen, als der abdampfende Zug unsere Pferde unruhig machte, sie sausten ~~neben~~ einige hundert Meter neben dem Zug in Richtung Günthersdorf her. Zu ^{un}allem Unglück war noch die Leine gerissen. Als die Pferde etwas langsamer wurden, sprang ich glücklich aus dem Wagen und konnte das linke Pferd am Zügel greifen. Wir kamen mit dem Schrecken davon. Von da an wurde bei uns auf ein ständig sicheres Gespann für die Kutschfahren und auf gutes Geschirrzug geachtet.

Mama Dora war ein musischer Typ; die guten Ölbilder aus ihrer Pensionszeit, im EBzimmer hängend, sind sicher in aller Erinnerung. Sie plante, skizzierte und berechnete gern, wozu es genug und immer wieder Gelegenheiten gab: 1929 erbauten wir das Zweifamilienhaus an der Straße nach Bankau, dazufolge wurden die Gemüsegärten um- und neu angelegt, überhaupt war Gartenarbeit- und Gestaltung ihr besonderes Hobby; 1933 bauten wir den Pferdestall um, nach unseren Plänen und Absichten; der Umbau war bestens gelungen. Im Wohnhaus hatten wir vieles verändert und verschönt, angefangen von Wasserleitungen in Hof und Haus, Badeeinrichtung, bis zuletzt der Steingarten vor der Haustür. Gern nahm sie an den Veranstaltungen des Wansener ldw. Hausfrauenvereins teil, galt als ^{Sie} Ortsbäuerin der Kreisbauernschaft Ohlau. Strikt abgelehnt hatten wir beide politische Tätigkeiten, siehe NS-Frauenschaft usw.

* Wir spielten oft Verbindung am Klavier

In ihrem landwirtschaftlichen Haushalt war Mama eine tüchtige Bäuerin. Sie konnte schuften. Oft übernahm sie sich so sehr, daß sie anschließend einfach pausieren mußte. Immer hatte sie eine Haushaltshilfe zur Verfügung, in der Kleinkinderzeit kam ein Kindermädchen dazu. Viel Freude und Erfolge brachte die Geflügelzucht. Als Hochzeitsgeschenk bekam sie von ihrem Patenonkel, einem Kloostergutspächter in Grubschütz bei Bautzen, fünf Hennen und einen Hahn der damals neuen Hühnerrasse, dem "Deutschen Reichshuhn". Diese Züchtung war nicht ganz so legeföhlig als das Leghorn, gaben aber mehr Fleisch in die Pfanne. Von Juli bis September wurden des sonntags in der Regel 2 feiste Hähnchen geschlachtet. Anschließend waren die Jungenten soweit, in der Winterszeit schlachteten wir zwei große Schweine.

Nicht unerwähnt bleiben darf Mamas religiöse Haltung. Morgen-^{Pisch-}Mittag- und Abendgebete waren selbstverständlich. Alle Kümmernisse und Nöte in Familie, Hof und dem Betrieb wurden in unsere Gebete eingeschlossen. Und wie so oft fanden diese Gebete spürbare Erhöhung! Wie inbrünstig hat sie gebetet bei den schweren Entschlüssen in der Kriegezeit, bei meinen Einberfungen zur Wehrmacht, vor der Entscheidung zur Flucht, auf den Fluchtwegen und vielen anderen Nöten. Ich habe es bereits in meinen letzten Erinnerungen erwähnt; wir hatten nicht nur Glück, sondern standen so oft unter Gottes Schutz und Segen.

Bei dem kürzlichen Besuch von Edeltraud und Erika Saft erklärte die Letztere: " von Tante Dora habe ich beten gelernt, vor allem das Rosenkranzgebet ". Erika verbrachte wiederholt ihre Ferien bei uns in Jauer. Wer immer damals dabei war, als wir am 9. Mai 1945 in Mittelsteine auf dem Hof der Maria Pabsch das Eintreffen der Russen mit Bangen und Zitter erwarteten, wird sich erinnern, daß wir zu rund 30 Personen nachdem Kaffetrinken Rosenkränze beteten, Mama hatte alle dazu aufgefordert. Erst am Nachmittag des folgenden Tages kamen die ersten 2 Russen auf den Hof, nachdem die ganze Meute in Mittelsteine, dem Unterdorf sich in jeder Weise ausgetobt hatte.

Noch erwähnen möchte ich zu Mamas Beschwerden, daß im September 1944 Dr. Loch sie noch einmal ins Wansener Krankenhaus genommen hatte zu ganz gründlicher Untersuchung, wie er es damals formulierte. Mir war das sehr recht; denn mir war manchmal himmelangst, wenn ich zu dieser Zeit schon daran dachte, daß auch wir einmal ^{wie} für die eintreffenden ungarischen u.a. Flüchtlingen auf die Straße müßten. Auch diese Untersuchung brachte keinen besonderen Befund - evtl. Störungen o.ä. an der Galle. Die ganze Fluchtprozedur usw. verlief alsdann besser, als ich befürchtet hatte!

9.

Familienerenignisse

9.11

Tod

Josef Dierschke

am 16.9.1986

- Todesanzeige
- Würdigung von Eberhard Bittner

veröffentlicht: Heimatblatt für die Kreise Strehlen und Ohlau, Nr. 10

Datum: Oktober 1986



Das Dasein eines Menschen kann uns etwa vorkommen
wie das Dastehen eines Baumes,
der aus deutlichem Grunde aufwächst,
sich ruhig entfaltet,
allmählich sich erfüllt und stirbt.

Romano Guardini

Josef Dierschke

geb. am 27. April 1901 in Jauer, Kr. Ohlau
gest. am 16. September 1986 in Leverkusen

Er war Vater einer großen Familie.
Er wurde geliebt und verehrt.

Wir trauern um ihn:

Christina Dierschke, geb. Degenhardt
Peter und Margret Dierschke
Susanne Dierschke
Ilse und Helwig Heythausen
Rita und Ernst Nieder
Edith und Hans-Peter Freitag
Gunter und Inge Dierschke
Lorenz und Ursula Dierschke
Mechtild und Malte Blümke
21 Enkel, 4 Urenkel

509 Leverkusen 1, Saalestraße 26

Die Exequien und die Beerdigung fanden am Montag,
dem 22. September 1986 in Leverkusen statt.

Erbscholtiseibesitzer Josef Dierschke +

JAUER, KREIS OHLAU. Im 86. Lebensjahr verstarb am 16.9. in Leverkusen Erbscholtiseibesitzer Josef Dierschke an den Folgen eines Herzinfarkts. Am 27.4.1901 in Jauer als viertes von fünf Kindern des Erbscholtiseibesitzers Oswald Dierschke und dessen Gattin Maria, geb. Deutschmann, geboren, stammte er aus einer seit Jahrhunderten im Ohlauer Südkreis ansässigen Bauernfamilie. Er besuchte die Höhere Landwirtschaftsschule Brieg, bestand dort 1917 die Abschlußprüfung, übernahm 1927 bereits im Alter von 26 Jahren das väterliche Gut und war in den Jahren 1930-1936 Landesbeamter des dortigen Amtsbezirks. Die Katastrophe des 2. Weltkrieges führte im November 1946 durch die polnische Verwaltung zu seiner Ausweisung, die den seiner heimatlichen Scholle so sehr Verbundenen schwer traf. Die Gründung einer neuen Existenz als Sachbearbeiter im Amt für Land- und Forstwirtschaft in Leipzig im Juli 1947 wurde durch den im Dezember erfolgten Tod seiner Gattin, die ihm sechs Kinder geschenkt hatte, überschattet. Nach der Heirat mit Christina Degenhardt, die ihm zwei weitere Kinder gebar, reifte der Plan zur Absetzung über West-Berlin in die Bundesrepublik, der im August 1952 verwirklicht wurde. Seit Januar 1953 wirkte Josef Dierschke in Remagen als Betreuer von Flüchtlingen aus Mitteldeutschland; nach Teilnahme an einem Heimleiterlehrgang war er 10 Jahre lang bis zur Erreichung der Altersgrenze im Jahr 1966 mit der verantwortungreichen Aufgabe als Leiter eines Jugendwohnheims in Leverkusen betraut. Im Ruhestand war er mit seiner Frau einsatzfreudig in der Altenbetreuung tätig. Als geliebter und verehrter Vater einer Großfamilie war er den Seinen ebenso in Liebe zugetan wie seiner unvergessenen schlesischen Heimat. Die Verbundenheit zu seiner engeren Heimat, dem Ohlauer Südkreis, unterstrich er durch die Erarbeitung einer Familienchronik mit einem bis 1600 zurückreichenden Stammbaum und mit seinen „Erinnerungen von 1914-1952“, die er seinen Nachkommen als Vermächtnis anlässlich seines 80. Geburtstages widmete. Für die Anliegen seiner Jauerer Mitbürger hatte er stets ein offenes Ohr und half, wo er helfen konnte. Die Jauerer Heimatgemeinde betrauert in dem Heimgegangenen einen ihrer Besten, das Heimatblatt einen seiner bewährten ehrenamtlichen Mitarbeiter. Das herzliche Beileid aller, die ihn kannten und schätzten, gilt seiner Gattin Christina Dierschke (509 Leverkusen, Saalestr. 26), seinen acht Kindern Peter, Susanne, Ilse Heythausen, Rita Nieder, Edith Freitag, Gunter, Lorenz und Mechtild Blümke mit Familien, sowie 21 Enkeln und 4 Urenkeln. Die Beerdigung fand am 22.9. auf dem Friedhof Reuschenberg in Leverkusen-Küppersteg statt. Statt Kranzspenden wurde als letztes Vermächtnis des Toten an seine schlesische Heimat um Spenden für das Haus Schlesien gebeten. Requiescat in pace!

E.Bittner

10.

Daten zur Familie

10.

Daten zur Familie

10.1

Die Vorfahren der
Erb- und Gerichtsscholzen-Familie
Dierschke
von 1377 bis 1776

Autoren: Klaus und Annemarie Paul

Datum: 15. März 1981

Ein Forschungsergebnis über die Vorfahren
der Erb- und Gerichtsscholzen-Familie

D i e r s c h k e

in den Dörfern der Johanniter- bzw. Maltheser-
Kommende Klein-Oels, Krs.Ohlau

von Klaus und Annemarie Paul, Schweinfurt, Albertistr.32
im Zusammenhang mit der Erforschung der Familiengeschichte
Paul erarbeitet.

Quellen sind: die verschiedenen Kirchenbücher der
Kommendedörfer im Diözesanarchiv in Breslau
Urbarien der Kommende im Staatsarchiv Prag
"Spaziergänge in und um Klein-Oels"
von Paul Neugebauer, 1924
"Chronik der Kommende Klein-Oels"
von Dr.Carl Stehr, 1846

Weitere Ergänzungen bieten die Veröffentlichungen
von Klaus Paul in "Archiv ostdeutscher Familienforscher"
= AOFF, Hinweis dazu bei den jeweiligen Namen.

Die Gesamtchronik P a u l ist noch in Arbeit.

Die direkte Ahnenreihe des von Josef Dierschke erstellten
Stammbaumes entspricht den folgenden Nummern:

1 - 2 - 3 - 6 - 9 - 23 - 34 - 58

Ab Seite 13 erscheinen gesondert die Namen der Angehei-
rateten in alphabetischer Reihenfolge.

Das Geschlecht Dierschke - Dürschke in der
Maltheser-Commende Klein-Oels, im Fürstentum Brieg gelegen

Die ältestbekannten Namensträger Dierschke werden bereits in den Urkunden der Stadt Brieg ab 1377 genannt. (Quelle: Urkunden der Stadt Brieg, herausg. Dr.C.Grünhagen, Breslau 1870)

Am 13.Febr. 1377 verkauft Haske von Dirsdorf das Vorwerk zu Pogarell an seinen Bruder Dirske von Dirsdorf.

In Pogarell wird schon 1273 als Zeuge ein Graf Dirsgo und seine Gemahlin Bogusa genannt.

In Brieg ist 1454 als Konsul Martin Dirske.

1454 wird in einer Beurkundung vom 10. September das Grundstück von Peter Dirschke genannt, zunächst gelegen dem Haus des Domherrn Nicolaus Tempelfelt und dessen Schwester/Frau Willenberg, auf der Langengasse, gegenüber der Schulpforte. Zeugen dieser Beurkundung sind u.a. Martin Dirske.

1458 und 1466 ist unter den Schöffen zu Brieg Petschke Dirske

1469 am 14.März, Brieg: Eine Beurkundung wegen der Grenzen zwischen Michelwitz und Leubusch durch die Schulzen von Tempelfeld, Schönfeld und Peter Dirsko.

1471, 7. Dezember, Brieg: Dirsko, Hauptmann zu Brieg, urkundet, daß vor ihm Urban und Symon, Schulzen zu Pampitz, verkauft haben ihre Wiese zu Pampitz, in dem Grunde gegen Mollwitz zu gelegen, dy heyne genannt, an den Brieger Domherrn Ant.Sculteti und das ganze Kapitel.

Diese angesehenen Bürger Dierschke der Stadt Brieg sind als die Ältesten dieses Geschlechtes anzusehen, die in ihrem Familienverband mit Sicherheit immer auch Gutsbesitz auf dem Lande hatten.

Nächster Namensfund ist dann in Günthersdorf und mit diesen Dierschke beginnen wir die Generationenzählung der Stammlinie.

I. Generation

1. ... als Dirske und Dierschke, Bauern in Günthersdorf im Schöppenbuch von 1549 genannt, vermutlich Scholzen, da an erster Stelle stehend, (s. Neugebauer - Kl.Oels, S. 269). Sie wechseln aber vor oder während des 30-jähr. Krieges nach Niehmen. Im Urbarium von 1678 in Günthersdorf kein Dierschke

II. Generation

2. Sohn von Nr. 1, möglicherweise ist sein Name Caspar Bauer (und Scholze) in Günthersdorf,
x ... um 1560
+ ... um 1620
oo ...
(1678 ist Peter Grünig auf der Scholtisei)

III. Generation

3. Sohn von Nr. 2, wahrscheinlich ist sein Name Benedikt er kam nach Niehmen auf das Freigut - Urbarium Nr. 15 und übernahm vermutlich auch das Scholzenamt, das zuvor Hans Paul innehatte. Hier spielen die Wirren der Gegenreformation und des 30-jähr. Krieges eine wesentliche Rolle.

x Günthersdorf ... um 1590
+ Niehmen ... um 1660
oo ...

IV. Generation

Kinder von Nr. 3, soweit bekannt:

4. Caspar, Kretschmer in Niehmen, Gärtner - Urbarium Nr. 1, 1665 genannt (Maltheser-Akten in Prag)
x Niehmen ... um 1615
+ Niehmen nach 1665
oo ...
5. ... Tochter, x Niehmen ... um 1620
+ Klein-Oels im Hospital 24.7.1715, 95 Jahre alt
oo Niehmen ... um 1650 Paul, Hans
6. Benedikt, Freibauer, Besitzer des Freigutes Nr. 15 und wohl au Erbscholze in Niehmen
x Niehmen ... um 1625
+ Niehmen nach 1665/1667
oo ...

V. Generation

Kinder von Nr. 4, Caspar, soweit bekannt:

7. Caspar Bauer auf Gut Nr. 4 in Niehmen lt. Urbarium 1678. Auf dem Kretscham - Gärtner Nr. 1 ist jetzt Hans Paul oo Dierschke Nr. 5.
x Niehmen ... um 1645
+ Niehmen vor 1703
oo ...
8. Mathes Bauer in Niehmen (lt. Kirchenbucheintrag Hennersdorf)
x Niehmen ...
+ Niehmen vor 1712
oo ...

Kinder von Nr. 6, Benedikt, soweit bekannt:

9. Benedikt Freibauer, Erbe des Freigutes Nr. 15, 1706 als Erbscholtiseibesitzer genannt, 1710 Gerichtsverwalter und 1712 gewesener Scholze, Kirchvater lt. Eröffnungsseite des Niehmener Kirchenbuches 1703;
x Niehmen ... 1649
+ Niehmen 20.4.1712
oo Klosdorf 24.1.1668 Witwe Seydel Ursula, die nach späteren Paten und Zeugen zu urteilen eine geborene Thiel (Thyll) war

1706

Graf von Dittrichstein erteilt dem Erbscholtiseibesitzer Benedict Dirschke in Niehmen einen Schutz- und Freibrief wegen der schon von Alters her genossenen Gnaden, daß derselbe über den Winter 250 Schafe und einen eigenen Schäfer halten, und mit seiner Heerde die Vortrift und Hut haben könne und solle, unbeschadet der Commende-Regalien und Intraden, und mit Erlegung des gewöhnlichen Laudemii.

Quelle: Carl Stehr, Commende Klein-Oels, S. 209

Dieser Freibrief, auf Pergament geschrieben, war noch bei den späteren Besitzern des Freigutes, Familie Klose, in Verwahrung. (Klose, Niehmen Hs.Nr. 17, bis 1946)

Nach dieser Urkunde war Benedikt Dürschke / Dierschke ein sehr tüchtiger, erfolgreicher und wohlhabender Gutsbesitzer, dem auch die Erbscholtisei Nr. 1 gehört hat, die aber nach 1706 sein Schwiegersohn C.Schike übernahm. Das besagt auch die Bezeichnung Gerichtsverwalter im Jahre 1710. Er führte also noch das Gericht, die Scholtisei besaß jedoch C.Schike (auch lt.Urbarium 1710).

10. Philipp, Bauerngutsbesitzer, Kretschmer und Scholze in Tempelfeld, lt.Urbarium von 1710 besitzt er 2 Huben auf Nr. 14 und 1 1/2 freie plus 2 robotsame Huben auf Nr. 16 = Kretschamgut, welches 1738 im Besitze Höntscher, ab Urb.1764 Winkler war. 1721 schenkt Graf von Dittrichstein dem Kretschmer Dirschke in Tempelfeld für treu geleistete Scholzendienste von 2 Hufen die Robotdienste.
Die Urkunde war 1845 noch vorhanden
(Quelle: Stehr, Commende Klein-Oels, S. 211)
- x Niehmen ... um 1655
 - + Tempelfeld nach 1721
 - oo Klosdorf 1682 Seydel, Eva, Scholzentochter
- Das Ehepaar erscheint als Paten und Zeugen bei den Familien Güttler/Tempelfeld (später Scholze), Peter Seydel jun.Tempelfeld, Pohl Tempelfeld, Laugwitz, Kay.

11. Christina, Erbscholtiseibesitzers-Gattin in Niefnig,
- x Niehmen ---.1657
 - + Niefnig 25.1.1731
 - oo Niehmen um 1680 Pantke, Caspar
- das geht hervor aus dem Vermerk bei der Heiratsdispens in den Kirchenbucheintragungen von Dierschke Nr. 31 und Nr. 32

VI. Generation

vermutlich 2 Kinder von Nr. 7, Caspar:

12. ... Tochter, x Niehmen ...
+ Niehmen ...
oo " Thiel, George
Thiel, George ist Besitzer des Gutes Nr. 4, vormals Caspar Dierschke
13. Philipp, Bauer in Tempelfeld, Urb. Nr. 2, 2 robotsame Huben, 1710 und 1738 genannt. 1764 ist Sabisch auf dem Gut.
- x Niehmen ...
 - + Tempelfeld nach 1738
 - oo Tempelfeld 4.2.1703 Gottwald, Anna

2 Söhne von Mathes Nr. 8 bekannt:

14. Hans Knecht in Hennersdorf
x Niehmen ... (Sohn des Bauern Mathes D. in Niehmen,
+ ... welcher schon verstorben, lt. Ein-
tragung im KB Hennersdorf 1712)
oo Hennersdorf 1712 ... (nicht notiert)
15. Benedikt Bauer in Günthersdorf, lt. Urbarium v. 1710 auf Nr. 7
x Niehmen ... (um 1683), vermutl. Sohn von Mathes,
+ Günthersdorf vor 1742, vermutl. schon vor 1738
oo I. Witwe Maria Weinrich, des Bauern Georg Weinrich,
Günthersdorf 29.2.1708
oo II. ... eine Dorothea ...
Dorothea, des Benedikt Dürschkes Witwe in Gün-
thersdorf oo Günthersdorf 4.11.1742
Schündler, Bauer von Jonwitz.

Benedikt D. hat also auf das Gut Weinrich geheiratet.
1734 heiratet seine Stieftochter Magdalena Weinrich den
Peter Seydel von Tempelfeld und er übernimmt das Gut Nr. 7
(Urbarium 1738.
Trauzeugen bei der Heirat 1708 ist Philipp Dürschke, der
Scholz von Tempelfeld.

9 Kinder von Benedikt Nr. 9, dem Erbscholzen, bekannt:

16. Maria x Niehmen --.1672
+ Klein-Oels 6.8.1749
oo Niehmen ... um 1695 Larisch, Johannes
17. Benedikt 1701 als Hausmann in Jauer genannt, als welcher er
1 Stück Flachs gesponnen bei der Hochritterlichen
Herrschaft in Klein-Oels abzuliefern hatte.
Er war wahrscheinlich als Hausmann = Verwalter auf
der Unteren Schölzerei (Urb. Nr. 1) Hansel 1678
und heiratet dort ein. 1710 und 1738 wird er im
Urbarium als Erbscholze genannt, auf der "Nieder-
schölzerei" mit 2 1/2 freien Huben. Gleichzeitig
ist auf Nr. 2 auch als Erbscholze Hans Georg Scholz
und dann Martin Scholz genannt. Die beiden Scholzen
zinsen zusammen an Ostern ein Kalb.
Zu den 2 1/2 freien Huben gehört auch noch 1/2 robot-
same Hube und hierfür sind die Zinsen an die Kommen-
de: Walburgi und Michaeli je 1/2 Scheffel Alt-Ohlauer
Maß Hafer, Weihnachten 2 Hühner, Walburgi und Micha-
eli je 1 Huhn, 5 Ostereier und 5 zu Margareth.
x Niehmen ...
+ Jauer auf der Niederschölzerei 8.4.1758
oo (Jauer um 1700 wahrscheinlich Hansel)
18. Hans Friedrich, Kretschmer in Frauenhain
x Niehmen ...
+ Frauenhain ...
oo Hennersdorf --.1704 Jokisch, Maria

Eintragung im Kirchenbuch Hennersdorf: "Sohn von Benedikt
Dürschke, Erbscholzen zu Niehmen unter der Commende Klein-
Oels" Er heiratet die Tochter des Scholzen von Frauenhain.
Trauzeugen sind: Kuchendorff, Scholz von Hennersdorf und
Thiel, Bauer von Niehmen (s. Dierschke Nr. 12)

19. Philipp Nach Meinung der Knischwitzer Nachkommen soll sein Vater der Erbscholze Benedikt Dierschke in Frauenhain gewesen sein. Der Scholze in Frauenhain heißt zu dieser Zeit Jokisch (s.Dierschke 18 und unter Jokisch). B.Dierschke war Erbscholze in Niehmen. Möglich, daß Philipp zunächst in Frauenhain tätig war, vielleicht bei seinem Bruder auf dem Kretscham. 1707 wird er im Wansener Kirchenbuch als Pate erwähnt und 1708 als Hausmann bezeichnet. Am 14.7.1710 kauft er von seiner "Stiefschwiegermutter" Hedwig Donek die Erbscholtisei Knischwitz und wird damit Begründer des Knischwitzer Zweiges Dierschke. Er war vermutlich als Hausmann - Verwalter auf dem Scholzengut des 1707 verstorbenen Scholzen Martin Donek. Die Witwe Donek heiratet 1710 den Klosdorfer Scholzer Georg Seydel in dessen 3.Ehe. Philipp ist mit der Tochter von Georg Seydel verheiratet, einer Nichte von Eva Dierschke geb. Seydel (s.Dierschke Nr. 10)
Die weitere Geschichte der Erbscholzen Dierschke in Knischwitz wurde von den Nachkommen dieser Linie geschrieben.
x Niehmen 1676 (errechnet lt. Altersangabe)
+ Knischwitz 27.11.1766, 90 Jahre alt
oo Klosdorf 22.11.1707 Seydel, Anna
(lt.KB-Eintragung "ein Junggesell").
20. Eva übernimmt mit ihrem Mann die Erbscholtisei Nr. 1 in Niehmen, welche nach dem frühen Tod ihres Mannes (+ 1715) an Pohl geht und dann an Franz Dierschke Nr. 37.
x Niehmen ... um 1678
+ Niehmen ...
oo Niehmen .. vor 1707 Schicke, Caspar
sie ist Patin 1707 und 1711 bei den Kindern von Ehepaar Larisch-Dierschke Nr. 16
21. Anna x Niehmen ... (um 1680)
+ Konradswaldau, Krs. Brieg
oo Niehmen 29.1.1704 Jokisch, Caspar
22. Georg Scholze in Günthersdorf
er heiratete die Witwe des Scholzen Grünig und übernahm die Erbscholtisei mit 3 freien Huben (Urb. Nr. 1, 1738 genannt)
x Niehmen ... um 1685
+ Günthersdorf nach 1755
oo Günthersdorf 24.9.1715 Witwe Grünig, Anna
(geb. Zimmermann?)
Trauzeugen sind: Georg Zimmermann, Weymüller, Georg Steinbach, Meister Müller in Niehmen
Er macht Zeuge und Pate bei den Familien Koblitz oo Güttler, Paul/P.Breile oo Weinrich, Hanßel oo Fuhrmann, Güttler oo Zimmermann, Kürtzer oo Aust, Kürtzer=Stieftochter v.Glückner Paul oo Dierschke 47

23. Caspar Freibauer in Niehmen, Erbe des Freigutes
Urbarium Nr. 15, lt. Urbariums-Eintrag:
"haltet 3 semperfreye Huben, zinset Michaeli
wegen Roßdienst 1 Mark, Walburgi 1/2 Pfund Pfeffer
Michaeli 1/2 Pfund Pfeffer.

(der Roßdienst oblag den rittermäßigen Scholtiseien, sie
hatten der Herrschaft mit einem gerüsteten Streitroß im
Kriegsfalle zu dienen. Dieser Dienst wurde in eine Geld-
abgabe umgewandelt)

1745, also nach dem Tod des Erbscholzen Pohl,
wurde Caspar D. als Gerichtsverwalter genannt,
1747 wird er Scholz in Niehmen genannt. Also wech-
selte das Scholzenamt je nach Umständen immer zwi-
schen Gut Nr. 1 und Gut Nr. 15 hin und her.

x Niehmen ... um 1688

+ " ...

oo ... vermutlich in Tempelfeld 1714/15 Christina,
sie ist nach Prüfung der Möglichkeiten
eine geborene Pohl

Er macht Trauzeugen 1738 bei Dierschke Nr. 31, 1747 bei 32
1722 bei Dierschke 24,
seine Frau Christina ist Patin 1718 bei einem Kind des
Ehepaares Hartmann oo Pohl, (eine Ahnin von Kl. Paul)

Das Freigut Urbarium-Nr. 15 war später im Besitz der
Familie Klose und hatte Haus-Nr. 17. Dort wurde ein
Freibrief mit nachfolgendem Text aufbewahrt, abge-
druckt in: Stehr, Kommende Klein-Oels, S. 211.

"Graf von Dittrichstein, Kaiserl. Königl. Geheimer Rath und
der Erzherzogin Maria Amalia Ober-Hofmeister etc.
renovirt dem Caspar Dierschke das per injuriam temporum
verloren gegangene Privilegium für sein von allen Dienst-
barkeiten und Roboten semperfrey gewesenes zwischen
Balthasar Anders und der Vorwerksgasse gelegenes
3 hufiges Bauerngut."

Er hatte also auch wie sein Vater das Recht, 250 Schafe
und einen Schäfer zu halten. Dieser hatte sicher die
volle Verantwortung für Aufzucht und Rentabilität der
Schafherde. Durch einen Zufallsfund im Kirchenbuch von
Niehmen ist ein Name bekannt:

Meister Mathes Freital, Schafmeister in Niehmen.

Seine Tochter Rosina heiratet in Niehmen am 28.10.1731
Georg Jokisch, Sohn des Schmiedemeisters Hans Jokisch.
Trauzeugen ist der Gemeindeschmied Georg Larisch.

24. Hans Bauer in Niehmen auf dem Gut, das früher unter
Urbarium Nr. 4 geführt wurde und durch eine Ver-
schiebung jetzt als Nr. 3 genannt ist. Dieser
Hof mit 1 freien und 1 robotsamen Hube gehörte
1678 Dierschke Nr. 7, dann Georg Thiel - siehe
Dierschke Nr. 12.

Er wird auch Freibauer genannt und war Kirchvater
in Niehmen.

x Niehmen ... um 1690

+ Niehmen vor 1755

oo Niehmen 20.10.1722 Grünig, Maria Elisabeth
die Stieftochter von Nr. 22

Trauzeugen: Caspar Dierschke Nr. 23 und Georg Laugwitz von
Niehmen (Besitzer von 1 1/2 Huben - Urbarium Nr. 4)

Hans D. ist zusammen mit Erbscholze Pohl Trauzeugen bei
Hartmann oo Läuschner 1739 (s. unter Nr. 23 - Hartmann)

Kinder von Philipp Nr. 10 in Tempelfeld

es wurde nicht nachgeforscht, hier nur Zufallsfunde

25. Peter vermutlich ein Sohn von Philipp,
zwischen 1725 - 1728 als Bauer in Niehmen genannt,
vielleicht auf dem Hof seines Schwiegervaters,
er erscheint dann aber nicht mehr in Niehmen,
jedoch ist im Urbarium von 1738 in Tempelfeld ein
Peter Dierschke, hält einen Garten
x ... Tempelfeld ?
+ ... " ?
oo Niehmen 16.5.1724 Mentzel, Christina
Tochter des Bauern u. Gerichtsgeschworenen
Georg Mentzel in Niehmen, Urb.Nr. 13.
26. Maria x Tempelfeld ... ~~xxx~~ 1695
+ Niehmen 12.12.1759, 64 Jahre alt
oo Tempelfeld 26.11.1715 Pohl, Caspar von Niehmen
Erb- und Gerichtsscholze

Am 5.6.1697 wurden die Zwillinge Anna und Eva getauft und
auch am ...1700 war noch eine Taufe des Ehepaares Philipp
Dierschke und Eva geb. Seydel (Name des Kindes nicht notiert)
Pate der Kinder ist u.a. Peter Seydel von Tempelfeld.

Möglicherweise heiratet eine Tochter von Philipp D. den
Georg Höntscher, der 1738 auf dem 1738 auf dem Kretscham-
gut mit 1 1/2 freien und 2 robotsamen Huben sitzt und als
Kretschmer genannt ist. Ein Höntscher Peter macht 1756
Trauzeugen bei Dierschke 48.

In den Urbarien von 1764 und 1781 ist der Name Dierschke
nicht mehr in Tempelfeld vertreten.

VII. Generation

Nachkommen von Nr. 13 und Nr. 14 wurden nicht
erforscht, sind unbekannt

Nr. 15, Benedikt in Günthersdorf,
hatte vermutlich keine Nachkommen

1 Tochter von Benedikt Nr. 17 in Jauer:

27. Anna Maria, x Jauer ... um 1705/1710
+ Jauer oder Klein-Oals ...
oo Jauer um 1730 Rother, Anton Joseph

Nachkommen von Hans Friedrich Nr. 18, Frauenhain,
nicht erforscht (Kirchenbuch Hennersdorf vorhanden)

Nachkommen von Nr. 19, Philipp in Knischwitz
sind bekannt, eigene Familiengeschichte

2 Kinder von Georg Nr. 22, Scholze in Günthersdorf
bekannt:

28. Anna Rosina, x Günthersdorf ...
+ Günthersdorf ...
oo Günthersdorf 6.5.1738 Hansel, Johann Michael
später Erbscholze in Günthersdorf, Stiefsohn
von Gottfried Güttler. Seine Mutter ist die
Tochter des Erbscholzen Pantke von Niefnig.
Die Brautleute erhielten Heiratsdispens, da im 3.Grad ver-
wandt.
29. Georg Josef, Richter und Kretschmer in Klein-Oels auf dem
Besitz seines Schwiegervaters Gottfried Güttler.
x Günthersdorf ...
+ Klein-Oels ... nach 1781,
er ist im Urbarium auf Nr. 1 als Richter und
Kretschmer mit 2 freien Huben 1764 und 1781
genannt
oo Klein-Oels 7.2.1747 Güttler, Maria Rosina
Tochter des Gottfried Güttler und dessen
Ehefrau Rosina Pantke, (T.d.Erbscholzen Pantke
von Niefnig)

Die Brautleute sind im 3.Grad verwandt. Der Vermerk im
Kirchenbuch lautet: "Cum dispensatione linea collateral.
in 3 gradu Consangd. aqualis"

Trauzeugen sind: Caspar Dürschke, Scholz in Niehmen (Nr.23
und Paul Pantke, Scholze in Niefnig.

Trauzeugen bei Anna Rosina 1738 waren:
Caspar Dürschke, Freibauer in Niehmen, Nr. 23 auf dieser
Liste, und August Pantke in Niefnig.

Nr. 29/~~Maria~~ Rosina - Ehefrau des Georg Dürschke
macht 1759 Patin bei Kirstein in Jauer (siehe dazu
Dierschke Nr. 27, Rother und Kirstein). Sie wird in der
Kirchenbucheintragung "die Richterin" genannt.

Aus dem Verwandtschaftsgrad der Geschwister Dürschke
Nr. 28 und 29 zu ihren Ehepartnern, den Halbgeschwistern
Hansel und Güttler, welche beide die Rosina Pantke als
Mutter haben, ist zu errechnen, daß die Erbscholzen-Gattin
Christina Pantke in Niefnig eine geb. Dierschke war. Sie
ist in dieser Liste unter Nr. 11 eingetragen.

12 Kinder von Caspar Nr. 23, Freibauer in Niehmen

30. Benedictus x Niehmen 15.9.1716
31. Anna Rosina x Niehmen 5.10.1717
32. Maria Magdalena x Niehmen 22.7.1719
+ Niehmen 22.2.1735
33. Johann Joseph x Niehmen 26.10.1721
34. Franziskus Erb- und Gerichtsscholz in Niehmen auf Gut Nr.1,
Text am Ende der Geschwisterreihe;
x Niehmen 8.12.1723
+ Niehmen nach 1781
oo I. Niehmen 16.11.1745 Pohl, Maria Elisabeth
im 3. Grad verwandt
oo II. Niehmen 21.9.1762 Altmann, Maria Magdalena
35. Anna Rosa x Niehmen 22.2.1726
36. Anna Maria x Niehmen 4.7.1728
37. Johann Georgius x Niehmen 4.9.1731
+ Niehmen 10.9.1731
38. Caspar er ist wahrscheinlich der Erbe des Freigutes Nr.
15, auf dem 1764 im Urbarium Caspar Dürschke ein-
getragen ist, aber 1781 dann Anton Fest, der mit
einer geborenen Hansel aus Günthersdorf verhei-
ratet war (Verwandtschaft?!)
x Niehmen 16.7.1732
+ Niehmen ... vor 1781
oo ...
39. Caspar Hieronymus Anton, x Niehmen 15.2.1734
40. Anna Elisabeth x Niehmen 27.5.1736
41. Benedictus Antonius studierte Theologie,
1768-1775 Cooperator in Klein-Oels,
1776 Vicar zu Marienau u. Hermsdorf
x Niehmen 12.2.1740
+ ...

Zum Lebensbild des Franz Dierschke Nr. 34:

Seine Taufpaten waren: Anna Hartmann geb. Pohl, Baltzer Reichelt und Michael Schike, Scholzensohn von Kallen, der mit der Niehmener Kretschmerstochter Maria Kreißel verheiratet ist. (In Niehmen gab es zwei Kretscham)

Seine Heirat entsprach wirtschaftlichen und familienpolitischen Gründen. Maria Elisabeth Pohl war die Enkelin von Philipp Dürschke Nr. 10. Ihr Vater Caspar Pohl, der schon gestorben ist, hatte die Erbscholtisei in Niehmen, auf die in erbrechtlicher Hinsicht die Dierschke Anspruch hatten (siehe Benedikt Nr. 9). Zwar wird Franz Dierschkes Vater 1747 noch als Scholz bezeichnet, aber sicher übte er dieses Amt nach Pohl's Tod nur vorübergehend und bis zur Amtsfähigkeit (25. Lebensjahr) seines Sohnes aus.

Trauzeugen waren 1745 der wohlachtbare Godfried Stäffan und Georg Pohl, Bauer in Brosewitz. Vermerk im Kirchenbuch:

" Cum dispensatione in 3. gradu consanguinit. linea Collateralis

In 2. Ehe heiratet Franz Dierschke am 21.9.1762
Maria Magdalena Altmann, Tochter des Erbmüllermeisters
Altmann auf der Niehmener Mühle. Trauzeugen ist sein
Bruder Caspar Dierschke (Nr. 38), Freibauer in Niehmen.

Franz Dierschke macht 1771 zusammen mit seinem Vetter
Georg Dierschke, dem Richter in Klein-Oels (Nr. 29)
Trauzeugen bei der Heirat von Joh. Georg Altmann, Erbmüller
in Niehmen (seinem Schwager) mit Johanna Koblitz, Tochter
des Rektors und Rentmeisters Gottlieb Koblitz und dessen
Ehefrau Anna Rosina Güttler. Deren Schwester Rosina Güttler
ist mit Georg Dierschke Nr. 29 verheiratet.
Georg Dierschkes Vater, der Scholze in Günthersdorf, hatte
bereits Trauzeugen bei der Heirat Gottl. Koblitz mit Anna Ros.
Güttler gemacht.

Dieser kleine Abriß zeigt, wie zweckmäßig und planmäßig
damals Heiraten durchgeführt wurden. Das war sehr sinn-
voll und sicherte jedem eine Existenz. Damals war der Fa-
milienverband, die Sippe, das tragende Element. Heute
ruft man nach sozialen Einrichtungen, nach Gesetzen, nach
dem Staat, der die Verantwortung für alles übernehmen soll.

Franz Dürschke, der Erb- und Gerichtsscholze in Niehmen
lt. Urbarium von 1764 und 1781 auf Gut Nr. 1
hält 2 freie und 1 robotsame Huben und zinset

Walburgi 12 Groschen, Michaeli 24 Groschen,
item Roßdienst 1 Mark
Martini 2 Scheffel Weizen alt ohlauisch Maß
4 Scheffel Korn "
6 Scheffel Hafer
2 Hühner an Weihnachten
10 Ostereier (ob Stück oder Schock oder sonst ein
Maß war nicht gut zu lesen)
1 Kalb an Ostern

Quelle: Urbarien der Kommende Klein-Oels
im Staatsarchiv Prag, Abt. Maltheserarchiv,
Karton Nr. 787.

11 Kinder von Hans Nr. 24, Bauer in Niehmen:

42. Georgius x Niehmen 4.8.1723
43. Maria Magdalena x Niehmen 11.8.1726
44. Johannes, genannt Hans, kein Hinweis über seinen Lebensort,
erscheint nicht im Urbarium
x Niehmen 15.9.1726
+ ...
oo Günthersdorf 29.6.1755 Kürtzer, Barbara
Trauzeugen ist Georg D. Nr. 22, Scholz in Günthersd.
45. Anna Rosina x Niehmen 27.4.1728
+ ... (Jauer oder Tempelfeld)
oo ~~Niehmen~~ Klosdorf 8.2.1756 Aust, Peter
Trauzeugen sind: Laurenz Hansel von Klos-
dorf (zur Scholtisei Seidel gehörend)
Peter Höntscher

46. Maria Elisabeth x Niehmen 19.5.1730
 47. Anna Maria x Niehmen 12.6.1732
 48. Christina Magdalena x Niehmen 22.7.1734
 49. George x Niehmen 18.8.1736
 50. Maria Barbara x Niehmen 2.7.1739
 51. Maria Hedwiges x Niehmen 30.1.1742
 52. Apolonia x Niehmen 2.8.1744

Möglicherweise hat eine der Töchter das väterliche Bauerngut Nr. 3 übernommen und war mit Heinrich Winkler verheiratet.

Heinrich Winkler ist im Urbarium von 1764 und 1781 auf Nr. 3 (früher Nr. 4) mit 1 freien und 1 robotsamen Hube.

Kinder von Peter Nr. 25:

53. Anna x Niehmen 29.7.1725
 54. Georgius x Niehmen 24.8.1726
 55. Maria x Niehmen 18.10.1728

VIII. Generation

2 Kinder bekannt von Georg Nr. 29, Scholz in Kl.-Oels:

56. Maria Theresia x Klein-Oels ...
 + Marienau ...
 oo Klein-Oels 20.5.1765 Kirstein, Hans Georg

Trauzeugen: Caspar Kirstein, Erb- und Gerichtsscholze in Jauer und Gottfried Schicke, Erbscholze von Kallen

57. ... (Name nicht notiert), x Klein-Oels 1764

Ein Sohn von Georg erbt das Kretschamgut.

In "Spaziergänge in und um Klein-Oels" erwähnt Paul Neugebauer auf Seite 272:

1842 Kretschmer in Klein-Oels Franz Dierschke (später Gastwirtschaft Lorke) Er nennt F. Dierschke den Pächter des Kretschams, das ist falsch, denn der Kretscham ist alter erbter Besitz, der auf dem Erbwege von Hansel auf Güttler und dann Dierschke kommt.

Ob dieser Franz Dierschke noch ein Sohn oder doch schon ein Enkel des Georg Nr. 29 ist, wissen wir nicht.

Aber wir haben in der Familiengeschichte Paul als Pate bei dem späteren Baumeister Carl Paul in Breslau, nach dem die Paul-Straße benannt worden ist:

Franz Dierschke, Freierbsaß und Kirchenmusikus in Klein-Oels verheiratet mit Dorothea ..., sie macht Patin am 9. Mai 1822 bei Carl Paul

Kinder von Franz Nr. 34, Erbscholze in Niehmen,
soweit bekannt:

58. Hans-Franz
oder
Franz-Josef Erb- und Gerichtsscholze zu Jauer auf der
unteren Scholtisei, Urbarium Nr. 1, Franz
1781 Als Erbscholze genannt (neben Hanns
Michael Scholz, Erb-Scholz auf Urb.Nr. 2)
x 21.7.1749 zu Niehmen (aus 1.Ehe mit Pohl)
+ 24.11.1802 zu Jauer
oo Günthersdorf (um 1776/77) Hansel,
Maria Barbara

Die Erbscholtisei in Jauer, die über Benedikt Dürschke auf Rother und Kirstein kam befand sich in der Subhastion und wurde von Franz Dierschke Nr. 34 für seinen Sohn am 25.2.1777 gekauft, für 1330 Taler.

Franz Dierschke, der Erbscholze in Jauer und seine Frau Maria Barbara Hansel begründen den Zweig Dierschke in Jauer. Sie bewirtschaften 43 Jahre lang den Hof, ihre Nachkommen erhielten und vermehrten das Erbe bis 1946. Die Geschichte der Erbscholtisei Dierschke wurde von dem letzten Erbscholtisei-Besitzer Josef Dierschke geschrieben in "Chronik der Familie Dierschke"

Josef Dierschke schreibt in seinem Buch, daß Maria Barbara Hansel die Tochter des Erbscholzen in Günthersdorf wäre. Dann wäre sie also ein Kind von Johann Michael Hansel und Anna Rosina Dierschke Nr. 28 und die Eheleute wären im 3. Grad verwandt.

Es gibt aber auch eine Barbara Maria Hansel, Tochter des Peter Hansel, Bauer in Günthersdorf und Gerichtsmann; sie macht 1766 Patin bei Franz Paul, dem späteren Schullehrer von Jauer (und Ahn des Verfassers). Der andere Taufpate ist ein Sohn des Scholzen Joh. Michael Hansel.

Franz Dierschke zinst der hochritterlichen Commende in Klein-Oels für sein Gut mit 2 1/2 freien Huben und 1/2 zinshafte Hube:

Walburgi 18 Groschen 6 Heller, Michaeli 18 Groschen 9 Heller Michaeli und Walburgi je 1/2 Scheffel Hafer alt-ohlauer Maß, Weihnachten 2 Hühner, Walburgi und Michaeli je 1 Huhn, 5 Ostereier, 5 Eier an Margareth (Stück ?)

59. Theresia x Niehmen ... nach 1762 (2.Ehe mit Altmann)
+ Niehmen ...
oo Niehmen ... Schmidt, Franz
Erb- u. Gerichtsscholze in Niehmen

Franz Schmidt macht Trauzeugen 1806 bei der Heirat Altmann-Larisch, Theresia Schmidt macht Patin bei den Kindern des Erbmüllermeisters Altmann v. Niehmen, ihrem Vetter.

Die weitere Erb- und Besitzfolge der Erbscholtisei Niehmen ist dem Verfasser Klaus Paul unbekannt. 1920 kauft Paul Richard Pantke die einstige Erbscholtisei, aber nur mit 30 Morgen Acker, sozusagen als Ruhestandssitz. Er ist ein Nachkomme des Niefniger Erbscholzen Pantke, er wurde 1856 in Hennersdorf geboren und starb in Niehmen 1932 (siehe Ahnenliste Pantke in Archiv ostd. Familienforscher VII/18, Dezember 1979)

Die Angeheirateten

zur vorangehenden Stammreihe Dierschke mit Hinweis auf die laufende Nummer des Ehepartners, auch deren Eltern - soweit bekannt.

Altmann, Maria Magdalena, x Sonnenberg 14.3.1741,
+ Niehmen ...; oo Niehmen 21.9.1762 Dierschke Franz Nr.34

Eltern:

- Anton, Erbmüllermeister, kauft 1749 die Niehmener Wassermühle erblich von der Commende Klein-Oels,
x Guhlau, Krs.Grottkau 1714, + Niehmen 19.5.1769;
oo Osseg 3.5.1740 Tunkel, Maria Magdalena
(s.Archiv ostd.Familienforscher VII/3, Mai 1977, S.83-86)

Aust, Georg, Bauer in Klosdorf, x Klosdorf 26.3.1697 - seine Mutter war eine geb. Seidel von der Erbscholtisei Seidel, Klosd.
+ Klosdorf 14.8.1734, oo Marienau. (um 1717), Kirchenbücher fehlen für diese Zeit, Hansel, Dorothea

3 Kinder bekannt:

- Agneta, x Klosdorf um 1718, + Günthersdorf ...
oo I. Klosdorf 4.10.1735 Zimmermann, Peter
oo II. Günthersdorf 8.9.1737 Kürtzer, Georg
oo III. Günthersdorf 9.1.1742 Paul, George
- Anna Maria, x ... um 1720, + ...
oo Klosdorf 1743 Lorke, Adam, Bauer in Herrmannsdorf b.Breslau
- Peter, x Klosdorf 1725-30, + Jauer (oder Tempelfeld),
wahrscheinlich war er Gärtner in Jauer (Urbarium 1764),
aber auch in Tempelfeld ist zur gleichen Zeit ein Peter Aust;
oo Klosdorf 8.2.1756 Dierschke Anna Rosina Nr. 45

Trauzeugen: Laurenz Hansel (zur Erbscholtisei Seidel verwandt)
Peter Höntscher von Klosdorf

Der Name wird im Kirchenbuch Klosdorf um 1670 Austen geschrieben. Es soll darauf hingewiesen werden, daß unter den Komthuren der Johanniter-Kommende Klein-Oels 1435 - 37 Johannis von Austen genannt ist. Sind Verwandte von ihm in den Kommededörfern ansässig geworden?

Christoph, Josef, Schulmeister in Jauer, x Winzenberg, Kr.Grottkau,
+ Jauer 1786; oo Jauer 21.1.1763 Rother, Maria Theresia

Sein Schwager ist Joh.Christoph Thannheißer = Thannhäuser,
der 1753 p.t.Lehrer und dann Lehrer in Jauer ist und 1753 ebenfalls eine Rother-Tochter heiratet, (s.Dierschke 27).

Sein Amtsnachfolger ist Franz Paul, Enkel der obengenannten Agneta Aust, durch Heiraten und Patenschaften verwandt mit Dierschke.

Das zeigt deutlich, daß der jeweilige Erbscholtiseibesitzer Dierschke (oder die verwandten Rother und Kirstein) ein Mitspracherecht bei der Besetzung des Schulamtes Jauer hatte und sein Wort vermutlich den Ausschlag gab.

Zu Lehrer Christoph ist noch zu berichten, daß sein Sohn Anton, 1763 in Jauer geboren, Lehrer in Hengersdorf war, wo er 1803 starb. Er war mit einer geb. Thiel verheiratet.
Anton's Sohn Franz war Schullehrer in Zottwitz und dessen Tochter Franziska, geb. Zottwitz (1833) heiratete den Freibauern Johann Pantke in Stannowitz, einen Nachkommen des Niefniger Erbscholzen Pantke

Gloger, Hans, Bauer in Niehmen, lt. Urbarium v. 1738 auf Gut Nr. 13, 2 1/2 robotsame und 1/2 semperfreie Huben, x ... nicht in Niehmen (evtl. Kallen), + Niehmen ... oo vor 1727 Pohl, Rosina. Sie ist Patin 1727 bei Pohl, Maria Elisabeth.
Tochter Rosa heiratet Niehmen 2.7.1743 George Hartmann, Trauzeugen ist der Erbscholze Caspar Pohl.

Gottwald, auch Gottert, Peter, genannt in Tempelfeld als Bauer im Urbarium von 1678

- Anna, Tochter, x Tempelfeld ..., + Tempelfeld ... oo Tempelfeld 4.2.1703 Dierschke, Philipp Nr. 13

Grünig, auch Grüning, Peter, Scholze in Günthersdorf auf Urb. Nr. 1 (1678). Zeuge 1699 bei Zimmermann oo Opitz

- George, Sohn, Scholze von Günthersdorf, 1698 bis 1712 genannt als Pate und Zeuge bei Mönch/Hennersdorf zusammen mit Christina Pantke, bei Hansel oo Pantke.
x Günthersdorf ... , + Günthersdorf 1713-15
oo Anna,
sie heiratet als Witwe
Günthersdorf 24.9.1715 Dierschke Georg Nr. 22
der die Erbscholtisei übernimmt

- Maria Elisabeth, Tochter von Georg und Anna, x Günthersdorf (um 1700), + Niehmen ... oo Niehmen 20.11.1722 Dierschke Hans Nr. 24

Güttler, Gottfried Leopold, verordneter Bräumeister der Kommende Klein-Oels, Kretschmer, ab 1716 Richter in Klein-Oels, ab 1737 auch Kirchen- und Hospitalvorsteher, hält 2 freie Huben lt. Urbarium Nr. 1, zinset Michaeli 6 Mark, Ostern Hilfssteuer 10 Mark, hält daneben noch eine Stelle nebst 2 Morgen Acker und zinset hierfür Michaeli 1 Mark, Ostern Hilfssteuer 1 Mark 12 Groschen. seine Unterschrift ist unter dem Urbarium der Kommende von 1738 zu finden, nebst Kornschreiber und Komthur (Staatsarchiv Prag). Sein Besitz und das Richteramt geht über auf seinen Schwiegersohn Dierschke Nr. 29.
x Klein-Oels ..., + Klein-Oels 14.9.1746 (Platz für Altersangabe ist freigelassen); oo Klein-Oels 24.9.1716 Pantke, Rosina verw. Hansel, Tochter d. Erbscholzen Pantke, Niefnig.

8 Kinder (siehe Ahnenliste Güttler in AOFF VII/14, davon das 6. Kind:

- Rosina, x Klein-Oels 22.12.1728, oo Klein-Oels 7.2.1747 Dierschke Georg Nr. 29

ihre Schwester Anna Rosina, geb. 1.6.1721, verh. 25.11.1738 mit Joh. Gottlieb Koblitz, Rektor in Kl-Oels, dann Rentmeister der Kommende, wird auf Bl. 10 im Lebensbild zu Dierschke 34 genannt. Zwischen dem Ehepaar Koblitz und Rother (Dierschke 27 ist eine ständige Patenschaft.

Hansel, Georg, Kretschmer in Hennersdorf, + (vor 1705)

- Georg, Sohn, Richter und Kretschmer in Klein-Oels, x Hennersdorf 28.7.1676, + Klein-Oels 9.5.1716;
oo I. Klein-Oels 3.3.1705 Witwe Hentschel Kristina, (2. Frau des Richters u. Kretschmers Caspar Hentschel in Klein-Oels,
oo II. Hennersdorf 6.9.1712 Pantke, Rosina, Tocht. d. Erbscholzen Pantke in Niefnig, die in 2. Ehe den Gottfr. Güttler heiratet (siehe oben).

- Hansel, Johann Michael, Sohn von Georg und Rosina geb. Pantke, Erbscholze in Günthersdorf nach seinem Schwiegervater Georg Dierschke Nr. 22, genannt im Urbarium von 1764 auf Gut Nr. 1 mit 3 freien Huben,
x Klein-Oels zwischen 1712 - 1716,
+ Günthersdorf 1764/65
oo Günthersdorf 6.5.1738 Dierschke Anna Rosina Nr. 28,
die Brautleute sind im 3. Grad verwandt (siehe dazu Pantke)
einige Kinder sind zufällig bekannt:
- Anna Rosina oo 7.6.1763 in Günthersdorf Anton Sennwitz
- Johann Michael, Erbscholze in Bulchau,
er ist als Pate bei der Taufe des Schullehrers Franz Paul 1766 im Kirchenbuch von Günthersdorf eingetragen als "des verstorbenen Erbscholzen Sohn"
- Franz, Erbscholtiseibesitzer in Günthersdorf (lt. Urb. 1781)
x ..., + ... oo Doneck / Doneckin Maria Barbara
bei diesem etwas außergewöhnlichen und in der Kommende fremden Namen möchte ich hinweisen auf Philipp Dierschke Nr. 19, der in Knischwitz das Gut seiner Stiefschwiegermutter Donek übernimmt.
- ob auch Maria Barbara eine Tochter des Erbscholzen ist, die 1776/77 den Franz Dierschke Nr. 58 heiratet, könnte nur noch durch die Mikrofilme des KB Klein-Oels bei der Zentralstelle f. Genealogie in Leipzig geklärt werden.
Die Erbscholtisei Hansel blieb bis 1871 im Familienbesitz. Sie wurde nach dem frühen Tod des letzten Erbscholzen Ehepaares durch das Vormundschaftsgericht verkauft. Käufer war Josef Johann Mathias Stenzel, ihm folgte auf der Erbscholtisei sein Sohn Linus Stenzel. Zu der Erbgemeinschaft gehörte Elisabeth Hansel, x Günthersdorf um 1860, + Klosdorf 1893, oo ca. 1885/87 Josef Seidel, Gutsbesitzer der Erbscholtisei Seidel in Klosdorf, x um 1850/55, + 1914.

Hansel, George, Scholze in Jauer, auf der unteren Scholtisei Urbarium Nr. 1, 1678 genannt.

- seine Tochter heiratete wahrscheinlich um 1700 in Jauer mit Dierschke, Benedikt Nr. 17, der die Erbscholtisei übernahm.

Hartmann, George, Bauer und Gerichtsmann in Niehmen, Sohn des Jakob, auf Gut Urbarium Nr. 7 mit 1 1/2 freien und 1/2 robot-samen Hube,
x Niehmen 1679, + Niehmen 13.9.1764, 85 Jahre alt,
oo I. Niehmen 5.11.1715 Pohl, Anna
oo II. Niehmen 3.8.1760 Witwe Rosina Thüll / Thiel

Anna Hartmann geb. Pohl macht 1723 Patin bei Franz Dierschke Nr. 34

Trauzeuge 1715 waren Gottfried Schicke, Scholz von Kallen, Georg Hartmann aus Kl.-Jenkwitz und Georg Richter (?) aus Niehmen.

- Tochter Anna Maria, x 18.12.1718 - Paten sind: Christina, des Caspar Dierschkes Ehefrau (s. Dierschke 23) und Eva, des Hans Müller jun. Ehewirtin. oo 17.10.1739 Läusehner.
- Sohn Georg, Erbe des Gutes Nr. 7, oo Niehmen 2.7.1743 Gloger, Rosa, Trauzeuge ist der Erbscholze C. Pohl in Niehmen
- Tochter Christine Anna oo Niehmen 5.12.1755 Schmidt, Georg von Tempelfeld.
Sohn Georg heiratet in II. Ehe 20.2.1759 Lauschner Maria Barbara von Niehmen.

Hentschel, Peter, im Urbarium von 1678 in Niehmen als Bauer auf dem Erbscholzengut Nr. 1 genannt;

vermutlich sind seine Kinder:

Hentschel, Caspar, Richter und Kretschmer in Klein-Oels x ..., + Klein-Oels vor März 1705

oo I. Anna ..., + nach 1700, sie macht Patin 1700 bei Jokisch, Frauenhain

oo II. nach 1700 Kristina ...

sie heirätet als Witwe Klein-Oels 3.3.1705
George Hansel, der die Richterstelle übernimmt

Caspar Hentschel macht Trauzeugen 1694 bei Aust-Zimmermann, 1703 bei Steiner-Schicke, 1704 Pate bei Martin Güttler.

Trauzeugen bei Heirat seiner Witwe Kristina 1705

sind Paul Hampel in Klein-Oels und Martin Scholz von Jauer

- Eva, verheiratet mit dem Scholzen von Frauenhain, Caspar Jokisch, ist mit Wahrscheinlichkeit eine Tochter des Peter Hentschel.

Zu dem Geschlecht Hentschel ist dem Buch "Urkunden der Stadt Brieg" zu entnehmen, daß am 17.1.1541 Peter Hentschell, Erbscholze des fürstlichen Dorfes Frauenhain zu Lebzeiten des Hauptmanns Contz Romnitz seinen alten Brief über obige Scholtisei auf dem herzoglichen Schloß abgegeben und nicht wiedererhalten hat. Alle darin enthaltenen Freiheiten werden ihm und seinen Nachkommen nochmal zuerkannt: 2 Freihuben Erbes, freie Schaftrift für 200 Schafe, dazu die Mühle mit freiem Mühlgraben und Wasserlauf, freies Bauholz zur Notdurft der Mühle auf dem Mühlgraben und Damm. Für die Erbscholtisei und genannten Freiheiten hat der Erbscholze dem Fürsten einen jährlichen Zins von 1/2 Mark gangbarer Münze an Michaeli zu zahlen.

Jokisch, Caspar, Erbscholz von Frauenhain, 1717 als "der alte Scholz von Frauenhain" genannt,
x ..., + Frauenhain nach 1717,
oo ... um 1675/80 wahrscheinlich eine geb. Hentschel, Eva

3 Kinder sind bekannt:

- Maria, x Frauenhain ..., oo Frauenh. 1704 Dierschke, Hans-Friedrich Nr. 18, er wird Kretschmer in Frauenhain

- Caspar, Kretschmer in Konradswaldau, Krs.Brieg, x Frauenhain ..., + Konradswaldau ...
oo Niehmen 29.1.1704 Dierschke Anna Nr. 21

- Anna Elisabeth, das jüngste Kind, x Frauenhain, get.Hennersdorf 30.4.1700
Paten sind Caspar Hentschels Ehefrau Anna, Gottfried ~~Pohl~~ Pohl, Weyhmüller und Anna Maria des Gottfried Groß Ehefrau, Müller zu Niehmen.

Caspar Jokisch macht 1717 Trauzeugen bei der Heirat des Peter Paul von Poln.-Breile mit Christina Weinrich von Günthersdorf (s.Dierschke 15)

Ein Bruder von Caspar ist vermutlich Jokisch Hans, vor 1700 Schmied in Bulchau, dann in Niehmen, x Juli 1669, + Niehmen 20.1.1722, 52 1/2 Jahre alt. Sein Sohn Georg heiratet Niehmen 28.10.1731 Rosina Freital, Tochter des Schafmeisters Mathes Freital, genannt im Lebensbild von Dierschke 23.

Kirstein, Caspar, Freibauer und Gerichtsscholze in Marienau
auf Gut Nr. 2 /Urbarium 1738/ 2 freie Huben

2 Kinder sind bekannt:

- Caspar, Erb- und Gerichtsscholze in Jauer auf Gut Nr. 1 mit
2 1/2 freien und 1/2 zinshaften (roboten) Hube. Diese
untere Scholtisei gehörte vorher Benedikt Dierschke Nr. 9
und kurzfristig dessen Schwiegersohn Rother. Caspar Kirstein he-
ratete auf das Gut.

x Marienau ..., + vermutlich in Jauer vor 1777

oo Jauer vor 1759 Rother, Maria Johanna

Kind Franz Joseph, x Jauer 28.11.1759,

Paten sind: Kluge, Maria Rosina Dierschke - die Richterin von
Klein-Oels - Ehefrau von Dierschke 29,
Anna Hedwig Thannheuserin geb. Rother

Das Gut Nr. 1 wurde auf dem Wege der Zwangsversteigerung
1777 verkauft. Käufer war Franz Dierschke für seinen Sohn
Franz Nr. 58.

- Hans Georg, Erbe auf dem Freigut Nr. 2 in Marienau
It. Urbarium von 1781; außerdem ist auf Gut Nr. 22 mit 1 1/2
Huben ebenfalls der Name Hans Georg Kirstein (auch Kirsch-
stein),

x Marienau ..., + Marienau ...

oo Klein-Oels 20.5.1765 Dierschke, Maria Theresia Nr. 56

Trauzeugen: Caspar Kirstein, Erb- und Gerichtsscholze in Jauer
und Gottfried Schicke, Erb- u. Ger.-Scholz in Kallen.

Kürtzer, Georg, Glöckner in Günthersdorf

x ..., + Günthersdorf . . vor 1742

oo I. ...N.N.

oo II. Günthersdorf 8.9.1737 Aust, Agneta verw. Zimmermann

Trauzeugen sind Georg Dierschke, Erbscholze in Günthersd. Nr. 22
und Peter Hubrich, Bauer

- Barbara, Tochter, x Günthersdorf um 1738,

oo Günthersdorf 29.6.1755 Dierschke, Hans Nr. 44

Trauzeuge ist Dierschke Georg Nr. 22, der schon bei der
Heirat der Eltern Zeuge war. Ihre Mutter Agneta heiratete
als Witwe Kürzer zum 3. Mal den Glöckner George Paul (s. dort)

Larisch, Johannes, herrschaftlicher Branntweinbrenner der

Kommende Klein-Oels

x Klein-Oels um 1670, + Klein-Oels 1713 (Kirchenbuchseiten feh-
len), oo Niehmen um 1690-95 Dierschke Maria Nr. 16

Ahnenpaar AZ 152/53 des Verfassers)

Vater war Larisch, Balzer, Branntweinbrenner in Klein-Oels,
1665 im Raitungsbuch genannt.

(siehe dazu: Archiv ostd. Familienforscher VII/3, Mai 1977,
S. 72 - Die Larisch aus der Kommende Klein-Oels, Kr. Ohlau)

Mentzel, Christina, x Niehmen ..., + ...,

oo Niehmen 16.5.1724 Dierschke Peter Nr. 25

Vater ist Georg Mentzel, Bauer auf Gut Nr. 13 in Niehmen,
mit 1 3/4 Huben, Gerichtsgeschworener.

1738 ist Hans Gloger auf dem Gut.

Pantke / Panke, Caspar, Erb- und Gerichtsscholze in Niefnig,
x Januar 1656, + Niefnig 20.4.1730;

oo Niehmen um 1680 Dierschke, Christina Nr. 11

von den 9 bekannten Kindern des Ehepaares Pantke hier nur

- Rosina, Tochter, x Niefnig 1692, + Klein-Oels 6.3.1762,
oo I. Hennersdorf 6.9.1712 Hansel, Georg
oo II. Klein-Oels 24.9.1716 Güttler Gottfried

die Kinder aus diesen beiden Ehen, also Joh. Michael Hansel und Maria Rosina Güttler heiraten die Kinder von Georg Dierschke Nr. 22, also Anna Rosina Nr. 28 und Georg Josef Nr. 29. In beiden Fällen wurde Heiratserlaubnis erteilt, da im 3. Grad verwandt.

(s.dazu in AOFF VII/18, Dezember 1979, "Nachkommen des Erbscholzen Pantke aus Niefnig, Kr. Ohlau")

Paul, Hans, Kretschmer in Niehmen, Gärtner auf Nr. 1, laut Urbarium von 1678

x Niehmen ..., + Niehmen nach 1678,

oo Niehmen vor 1650 Dierschke, N.N. Nr. 5

sie ist im Begräbnisbuch vom Klein-Oels am 24.7.1715 eingetragen als "alte Paulin, der Opitzin Mutter"

Sohn Caspar, Kretschmer, Ölschläger und Freigärtner in Niehmen, x 1654, + Niehmen 17.9.1706

bei Taufe seines jüngsten Sohnes 1703 macht Kretschmer Dierschke von Frauenhain = Nr. 18, Pate

Ein Enkel von Caspar ist

- George, Glöckner und Küsterschullehrer in Günthersdorf, Kirchenmusikant,

x Niehmen 19.9.1710, + Günthersdorf 25.5.1764

oo Günthersdorf 9.1.1742 Aust, Agneta, verw. Kürtzer

Stieftochter des Georg Paul, Kürtzer Barbara, heiratet Dierschke Nr. 44

Sohn von Georg und Agneta:

- Frantz Anton, Glöckner und Küsterschullehrer in Günthersdorf, Kirchenmusikant, Freigärtner,

x Günthersdorf 9.11.1745, + Günthersdorf ...

oo Günthersdorf 23.6.1765 Kay, Anna Rosina aus Tempelfeld

von den Kindern dieses Ehepaares ist hier nur genannt:

- Franz Johann, Schulmeister und Gerichtsschreiber in Jauer, Klosdorf und Poln. Breile ab 1786 (Nachfolger von Lehrer Christoph),

x Günthersdorf 5.6.1766, + Jauer 24.9.1827;

oo Klein-Oels 11.1.1790 Ernst, Theresia.

Seine Taufpaten waren : Hansel, Joh. Michael, Sohn des Erbscholzen Joh. Michael Hansel in Günthersdorf bzw. Enkel von Georg Dierschke Nr. 22 und

Hansel, Barbara Maria, Tochter des Peter Hansel in Günthersdorf. Sie ist möglicherweise die Ehefrau von Franz Dierschke Nr. 58.

Franz Paul heiratet 1790 die Tochter des Rektors von Klein-Oels und Kornschreibers der Kommende Carl Ernst.

Der Bruder von Theresia Ernst, ebenfalls Carl Ernst, war der letzte Amtsverwalter der Malteser-Kommende Klein-Oels bis zu deren Aufhebung durch die Säkularisation 1810

(s.AOFF VII/6 November 1977, "Nachkommen Ernst...")

Franz Paul und Theresia Ernst sind die Ur-Urgroßeltern des Verfassers.

Pohl, Caspar, Bauer in Tempelfeld, lt. Urbarium von 1710
auf Nr. 19 mit 1 3/4 Huben,
x ... + Tempelfeld nach 1722
oo ... Anna, x 1658, + 27.10.1728, 70 Jahre alt
von den Kindern dieses Ehepaars sind nur 3 bekannt:

- George, Erbe des väterlichen Bauerngutes in Tempelfeld,
im Urbarium von 1738 auf Nr. 19 genannt
- Anna Maria, x Tempelfeld 1695, + Niehmen 16.3.1729,
oo Tempelfeld 28.10.1722 Larisch, George, Gemeindeschmied
in Niehmen als Nachfolger von Jokisch (s. bei J)
- Christina, x Tempelfeld 1697, Taufpaten sind Anna Kay,
Maria Seydel und Kretschmer Phil. Dierschke Nr. 10;
oo vermutlich in Tempelfeld 1714/15 Dierschke Caspar Nr. 23

Pohl, Johann, Freibauer in Niehmen, lt. Kirchenbucheintragung bei
Heirat seiner Kinder. Er ist wohl ein Bruder des Caspar.
x ... + Niehmen vor 1710 (nicht mehr im Urbarium genannt)
oo ... (eine Tochter des Erbscholzen Schicke v. Kallen?)

3 Kinder bekannt:

- Caspar, Erb- und Gerichtsscholze in Niehmen, Urbarium 1738
x ... + Niehmen zwischen 1743 - 1745
oo Tempelfeld 26.11.1715 Dierschke Maria Nr. 26

Er ist als Scholze auf dem Gut Nr. 1 nach dem Tod von
Caspar Schicke, + 27.2.1715.

1739 und 1743 ist er Trauzeuge bei Hartmann

Tochter Maria Elisabeth, x Niehmen 3.3.1727 - Paten sind
Rosina Gloger, Christina Anders und Ausgedinger Georg Thüll -
oo Niehmen 16.11.1745 Dürschke Franz Nr. 34.

Die Brautleute sind im 3. Grad verwandt.

Trauzeugen sind Godfried Stäffan und George Pohl, Bauer in
Brosewitz.

Franz Dierschke Nr. 34 wird Besitzer der Erbscholztisei Nr. 1,
Scholze oder Gerichtsverwalter ist seit dem Tod Caspar Pohl's
sein Vater, der Freibauer Caspar Dierschke. Aber Franz D.
übernimmt wohl mit dem 25. Lebensjahr das Amt des Erb- und
Gerichtsscholzen, das ja mit dem Besitz Nr. 1 verbunden ist.

- Anna, x ~~Tempelfeld~~ ^{Niehmen} 1698, + Niehmen 6.11.1754, 56 Jahre alt;
oo Niehmen 5.11.1715 Hartmann, George

- Rosina, x Niehmen ..., + Niehmen ...
oo vor 1727 Gloger, Hans
sie ist Patin 1727 bei Maria Elisabeth Pohl

Rother, Anton Joseph, 1733-1738 Lehrer in Strehlen (Nachfolger
wird Joh. Chr. Ernst, der Vater des Kornschreibers Carl Ernst,
der auf Seite 18 bei Paul genannt ist)

1739 Kornschreiber in Klein-Oels bei der Kommende

1752 wird er als Erb- und Gerichtsscholze in Jauer genannt,

1763 ist er Rentschreiber der Komthurei Klein-Oels

x ..., + Klein-Oels oder Jauer ...

oo Jauer um 1730 Dierschke Anna Maria Nr. 27

Er ist ständiger Pate bei den Kindern des Ehepaars Koblitz-
Güttler, ebenso seine Frau.

3 Töchter sind bekannt:

Rother, Anna Hedwig, x ... (Strehlen um 1735),
+ ... (Deutsch Leippe ?)
oo Jauer 20.11.1753 Thannheiser / Thannheuser, J.Christ.
Schullehrer in Jauer, dann Deutsch-Leippe
sie macht Patin 1759 bei Erbscholze Kirstein, Jauer

- Maria Johanna, x ... (Strehlen oder Klein-Oels)
oo Jauer vor 1759 Kirstein, Caspar - er übernimmt die Erbscholtisei Dierschke in Jauer

- Maria Theresia, x Klein-Oels ...
oo Jauer 21.1.1763 Christoph, Joseph, Schullehrer in Jauer

Anmerkung zu Rother: Wo Anton Joseph Rother geboren ist, weiß ich nicht. In "Geschichte der Stadt Strehlen" von F.X.Görlich heißt es auf S. 266 - "er kam von Klein-Oels" Im Urbarium von 1710 und 1738 ist aber der Name Rother nicht genannt. Auch 1764 hat Rother keinen Besitz in Klein-Oels. Er verwaltet offenbar sein Amt als Kornschreiber, da ist eine Kornschreiberwohnung bei den Gebäuden der Komthurei genannt. Im hohen Alter seines Schwiegervaters Dierschke, Erbscholze in Jauer, (Nr.17), übernimmt er vorübergehend die Scholtisei mit dem Scholzenamt, bis seine Tochter den Caspar Kirstein heiratet. Er ist nun der Erb- und Gerichtsscholze und Besitzer der Scholtisei. Rother erscheint nun als Rentschreiber in Klein-Oels, aber da seine Töchter alle in Jauer heiraten, hat er offensichtlich seinen Wohnsitz in der Scholtisei Nr. 1. Seine Unterschrift als Rentschreiber ist im Urbarium von 1764 zu finden.

Seydel, Mathes, von Klosdorf, x ..., + Klosdorf vor 1668
oo Ursula ... (vermutlich eine geb. Thiel / Thüll)
sie heiratet als junge Witwe Klosdorf 24.1.1668
Dierschke Benedikt, Nr. 9

Seydel, Paul, mit Sicherheit ein Bruder des Mathes,
Erbscholze in Klosdorf,
x 1635, + Klosdorf 26.3.1677, 42 Jahre alt
oo Klosdorf 12.2.1659 Kinßlin, Christina
von den Kindern des Paul werden hier nur diejenigen genannt,
welche in die Ahnenliste Dierschke hineinspielen:

- Barbara, oo Klosdorf 15.11.1689 Aust, Martin

- Eva, oo Klosdorf 1682 Dierschke, Philipp, Nr. 10

- Georg, Erbscholze in Klosdorf - er übernimmt die Scholtisei in jungem Alter nach dem frühen Tod seines Vaters, das sind 5 freie Huben auf Gut Nr. 1 und 2 robotsame Huben auf Gut Nr. 2. Gut Nr. 2 bekommt aber dann seine Schwester Barbara oo Aust (Urb. 1710) und Georg hält 1710 die 2 Huben von Gut Nr. 5 die wiederum an eine seiner Töchter, verheiratete Winkler übergehen.
x Klosdorf 1659/60 (Kirchenb.-Geburtsreg. erst ab 1664 vorh.)
+ Klosdorf 6.5.1737 als Ausgedinger aus der Schölzerei
oo I. nicht in Klosdorf (1678) Magdalena ..., x 1661,
+ Klosdorf 1691, 30 Jahre alt
oo II. nicht in Klosdorf vor 1694 Maria ...

von den Kindern des Georg wird hier nur genannt:

- Anna, x Klosdorf 1687, + Knischwitz ...,
oo Klosdorf 22.11.1707 Dierschke, Philipp Nr. 19

Das Ehepaar Anna und Philipp Dierschke kauft 1710 die Erbscholtisei in Knischwitz, nachdem die Besitzerin Witwe Donek, Hedwig den Vater von Anna, Georg Seydel in dessen III.Ehe heiratet

Schicke, auch Schike oder Schücke geschrieben

Georg, Erbscholz in Kallen, 2 freie und 1/2 zinshafte Hube, zinst Walburgi 14 gr. 11 hl., Michaeli 14 gr. 11 hl. sowie 1 Mark 12 gr. für Roßdienst, 1 gr. für die Hofraithe (1764 36 gr.), 4 Hühner, an Martini: je 1/2 Scheffel Korn, Gerste u. Hafer, Ostern 5 Eier, 2 Hühner, 1 Henne an Walburgi und 2 Hühner an Weihnachten (lt. Urbarium von 1710), x 1643, + Kallen 21.3.1711
oo ...

von ihm sind folgende Kinder bekannt:

- N.N., Tochter, x Kallen um 1670, + Niehmen ...
oo Kallen um 1695 Pohl, Hans, Freibauer in Niehmen
(das stützt sich auf Vermutung hinsichtlich späterer Paten- und Zeugenschaften)
- Ursula, x Kallen ..., oo Günthersdorf 17.10.1703
Steiner, Christoph
Trauzeugen sind: Hentschel Caspar von Klein-Oels,
Aust von Klosdorf, Winkler und Sabisch
- Caspar, Freibauer in Niehmen, dann Erb- und Gerichtsscholze in der Nachfolge seines Schwiegervaters Dierschke Nr.9, besitzt lt. Urbarium von 1710 die Erbscholtisei Nr. 1 in Niehmen
x Kallen 1675/76, + Niehmen 27.2.1715,
oo Niehmen vor 1707 Dierschke Eva, Nr. 20
Tochter Rosina heiratet Niehmen 16.11.1723 mit Benedikt Güttler, Freibauer in Tempelfeld, der 1737 und 1747 als Scholze von Tempelfeld genannt ist
- Georg, in Klein-Jenkwitz, offenbar als Mitbesitzer des Freigutes Hillebrandt, auf dem lt. Urbarium von 1710 Heinrich Hillebrandt eingetragen ist, 2 freie Huben.
x Kallen ... + ...
oo Tempelfeld 25.1.1707 Hillebrandt, Christina aus Klein-Jenkwitz, Tochter des Michael Hillebrandt, Freibauer mit 2 Huben lt. Urbarium von 1678, der bereits vor 1707 gestorben ist. Zeugen: Vater Georg Schicke, Hans Striege
- Gottfried, Erb- und Gerichtsscholze in Kallen auf dem väterlichen Gut, genannt im Urbarium von 1738,
x Kallen ..., + Kallen ...
oo Tempelfeld 24.10. ... (Jahreszahl zu notieren vergessen)
Hillebrandt, Anna, Tochter des Michael H.
Trauzeugen: Georg Schicke der Bruder, von Kl. Jenkwitz,
Hans Striege von Niehmen
von Gottfried sind 3 Kinder bekannt:
 - Anna Rosina, x Kallen 4.1.1718
 - Maria Barbara oo 7.6.1739 Klinke, Friedr. Müllermstr.
 - Godefriedus, Erb-u. Ger.-Scholze in Kallen, seine Unterschrift zusammen mit denen der Kommende-Amtsleute unter dem Urbarium von 1764
x 22.7.1721, + Kallen vor 1781, letzter Namensträger auf der Erbscholtisei Schicke, die nun an den Schwiegersohn Hanns Georg Hansel übergeht, der mit Magdalena Schicke verheiratet ist.
Gottfried Schicke ist ~~xxx~~ Trauzeuge 1765 bei Heirat Kirstein - Dierschke Nr. 56

Schicke, Kinder von Georg - Fortsetzung v.Bl. 21

- Michael, x Kallen ..., + ...
oo Günthersdorf 8.11.1712 Kreysel, Maria,
Tochter des vor 1712 verstorbenen Martin Kreysel, Kretschmer in Niehmen. Eine weitere Tochter hatte bereits 1703 den Peter Thüll geheiratet.
Zeugen 1712 sind: Caspar Schicke, Scholz von Niehmen,
Hans Striege, Schmied in Günthersdorf
A. Sabisch von Kallen

- Rosina, x Kallen, + Klein-Oels ...
oo Günthersdorf 20.11.1714 Hampel, Georg, Schmiedemeister in Klein-Oels, Kirchen- und Spitalvorsteher, Gerichtsgeschworener. Trauzeugen sind Georg Hansel und Gottfried Schicke.
Rosina macht häufig Patin bei GüttlerooPantke

- Susanna, x Kallen ..., + ... verheiratet vor 1718
oo I. Ernst, Jacob, Müllermeister in Kallen, x Groß-Nossen ..., + Kallen vor 1721;
oo II. Kallen (KB Günthersdorf) 11.2.1721 König, Caspar, Müllermeister in Kallen von 1721-1729, dann Laugwitzer Mühle, ab 1739 Rohrmühle bei Wansen. Er ist geboren in Groß-Belmsdorf, Krs.Frankenstein, + Rohrmühle 1751.
Trauzeugen 1721: Hans Georg Steinbach, Müller in Niehmen,
Gottfried Schicke, Scholz in Kallen
Georg Pohl, Bauer in Kallen

Im Zusammenhang mit der Erbschoßzenfamilie Schicke muß noch erwähnt werden, daß auf dem Kretscham ein Bruder des Georg Schicke saß und zwar

Hans Schicke, Kretschmer in Kallen, + Kallen vor 1704,
seine Tochter Maria heiratet Günthersdorf 8.7.1704
den Bauern Georg Scholz in Günthersdorf,
Zeugen sind Georg Schicke und Georg Hampel

Schmidt, Franz, Erb- und Gerichtsscholze in Niehmen
als Nachfolger seines Schwiegervaters Franz Dierschke Nr.34,
x ..., + Niehmen ...
oo Niehmen ... (vor 1806) Dierschke, Theresia Nr. 59
Er ist Trauzeuge 1806 bei Müllermeister Altmann oo Larisch
Anna Maria in Niehmen,
sie ist Patin bei den Kindern des Ehepaares Altmann.

Thannheißer / Thannheuser, Johann Christoph,
1753 p.t.Schulmeister in Jauer lt. C.Stehr, "Chronik von Klein-Oels", dann Schulmeister in Jauer bis 1762/63,
führt eine gute Figural-Musik ein; geht als Schulmeister nach Deutsch-Leipe, Krs.Grottkau. Nachfolger in Jauer wird sein Schwager J.Christoph.
x ..., + Deutsch-Leippe 12.4.1773,
oo Jauer 20.11.1753 Rother, Anna Hedwig

Thiel, Ursula, vermutlich geb. Tempelfeld 1650, + Niehmen ...
oo I. Tempelfeld um 1667 Seydel, Mathes in Klosdorf,
kein Kind aus dieser Ehe,
oo II. Klosdorf 24.1.1668 Dierschke Benedikt Nr. 9
Daß diese Ursula eine geb. Thiel ist, stützt sich auf Vermutung anhand weiterer Familienzusammenhänge.

Vater der Ursula Thiel:

Thiel, Balzer, Freibauer in Tempelfeld auf Gut Nr. 20

dessen Sohn bzw. Bruder der Ursula:

- Hans, Freibauer in Tempelfeld,
x Tempelfeld 1649, + Tempelfeld 28.12.1720, 71 Jahre alt,
oo I. ... N.N., + 11.3.1696,
oo II. ... (noch im gleichen Jahr 1696) Kay, Christina
Tochter Anna oo Tempelfeld 2.3.1707 Paul, George

Die Thiel sind ein altes Tempelfelder Geschlecht,
1568 ist Thiel, Georg Scholze in Tempelfeld

Thiel, Georg, Bauer in Niehmen auf Gut Nr. 4, das später als
Nr. 3 geführt wird, 1727 als Ausgedinger genannt, zu dieser
Zeit ist bereits Hans Dierschke Nr. 24 der Besitzer.

x Niehmen ?.., + Niehmen nach 1727
oo Niehmen ... Dierschke NN, Nr. 12

Georg Thiel ist Trauzeuge 1715 bei Caspar Paul, Sohn von
Caspar Paul dem Kretschmer,
Pate bei einem Kind von Georg Paul 1710 und
bei der Tochter des Ehepaars Pohl-Dierschke Nr.26 im Jahr 1727

Tunkel, Johannes, Erbmüllermeister in Osseg, Kr.Grottkau

- Maria Magdalena, Tochter, x Osseg..., + Niehmen ...,
oo Osseg 3.5.1740 Altmann, Anton

Weinrich, Georg, Bauer in Günthersdorf auf Nr. 7 mit 1 1/2 Huben,
x ... vermutlich Klosdorf, + Günthersdorf vor 1709

oo ... Maria NN
sie heirätet als Witwe Günthersdorf 29.2.1708
Dierschke, Benedikt Nr. 15

2 Töchter von Georg Weinrich bekannt:

- Christina, x Günthersdorf ...
oo Günthersdorf 19.10.1717 Peter P a u l von Poln.-Breile
Trauzeugen sind Georg Dierschke Nr. 22, Caspar Jokisch
von Frauenhain und Bauer Pohl aus Günthersdorf.
Maria
- Magdalena, Erbin des Gutes Nr. 7, x Günthersdorf ...
+ Günthersdorf 19.2.1750
oo Günthersdorf 23.10.1734 Seydel, Peter aus Tempelfeld;
das Ehepaar macht Pate bei den Kindern von Georg und Agneta
Paul.
(s.dazu "Ahnenreihe Seidel", erforscht von Klaus u. Annemarie
Paul, herausgegeben von Josef Seidel, nur im Familienbe-
sitz der Interessenten).

Im Rahmen der Familienforschung Paul wurden die Fakten zu
der Erbscholzenfamilie Dierschke in Jahrelanger Arbeit zu-
sammengetragen und jetzt in vorliegender Liste erfaßt.

Klaus und Annemarie Paul, Albertistr.32, 8720 Schweinfurt,
15. März 1981

10. Daten zur Familie

10.2 Ahnenreihe des Geschlechts Dierschke von 1777 bis 1983

Autor: Josef Dierschke
Datum: 1983

Weiterführung der von Klaus und Annemarie Paul
in Schweinfurt erstellten Ahnenreihe des
Geschlechts

D i e r s c h k e

in Jauer, Kreis Ohlau/Schlesien
vom Jahre 1777 bis zur Jetztzeit

Erstellt von Josef Dierschke im Jahre 1983

Vorwort

Anlässlich meines 80. Geburtstages hatte mich das Ahnenforscher-Ehepaar Klaus und Annemarie Paul aus Schweinfurt überrascht und erfreut mit einem "Forschungsergebnis über die Vorfahren der Erb- und Gerichtsscholzen-Familie Dierschke in den Dörfern der Johanner- bzw. Maltheser-Kommende Klein-Oels, Kreis Chlau/Schlesien".

Das Ehepaar Paul war den ersten Namensträgern Dierschke ab dem 14. Jahrhundert nachgegangen. Es zeichnete alsdann acht Generationen der Familie Dierschke auf von 1549 an bis zu Dierschke, Franz. Dieser hatte im Jahre 1777 den Zweig des Bauerngeschlechts Dierschke in Jauer gegründet.

Pauls hatten ihr Wissen den verschiedenen Kirchenbüchern der Kommandedörfer im Diözesanarchiv in Breslau, den Urbarien der Kommende Klein-Oels im Staatsarchiv in Prag und weiterer heimatkundlicher Literatur entnommen. Diese große Arbeit des Ehepaares Paul empfand ich als Auftrag an mich, die Aufzeichnung aller Dierschke-Nachkommen ab 1777 bis zur Jetztzeit fortzuführen. Dies soll nachfolgend geschehen, sowohl für die Zeit der Selbsthaftigkeit in der angestammten schlesischen Heimat, als auch nach der Vertreibung.

Ich darf sagen, daß ich ab meinen Großeltern die allermeisten Glieder der einzelnen Generationen und ihre Anwesen persönlich kannte. So werden mir gleichzeitig Erinnerungen an Heimat, Land und Leute geweckt. Dank Mithilfe aus meiner Verwandtschaft ist anzunehmen, daß alle Zugehörigen der einzelnen Generationen erfaßt sind. Es ist mir gewiß, daß diese meine Arbeit nicht nutzlos sein wird, und daß in naher oder ferner Zukunft, wozu auch immer, unsere Nachkommen davon Gebrauch machen werden.

Die Paulschen Forschungen beginnen mit der I. Generation im Jahre 1549 und enden mit der VIII. Generation 1777; insgesamt 59 Glieder der Familie Dierschke sind aufgezeichnet.

Ich fahre fort mit der IX. Generation, meinem Ur-Großvater Joseph Dierschke unter Nr. 60.

IX. Generation

Sohn von Dierschke, Hans-Franz; Nr. 58:

60 Joseph

x 17.03.1785, Jauer, Erb- und Gerichtsscholz
+ 29.05.1859, Jauer, lt. Urkunde "am Schläge"

oo um 1820

Kirstein, Anna-Rosina

x 1796, Köchendorf

+ 22.04.1867, Jauer, lt. Urkunde "an Entkräftung
und Altersschwäche

Ihre Eltern:

Kirstein, Ignatz, Landwirt in Köchendorf

x 1752, Köchendorf

+ 09.11.1812, Köchendorf

oo Anna-Rosina, geb. Haschke

x 04.03.1775, Köchendorf

+ 01.10.1835, Köchendorf

X. Generation

5 Kinder von Dierschke, Joseph; Nr. 60:

61 Maria, Elis.
Juliane

x 03.05.1819, Jauer
+ im Kindesalter, Datum unbekannt

62 Luise

x 25.09.1821, Jauer
+

oo 1851

Hampel, Ignatz

Mühlenbesitzer in Lassoth, Kreis Meisse

Wie im Meisser Land üblich, hatte der Bräutigam
4 Rappen vor seine Brautkutsche gespannt.

Alte Jauersche erzählten mir um 1920 von der
großen Hochzeit, an die sie sich noch erinnerten.
Die Mühle kam später in fremde Hände.

63 Alois

x 05.04.1823, Jauer, Landwirt
+ 12.10.1892, Zobten

Er kaufte im Jahre 1852 zum Preise von 12 000 Talern
das 278 Morgen große Kretschamgut Nr. 1 in Groß-Tinz,
Kreis Nimptsch. Es hatte sich seit 1831 im Besitz
der Familie Langer befunden.

oo 1852 Halfter, Anna

x 12.10.1833, Groß-Tinz

+ 01.01.1918, Patschkau

Ihre Eltern:

Halfter, Franz

x 03.01.1802

+ 09.11.1873

oo Theresia, geb. Laugwitz

x 28.02.1810, Groß-Tinz

+ 17.09.1870

Dierschke, Alois verunglückte in der Bergstadt Zobten.
Er stürzte von seinem Landfuhrwerk, als er die an der
Seite befindliche Presse betätigen wollte. An den
Folgen des Absturzes ist er verstorben.

64 Joseph x 22.07.1827, Jauer, Erb- und Gerichtsscholz
+ 1903, Jauer
oo 1854
Freund, Coelestine
x 31.07.1831, Ogen, Kreis Grottkau
+ 02.05.1908, Jauer
Ihre Eltern:
Freund, Florian, Landwirt
+ 1867, Ogen
oo Rieger, Katharina
x 28.11.1811, Ogen
+ 02.05.1893, Ogen
Ein Bruder der Rieger, Katharina war viele Jahre
Pfarrer und Erzpriester in Wanssen, verstarb um 1905
und wurde in Wanssen begraben.
Freund, Coelestine hatte u. a. eine Schwester,
Freund, Karoline
Diese heiratete in II. Ehe:
oo 13.07.1858
Kaschel, Ernst, Freigutsbesitzer, Liebenau
Die Abkömmlinge der Sippe Freund aus Ogen galten
als fleißig, resolut, sparsam und reich.
Nach vorhandenen Kaschelschen Unterlagen brachte
Karoline Freund ein Barvermögen von 18 000 Talern
in die Ehe ein. Sie gebar ihrem Mann neun Kinder.
Zwei von diesen möchte ich erwähnen:
1. Kaschel, Alfred
erwählte den geistlichen Stand. Er wurde in
Mödling bei Wien zum Priester geweiht und wurde
Missionar. Als solcher wirkte er Jahrzehnte in China.
Dort erlebte er politische Unruhen, Umwälzungen und
Zeiten schwerster Christenverfolgung.
Er überlebte die schwerste Zeit nach dem 2. Welt-
krieg, rettete sich durch Flucht und Rückkehr in
sein Heimatland, die Bundesrepublik Deutschland.
Im Mutterhaus seines Missionsordens in Steyl/Rhld.
verbrachte Pater Alfred Kaschel seinen Lebensabend
und starb um 1960 in Steyl.

2. Kaschel, Joseph
x 19.05.1859, Liebenau, Freigutsbesitzer
oo 29.09.1891, Bielitz, Kreis Falkenberg
Drutschmann, Helene
x 22.08.1869, Bielitz
+ 13.12.1925, Liebenau
Drutschmann, Helene war die ältere Schwester meiner
Mutter, siehe unter Nr. 77.

65 Theresia x 19.04.1832, Jauer
Beate + im Kindesalter, Daten sind nicht bekannt

XI. Generation

Kind von Hampel; Nr. 62:

- 66 Ignatz war Arzt, Sanitätsrat in Lassoth, das ab 1936 "Grünfließ" hieß.
Ich lernte ihn kennen, als er 927 am Begräbnis meines Vaters teilnahm.
Um 1930 ist er in Lassoth verstorben.
Geschwister von ihm sind nicht bekannt.

Kinder von Dierschke, Alois; Nr. 63:

- 67 Anna x 05.04.1856, Groß-Tinz
+ 09.1932, Patschkau
- 68 Minna x 06.11.1857, Groß-Tinz
+ 20.11.1943, Meisse
oo Mücke, Karl
x 06.11.1857, Graduschwitz
+ 01.01.1929, Meisse
- 69 Alois x 1858, Groß-Tinz
+ 1919, Patschkau
- 70 Rosalie x 24.10.1860, Groß-Tinz
+ 04.1892, Groß-Tinz
- 71 Martha x 16.12.1862, Groß-Tinz
+ 1929, Wiesenthal
oo Künzel, Bruno
x 01.08.1860, Wiesenthal
+ 15.12.1945, Wiesenthal
- 72 Cäcilie x 09.11.1864, Groß-Tinz
+ 1910, Patschkau
- 73 Maria x 09.10.1866, Groß-Tinz
+ 02.06.1933, Patschkau
- 74 Franz x 05.10.1869, Groß-Tinz, Hoferbe
+ 10.12.1945, Groß-Tinz
oo 11.09.1899
Kretschmer, Klara
x 28.07.1873, Sachwitz, Kreis Neumarkt
+ 10.12.1941, Breslau

Kinder von Dierschke, Joseph; Nr. 64:

- 75 Anna x 14.06.1855, Jauer
+ 05.1926, Grottkau
oo 1888, Jauer
Vogt, Carl, Kaufmann, Grottkau
x 1854, Guhlau, Kreis Grottkau
+ 04.1910, Grottkau
Sein Geschäftsgrundstück hatte er an Kaufmann Carl Matschke verkauft.

- 76 Joseph x 14.09.1857, Jauer, Landwirt
+ 17.12.1935, Jauer
Wir nannten ihn "Patei", den Patenonkel.
Er betätigte sich auf dem Hof, war ein tüchtiger
Landwirt und erledigte mit Geschick alle Stell-
macherarbeiten. Während des 1. Weltkrieges über-
nahm er die Vertretung der zum Wehrdienst einberu-
fenen Verwandten in Ogen und Bielitz.
- 77 Oswald x 29.07.1860
Erbscholtiscibesitzer, viele Jahre ehrenamtlicher
Tätigkeit als Standesbeamter, Gemeinde- und Amtsvor-
steher.
+ 09.09.1927, Jauer
oo 13.11.1894, Bielitz, Kreis Falkenberg
Drutschmann, Maria
x 06.01.1875, Bielitz
+ 04.11.1917, Jauer
Ihre Eltern:
Drutschmann, Franz
x 09.08.1838, Bielitz
+ 07.05.1909, Bielitz
oo Görlich, Helene
x 03.05.1846, Ober-Jeutritz, Kreis Neisse
+ 25.10.1914, Bielitz
Ich verweise auf die von meinem Onkel, dem Bruder
meiner Mutter, herausgegebene "Chronik der Familie
Drutschmann". Der Chronist, Professor Joseph
Drutschmann, verstarb am 24.01.1967, fast 90 Jahre
alt, in Salzgitter-Lebenstedt.
Ich erwähne weiter das von meinem Cousin, Joachim
Drutschmann, anlässlich des Drutschmannschen Familien-
treffens an Pfingsten 1978 im Frankenland allen
Gliedern der Sippe überreichte "Verzeichnis der
Nachkommen der Eheleute Franz und Helene Drutschmann".
- 78 Ida x 03.06.1865, Jauer
+ 01.11.1951, Klafeld/Geisweid, Kreis Siegen
oo 10.07.1888, Jauer
Hansel, Joseph, Landwirt, Günthersdorf
x 15.08.1851, Klein-Jenkwitz
+ 19.04.1924, Günthersdorf
Der direkt neben der Kirche (Kirch-Hansel) gelegene
Hanselsche Bauernhof ist von 1500 bis 1945 als von
Generation zu Generation vererbt urkundlich nachgewiesen
- 79 Adelheid x 19.06.1867, Jauer
+ 25.04.1926, Graduschwitz, später Grasau
oo 03.07.1892, Jauer
Maruschke, Joseph, Landwirt, Graduschwitz
x 22.04.1863, Oltaschin, Kreis Breslau
+ 24.10.1921, Graduschwitz
- 80 Richard x 10.02.1869, Jauer
+ 20.08.1930, Leobschütz
Er besaß in Leobschütz ein Grundstück mit Lebens-
mittelgeschäft, das er 1917 an Nierle verkaufte.

XII. Generation

Sohn von Hampel, Ignatz; Nr. 66:

81 Herbert war praktischer Arzt in Brieg; nach Auskunft der Heimatortskartei Schlesien in Bamberg Vermißter des 2. Weltkrieges. Weiteres ist über die Sippe Hampel nicht in Erfahrung zu bringen.

Kinder von Mücke; Nr. 68:

82 Gertrud x 15.12.1884
oo Kunze
+ 01.02.1938

83 Georg x 11.11.1887
+ 01.08.1937

84 Lidwina x 27.12.1891
oo Scholz

85 Willibald x 01.04.1896
+ 1924

Kinder von Künzel; Nr. 71:

86 Margot x 28.08.1899
+ 1978

87 Hans x 22.01.1903
+ 26.02.1944

Kinder von Dierschke, Franz; Nr. 74:

88 Gotthard x 08.07.1900, Groß-Tinz
Landwirt
wohnhaft: Alterheim Haus Deul, Diez/Lahn

89 Konrad x 02.09.1902, Groß-Tinz
1903 Groß-Tinz

90 Georg x 16.12.1903, Groß-Tinz
Landwirt und Hoferbe
+ 22.07.1979, Münster
oo 12.10.1942, Ogen (Feldheim)
Scholz, Gertrud
x 16.07.1907, Ogen
wohnhaft: Münster, Rote Erde 28
Ihre Eltern:
Scholz, Reinhold
x 1873, Jauer, Kreis Ohlau
+ 1925, Ogen
oo 1905, Ogen
Freund, Hedwig
x 1885, Ogen
+ 1972, Kreuztal/Siegen

91 Helene x 10.01.1905, Groß-Tinz
+ 10.10.1981, Diez/Lahn
oo 1938, Groß-Tinz
Gella, Heinrich, Postamtman
x 29.08.1894, Schweidnitz/Schles.
+ 15.11.1971, Speyer

92 Adalbert x 26.02.1907, Groß-Tinz
oo Pietyga, Hedwig
x 16.09.1915, Berlin

93 Bruno x 05.11.1908, Groß-Tinz
vermißt: 1943 bei Orel/Rußland

Kinder von Voigt; Nr. 75:

- 94 Helene x 1889, Grottkau
+ 1945, Rudolfstadt
- 95 Alfons x 1890, Grottkau
Apotheker, arbeitete als Proviseur
in Breslau und Grottkau
+ 1945, Rauscha
- 96 Benno x 1891, Grottkau, Arzt in Breslau
+ 12.10.1954 Gröningen
- oo um 1930
Theising, Maria aus Meisse
+ Halberstadt
- 97 Irmgard x 18.01.1892, Grottkau
+ 07.07.1970, Saabrücken
- oo 24.05.1920 Grottkau
Schubert, Albert, Oberzollrat
x 27.11.1879 Eiber/Hessen
+ 13.11.1946 Heusweiler/Saar

Kinder von Dierschke, Oswald; Nr. 77:

- 98 Alfred x 05.11.1896, Jauer
+ 01.01.1963, Wittenberg/Lutherstadt
- oo 10.01.1928, Jauer
Scholz, Erika
x 03.08.1902, Breile
+ 15.11.1974, Wittenberg/Lutherstadt
- Ihre Eltern:
Scholz, Bernhard, Breile
Erbscholtiseibesitzer
x 22.04.1861, Breile
+ 18.01.1914, Breile
oo 05.1896, Ogen
Freund, Valeska
x 25.05.1876, Ogen
+ 13.03.1939, Breile

Alfred Dierschke war Teilnehmer des 1. Weltkrieges,
Leutnant d. Res. und mit den E. K. erster und zweiter
Klasse ausgezeichnet.

Als Volkssturmmann wurde er im Januar 1945 in der
Festung Breslau als Kompanieführer eingesetzt, mit
der Spange zum E. K. ausgezeichnet und verwundet. Er
geriet nach der Kapitulation der Festung in russische
Gefangenschaft. Wegen Krankheit frühzeitig entlassen,
fand er im Herbst 1946 seine Familie in Wittenberg/
Lutherstadt wieder.

Alfred Dierschke hatte im Jahre 1927 von der Landwirt-
schaftlichen Hauptgenossenschaft Breslau das frühere
Legerlotzische Bauerngut in Striese, Kreis Trebnitz
gekauft. Nach Durchstehung der damaligen Jahre schwer-
ster Wirtschaftskrise brachte er den 200 Morgen großen
Betrieb wieder in Ordnung und zur Blüte.
Kriegsausgang und Vertreibung setzten leider aller
Mühe ein jähes Ende.

99 Helene

x 24.12.1897, Jauer
+ 01.06.1962, Langenhagen/Hannover

oo 04.06.1924, Jauer
Kirstein, Paul, Landwirt, Köchendorf
x 15.12.1889, Köchendorf
+ 27.11.1976, Langenhagen

Seine Eltern:

Kirstein, Joseph, Landwirt
x 1853, Köchendorf
+ 1925, Köchendorf
oo 1883, Oltaschin, Kreis Breslau
Maruschke, Maria
x 1860, Oltaschin
+ 1929, Köchendorf

Zum Kirsteinschen Besitz in Köchendorf gehörten der väterliche Hof am Dorfausgang nach Marienau und der hinzugekaufte Wachsmann-Hof in der Dorfmitte. Oben genannter Kirstein Joseph übergab 1923 den erstgenannten Hof an seinen Sohn Paul und die Wachsmann-Wirtschaft, etwa 90 Morgen groß, an seinen Sohn Josef Kirstein.

Kirstein Paul wurde Mitte Januar 1945 zum Volkssturm einberufen und geriet im Kampf um die Stadt Brieg in russische Kriegsgefangenschaft. Im Herbst 1946 entlassen, fand er seine indes vertriebene Familie im Erzgebirge wieder. Im Jahre 1958 folgten die Eltern Kirstein ihren vorausgegangenen Kindern in die Bundesrepublik in den Raum von Hannover.

100 Hildegard

x 27.02.1900, Jauer
+ 26.05.1977, Lauffen, Kreis Rottweil

oo 01.10.1928, Jauer
Scholz, Josef, Landwirt in Köchnedorf
x 06.09.1893, Köchendorf
+ 07.02.1945, Köchendorf

Seine Eltern:

Scholz, Robert, Landwirt, Köchendorf
x 18.08.1863, Köchendorf
+ 21.06.1921, Köchendorf

oo 19.05.1890, Groß-Zöllnig, Kreis Öls
Heider, Anna
x 07.11.1870, Groß-Zöllnig, Kreis Öls
+ 24.10.1963, Esslingen

Zum Scholzchen Besitz in Köchendorf gehörte die rechte Hälfte des früheren Karl Thielschen Gehöftes, gegenüber dem väterlichen Hof. Es wurde als Auszughaus, Jungviehställe und Scheune genutzt.

Josef Scholz erlitt das Geschick, vor der anrückenden Front nicht flüchten zu können. Er wurde von russischen Soldaten hinter seinem Gehöft erschossen. Seine Familie wurde 1946 heimatvertrieben und lebte bis 1953 in Hermsdorf/Erzgebirge. Nach und nach setzte sich Mutter H. mit ihren 8 Kindern in den Westen ab und wurden überwiegend im Raum Rottweil sesshaft.

101 Josef

x 27.04.1901, Jauer, Erbscholtiscibesitzer

oo I. Ehe: 22.10.1928, Breslau

Saft Dorothea

x 04.07.1904, Gablenz, Kreis Rothenburg/Lausitz

+ 02.12.1947, Leipzig

Ihre Eltern:

Saft, Albert

x 08.01.1852, Kaltenbrunn, Kreis Schweidnitz

+ 08.02.1944, Liebenau

oo 29.02.1892, Zarkau

Bartsch, Agnes

x 14.01.1868, Moßwitz, Kreis Glogau

+ 07.02.1960, Düsseldorf, begraben in Bramsche/Osnabrück

Albert Saft war zunächst Gutsinspektor bei Graf Arnim/Muskau in Gablenz, Kreis Rothenburg/Lausitz, besaß von 1905 an das Stadtgut "Kalter Berg" in Golberg und kaufte im Jahre 1912 das Freigut Liebenau, Kreis Münsterberg.

Hoferbe wurde im Jahre 1929

Saft, Bruno, Diplom-Landwirt

x 18.07.1902, Gablenz, Kreis Rothenburg

wohnhaft: Hesepe, Kreis Osnabrück

oo 03.06.1933, Heinzendorf, Kreis Neisse

Volkmer, Annemarie, Landwirtschaftslehrerin

x 19.05.1905, Heinzendorf, Kreis Neisse

oo II. Ehe: 11.07.1949, Leipzig

Degenhardt, Christina, Jugendleiterin

x 25.12.1915, Leipzig

Ihre Eltern:

Degenhardt, Karl, Reichsbahnmann

x 14.12.1877, Erfurt

+ 30.12.1972, Leverkusen, begraben zu Adenau

oo 09.06.1908, Weißenfels

Kibele, Anna

x 08.01.1885, Weißenfels

+ 31.03.1966, Köln, begraben zu Adenau

Nach dem Tode seines Vaters hatte Josef Dierschke am 01.10.1927 den Jauerschen Erbhof in der 5. Generation übernommen. Damals ahnte niemand, daß er das letzte Glied einer über Jahrhunderte währenden Tradition der Familie sein würde. Der unglückliche Ausgang des 2. Weltkrieges mit der Übernahme der deutschen Ostgebiete von jenseits Oder und Neisse in polnische Verwaltung schloß das Kapitel deutscher Geschichte. Im Jahre 1946 erfolgte die Ausweisung aller Deutschen aus diesen Gebieten entschädigungslos. Zur weiteren Orientierung verweise ich auf:

1. "Chronik der Familie Dierschke"

Ich überreichte sie meinen Angehörigen im Jahre 1971 anlässlich meines 70. Geburtstages.

2. "Ich erinnere mich an die Zeit von 1914 bis 1952" geschrieben für meine Enkel und Urenkel anlässlich meines 80. Geburtstages im Jahre 1981.

102 Oswald

x 1903, Jauer

+ 1905, Jauer

Kinder von Hansel; Nr. 78:

- 103 Josef Landwirt
x 02.10.1889, Günthersdorf
+ 04.09.1914, gefallen bei Bellwi, Frankreich
- 104 Karl x 13.12.1890, Günthersdorf, Landwirt
+ 03.12.1970, Rinteln
oo 01.06.1920, Knischwitz
Hubrich, Maria
x 09.09.1894, Knischwitz
+ 24.02.1940, Knischwitz
- 105 Oswald x 10.07.1893, Günthersdorf, Landwirt
wohnhft: Altenbeken, Brandhagen 6
oo 13.11.1937, Wiesenthal
Welzel, Hildegard, Reumen, Kreis Frankenstein
x 27.09.1911, Reumen, Kreis Frankenstein
+ 14.03.1972, Paderborn
- 106 Bernhard x 14.12.1894, Günthersdorf, Studienrat
+ 11.09.1968, Bad Lauterberg
oo 06.07.1932, Breslau
Fiebig, Lotte
x 17.10.1903, Brieg
wohnhft: Wohnstift Augustinum, Bad Soden/Taunus
- 107 Maria x 14.02.1897, Günthersdorf
wohnhft: Lindenberg bei Siegen, Rosenweg 5
oo 12.04.1921, Günthersdorf
Sabisch, Karl, Landwirt
x 17.08.1885, Tempelfeld
+ 24.11.1954, Siegen
- 108 Adelheid x 11.11.1898, Günthersdorf
+ 30.06.1981, Extertal
oo 02.07.1935, Günthersdorf
Bittner, Paul, Landwirt
x 17.04.1897, Heinersdorf, Kreis Frankenstein
+ 14.01.1982, Lemgo
- 109 Richard x 07.04.1901, Günthersdorf, Landwirt, Hoferbe
oo 12.02.1938, Ruppertsdorf, Kreis Strehlen
Kunert, Elisabeth
x 30.09.1913, Ruppertsdorf
wohnhft: Varl 293, Kreis Lübbecke/Westf.
- 110 Ida x 07.08.1902, Günthersdorf
oo 02.10.1932, Klein-Üls
Haschke, Richard, Gutsinspektor, Dt. Dreile
x 07.06.1899, Hengersdorf, Kreis Ohlau
+ 08.04.1962, Klafeld, Kreis Siegen
Haschke, Ida, wohnhft: Geisweid/Siegen, Kastanienweg 3

Kinder von Maruschke; Nr. 79:

- 111 Josef x 16.04.1893, Grasau, Student
+ 28.01.1917, Grasau
- 112 Maria x 09.07.1894, Grasau
+ 02.09.1965, Lippstadt
- 113 Richard x 13.04.1896, Grasau
Landwirt in Krintsch, Kreis Neumarkt
+ 17.11.1952, Mistelbach, Kreis Bayreuth
- 114 Ottilie x 18.01.1898, Grasau
+ 14.10.1975, Halver
oo 19.04.1921, Brosewitz
Kretschmer, Arthur
Landwirt in Gleinitz, Kreis Nimtsch
x 20.04.1982, Gleinitz
+ 05.06.1955, Berne
- 115 Paul x 15.10.1899, Grasau
Kaufmann in Hindenburg O/S
+ 29.08.1977, Essen
oo 31.01.1939, Hindenburg O/S
Krug, Ursula
x 09.06.1903, Lüben/Schles.
+ 07.03.1980, Haßfurt/Main
- 116 Alfred x 29.03.1901, Grasau
Landwirt auf dem von seinem Vater im Jahre 1917
gekauften ehemaligen Drescher-Hof in Grasau
oo 03.01.1939, Schlottendorf
Elsner, Edith
x 29.05.1907, Schlottendorf, Kreis Frankenstein
wohnhaft: Lippstadt, Dedinghauser Weg 22
- 117 Franz x 22.05.1902, Grasau
Landwirt und Erbe des väterlichen Hofes in Grasau
+ 01.09.1956, Salzgitter
oo 28.05.1935, Ziegenhals
Schirdewan, Maria
x 07.02.1909, Jankau, Kreis Ohlau
wohnhaft: Burgdorf, bei Salzgitter, Burgstr. 56
- 118 Adelheid x 13.09.1903, Grasau
oo 19.11.1928, Prosewitz
Seeliger, Aloys, Landwirt in Kaltenbrunn, Kr. Schweidnitz
x 1899, Kaltenbrunn
+ 30.10.1976, Bielefeld
Seeliger, Adelheid, wohnhaft: Bielefeld, Hagenkamp 26
- 119 Agnes x 11.12.1906, Grasau
Lippstadt, Dedinghauser Weg 22

Mit dem Abschnitt "VIII. Generation" ist die über Jahrhunderte in Schlesien gelebte Geschichte der Sippe Dierschke zu Ende gegangen. Die Glieder dieser Sippe waren überwiegend Landwirte, seßhafte Bauern, die über viele Generationen hindurch ihre Pflichten gegenüber Familie, Volk und Vaterland treu erfüllt haben.

Nun erreichte sie alle das bittere Schicksal der Vertreibung aus Heimat, Haus und Hof. Sie wurde in den Jahren 1945 bis 1947 durchgeführt. Kein anderer Stand wurde von dieser Maßnahme härter getroffen als der bäuerliche. Was ist schon ein Bauer ohne Land? Ohne Entschädigung, Alterssicherung und Rentenansprüche mußten sie alles aufgeben und in die Fremde gehen. Für das Alter war ja seit eh und je auf den Erbhöfen gesorgt worden.

Die Art und Durchführung der Vertreibung ist als schändlich, teils sogar grausam zu bezeichnen. Aufnahmegebiete waren die heutige Deutsche Demokratische Republik und die Bundesrepublik Deutschland.

Das Durchlaufen von Flüchtlingslagern konnte den Vertriebenen nicht erspart bleiben. Länder und Kommunen bemühten sich, die Lager für nachdrängende Transporte frei zu machen, neuen Wohnraum zu beschaffen. Es konnte nicht ausbleiben, daß Dorfgemeinschaften und Sippen getrennt wurden und ganz andere, entlegene Wohngebiete zugewiesen bekamen.

Ältere und nicht mehr arbeitsfähige Vertriebene mußten mit öffentlicher Unterstützung und Unterhaltshilfe Vorlieb nehmen.

Wer jung und rüstig genug war, kam berufsfremd unter und fand in der Folgezeit genug Möglichkeiten, sich bei der Beseitigung von Kriegsschäden und dem Wiederaufbau der Wirtschaft zu betätigen.

Die große Leistung der Vertriebenen hierbei ist bis heute anerkannt und unumstritten.

Als besonders strebsam und erfolgreich erwiesen sich die nachfolgenden Vertriebenen-Generationen. Sie schafften es, voll anerkannt und eingegliedert zu werden. Zahllose eheliche Verbindungen mit Einheimischen sind ein guter Beweis dafür. Die vielen errichteten Eigenheime haben zur Seßhaftmachung in einer neuen Heimat wesentlich beigetragen.

So wird sich in den folgenden Abschnitten ein ganz anderes Bild der Berufsfindung und Familiengründung herausstellen als es die bäuerliche Ausrichtung der vordem geschilderten Generationen I. bis VIII. gezeigt hat.

XIII. Generation

Kinder von Dierschke, Georg; Nr. 99:

120 Ingrid x 06.04.1944, Groß-Tinz
oo 30.05.1973, Berlin
Beyer, Klaus, Diplom-Ingenieur
x 31.03.1945, Berlin
wohnhaft: Berlin

121 Norbert x 14.03.1946, Groß-Tinz
Diplom-Ingenieur
oo 01.03.1975, Aachen
Reinking, Christa
x 09.04.1950, Aachen
wohnhaft: Schwalbach/Frankfurt

Kinder von Gella; Nr. 91:

122 Eckhard x 23.10.1939, Görlitz
Diplom-Volkswirt
oo 01.04.1969, Speyer
Schulte, Ursula
Kindergärtnerin
x 06.02.1939, Fürth
wohnhaft: Limburg/Lahn, Marienbäder Ring 9

123 Hans-
Georg x 19.04.1942, Görlitz
Bankkaufmann
oo 17.12.1971
Müller, Gertrud
wohnhaft: CH-Oberhasli/Zürich, Bezenbuck Str. 8

Kind von Schubert; Nr. 97:

124 Inge x 04.02.1921, Görlitz
Inge Schubert ist das letzte Glied der Sippe
Vogt aus Grottkau
wohnhaft: Saarbrücken, Am Kieselhumöös 20

Kinder von Dierschke, Alfred; Nr. 98:

125 Ingrid x 11.01.1929, Striese, Kreis Trebnitz
Lehrerin
wohnhaft: DDR-Gneisenstadt Schildau
Ernst-Thälmannstr. 21

126 Diethild x 17.01.1930, Striese
Bankkaufmann
wohnhaft: Düsseldorf 13, Schimmelpfennigstr. 12

127 Hartmut x 15.01.1931, Striese
Diplomlandwirt
wohnhaft: DDR Falkenberg/Altmark

- 128 Siegwart x 06.05.1935, Striese
Maschinenschlosser
wohnhaft: DDR Wittenberg/Pisteritz
- 129 Dagmar x 19.08.1937, Striese
Bankkaufmann
oo 21.08.1971, Berlin
Waldhelm, Werner
Diplom-Physiker
x 20.01.1931, Berlin-Dahlem
wohnhaft: Berlin-Treptow, Elsenstr. 37
- Kinder von Kirstein: Nr. 99:
- 130 Brigitte x 16.08.1925, Köchendorf
+ 21.02.1945, Köchendorf
- 131 Helene x 09.02.1927, Köchendorf
oo 09.06.1954, Barlinghausen
Anders, Alfons, Landw. Lohnunternehmer
x 19.05.1923, Altwilmsdorf, Kreis Frankenstein
wohnhaft: Langenhagen/Hannover 7, Zeisigweg 13
- 132 Paul x 31.08.1928, Köchendorf
+ 27.02.1930, Köchendorf
- 133 Egbert x 25.08.1931, Köchendorf
+ 14.11.1966, Niederstöcken
Kirstein, Egbert verunglückte tödlich in Ausübung
seines Berufes als ldw. Lohnunternehmer beim Laden
von Zuckerrüben. Der Bagger kippte um und erdrückte
seinen Fahrer.
oo 20.04.1963, Hannover-Vinnhorst
Karrasch, Brigitte
x 14.09.1941, Reichenbach/Schlesien
Egbert und Brigitte Kirstein wohnten in
Langenhagen/Hannover, Grenzheide 28
Kirstein, Brigitte heiratete in II. Ehe
Dorsutzky, Johannes-Werner, Bäckermeister
Salzgitter 51, Hilligenstr.1
- 134 Josef x 01.05.1933, Köchendorf, Kabelprüfer
oo 21.05.1965, Langenhagen
Lengsfeld, Sonja
x 03.03.1937, Schlegel
wohnhaft: Langenhagen, Grenzheide 26
- 135 Sieglinde x 13.07.1936, Köchendorf, Sekretärin
oo 05.10.1963, Langenhagen
Pabsch, Nikolaus, Ingenieur
x 02.06.1931, Glatz
wohnhaft: Braunschweig-Wenden, An der Veltenhöferstr. 5

Kinder von Scholz: Nr. 100:

- 136 Barbara x 30.07.1930, Köchendorf
trat am 01.10.1953 in das Kloster der Vinzentinerinnen
in Untermarchtal ein: Schwester Casimira
Ihre heutige Wirkungsstätte ist:
Mineralbad, Bad Ditzenbach
- 137 Gerard x 16.10.1931, Köchendorf, Kfm. Angestellter
oo 30.08.1962, Wesel
Gielhaus, Wilma, Kfm. Angestellte
x 07.02.1936, Wesel
wohnhaft: Kelkeim/Fischbach-Taunus, Leipziger Str. 7
- 138 Josef 21.02.1933, Köchendorf, Landw.-Oberamtmann
oo 05.10.1963, Steinhausen
Hofmann, Irmgard, Landwirtschaftslehrerin
x 28.05.1938, Köln
wohnhaft: Bad Waldsee-Reute, Bernhardstr. 7
- 139 Felicitas x 06.03.1934, Köchendorf, med. techn. Assistentin
oo 30.05.1967, Rottweil
Hellwig, Paul, Studiendirektor
x 03.01.1939, Unna
wohnhaft: Bad Waldsee, Holunderpfad 12
- 140 Marianne x 06.04.1935, Köchendorf
oo 24.09.1960, Rottweil
Zimmermann, Hubert, Krankenpfleger
x 09.12.1934, Tübingen
wohnhaft: Rottweil-Göllsdorf, St. Blasienstr. 10
- 141 Klemens x 21.06.1936, Köchendorf
techn. Postamtmann
03.11.1962, Rottweil
Mager, Liselotte
x 30.10.1935, Rottweil
wohnhaft: Rottenburg/Wurmlingen, Wandelburgstr. 4
- 142 Norbert x 22.06.1939, Köchendorf
Arzt in Rottweil
oo 14.05.1970, Lauffen/Rottweil
Prunkner, Inge
x 23.12.1941, Libuec CSSR
wohnhaft: Deißlingen/Lauffen, Vor Buchen 28
- 143 Lothar x 28.09.1940, Köchendorf
Dipl.-Ingenieur, Konstanz
oo 30.08.1969, Kornwestheim
Höfert, Johanna
x 25.02.1946, Kirchberg/Österreich
wohnhaft: Konstanz, In den Dorfäckern 53
- 144 Mechthild x 04.04.1943, Köchendorf
+ 10.06.1943, Köchendorf
- 145 Dorothea x 04.05.1944, Köchendorf
+ 06.1945, Köchendorf, an den Folgen der
Nachkriegszeit

Kinder von Dierschke, Josef: Nr. 101:

- 146 Peter
x 14.12.1929, Jauer
Agrar-Ingenieur
oo 17.07.1957, Lobberich
Gartz, Margarete
x 18.12.1931, Lobberich
wohnhaft: Gemünden/Hunsrück, Bangert 12
Ihre Eltern:
Gartz, Egidius, Landwirt und Mühlenbesitzer
x 31.10.1877
+ 22.02.1963, Lobberich
oo 01.06.1920
Kuypers, Elisabeth
x 23.09.1889
+ 17.04.1969, Lobberich
- 147 Susanne
x 25.11.1930, Jauer
Floristin
Düsseldorf, Meanderstr. 21
- 148 Ilse
x 30.12.1931, Jauer
Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft
oo 06.06.1958, Lobberich
Heythausen, Helwig, Landwirt
x 24.10.1928, Lobberich
wohnhaft: Nettetal-Sittard 41, Bengmannshof
Seine Eltern:
Heythausen, Egidius, Landwirt
x 15.02.1882, Lobberich
+ 10.09.1972, Lobberich
oo 02.12.1916, Lobberich
Kessel, Luzie
x 30.03.1892, Lobberich
+ 11.10.1967, Lobberich
- 149 Rita
x 21.07.1933, Jauer
Kindergärtnerin
oo 09.07.1959, Leverkusen-Wiesdorf
Nieder, Ernst
x 10.11.1930, Brühl
Diplom-Kaufmann
wohnhaft: Brühl, Hermannstr. 19
Seine Eltern:
Nieder, Bernhard, Magazinverwalter
x 04.09.1891, Freiheit-Rödefeld/Sauerland
+ 31.10.1961, Brühl
oo 18.08.1923, Brühl
Rösing, Josefine
x 09.06.1898, Brühl
+ 21.10.1971, Brühl

- 150 Edith x 05.11.1937, Jauer
Sekretärin, Fürsorgerin
oo 29.03.1967, Freiburg/Brsg.
Freitag, Hans-Peter
x 06.01.1941, Davos, Schweiz
Werbekaufmann, Zürich
wohnhaft: CH-Meilen, Haltenstr. 103
Seine Eltern:
Freitag, Otto
Amtsvormund
x 13.06.1906, Davos
oo 1940, Walzenhausen
Blatter, Lilly
x 05.02.1908, Walzenhausen
wohnhaft: CH-Davos-Platz, Anemonenweg 1
- 151 Gunter x 17.05.1942, Jauer
Bankkaufmann
oo 26.05.1967, Gemünden/Hunsrück
Kühnreich, Inge
x 23.11.1942, Sondershausen/Thür.
Kindergärtnerin
wohnhaft: Brohl, Quellenstr. 33
Ihre Eltern:
Kühnreich, Josef, Sprengmeister
x 18.03.1915, Gemünden/Hunsrück
oo 05.04.1942
Henkel, Helene
x 31.01.1920, Stadtilm/Thür.
wohnhaft: Gemünden, Henauerweg
- 152 Lorenz x 08.05.1950, Leipzig
Diplom-Verwaltungswirt
oo 30.03.1979, Rheinbach
Kißler, Ursula, geb. Zwirner
x 14.12.1947, Göttingen
Notargehilfin
wohnhaft: Rheinbach, Narzissenweg 8
Ihre Eltern:
Zwirner, Georg, Tischler
x 19.09.1919, Branitz, Kr. Leobschütz
oo 19.02.1944, Gleiwitz
Wieschok, Klara
x 12.08.1923, Gleiwitz
wohnhaft: Leverkusen, Monheimerstr. 13
- 153 Mechtild x 02.09.1951, Leipzig
Diplom-Psychlogin
oo 30.07.1977, Salmtal-Dörbach
Blümke, Malte
Oberstudienrat
x 03.01.1949, Potsdam
wohnhaft: Daun, Wehrbüschstr. 13
Seine Eltern:
Blümke, Siegfried, Oberforstmeister i. R.
x 10.07.1907, Güntersberg/Pommern
oo 1942
Eleonore Gräfin zu Lynar
x 02.08.1921, Lübbenau
wohnhaft: Prüm, Oberbergstr. 44

Kinder von Hansel, Karl; Nr. 104:

154 Josef x 05.10.1922, Knieschwitz
Landwirt
+ 02.01.1977, Rinteln
oo 11.02.1956, Celle
Harenberg, Maria
x 11.12.1925, Osterloh
wohnhaft: Bodnengern/Rinteln

155 Gitta x 11.06.1924, Knieschwitz
oo 27.01.1951, Bad Godesberg
Rother, Georg
Berg-Ingenieur
x 22.10.1926, Zauchwitz
wohnhaft: Dottrop/Westf.

156 Joachim x 10.03.1930, Knieschwitz
Kraftfahrer
oo 20.10.1960, Kirchenborchen
Neumann, Magda
x 30.03.1936, Wiesenthal
wohnhaft: Buchholz

Kinder von Hansel, Oswald; Nr. 105:

157 Bernfried x 26.10.1938, Strehlen
Lehrer
wohnhaft: Höxter

158 Doris x 04.10.1941, Wansen
oo 04.02.1966, Altenbeken
Klahold, Fritz
Deton- und Terrazzomeister
x 23.05.1939, Altenbeken
wohnhaft: Altenbeken

Kind von Hansel, Bernhard; Nr. 106:

159 Carla x 26.07.1942, Gleiwitz
Apotheken-Vorexaminierte
oo 06.08.1969, Essen
Becker, Felix
Apotheker
x 16.06.1927, Frankfurt/Main
wohnhaft: Neu-Isenburg

Kinder von Sabisch; Nr. 107:

160 Irene x 21.02.1922, Tempelfeld
Sekretärin
wohnhaft: Lindenberg/Siegen, Rosenweg 5

161 Karl-
Martin x 20.07.1924, Tempelfeld
+ gefallen 17.07.1943, Smolensk/Rußland

162 Klaus x 25.09.1931, Tempelfeld
Stahl-Kontrolleur
oo 18.08.1966, Siegen
Meier, Eleonore
x 18.01.1943, Gleiwitz
wohnhaft: Siegen

Kinder von Bittner; Nr. 108:

163 Hans-
Ludwig x 25.09.1936, Frankenstein
+ 28.02.1942, Heinersdorf, Kreis Frankenstein

164 Eleonore x 08.02.1940, Heinersdorf
Großhandelskaufmann
oo 26.08.1966, Extertal
Zallmann, Dieter
x 02.09.1939, Gelsenkirchen
Industriekaufmann
wohnhaf: Bösingfeld/Lippe

Kinder von Hansel, Richard; Nr. 109:

165 Wolfram x 31.03.1939, Günthersdorf
+ 10.03.1957, Münster

166 Ulrich x 04.04.1941, Günthersdorf
Finanzamangestellter
oo 15.02.1975, Rahden
Kurzeit, Waltraud
Sekretärin
x 07.07.1943, Lemgo
wohnhaf: Espelkamp

Kinder von Haschke, Nr. 110:

167 Gerda x 06.04.1934, Wansen
oo 15.06.1954, Klafeld/Siegen
Pohl, Walter
x 30.01.1925, Waldenburg/Schlesien
Versicherungs-Fachmann
wohnhaf: Siegen

168 Siegfried x 18.11.1936, Wansen
Oberstudienrat
oo 12.12.1968, Paderborn
Ute
12.09.1942, Misdroy, Pommern
Realschullehrerin

Kinder von Kretschmer; Nr. 114:

- 169 Josef x 03.04.1922, Gleinitz
+ 17.01.1923, Gleinitz
- 170 Maria x 25.04.1923, Gleinitz
Haushälterin
wohnhaft: Hildesheim
- 171 Gotthard x 24.05.1924, Gleinitz
Lagerverwalter
oo 17.05.1954, Elsfleth
Michalke, Maria
x 26.05.1926, Jauer
wohnhaft: Halver, Mühlenberg 31
Ihre Eltern:
Michalke, Richard, Landwirt
x 16.06.1892, Klosdorf
+ 26.01.1927, Jauer
Michalke, Hedwig, verw. Schmidt, geb. Vieweger
x 14.08.1891, Jauer
+ 02.02.1953, Halver
- 172 Barbara x 28.08.1925, Gleinitz
+ 14.11.1925, Gleinitz
- 173 Ewald x 03.10.1926, Gleinitz
oo 24.08.1957, Heepen
Kuschel, Elisabeth
x 24.02.1931, Konradswalde
wohnhaft: Halver
- 174 Alfons x 20.05.1928, Gleinitz
Versandleiter
oo 25.08.1951, Berne
Remmers, Herta
x 29.04.1926, Neuaugustengrode
wohnhaft: Halver
- 175 Annelies x 01.11.1929, Gleinitz
oo 28.07.1956, Heepen
Paul, Eberhard
x 05.09.1921, Klosdorf
Versandleiter
wohnhaft: Herford
Seine Eltern:
Paul, Josef, Landwirt, Klosdorf
Michalke, Helene
- 176 Leonhard x 24.07.1932, Gleinitz
Dreher
oo I. Ehe:
28.10.1961, Neunkirchen
Hubrich, Magdalene
x 22.06.1936, KÜchendorf
+ 09.11.1971, Köln
oo II. Ehe:
08.06.1973, Halver
Düring, Rita
x 20.05.1938, Lichtenberg
wohnhaft: Halver

- 177 Mechtild x 01.10.1939, Nimptsch
Energieberaterin
oo 18.07.1970, Gummersbach
Thielsch, Lothar
Elektrowerker
x 25.09.1938, Oelschen
wohnhaft: Ränderoth
- Kind von Maruschke, Paul; Nr. 115:
- 178 Godehard x 31.10.1939, Hindenburg
Oberstudienrat
oo Lesch, Christel
wohnhaft: Haßfurt/Main
- Kinder von Maruschke, Alfred; Nr. 116:
- 179 Christoph x 07.05.1941, Grasau
Ingenieur
oo 24.08.1964
Rehkemper, Brigitte
Buchhalterin
x 21.02.1942, Lippstadt
wohnhaft: Forchheim
- 180 Monika x 28.06.1942, Grasau
Rechtspflegerin
oo
Tittel, Bruno
x 06.12.1941, Karlsbad CSSR
Rechtspfleger
wohnhaft: Ottobrunn, Kreis München
- 181 Joachim x 29.01.1944, Grasau
Dipl.-Sozialwirt
oo 19.12.1968, Göttingen
Germeshausen, Ursula
x 30.05.1943, Wingerode/Thür.
med. techn. Assistentin
wohnhaft: Duisburg
- Kinder von Maruschke, Franz; Nr. 117:
- 182 Theresia x 28.06.1937, Grasau
oo 14.04.1966, Burgdorf
Multhaupt, Albert, Landwirt und Hotelier, Vienenburg
x 14.04.1929, Vienenburg/Harz
- 183 Siegfried x 12.09.1939, Grasau
Exportkaufmann
oo 08.02.1971, Saniagode los Caballeros
Mendes, Mercedes
x 11.11.1941, Santiago de los Caballeros
wohnhaft: Santiago de los Caballeros,
Republik Dominicana
- 184 Katharina x 24.03.1942, Grasau
Chefsekretärin
wohnhaft: Norderstedt bei Hamburg

XIV. Generation

Kinder von Dierschke, Norbert; Nr. 121:

- 185 Thomas x 29.04.1978, Bad Soden/Taunus
186 Wolfgang x 09.03.1981, Bad Soden/Taunus

Kinder von Cella; Nr. 122:

- 187 Dominik x 03.05.1970, Speyer
188 Henrike x 19.07.1972, Speyer
189 Juliane x 20.02.1975, Limburg/Lahn

Kinder von Waldhelm; Nr. 129:

- 190 Torsten x 15.05.1972, Berlin
191 Sören x 23.10.1973, Berlin

Kinder von Anders; Nr. 131:

- 191 Hans- x 08.03.1955, Hannover
Joachim Elektro-Maschinenbauer
193 Bernhard x 26.01.1957, Hannover
+ 05.01.1958, Hannover
194 Bernadette x 08.09.1958, Hannover
Arzthelferin, Duisburg
195 Willibald x 10.11.1959, Hannover
Kfz-Mechaniker
196 Bernward x 27.01.1961, Hannover
oo 06.06.1981, Langenhagen
Sutter, Marion
x 21.09.1961, Rockenhausen/Pfalz
197 Karin x 05.07.1969, Hannover

Kinder von Kirstein, Egbert; Nr. 133:

- 198 Martin x 08.02.1964, Langenhagen
199 Sabine x 19.02.1965, Langenhagen

Kinder von Kirstein, Josef; Nr. 134:

- 200 Stefan x 22.02.1966, Langenhagen
201 Ulrich x 06.03.1969, Langenhagen

Kinder von Pabsch; Nr. 135:

- 202 Tobias x 21.12.1964, Braunschweig
203 Lorenz x 09.06.1967, Braunschweig

Kinder von Scholz, Gerard: Nr. 137:

204 Stefan x 11.06.1964, Wesel
205 Markus x 11.10.1970, Wesel

Kinder von Scholz, Josef; Nr. 138:

206 Norbert x 17.07.1964, Bad Waldsee
207 Christoph x 13.12.1965, Bad Waldsee
208 Hedwig x 28.11.1967, Bad Waldsee
209 Dietmar x 23.02.1973, Bad Waldsee

Kinder von Zimmermann: Nr. 140:

210 Barbara x 18.10.1961, Rottweil
211 Klaus x 26.09.1962, Rottweil
Vermessungstechniker, Stuttgart
212 Martin x 02.06.1964, Rottweil
Automechaniker
213 Gisela x 29.10.1967, Rottweil

Kinder von Scholz, Klemens: Nr. 141:

214 Carmen x 02.05.1963, Wurmlingen
215 Steffen x 14.08.1964, Wurmlingen

Kinder von Scholz, Norbert: Nr. 142:

216 Rafael x 22.06.1973, Rottweil
217 Mechtild x 07.07.1975, Rottweil
218 Matthias x 27.05.1970, Rottweil

Kinder von Scholz, Lothar: Nr. 143:

219 Bernd x 28.09.1970, Dietigheim
220 Dieter x 21.03.1972, Dietigheim

Kinder von Dierschke, Peter: Nr. 146:

221 Peter x 27.05.1958, Gemünden/Hunsrück
Student
222 Dorothea x 28.04.1960, Gemünden/Hunsrück
Bankkaufmann
oo 10.10.1981, Gemünden
Fall, Herbert, Student
x 11.12.1957, Ahrweiler
wohnhaft: Gemünden
223 Martin x und + 14.06.1962, Simmern
224 Hedwig x 08.04.1964, Simmern
+ 21.09.1964, Gemünden
225 Georg x 10.10.1966, Simmern
226 Elisabeth x 20.05.1968, Simmern

Kinder von Heythausen; Nr. 148:

- 227 Irmgard x 24.04.1959, Lobberich
Kindergärtnerin
oo 22.08.1980, Lobberich
Eickelpasch, Wolfgang
Elektriker
x 12.06.1957, Grefrath/Kempen-Krefeld
wohnhaft: Grefrath, Bahnstr. 11
- 228 Karl x 12.02.1961, Lobberich
Landwirt
+ 26.06.1979, Krefeld
- 229 Michael x 04.02.1964, Lobberich
Landwirt

- 230 Gerhard x 18.12.1967, Lobberich

Kinder von Nieder; Nr. 149:

- 231 Barbara x 06.08.1960, Brühl
Studentin
- 232 Johannes x 11.05.1962, Brühl
- 233 Martin x 17.05.1965, Brühl

Kinder von Freitag; Nr. 150:

- 234 Markus x 25.03.1970, Grenchen/Schweiz
- 235 Daniel x 14.06.1971, Zürich

Kinder von Dierschke, Gunter; Nr. 151:

- 236 Christian x 11.04.1968, Andernach
- 237 Andreas x 15.05.1970, Andernach
- 238 Bernhard x 05.08.1972, Andernach

Kinder von Dierschke, Lorenz; Nr. 152

- 239 Sebastian x 03.06.1982, Bonn
- 240 *Sabine* x *13.01.1984, Bonn*

Kinder von Blümke; Nr. 153:

- 241 Björn x 15.11.1980, Daun/Eifel
- 242 Nils Ulric x 11.08.1983, Daun/Eifel

Kinder von Hansel, Josef; Nr. 154:

243 Barbara x 05.02.1957, Auetal-Rannenberg
Industriekaufmann
oo 15.07.1978, Auetal 1
Baltruschat, Friedrich
Dipl.-Landwirt
x 17.02.1952, Hilligsfeld/Hameln

244 Gerhard x 11.05.1960, Auetal-Rannenberg
Landwirt

Kinder von Rother; Nr. 155:

245 Hans- x 14.02.1952, Übach-Palenberg
Georg Studienrat

oo 26.03.1975, Bottrop
Hill, Margarete
Realschullehrerin
x 19.01.1953, Bottrop

246 Burkhardt x 19.04.1957, Bottrop
Student

Kinder von Hansel, Joachim; Nr. 156:

247 Hans- x 01.08.1961, Dellbrück
Joachim Industriekaufmann

248 Anette x 27.02.1968, Auetal-Rannenberg

Kinder von Klahold; Nr. 158:

249 Angelika x 16.07.1968, Paderborn

250 Ulrich x 28.08.1974, Paderborn

Kinder von Becker; Nr. 159:

251 Stefanie x 22.02.1973, Frankfurt/Main

252 Alexander x 22.01.1975, Frankfurt/Main

Kinder von Sabisch, Klaus; Nr. 162:

253 Petra x 05.10.1967, Siegen

254 Karla x 04.08.1970, Siegen

Kinder von Zallmann; Nr. 164:

255 Andreas x 01.06.1967, Rinteln

256 Astrid x 25.04.1970, Rinteln

Kinder von Hansel, Ulrich; Nr. 166:

257 Monika x 26.08.1978, Rahden

258 Veronika x 02.07.1977, Rahden

Kinder von Pohl; Nr. 167:

- 259 Stefan x 19.01.1956, Klafeld
260 Regina x 05.11.1959, Siegen
261 Ulrike x 07.09.1964, Weidenau

Kinder von Haschke; Nr. 168:

- 262 Volker x 13.10.1973, Gütersloh
263 Thomas x 30.05.1976, Gütersloh

Kinder von Kretschmer, Gotthard; Nr. 171:

- 264 Rainer x 01.05.1955, Halver
Elektromeister
wohnhaft: Halver
265 Ursula x 28.06.1960, Lüdenscheid
+ 05.08.1968, Münsterstadt
266 Marita x 01.09.1963, Lüdenscheid

Kinder von Kretschmer, Ewald; Nr. 173:

- 267 Brigitte x 22.06.1958, Halver
kfm. Angestellte
268 Barbara x 28.08.1959, Halver
oo 16.04.1982, Werl
Kappert, Thomas
Bankkaufmann
x 18.06.1954, Münster
wohnhaft: Unna
269 Georg x 08.01.1962, Lüdenscheid
Werkzeugmacher, Halver
270 Joachim x 26.09.1965, Schalksmühle
271 Andreas x 10.09.1967, Schalksmühle

Kinder von Kretschmer, Alfons; Nr. 174:

- 272 Alfred x 12.12.1951, Berne
+ 24.05.1953, Bremen
273 Angelika x 11.12.1954, Berne
Lacklaborantin
oo 30.12.1977, Lüdenscheid
Vogel, Karl-Heinz
Lacktechniker
x 11.02.1951, Lüdenscheid
wohnhaft: Haushamm-München
274 Andrea x 28.07.1957, Berne
Zahnarzthelferin
oo 30.04.1981, Halver
Ullrich, Bodo
Werkzeugmacher
x 05.05.1956, Lüdenscheid
wohnhaft: Lüdenscheid

Kind von Paul; Nr. 175:

275 Veronika x 18.05.1957, Bremen
kfm. Angestellte im Wohnungswesen
oo 11.12.1980, Kürten
Scharfenberg, Ernst Ludwig
x 11.05.1938, Neumarkt
Volkswirt
wohnhaft: Kürten

Kinder von Kretschmer, Leonhard; Nr. 176:

I. Ehe:

276 Martina x 20.08.1962, Lüdenscheid
Floristin, Halver

277 Christina x 28.07.1965, Lüdenscheid

II. Ehe:

278 Marcus 15.03.1974, Wipperfürth

Kinder von Maruschke, Godehard; Nr. 178:

279 Tanja x 23.05.1972, Haßfurt/Main

280 Stefan x 17.04.1974, Haßfurt/Main

281 Julian x 12.02.1980, Haßfurt

Kinder von Maruschke, Christoph; Nr. 179:

282 Esther x 28.05.1965, Forchheim

283 Iris x 13.12.1967, Forchheim

Kind von Tittel; Nr. 180:

284 Veronika x 05.05.1977, Ottobrunn

Kind von Multhaupt; Nr. 182:

285 Joachim x 18.02.1967, Vienenburg/Harz

Kind von Maruschke, Siegfried; Nr. 183:

286 Siegfried x 02.03.1972, Santiago de la Caballeros,
Republika Dominikana

XV. Generation

Kind von Fell; Nr. 221

287 Elina x 31.08.1982, Gemünden/Hunsrück

Kind von Eickelpasch; Nr. 227:

288 Diana x 23.11.1981, Grefrath

Kinder von Rother; Nr. 242:

289 David x 20.06.1978, Bottrop

290 Hanno x 01.09.1981, Bottrop

Kind von Scharfenberg; Nr. 272:

291 Katrin x 23.11.1982, Kürten

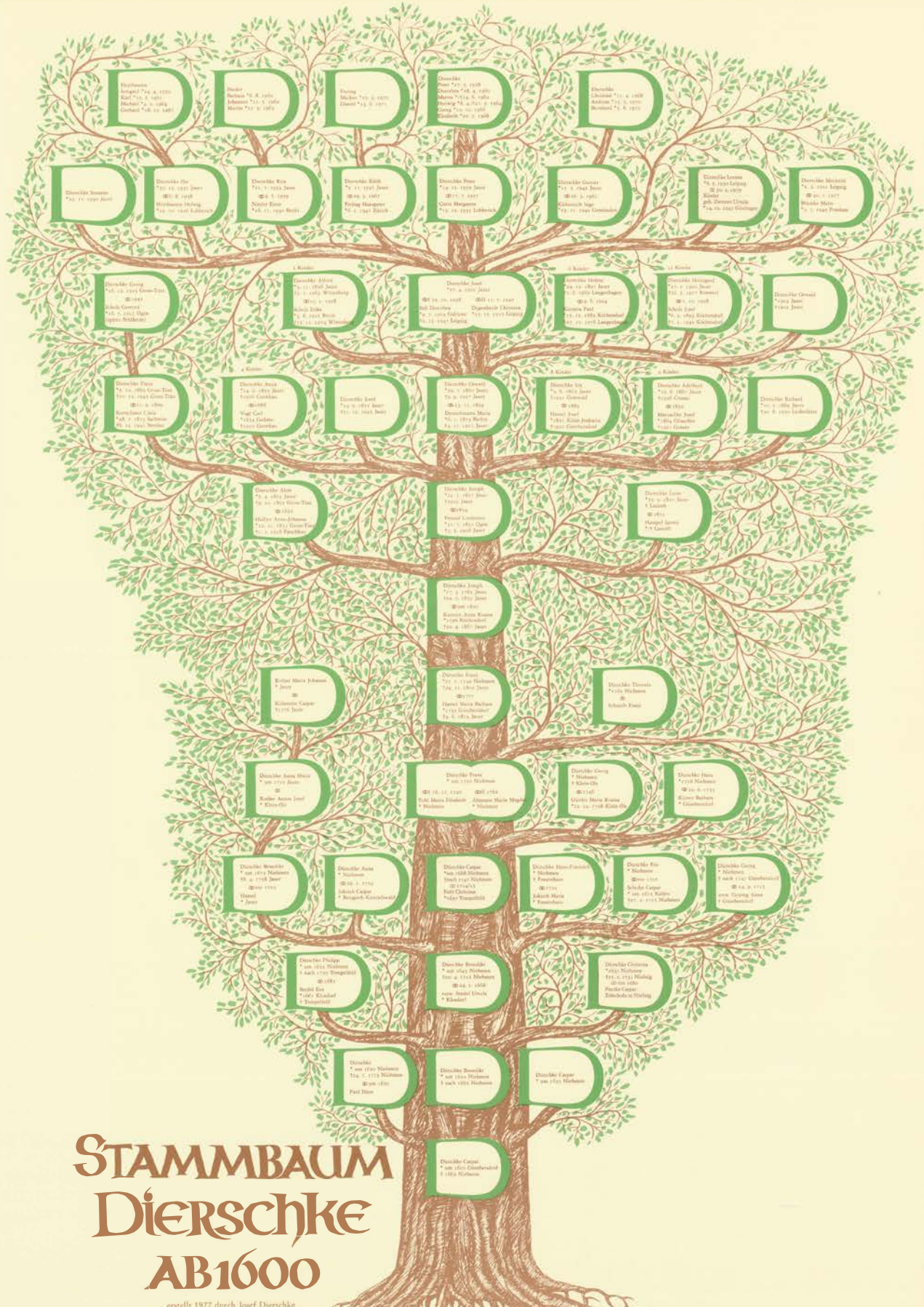
10.

Daten zur Familie

10.3

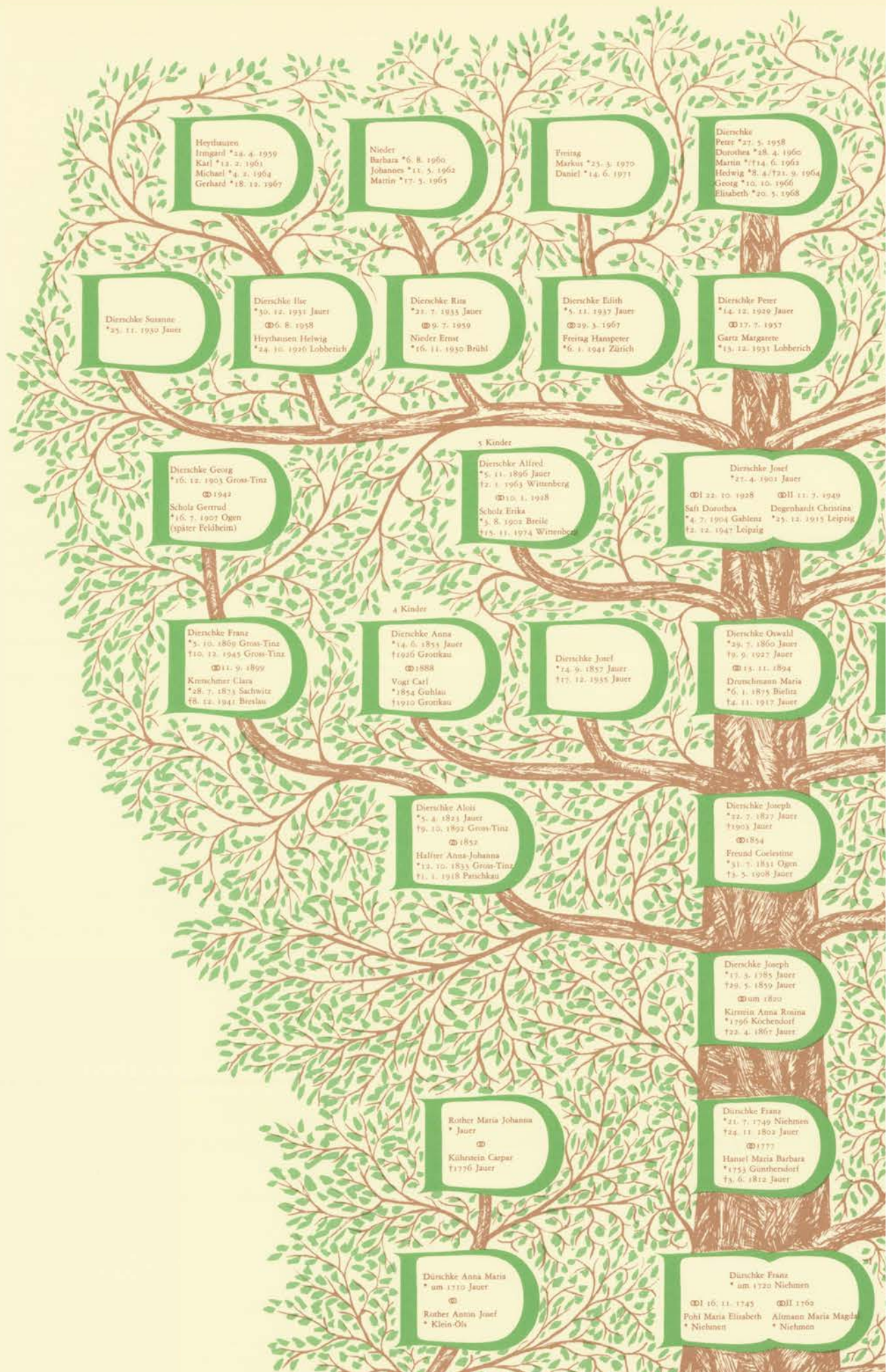
Stammbaum Dierschke ab 1600

Autor: Josef Dierschke
Datum: 1977
Umfang: Gesamtansicht + 4 Teilansichten
Original: DIN A 2



STAMMBAUM Dierschke AB 1600

erstellt 1977 durch Josef Dierschke



Heyhausen
Irmgard *28. 4. 1959
Karl *13. 2. 1961
Michael *4. 2. 1964
Gerhard *18. 12. 1967

Nieder
Barbara *6. 8. 1960
Johannes *11. 5. 1962
Martin *17. 5. 1965

Freitag
Markus *25. 3. 1970
Daniel *13. 6. 1971

Dierschke
Peter *27. 5. 1958
Dorothea *28. 4. 1960
Martin *11. 6. 1962
Hedwig *8. 4. 1964
Georg *10. 10. 1966
Elisabeth *20. 5. 1968

Dierschke Susanne
*25. 11. 1930 Jauer

Dierschke Ilse
*30. 12. 1931 Jauer
⊞ 6. 8. 1958
Heyhausen Helwig
*24. 10. 1926 Lobbetich

Dierschke Rina
*21. 7. 1935 Jauer
⊞ 9. 7. 1959
Nieder Ernst
*16. 11. 1930 Brühl

Dierschke Edith
*5. 11. 1937 Jauer
⊞ 29. 3. 1967
Freitag Hanspeter
*6. 1. 1941 Zürich

Dierschke Peter
*14. 12. 1929 Jauer
⊞ 17. 7. 1957
Gartz Margarete
*13. 12. 1931 Lobberich

5 Kinder

Dierschke Georg
*16. 12. 1903 Gross-Tinz
⊞ 1942
Scholz Gerrud
*16. 7. 1907 Ogen
(später Feldheim)

Dierschke Alfred
*5. 11. 1896 Jauer
† 2. 1. 1963 Wittenberg
⊞ 10. 1. 1928
Scholz Erika
*3. 8. 1902 Breile
† 15. 11. 1974 Wittenberg

Dierschke Josef
*27. 4. 1901 Jauer
⊞ 22. 10. 1928 ⊞ 11. 7. 1949
Safi Dorothea Degenhardt Christina
*4. 7. 1904 Gablitz *25. 12. 1915 Leipzig
† 2. 12. 1947 Leipzig

4 Kinder

Dierschke Franz
*5. 10. 1869 Gross-Tinz
† 10. 12. 1945 Gross-Tinz
⊞ 11. 9. 1899
Krenschmer Clara
*28. 7. 1873 Sachwitz
† 8. 12. 1941 Breslau

Dierschke Anna
*14. 6. 1855 Jauer
† 1926 Grottkau
⊞ 1888
Vogt Carl
*1854 Gubkau
† 1910 Grottkau

Dierschke Josef
*14. 9. 1857 Jauer
† 17. 12. 1935 Jauer

Dierschke Oswald
*29. 7. 1860 Jauer
† 9. 9. 1927 Jauer
⊞ 13. 11. 1894
Druschmann Maria
*6. 1. 1875 Bielitz
† 4. 11. 1917 Jauer

Dierschke Alois
*5. 4. 1823 Jauer
† 9. 10. 1892 Gross-Tinz
⊞ 1852
Haller Anna-Johanna
*12. 10. 1833 Gross-Tinz
† 1. 1. 1918 Panschkau

Dierschke Joseph
*22. 7. 1827 Jauer
† 30. 3. 1903 Jauer
⊞ 1854
Freund Coelestine
*31. 7. 1831 Ogen
† 3. 5. 1908 Jauer

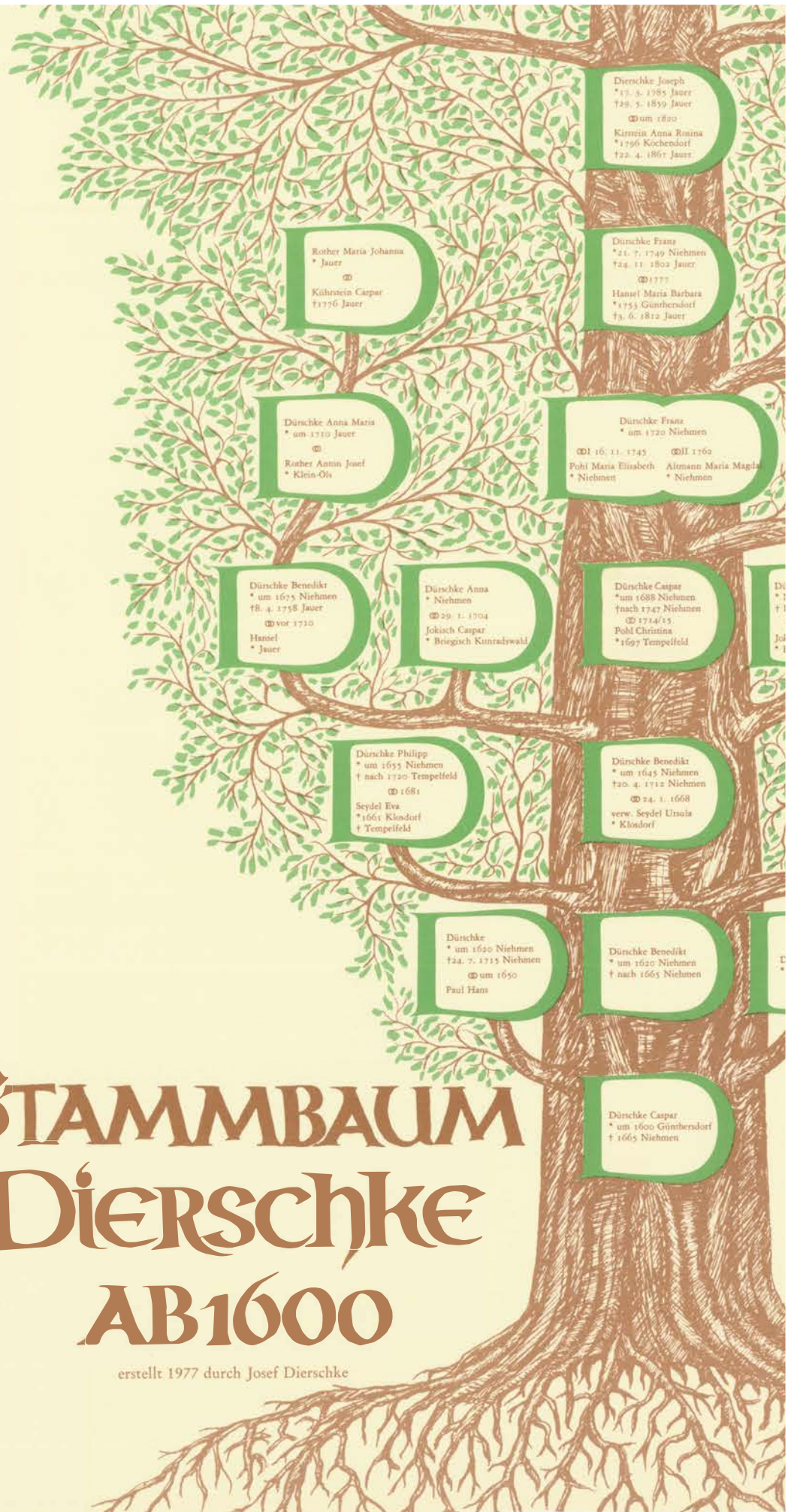
Dierschke Joseph
*17. 3. 1785 Jauer
† 29. 5. 1859 Jauer
⊞ um 1800
Kittrein Anna Rosina
*1796 Kochendorf
† 22. 4. 1867 Jauer

Rother Maria Johanna
* Jauer
⊞
Kührstein Caspar
† 1776 Jauer

Dierschke Franz
*21. 7. 1749 Niehmen
† 24. 11. 1803 Jauer
⊞ 1777
Hansel Maria Barbara
*1753 Gunterendorf
† 3. 6. 1812 Jauer

Dierschke Anna Maria
* um 1710 Jauer
⊞
Rother Anton Josef
* Klein-Oß

Dierschke Franz
* um 1720 Niehmen
⊞ I 1760
Pohl Maria Elisabeth
* Niehmen
Altmann Maria Magda
* Niehmen



Dierschke Joseph
 * 17. 3. 1785 Jauer
 † 29. 5. 1859 Jauer
 ⚭ um 1820
 Kirslein Anna Rosina
 * 1796 Köcherdorf
 † 22. 4. 1867 Jauer

Rother Maria Johanna
 * Jauer
 ⚭
 Kührstein Caspar
 † 1776 Jauer

Dierschke Franz
 * 21. 7. 1749 Niehmen
 † 24. 11. 1802 Jauer
 ⚭ 1777
 Hanel Maria Barbara
 * 1753 Günthersdorf
 † 3. 6. 1812 Jauer

Dürschke Anna Maria
 * um 1710 Jauer
 ⚭
 Rother Anton Josef
 * Klein-Ols

Dürschke Franz
 * um 1720 Niehmen
 ⚭ I 16. 11. 1745 ⚭ II 1760
 Pohl Maria Elisabeth
 * Niehmen Altmann Maria Magda
 * Niehmen

Dürschke Benedikt
 * um 1675 Niehmen
 † 8. 4. 1758 Jauer
 ⚭ vor 1720
 Hanel
 * Jauer

Dürschke Anna
 * Niehmen
 ⚭ 29. 1. 1704
 Jokisch Caspar
 * Belegisch Kunradswald

Dürschke Caspar
 * um 1688 Niehmen
 † nach 1747 Niehmen
 ⚭ 1744/45
 Pohl Christian
 * 1697 Tempelfeld

Dürschke Philipp
 * um 1655 Niehmen
 † nach 1720 Tempelfeld
 ⚭ 1681
 Seydel Eva
 * 1661 Klondorf
 † Tempelfeld

Dürschke Benedikt
 * um 1645 Niehmen
 † 20. 4. 1712 Niehmen
 ⚭ 24. 1. 1668
 verw. Seydel Ursula
 * Klondorf

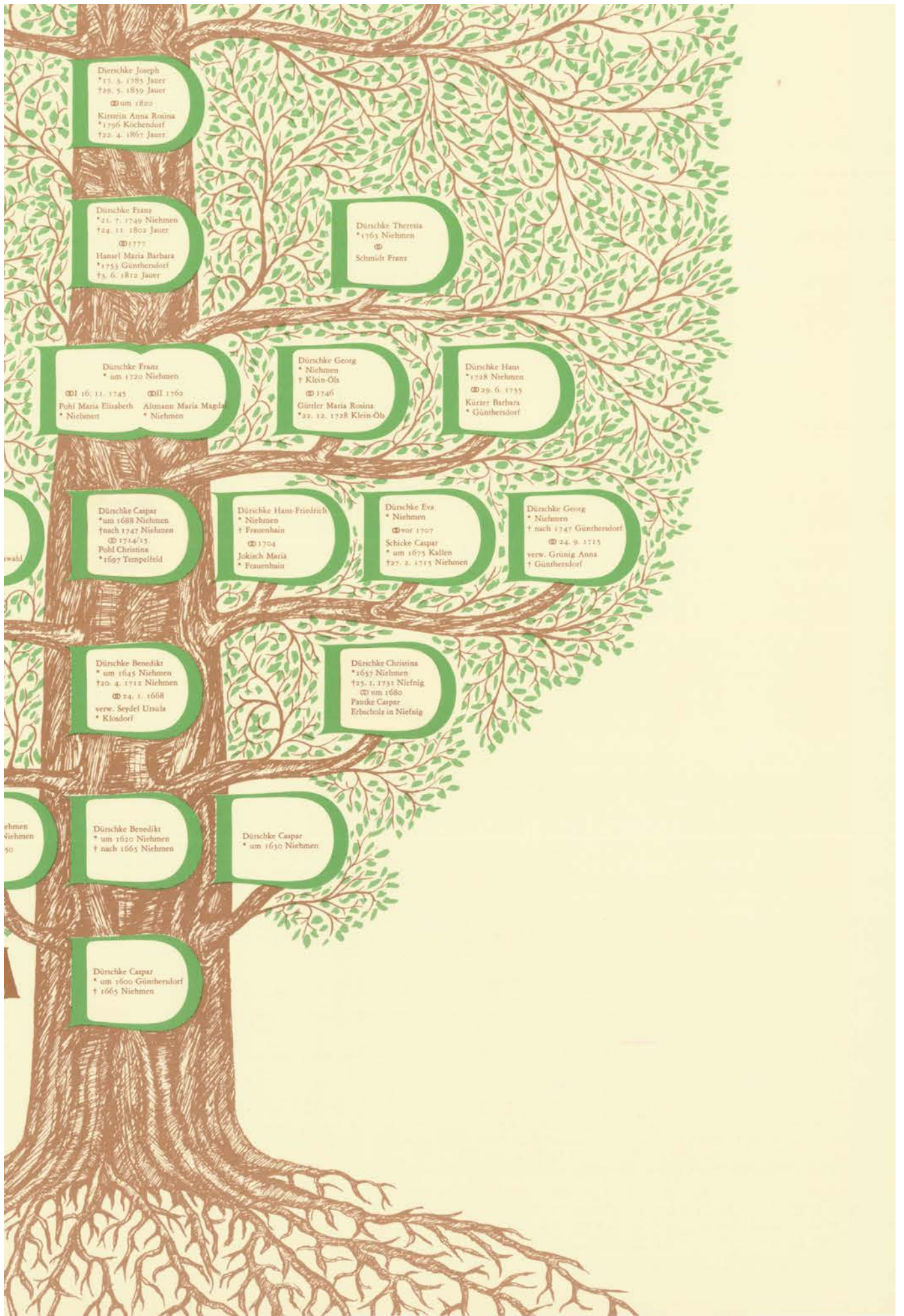
Dürschke
 * um 1620 Niehmen
 † 24. 7. 1715 Niehmen
 ⚭ um 1650
 Paul Hans

Dürschke Benedikt
 * um 1620 Niehmen
 † nach 1665 Niehmen

Dürschke Caspar
 * um 1600 Günthersdorf
 † 1665 Niehmen

STAMMBAUM DIERSCHKE AB 1600

erstellt 1977 durch Josef Dierschke



Dürschke Joseph
*17. 3. 1785 Jauer
†29. 5. 1859 Jauer
⊙ um 1820
Kirrsein Anna Rosina
*1796 Köbendorf
†22. 4. 1867 Jauer

Dürschke Franz
*21. 7. 1749 Niehmen
†24. 11. 1802 Jauer
⊙ 1777
Hansel Maria Barbara
*1751 Günthersdorf
†3. 6. 1812 Jauer

Dürschke Theresia
*1765 Niehmen
⊙
Schmidt Franz

Dürschke Franz
* um 1720 Niehmen
⊙ I 16. 11. 1745 ⊙ II 1762
Pohl Maria Elisabeth
* Niehmen Altmann Maria Magda
* Niehmen

Dürschke Georg
* Niehmen
† Klein-Ols
⊙ 1746
Güttler Maria Rosina
*22. 12. 1728 Klein-Ols

Dürschke Hans
*1728 Niehmen
⊙ 29. 6. 1755
Kürzer Barbara
* Günthersdorf

Dürschke Caspar
* um 1688 Niehmen
† nach 1747 Niehmen
⊙ 1714/15
Pohl Christina
*1697 Tempelhof

Dürschke Hans-Friedrich
* Niehmen
† Frauenhain
⊙ 1704
Jokisch Maria
* Frauenhain

Dürschke Eva
* Niehmen
⊙ vor 1707
Schicke Caspar
* um 1675 Kallen
†27. 2. 1715 Niehmen

Dürschke Georg
* Niehmen
† nach 1747 Günthersdorf
⊙ 24. 9. 1715
verw. Grünig Anna
† Günthersdorf

Dürschke Benedikt
* um 1645 Niehmen
†20. 4. 1712 Niehmen
⊙ 24. 1. 1668
verw. Seydel Ursula
* Klondorf

Dürschke Christina
*1637 Niehmen
†25. 1. 1731 Niefzig
⊙ um 1680
Pantke Caspar
Erscholz in Niefzig

Dürschke Benedikt
* um 1620 Niehmen
† nach 1665 Niehmen

Dürschke Caspar
* um 1630 Niehmen

Dürschke Caspar
* um 1600 Günthersdorf
† 1665 Niehmen

10.

Daten zur Familie

10.4

Lebensdaten

Ehefrau Christina Dierschke

Autorin: Tochter Mechtild Dierschke

Datum: 2019

Lebensdaten Christina Dierschke

- 1915 am 25.12. geboren in Leipzig als 5. Kind von Karl und Anna Degenhardt, geb. Kibele
- 1921 Besuch der Katholischen Volksschule in Leipzig
- 1923/24 Verschickung nach Holland
- 1927 Besuch der Gaudigschule in Leipzig bis zum Abschluss der Untersekunda. Während der Schulzeit lernt sie über den Religionslehrer Kahlefeld die Jugendbewegung Quickborn kennen und pflegt lebenslang die Kontakte.
- 1933 Besuch des Kindergärtnerinnenseminars in Leipzig
- 1935 Besuch des Werkseminars in Leipzig
- 1936 Tätigkeit als Kindergärtnerin beim Ursulinenkloster in Werl
- 1937-
- 1939 Tätigkeit im Kinderheim in Bad Liesborn bei Lippstadt
- 1940 Besuch des Jugendleiterinnenseminars in Freiburg, Erwerb der *missio canonica*
- 1941-
- 1944 Leitung von 4 Kindergärten bei den Kaliwerken im Elsass
- 1944 Flucht vor der nahenden Front über Meiningen nach Leipzig
- 1944-
- 1949 Pfarrhelferin in der Heimatpfarrei St. Georg bei Pfarrer Jatzwauk. Dort auch mit der Betreuung von Flüchtlingen betraut. Sie lernt dabei die Familie Dierschke kennen und kümmert sich um sie. Am 11.7. Heirat des Witwers Josef Dierschke, geb. am 27.4.1901 in Jauer/Schlesien, Vater von 6 Kindern:
Peter, geb. am 14.12.1929; Susanne, geb. am 25.11.1930; Ilse, geb. am 30.12.1931; Rita, geb. am 21.7.1933; Edith, geb. am 5.11.1937; Gunter, geb. am 17.5.1942, alle in Jauer
- 1950 am 8.5. Geburt von Sohn Lorenz in Leipzig
- 1951 am 2.9. Geburt von Tochter Mechtild in Leipzig
- 1952 Flucht über Berlin nach Westdeutschland. Unterbringung im Lager in Massen, dann in Siegen; Bezug einer Wohnung in Remagen, die zuvor der Bruder Heinrich Degenhardt bewohnte
- 1956 Umzug nach Leverkusen. Ehemann Josef übernimmt die Leitung des Lehrlingswohnheimes St. Georg.
- 1958 am 27.5. Geburt des ersten Enkels Peter, Sohn des Sohnes Peter
- 1960-
- 1962 Leitung des St. Antonius-Kindergartens in Leverkusen
- 1966 Umzug nach Leverkusen-Rheindorf nach Eintritt von Ehemann Josef in den Ruhestand
- 1967 am 31. März stirbt ihre Mutter Anna Degenhardt. Vater Karl lebt ab dann bis zu seinem Tod

- 1972 am 30.12. in ihrer Wohnung.
- 1981 am 23.11. Geburt der ersten Urenkelin Diane, Tochter der Enkelin Irmgard Eickelpasch, geb. Heythausen, Enkelin der Tochter Ilse
- 1984 am 13.1. Geburt des jüngsten Enkels Sabine, Tochter von Lorenz
- 1972-
1992 Dienst bei der Bahnhofsmission auf dem Kölner Hauptbahnhof im Nachtdienst
- 1980-
2000 Leitung des Altenkreises der katholischen Pfarrei Heilig Kreuz in Leverkusen-Rheindorf
- 1984 Reise nach Israel zusammen mit Tochter Edith; seitdem viele weitere Bildungsreisen; Ostern 2001 Besuch bei Annette Aburdene, geb. Bierschenk, Tochter der Schwester Margret, in Washington zusammen mit Tochter Mechtild
- 1986 am 16.9. verstirbt Ehemann Josef in Leverkusen
- 2001 Einsatz als Model für die Firma Freitag (Söhne von Tochter Edith) auf der Messe „bread & butter“ in Köln
- 2003-
2009 immer wieder gesundheitliche Probleme, die oft zu Aufenthalten in Brohl führen, wo sie von Sohn Gunter und Schwiegertochter Inge gepflegt wird
- 2005 am 2.10. letztes der vielen Enkeltreffen, das erste Mal ohne die Oma und Uroma
- 2005 am 25.12. 90. Geburtstag, Familienfeier am 28.12. in Bad Breisig
- 2007 Geburt der ersten Ururenkelin Lea, Tochter von Elina Soltmann, Tochter von Dorothea, Tochter von Sohn Peter
- 2009 wegen erhöhter Pflegebedürftigkeit Aufnahme ins Marienhaus Seniorenzentrum St. Josef in Bad Breisig.
In der Folge mehrere Krankenhausaufenthalte, zuletzt im Februar 2014 wegen einer Oberschenkelhalsfraktur. Sie erholt sich jedoch immer wieder gut von den gesundheitlichen Attacken und bleibt gehfähig, was ihr sehr wichtig ist. Ebenso bleiben ihre geistigen Fähigkeiten bis zum Schluss voll erhalten.
- 2010 am 26.9. verstirbt Tochter Rita
- 2011 am 4.10. verstirbt Sohn Peter
- 2013 Buchgeschenk an Papst Franziskus, den sie sehr verehrt. Der Dankesbrief von ihm ist ihr ganzer Stolz.
- 2014 am 9.3. stirbt Christina Dierschke in ihrem Zimmer im Seniorenheim.
Am 14.3. wird sie auf dem Waldfriedhof in Bad Breisig unter großer Beteiligung der Familie beerdigt.
- 2015 Der Grabstein vom Grab von Ehemann Josef in Leverkusen wird auf dem Grab von Christina Dierschke auf dem Waldfriedhof in Bad Breisig errichtet.



Grabstätte Christina Dierschke
Waldfriedhof Bad Breisig, November 2015

10.

Daten zur Familie

10.5

Ahnenreihe des Geschlechts Dierschke ab 1984

Autor: Sohn Gunter Dierschke

Datum: 04.03.2020

Weiterführung der von Klaus und Annemarie Paul in Schweinfurt erstellten Ahnenreihe des Geschlechts

D i e r s c h k e

aus Jauer, Kreis Ohlau/Schlesien
vom Jahre 1777 bis zur Jetztzeit

erstellt durch Josef Dierschke im Jahre 1983

ergänzt durch Gunter Dierschke
und Edith Freitag-Dierschke im Jahre 2001 uff.

letzte Änderung:

am 20.01.2013
am 01.10.2018
am 03.01.2019
am 08.02.2019
am 29.05.2019
am 21.06.2019
am 01.01.2020
am 04.03.2020
am 22.12.2020
am 25.02.2021

XII. Generation

=====

101 Josef

x 27.04.1901, Jauer
+ 16.09.1986, Leverkusen

oo I. Ehe: 22.10.1928, Breslau
Saft, Dorothea
x 04.07.1904, Gablenz, Kreis Rothenburg/Lausitz
+ 02.12.1947, Leipzig

oo II.Ehe: 11.07.1949, Leipzig
Degenhardt, Christina
x 25.12.1915, Leipzig
+ 09.03.2014, Bad Breisig

XIII. Generation

=====

KINDER VON DIERSCHKE, JOSEF, Nr. 101

- 146 Peter x 14.12.1929, Jauer
 + 04.10.2011, Rhöndorf
- oo 17.07.1957, Lobberich
 Gartz, Margarete
 x 18.12.1931, Lobberich
- 147 Susanne x 25.11.1930, Jauer
 + 11.08.2020, Düsseldorf
- 148 Ilse x 30.12.1931, Jauer
 + 15.08.2015 Nettetal-Lobberich
- oo 06.08.1958, Lobberich
 Heythausen, Helwig
 x 26.10.1926, Lobberich
 + 04.03.2020, Nettetal-Lobberich
- 149 Rita x 21.07.1933, Jauer
 + 26.09.2010 Erfstadt
- oo 09.07.1959, Leverkusen-Wiesdorf
 Nieder, Ernst
 x 16.11.1930, Brühl
 + 24.06.2012, Brühl
- 150 Edith x 05.11.1937, Jauer
- oo 29.03.1967, Freiburg i. Br.
 Freitag, Hans-Peter
 x 06.01.1941, Zürich/Schweiz
- 151 Gunter x 17.05.1942, Jauer
- oo 26.05.1967, Gemünden/Hunsrück
 Kühnreich, Inge
 x 23.11.1942, Sondershausen/Thür.
- 152 Lorenz x 08.05.1950, Leipzig
- oo 30.03.1979, Rheinbach
 Kissler, Ursula, geb. Zwirner
 x 14.12.1947, Göttingen
- 153 Mechtild x 02.09.1951, Leipzig
- oo 30.07.1977, Salmtal-Dörbach
 Blümke, Malte
 x 03.01.1949, Potsdam
 gesch. 31.08.2000

XIV. Generation

=====

KINDER VON DIERSCHKE, PETER, Nr. 146

- 221 Peter x 27.05.1958, Gemünden/Hunsrück
- oo 25.05.1984, Regnitzlosau/Hof a.d.Saale
 Mörlers, Marion
 x 13.05.1958, Bad Nauheim
- 222 Dorothea x 28.04.1960, Gemünden/Hunsrück
- oo 10.10.1981, Gemünden/Hunsrück
 Fell, Herbert
 x 12.12.1957, Bachem
 gesch. 12.03.2003
- oo 09.04.2010, Dickenschied
 Jürgen Neunecker
 x 10.04.1950, Erbes-Büdesheim
- 223 Martin x/+ 14.06.1962, Simmern
- 224 Hedwig x 08.04.1964, Simmern
 + 21.09.1964, Gemünden
- 225 Georg x 10.10.1966, Simmern
- oo 02.07.1994, Rheinböllen
 v. Twickel, Katharina
 x 23.12.1966, Frankfurt a.M.
- 226 Elisabeth x 20.05.1968, Simmern
- oo 26.06.1993, Kappel
 Müller, Harald
 x 29.01.1967, Simmern

KINDER VON HEYTHAUSEN, ILSE, Nr. 148

- 227 Irmgard x 24.04.1959, Lobberich

 oo 22.08.1980, Nettetal-Lobberich
 Eickelpasch, Wolfgang
 x 12.06.1957, Grefrath/Kempen-Krefeld
- 228 Karl x 12.02.1961, Lobberich
 + 26.06.1979, Krefeld
- 229 Michael 04.02.1964, Lobberich

 oo 11.07.1987, Nettetal-Lobberich
 Föhles, Sigrid
 x 19.06.1966, Nettetal-Lobberich
- 230 Gerhard x 18.12.1967, Lobberich

 oo 14.12.2002, Wachtendonk
 Straeten, Annemie
 X 20.08.1972, Straelen

KINDER VON NIEDER, RITA, Nr. 149

- 231 Barbara x 06.08.1960
- 232 Johannes x 11.05.1962, Brühl
 oo 30.05.1987, Brühl
 Petratschek, Claudia
 x 16.05.1963, Lichtenfels
- 233 Martin x 17.05.1965, Brühl
 oo 07.07.2001, Brühl
 Jacobs, Tina
 x 27.06.1975, Köln

KINDER VON FREITAG, EDITH, NR. 150

234 Markus x 25.03.1970, Grenchen/Schweiz

oo 30.05.2009, Zürich/Schweiz
Burkhardt, Barbara
x 15.05.1970, Zürich/Schweiz

235 Daniel x 14.06.1971, Zürich/Schweiz

oo 23.09.2005, Zürich/Schweiz
Loose, Karin
x 19.06.1975, Solothurn/Schweiz
gesch. 07.06.2011

KINDER VON DIERSCHKE, GUNTER, NR. 151

- 236 Christian x 11.04.1968, Andernach
- oo 04.07.1998, Brohl-Lützing
 Mannheim, Alexandra
 x 17.03.1975, Andernach
- 237 Andreas x 15.05.1970, Andernach
- oo 01.06.1996, Brohl-Lützing
 Herber, Daniela
 x 19.06.1973, Hof
 gesch. 14.09.2009
- oo 06.08.2011, Brohl-Lützing
 Mael, geb. König, Sandra
 x 06.08.1969, Bonn
- 238 Bernhard x 05.08.1972, Andernach
- oo 15.05.1999, Brohl-Lützing
 Schmitt, Tanja
 x 06.01.1977, Andernach

KINDER VON DIERSCHKE, LORENZ, NR. 152

239 Sebastian x 03.06.1982, Bonn

240 Sabine x 13.01.1984, Bonn

oo 17.08.2013 Bonn

Wirtz, Daniel

x 10.06.1982, Bonn

gesch. 25.12.16

KINDER VON DIERSCHKE-BLÜMKE, MECHTILD, NR. 153

241 Björn x 15.11.1980, Daun/Eifel

242 Nils x 11.08.1983, Daun/Eifel

oo 21.08.2016, Hanau
Termühlen, Eva
x 08.01.1982, Steinfurt

XV. Generation

=====

KINDER VON DIERSCHKE, PETER, NR. 221

301 Philipp	x 11.03.1985, Bad Nauheim
302 Lorenz	x 29.10.1986, Bad Nauheim
303 Martin	x 19.06.1988, Bad Nauheim
304 Annelie	x 19.07.1990, Bad Nauheim
	oo 13.11.2015, Florstadt Guth, Andreas x 01.01.1989, Gießen
305 Ulrike	x 05.06.1992, Bad Nauheim

KINDER VON FELL, DOROTHEA, NR. 222

306 Elina x 31.08.1982, Kirchheimbolanden
 oo 26.08.2011, Idar-Oberstein
 Soltmann, Marco
 x 09.05.1978, Idar-Oberstein

KINDER VON DIERSCHKE, GEORG, NR. 225

307 Christina x 11.03.1995, Lich/Hessen

308 Benedikt x 25.09.1998, Lich/Hessen

KINDER VON MÜLLER, ELISABETH, NR. 226

309 Carolin x 10.05.1994, Simmern

310 Bianca x 17.03.1996, Simmern

KINDER VON EICKELPASCH, IRMGARD, NR. 227

- 311 Diane x 23.11.1981, Süchteln

 oo 01.08.2008, Vinkrath(Grefrath)
 Venmanns, Marc
 x 06.06.1974, Straelen
- 312 André x 09.03.1985, Dülken

 oo 15.12.2019, Grefrath
 Lembgen, Carolin
 x 21.01.1988, Neuwied
- 313 Marie x 01.08.1989, Kempen

 oo 22.12.2020, Grefrath
 Siepen, Willko
 x 18.04.1983, Viersen

KINDER VON HEYTHAUSEN, MICHAEL, NR. 229

314 Steffen x 05.01.1988, Breyell

315 Henning x 16.04.1990, Breyell

316 Julia x 22.10.1992, Breyell

KINDER VON HEYTHAUSEN, GERHARD, NR. 230

317 Leon	x 10.04.2003, Kempen
318 Maarten	x 25.08.2005, Kempen
333 Eric	x/+ 10.04.2012, Nettetal
334 Pauline	x 25.06.2013, Nettetal

KINDER VON NIEDER, BARBARA, NR. 231

319 Louisa x 26.06.1998, Bielefeld

KINDER VON NIEDER, JOHANNES, NR. 232

320 Felix x 12.07.1990, Brühl

 oo 10.05.2019, Brühl
 Maurer, Rebecca Maria
 x 12.03.1991, Brühl

321 Meike x 05.08.1995, Brühl

KINDER VON NIEDER, MARTIN, Nr. 233

322 Luis x 12.03.2002, Köln

323 Linus x 21.06.2005, Brühl

KINDER VON FREITAG, MARKUS, Nr. 234

324 Anouk x 04.02.2005, Zürich

325 Elfie x 07.02.2008, Zürich

KINDER VON FREITAG, DANIEL, Nr. 235

326 Konstantin x 23.05.2004, Zürich

332 Rosa Blum x 03.11.2011, Zürich

KINDER VON DIERSCHKE, CHRISTIAN, NR. 236

327 Hanna x 24.06.2000, Andernach
328 Franziska x 09.09.2002, Andernach

KINDER VON DIERSCHKE, ANDREAS, NR. 237

329 Simon	x 10.09.1998, Neuwied
330 Anne	x 07.06.2001, Andernach

KINDER VON DIERSCHKE, BERNHARD, Nr. 238

331 Marie x 29.03.2003, Bad Neuenahr-Ahrweiler

KINDER VON BLÜMKE, NILS, Nr. 242

333 Emilia Sophie	x 19.11.2014, Frankfurt
334 Henry	x 03.01.2019, Gießen
335 Antonia	x 03.01.2019, Gießen

XVI. Generation

=====

KINDER VON FELL, ELINA, Nr. 306

401 Lea

x 13.10.2007, Idar-Oberstein

KINDER VON VENMANN'S, DIANE, Nr. 311

402 Nele x 26.03.2010, Kempen

403 Ella-Maria x 31.10.2012, Kempen

KINDER VON DIERSCHKE, MARTIN, Nr. 303

404	Liam Amaroo Prinz	x 14.12.2012, Bad Nauheim
408	Karla Jerona Kassandra Berger	x 06.09.2018, Berlin
411	Joram Kasimir Berger	x 01.02.2021, Neu Zittau

KINDER VON DIERSCHKE, ANNELIE, Nr. 304

405 Jasper x 03.12.2015, Bad Nauheim

407 Laurin x 19.08.2018, Bad Nauheim

KINDER VON EICKELPASCH, ANDRÉ, Nr. 311

406 Mats x 04.01.2018, Kempen

KINDER VON EICKELPASCH, MARIE, NR. 312

407 Linus Wilko Siepen x 15.06.2019, Kempen

409 Merle-Marie Siepen x 25.02.2021, Kempen

KINDER VON Dierschke, Sabine, NR. 240

410 Emma Dierschke

x 07.07.2020, Bonn

11.

Familie Saft

Aus dem Leben von
Albert und Agnes Saft

ergänzend: Foto

Autor: Josef Dierschke

Datum: Dezember 1985

Aus dem Leben von Albert und Agnes Saft.

=====

Albert Saft war am 08.01.1862 in Kaltenbrunn, Kreis Schweidnitz in Schlesien geboren. Sein Vater war der Bauer August Saft, geboren am 04.05.1820 in Laasan. Er hatte in 1. Ehe Pauline Reiprich aus Kaltenbrunn geheiratet. Diese verstarb frühzeitig und hinterließ fünf unmündige Kinder: Mathilde, Adolf, Robert, August, Reinhold. August Saft heiratete in 2. Ehe am 01.02.1858 Maria Anton. Sie war geboren am 25.04.1831 in Paschwitz, später Fuchshübel, und wird als sehr tüchtig, gerecht und mit sehr lebhaftem, heftigen Temperament geschildert. August Saft dagegen wird als ein ruhiger, würdiger Mann bezeichnet. Oft soll er das Haus verlassen haben, wenn es ihm "zu geräuschvoll" zuging und erst zurückgekehrt sein, wenn sich die Wogen im Haus wieder geglättet hatten. Dieser 2. Ehe entsprossen sechs Kinder: Hermann, Albert, Anna, Bertha, Ida und Martha. Trotz ihres heftigen Temperaments war die Mutter gerecht zu allen Kindern; sie habe keine Unterschiede gemacht zwischen Stief- und eigenen Kindern.

Nach des Vaters Tode übernahm die jüngste Tochter Martha den väterlichen, 30 ha großen Hof in Kaltenbrunn. Sie heiratete den, wie es heißt, tüchtigen und wohlhabenden Landwirt Paul Kirschstein aus Prisselwitz. Dieser Ehe entsprossen fünf Kinder:

Lidwina, später verehelichte Herrmann in Obermois; Maria, später verehelichte Schnabel in Kaltenbrunn; Franz, gefallen im 1. Weltkrieg; Bruno, der den väterlichen Hof übernahm und Paul, der Jüngste, der eine bäuerliche Neusiedlerstelle bewirtschaftete.

Weil sovielen Kinder auf dem väterlichen Hof vorhanden waren, hatte Albert Saft sich alsbald nach dem Schulabschluß auf eigene Füße gestellt. Er absolvierte eine gründliche Landwirtschaftslehre. Anschließend besuchte er die damals in Schlesien sehr renommierte Ackerbauschule in Poppelau/Oberschlesien. In der Folge wechselte er gern die Assistentenstellen, um sich vielseitig vorzubilden. Später hatte er bedauert, sich nicht auch außerhalb Schlesiens umgesehen zu haben. Um 1890 übernahm Albert Saft eine erste Stelle als Gutsverwalter bei Oberamtman Gärtner in Alt-Strunz, Kreis Glogau mit 502 ha Ackerland. Alt-Strunz hieß später Deutscheck.

In Alt-Strunz gefiel es dem jungen Verwalter recht gut, gewiß nicht zuletzt deshalb, weil er hier seine künftige Frau kennen lernen sollte.

Agnes Bartsch war geboren am 14.01.1868 in Woßwitz, Kreis Glogau. Ihre Eltern waren der Bauer August Bartsch, geboren am 12.08.1825 und dessen Ehefrau Maria Theresia geborene Pohl, geboren am 09.06.1832 in Bautsch, Kreis Glogau. Agnes war das achte von zehn Kindern.

Zunächst hatte sie vor, ins Kloster zu gehen. In Dresden stand ihre Cousine Hermans als Oberin dem Kloster der Grauen Schwestern vor. Sie hatte bereits die Anmeldung ihrer Cousine Agnes entgegengenommen.

Als jedoch am 25.11.1886 der Vater unerwartet starb, erlaubte die Mutter nicht mehr, daß Agnes ins Kloster ginge. Nunmehr erlernte sie im Kasino zu Glogau die "feine Küche", wie es damals hieß, und suchte anschließend Stellung als Wirtschaftsfräulein. Diese Stellung fand sie in Alt-Strunz, und machte dort die Bekanntschaft mit dem Gutsverwalter Albert Saft. Beide schätzten einander, verstanden und ergänzten sich. Albert hatte bereits mit dem Lehrer und einem Förster Freundschaft geschlossen. Man verbrachte vor allem die Sonntage gemeinsam. Um mit der schüchternen Agnes Bartsch öfters beisammen sein zu können, hatte Albert sie aufgefordert, sich am Sonntag zu dem Trio in die Laube zu setzen. Anfangs spöttelten die zwei Freunde; als sie aber merkten, wie es um die zwei stand, nahmen sie die Agnes gern in ihren Kreis auf.

Neben seiner Tüchtigkeit schätzte Agnes an Albert insbesondere seine Sparsamkeit. Einmal wurde das ihr jedoch "zuviel des Guten"!

Albert war in den Weihnachtsurlaub nach Hause gefahren und schickte von dort an Agnes eine Briefkarte mit Bild. Diese Karte war ihm selbst von einer alten Liebe zugegangen, er hatte die Unterschrift der Absenderin ausradiert und die seine darunter geschrieben. Das jedoch war selbst der so friedlichen, an Sparsamkeit gewöhnten Agnes "zuviel des Guten"; sie hat es ihm nie vergessen!

Anfang des Jahres 1892 wurde Albert die Stelle eines Gutsverwalters bei Graf Arnim in Weißwasser/Oberlausitz angeboten. Albert und Agnes überlegten gut, entschlossen sich zu heiraten und gemeinsam die Stelle in Weißwasser anzunehmen. Am 29.02.1892 schritten sie in Zarkau, Kreis Glogau zum Traualtar. Der temperamentvolle, leicht erregbare, sparsame Albert Saft hatte sich die gütige, friedvolle, immer für Ausgleich sorgende Agnes Bartsch zur Frau genommen.

Weil der Tag ihrer Hochzeit auf ein Schaltjahr fiel, wurde die Goldhochzeit im Jahre 1942 auf den 28.02. vorgezogen. Wir Überlebenden erinnern uns noch gern an diese nette Feier. Bereits zwei Jahre später hatte der 2. Weltkrieg im Kreis der Familie schwere Wunden geschlagen: Albert Saft aus Lobedau war gefallen, sein Sohn Joachim an der Ostfront vermißt und Horst Hoheisel hatte sein Augenlicht verloren.

Ein Jahr nach Beginn der Tätigkeit in Weißwasser wurde die Verwalterstelle des gleichfalls, dem Grafen Arnim gehörenden Nachbargutes Gablenz frei. Hier fiel dem jungen Ehepaar Saft ein weites Betätigungsfeld zu. Albert bewirtschaftete das 230 ha große Rittergut mit viel Eifer und Erfolg. Zuvor hatte er die Bedeutung des 4 km entfernten Industrieortes Weißwasser für den Absatz landwirtschaftlicher Produkte kennen gelernt. Demzufolge richtete er in Gablenz Milcherzeugung- und Absatz für Weißwasser ein. Hierbei war seine Frau Agnes stark gefordert. Ab drei Uhr morgens arbeitete sie im Milchkeller, damit um sechs Uhr die pünktlich erscheinende Milchfrau mit Vollmilch, Schlag- und Kaffeesahne, wie Babymilch, zum Hoftor hinausfahren konnte. Das alles mußte noch ohne Zentrifuge hergestellt werden; diese schaffte Graf Arnim erst sehr viel später an. Bis dahin wurden die verschiedenen Sahnesorten durch Abschöpfen aus breiten Gefäßen, den "Äscheln" gewonnen. Laut "schlesischem Güteradreßbuch" verfügte Gablenz später über eine gutseigene Molkerei.

Überdies mußte viel Geflügel gehalten und fürs Schloß fertig gemacht werden. Oft geschah es, daß der Küchenjunge des Schlosses ganz plötzlich mit einer langen Wunschliste ankam. Deshalb konnte Mutter Agnes so beispielhaft gut und schnell Geflügel rupfen. Sie tat dies auch gern. Wenn es später bei uns in Jauer ans Geflügelrupfen ging, ließ Oma es sich nicht nehmen, mitzutun.

Nicht nur die viele Gutsarbeit belastete Frau Agnes in Gablenz, überdies brachte sie fünf Kinder zur Welt:

Alfons geboren und verstorben 1893

Cäcilie geboren am 11.08. 1894

Albert geboren am 09.06.1896

Bruno geboren am 18.07.1902

Dorothea geboren am 04.07.1904

Albert Saft kam als Gutsinspektor in Gablenz gut zurecht. Was ihm gar nicht gefiel, war der Ton, den Graf Arnim bei seinen Gutsbesichtigungen anschlug. Immer "jawohl, Herr Graf" sagen zu müssen, auch wenn die Ansichten beider absolut nicht übereinstimmten! Dieses "jawohl, Herr Graf" wurmte Albert sein Leben lang. Als er diesen seinen Ärger einmal dem ihm wohlgesonnenen Güterdirektor vortrug, gab dieser folgenden Rat: "Herr Saft, sagen Sie ~~g~~trost weiter; "jawohl, Herr Graf" und wenn der den Rücken gekehrt hat, handeln Sie so, wie Sie es für richtig halten". Von da an klappte alles besser. Doch wechselte der genannte Güterdirektor in Kürze seine Stelle, ein neuer kam. Mit diesem Neuen hatte Albert sich sehr bald überworfen, eine weitere Zusammenarbeit wurde unmöglich. Die Stelle in Gablenz wurde aufgegeben und auf das Gut Oberneundorf, Kreis Görlitz gewechselt. Dies war 254 ha groß und gehörte einem Herrn Haugwitz. Hier war das Geld andauernd knapp; oft genug mußte der Verwalter die Wochenlöhne aus eigener Tasche bezahlen. Bereits nach einem Jahr gaben Albert und Agnes diese Stelle auf.

Beide hatten in Gablenz gut verdient und schön gespart. So wagten sie den Kauf des Stadtgutes "Kaltenberg" in Goldberg. Das Gut war 91.5 ha groß mit schweren Lehmböden, die hohe Erträge abwarfen. Der Hof hatte eine herrliche Lage über der Stadt Goldberg. Im Sommer 1936 unternahmen wir mit meinen Schwagers Albert und Bruno Saft und unseren Frauen eine Sonntagsfahrt nach Goldberg und besichtigten den ehemaligen Familienbesitz. Das Gut war in bester Verfassung und gefiel uns allen. Nach einigen Jahren der Bewirtschaftung des Stadtgutes lockte das damals aufkommende "Leben als Rentier in der Stadt". Die Landgüter standen hoch im Kurs, ihr Verkauf brachte viel Geld ein. Ich selbst kannte eine Anzahl schlesischer Landwirte, welche damals diese Gelegenheit wahrnahmen, ihre Güter verkauften, in die Stadt zogen und von den Erträgen ihres Kapitals lebten. Sehr bald sollten viele von ihnen diese Handlungsweise bitter bereuen. Sie mußten mit ihren Familien die Hungerjahre während des ersten Weltkrieges durchleben, und die anschließende Inflation ließ sie bettelarm werden.

Albert Saft verkaufte also den "Kaltenberg" mit gutem Gewinn und zog als Rentier in die Stadtmitte von Goldberg. Die Kinder besuchten hier die verschiedensten Schulen.

Mutter Agnes vermochte mit dieser Situation garnicht recht fertig zu werden. Sie bedrängte ihren Albert, der auch sehr bal einsah, für soviel Müßiggang noch nicht geschaffen zu sein. Erneut sah man sich auf dem Gütermarkt um und entschloß sich schließlich zum Kauf des 99.5 ha großen Freigutes Liebenau.

Im Jahre 1910 erfolgte der Wechsel von Goldberg nach Liebenau. Das Freigut hatte bislang Herrn Schubert gehört. Er bezog sein Haus in der Dorfmitte von Liebenau und führte viele Jahre noch die Geschäfte als Amts- und Gemeindevorsteher und als Standesbeamter. Am Sonntag, dem 21.10.1928 vollzog Herr Schubert auch unsere standesamtliche Trauung. Oberamtmann Saft schaffte Ordnung auf dem Hof und führte ein strenges Regiment ein, wie er das auch in der Familie gewohnt war. Wie bislang, so mußte auch hier seine Frau ausgleichend wirken. Mit den Dorfnachbarn kam er gut aus. Die Neuigkeiten aus dem Dorf und der Umgebung erfuhr bei einem wöchentlichen "Dämmerchoppen" im Gasthof Sabel. Manchmal besuchte er donnerstags und samstags die Wochenmärkte in Patschkau und Münsterberg, um über die Marktlage orientiert zu sein. Nach wie vor war Albert ein sparsamer Mann und begnügte sich zumeist mit einem Schnäpschen. Als ihn einmal der Gastwirt, bei dem die Pferde eingestellt waren, nach seinen Wünschen fragte, antwortete er diesem: "Heute möchte ich einmal garnichts haben"! Praktische Tätigkeit übte er sein Lebtag nie aus; er war ein ausgesprochener Verwaltungs-Fachmann. Er hielt es stets mit dem bekannten Ausspruch: "Ein guter Schaffer ist mehr wert, als zehn Arbeiter.

Seinen Hof bewirtschaftete Albert Saft nach dem Grundsatz: "Äcker nützen - Gebäude stützen"! Demzufolge unternahm er es auch nicht, den ersatzbedürftigen, alten Steinbau, den Kuhstall, zu erneuern. Das überließ er seinem Nachfolger. Als anerkannter Lehrbetrieb sorgte er dafür, daß seinen Lehrlingen gründlich die Praxis beigebracht wurde.

Bald gründete er den Landwirtschaftlichen Lokalverein Liebenau. Hier wurde den Vereinsmitgliedern fachliches Wissen, technischer Fortschritt, als auch Geselligkeit vermittelt. Alljährlich wurde u.a. Fasching gefeiert. Anfang der zwanziger Jahre nahm ich an einem solchen Vergnügen teil und lernte dabei Dora Saft, meine künftige Frau kennen.

In Liebenau vollzog sich der Eintritt der vier Geschwister Saft in die Selbständigkeit. Cäcilie, die Älteste, heiratete 1916 den auf Genesungsurlaub weilenden Leutnant d. Res. Emanuel Hoheisel. Er war Bauernsohn aus Schnellewalde, Kreis Neustadt und Lehrer von Beruf. Sein weiterer Werdegang war Seminarlehrer in Patschkau, Rektor in Reichenstein, Kreisschulrat in Wohrlau, Worbis/Eichsfeld, Neisse, Grottkau und nach der Vertreibung noch für ein Jahr in Kempen/Krefeld. Emanuel Hoheisel verstarb am 28.10.1958 in Pulheim bei Köln. Cäcilie Hoheisel lebt hochbetagt bei ihrer Tochter Ruth in Solingen.

Albert Saft jr. hatte eigentlich nach Kriegsschluß den väterlichen Hof in Liebenau übernehmen sollen. Doch Vater und Sohn spannen in betrieblicher Hinsicht nicht "den besten Faden miteinander".

Albert lernte die sympathische Klärchen Kaluschke aus Lobedau kennen. Sie stammte aus angesehenener, wohlhabender Bauernfamilie. Der Hof, Größe 29.5 ha befand sich in bestem Zustand. Der Hoferbe, Klärchens Bruder, war im Krieg gefallen. Im Jahre 1921 wurde in Lobedau eine große Hochzeit gefeiert. Albert und Klärchen übernahmen den Kaluschkehof. Mit seinem Schwiegervater kam Albert besonders gut zurecht. Als dieser verstarb, bekannte Albert, daß er anlässlich dieses Todesfalles zum ersten Mal in seinem Leben geweint habe. Gewiß ein Ausdruck besten Einvernehmens!

Am 22.10.1928 heiratete Dorothea, die jüngste der vier Geschwister, Erbscholtiseibesitzer Josef Dierschke aus Jauer, Kreis Ohrlau. Dieser Betrieb hatte eine Größe von 56.25 ha. Die kirchliche Trauung wurde in der St. Dorothen-Kirche zu Breslau vollzogen.

Im Verlauf meines Ruhestandes widmete ich mich der Ahnenforschung und habe meinen Nachkommen eine Menge an Schrifttum hinterlassen: Stammbaum, Ahnenreihen ab 1600, Lebenserinnerungen, sowie verschiedene heimatbezogene Literatur. Ich möchte mich hier nicht wiederholen und darauf hinweisen, daß das vorgenannte Schrifttum jederzeit von jedermann nachgelesen werden kann.

Bruno Saft hatte in Patschkau das Abitur erreicht und anschließend in Breslau Landwirtschaft studiert. Nach Abschluß seines Studiums kehrte er in den väterlichen Betrieb zurück, erwarb im Jahre 1929 von seinem Vater käuflich den Betrieb und wirtschaftete selbständig.

Nach seinen Goldberger Erfahrungen hatte Vater Albert keine ernsthaften Absichten mehr an den Tag gelegt, erneut in die Stadt ziehen zu wollen. Darum ließ Bruno für seine Eltern das neben dem Wohnhaus stehende Schäferhäuschen als Altenteil herrichten. Vor Brunos Heirat siedelten die Eltern vom Wohnhaus in dieses Altenteil über.

Bruno heiratete am 06.06.1933 Annemarie Volkmer aus Heinzendorf bei Patschkau: der Diplomlandwirt die Landwirtschaftslehrerin. Das Gut in Liebenau wurde nunmehr nach modernen Gesichtspunkten, rundum intensiv und mit großem Erfolg bewirtschaftet. Es wurde Lehrbetrieb sowohl für Betriebs- als auch für ländliche Hauswirtschaft. Die dreißiger Jahre brachten so manche Umstellungen und Erneuerungen. U.a. machte das alte, baufällige Kuhstallgebäude einem modernen, praktischen Neubau Platz.

Albert und Agnes fühlten sich in ihrem Altenteil recht wohl. Ihren Lebensunterhalt bekamen sie vom Gut, teils versorgten sie sich im eigenen Haushalt. Mittag- und Abendbrot nahmen sie im Wohnhaus in der großen Tischgemeinschaft ein. Vater Albert war das sehr angenehm, drehten sich die Tischgespräche in der Regel doch um die liebe Landwirtschaft. Von seinem Wohnzimmerfenster aus beobachtete der alte Herr morgens und mittags den Tagesablauf des Betriebes, die Einteilung und das Ausrücken von Belegschaft und Gespannen. Nach dem Frühstück stellte seine Frau ein Töpfchen mit Taubenfutter bereit. Er selbst nahm dann, durch sein Pfeiffen die Vögel anlockend, das Ausstreuen des Futters vor. Ausgiebig nutzte er die Spaziergänge durch Feld und Flur und plauderte mit den angrenzenden Bärddorfer Ackernachbarn. An der Anna-Kapelle legte er eine Ruhepause ein. Diese stand an der Chaussee von Liebenau nach Bärddorf und gehörte zum Hof. Hier hatte er sich ein "Ruhebänkchen" anbringen lassen, überdies boten sich viele Gelegenheiten, mit den Straßenpassanten zu plaudern. Die Abendstunden verbrachte Vater Saft in der Hausgemeinschaft mit Unterhaltung, Zeitung lesen und Radiohören. Sowohl Albert, wie auch Agnes Saft hatten sich durch ihr Angestellten-Verhältnis einen Rentenanspruch erworben. Auf diese Altersrente waren beide sehr stolz; ich meine, daß es für jeden von ihnen monatlich 40.-- RM waren. Ich bin sicher, daß bei ihrem Sparsamkeitssinn von diesen Beträgen noch Rücklagen gemacht wurden. In jedem Falle war es ihnen vergönnt, auf diese Weise ein zufriedenes Jahrzehnt miteinander zu verbringen.

Vater Albert frönte über eine Nikotin-Vergiftung hinaus dem Zigarrenrauchen. Obwohl die Zigarrenkiste schon mal versteckt wurde, vermochte er das Rauchen nicht abzugewöhnen. Asthma-Bescherden machten ihm bis ins hohe Alter zu schaffen. Er war ein ungeduldiger Patient, der seine Frau ständig in Bewegung hielt, um die verschiedensten Tees zuzubereiten. Ein langes Krankenlager, bedingt durch sein Asthma-Leiden, ist ihm zum Glück erspart geblieben.

In der Nacht zum 08.02.1944 ist Vater Albert Saft unbemerkt entschlafen. Der Tod ersparte es ihm, die Ausweisung, den Verlust von Heimat, Haus und Hof erleben zu müssen. Soviel an Unheil - er hätte es niemals zu begreifen vermocht!

Im Verlauf des Jahres 1944 wurde es wohl den größten Optimisten klar, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Mit Riesenschritten führte man unser Volk in eine schreckliche Katastrophe. Bereits Mitte Januar 1945 befanden sich Millionen Ostdeutscher auf der Flucht vor einem sich barbarisch gebärdenden Gegner. Die Bewohner der schlesischen Gebirgskreise Frankenstein, Glatz, Habelscherdt, Neurode und Waldenburg blieben von Glück begünstigt; hier fanden keine kriegerischen Kampfhandlungen statt. Diese Gebiete wurden nicht erobert, sondern nach der deutschen Kapitulation von russischen Truppen besetzt. Diese nutzten die folgenden Monate gründlich zu Terrorisierung, Verhaftungen, Schändungen, Plünderungen, kurz zu allen Schandtaten, die aus Haß und Rache erwachsen waren.

Indes waren scharenweise polnische Menschen ins Land gedrungen. Sie besetzten entschädigungslos alle deutschen Existenzen, Häuser und Wohnungen in Stadt und Land. Noch war die deutsche Bevölkerung geduldet, durfte vegetieren. Es wurde uns jedoch bald klar, daß wir alle miteinander des Landes verriesen würden. Die Familie Bruno Saft wurde sehr früh bedrängt; man wollte den Hof für staatliche Einrichtungen frei bekommen. Man wich für einige Monate nach Reyersdorf, Kreis Glatz aus. Zur Monatswende Juni/Juli erreichte das Dorf Liebenau die Ausweisungswelle. Zum Glück führte sie nach der britischen Besatzungszone.

Familie Bruno Saft wurde von Bersenbrück, Kreis Osnabrück auf einen Bauernhof in Ahausen/Sitter eingewiesen. Oma Agnes Saft fand mit anderen Liebenauern Zuflucht in Dingelbe, Kreis Hildesheim.

Bruno und Annemarie Saft schafften sich zu Anfang der 50er Jahre ein "Neu-Liebenau" in Hesepe bei Bramsche. Es ergab nicht mehr eine Existenz von 100 ha, doch immerhin eine Neben-Erwerbsstelle von 1 ha. Diese kam in der Notzeit nach dem Kriege der großen Familie sehr zu recht, ist jedoch im Alter für Bruno und Annemarie eher "zum Klotz am Bein" geworden.

Oma Agnes Saft fand nach einigen Aufhalten bei ihren Kindern Bruno und Cäcilie eine endgültige Bleibe im Altersheim St. Josephhaus in Düsseldorf, Kruppstraße. Hier lebte ihre Nichte Gertrud Eilers, geborene Bartsch; sie beteiligte sich am täglichen Ablauf im Haus. So vermochte sie ihrer Tante Agnes das Leben im Altersheim zu erleichtern und ging ihr jederzeit zur Hand. Oma Agnes fühlte sich wohl in diesem Haus und genoß allgemeine Achtung und Wertschätzung. Sie erreichte das hohe Alter von 92 Jahren. Als wir sie zum letzten Male in Düsseldorf besuchten, befand sie sich mit ihren Gedanken völlig in ihrer Kindheit. Sie erzählte nur von Noßwitz, von Hof, Garten und den Menschen aus ihrer Jugendzeit. Wenn ich sie auf die spätere Zeit ihres Lebens und diese Mitmenschen ansprach, erwiderte sie nur: "kenne ich nicht". Agnes Saft verstarb am 07.02.1960 in Düsseldorf. Ihre letzte Ruhe fand sie auf dem Friedhof in Bramsche, Kreis Osnabrück.

Albert Saft war ein guter Gesellschafter; er suchte und brauchte Unterhaltung. Seine eigene Meinung sprach er stets sehr offen aus, wobei ihm oft originelle Aussagen zueigen waren. Einige davon möchte ich anschließend wiedergeben:

Oft erzählte er, mit welchen Worten sowohl er selbst, als auch seine Agnes von ihren Lehrern aus der Schule verabschiedet worden waren:

" Albert, bei Dir muß noch mancher Span herunter "!

" Agnes, Du bist ein gutes Mädchen "!

Er reiste nicht gern zu Besuch. Wenn dann nach Kaffee und Kuchen Haus, Hof, Ställe und Gärten besichtigt waren, fiel prompt sein Ausspruch: "Nun, wir haben alles gesehen und können wieder heim fahren"!

Er blieb dann aber gern noch für ein paar Tage.

Er liebte guten Nachtisch. Wenn er diesen mit gutem Appetit verzehrt hatte, brachte er sein Lob zum Ausdruck: "Ich weiß nicht, das letzte hat mir eigentlich am besten geschmeckt"!

Drehte sich die Unterhaltung um Dinge, von deren Ausgang nicht viel zu erwarten war, dann hatte er sein Vorurteil parat: "Das endet wie mit Plätzchen (Kleingebäck); wenn man sie gegessen hat, ist man weder hungrig noch satt"!

Unsere Kinder erinnern sich noch heute an seinen lebhaften "Gutenmorgen-Gruß: "Alles gesund und munter guten Morgen fröhlich auf"!

Anfang Dezember 1927 kamen die Eltern mit Dora nach Jauer zur "Bauschau". Im Zuge der Hofbesichtigung kamen wir an den Kartoffelkeller. Vater Albert schaute hinein und hatte bald sein Urteil zur Hand: "Allzugroß sind die Kartoffeln ja nicht"! Dora lächelte zufrieden und stieß mich an. Sie mußte an das allbekannte Sprichwort denken: "Die dümmsten Bauern ernten die größten Kartoffeln"!

Nach unserer Hochzeit besuchten die Eltern uns Mitte November 1928. Nachdem wir Haus und Hof besichtigt hatten, kamen wir in den Gemüsegarten. Er war schon für den Winter hergerichtet. Vater Alberts Frage: "Wer hat den Garten so akkurat besorgt"? Ich sagte, daß Dora das getan habe. Seine Antwort: "Doßerwetter, ja, wenn sie will, da kann sie"!!!

Hiermit möchte ich meine Erzählung "Aus dem Leben von Albert und Agnes Saft" beschließen..

Damit konnte eine Lücke in der Familiengeschichte geschlossen werden. Ich meine, daß es sich gelohnt hat von dem langen, interessanten und erfolgreichen Lebensweg dieser beiden Menschen zu berichten.

Nicht allein, daß diese Erzählung sich gelohnt hat: Ich meine, daß wir alle miteinander verpflichtet sind, nachdem unsere unvergessene schlesische Heimat uns entrissen wurde, all unser heimat-und familienkundliches Wissen in bleibender Erinnerung zu behalten und der Nachwelt weiterzugeben.

Für meine Arbeit hat Annemarie Saft mir ihre Unterlagen zur Verfügung gestellt. Ich selbst habe mein eigenes Miterleben und Erinnern eingebracht. Die verschiedenen Betriebsgrößen habe ich dem "Schlesischen Güteradreßbuch" entnommen.

Josef Birsche

Leverkusen, im Dezember 1985.



Meine Großeltern
aus Siebenau

Fam. Albert Saft
in Goldberg
1909
von H. Albert, Dorothea, Mutter Agnes, Vater Albert, Amme
Cäcilie

12.

Familie Drutschmann

12. Familie Drutschmann

12.1 Chronik der Familie Drutschmann

Autor: Prof. Josef Drutschmann

Datum: 21. Januar 1947

Chronik
der Familie
Drutschmann.

I. Der Anfang.

von 1240 bis 1538.

Die Besiedelung von Bielitz hat nach Pater Patrizius um das Jahr 1240 stattgefunden. Sie erfolgte somit im Rahmen der sogenannten Ostsiedlung, welche im 12. Jahrhundert begann und sich durch mehrere Jahrhunderte ausdehnte. Ihr Beginn reicht damit in Deutschlands große Kaiserzeit der Hohenstaufen hinein. Die bedeutendsten dieser Kaiser waren Friedrich Barbarossa (1152-1190), sein Sohn Heinrich VI (1190-1250) und sein großer Enkel Friedrich II. (1215-1250). Deutschland stand auf dem Höhepunkt seiner Macht. Nach Westen erstreckte es sich bis an die Flüsse Rhone, Saone, Maas und Schelde. Städte wie Marseille, Lyon, Verdun, Cambrai waren deutsch, desgleichen Belgien, Holland, die Schweiz und der größte Teil Italiens. Der Rhein war nicht die Grenze, sondern die Schlagader Deutschlands. Weniger weit erstreckte sich Deutschland nach Osten. Jahrhunderte hindurch waren Elbe und Saale die Ostgrenze gewesen und nur wenig war sie im Laufe der Jahrhunderte darüber hinaus verschoben worden. Doch Böhmen war ein Bestandteil des Reiches, Polen und Ungarn hatten sich des öfteren unterwerfen müssen. Da fassten große deutsche Herzöge und Fürsten wie Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär und die Wettiner in Sachsen den Plan, ihren Besitz nach Osten hin zu erweitern. Unter ihrem Schutz zogen deutsche Bauern als Siedler nach Mecklenburg und Pommern, über die Oder und in die Oberlausitz, d.h. das Land um Görlitz. An die Oberlausitz aber grenzte Schlesien und hier regierten die Piasten, allerdings unter polnischer Oberhoheit. Sie hatten wohl schon gehört, wie in der Oberlausitz das Land durch die Arbeit der deutschen Bauern aufblühte. Dazu kam, daß im Jahre 1186 Herzog Heinrich der Bärtige sich aus Andechs in Bayern seine Gemahlin, die nachmalige hl. Hedwig, holte. Da war es wohl naheliegend, daß man auch nach Schlesien deutsche Ansiedler zu ziehen trachtete.

Die Regierungszeit der großen Kaiser war mit Kriegszügen, insbesondere nach Italien ausgefüllt gewesen. Zu diesen hatten sich die deutschen Ritter mit ihren Söhnen zur Verfügung gestellt. Wer den Feldzug überlebte, wurde vom Kaiser belohnt, sei es im alten Vaterlande, sei es im eroberten Gebiete. Da brauchte kein Ritter um die Versorgung seiner Söhne zu bangen. Als Bielitz gegründet wurde, ging aber die große Kaiserzeit schon zu Ende. Und damit hörte jene Versorgung der Rittersöhne auf. Da griff so mancher nach der Gelegenheit, Lokator, d.h. Werber zu werden, nach dem Osten zu reisen, dort ein Dorf zu besiedeln und in diesem die Erbscholtisei oder das Rittergut zu freiem Eigentum zu erhalten.

Die Zeit der großen Kaiser war aber zugleich die Zeit der großen Kreuzzüge. Wenn auch das eigentliche Ziel derselben, das heilige Land den Türken zu entreißen, auf die Dauer nicht erreicht wurde, so blühte doch der Handel mit dem Orient auf. Seide und Gewürze kamen aus dem fernen Asien durch Karawanen bis ans Mittelmeer, von da zu Schiff nach Italien. Von hier, insbesondere von Venedig, holten sie deutsche Kaufleute auf beschwerlichen Alpenwegen ins deutsche Land. Von hier führte man sie nach England, Dänemark, Schweden und Rußland. So stand damals Deutschland im Mittelpunkt des Handels, so wurden die deutschen Kaufleute reich. Damit blühten auch die anderen Stände empor, nicht zuletzt der Bauernstand, denn er wurde bei der großen Kaufkraft der Städte alle seine Erzeugnisse gut los. Und wenn der Bauer sich auch nicht um seine nachgeborenen Söhne zu kümmern brauchte, wenn diesen in der Ostsiedlung eine verheißungsvolle Zukunft geboten wurde, so hatte er kaum noch Sorgen mehr.

gewesen. In den Stürmen der Völkerwanderung war das Gold des alten römischen Reiches verloren gegangen, und als das heilige römische Reich gegründet wurde, -deutscher Nation- besaß es kein Gold. Darum konnte der Kaiser seine Beamten nicht mit Gold bezahlen, sie bekamen dafür irgend ein Bauern- oder Rittergut als Lehen, lebten von dessen Erträgen und wässerten nebenbei ihres Amtes. Die Untertanen konnten Steuern auch nur mit Erträgen ihres Gutes, also in natura bezahlen. Darum hatte der Kaiser in den verschiedenen Teilen seines Landes Pfalzen oder Kaiserburgen. Wenn er eine solche mit seinem Hofstaate bezog, mußten die Untertanen des betreffenden Gebietes ihre Abgaben entrichten. Dabei wurden alle Gelegenheiten des Gebietes geordnet. War das geschehen, so wurde eine andere Pfalz bezogen. Der aufblühende Handel bot auch hier einen allmählichen Wandel, indem nach und nach ein schwacher Goldstrom zu fließen begann. Der anfangs erwähnte Kaiser Friedrich II war erstmalig imstande, die Verwaltung seines mütterlichen Stammlandes Unteritalien mit Sizilien durch Beamte versorgen zu lassen, die er mit Geld bezahlte. Auch in Deutschland schürfte man allenthalben nach Gold, noch mehr aber nach Silber, und die Münzen, die man daraus schlug, waren der Taler und auch die "Schwere Mark". Da man aber ihrer zu wenig hatte, so war die Kaufkraft derselben umso größer. So wird es auch verständlich, wenn man liest, daß ein Laktator zur Besiedlung eines Dorfes zwar 300 Scheffel Saatgut, aber nur 12 Mark in Silber vom Breslauer Fürstbischof erhielt.

Die Siedler, die nach Schlesien kamen, stammten aus Franken, das ist das Land zu beiden Seiten des Mains. Fränkisch nennt man die Hofanlage, die man überall noch in unserer Heimat findet. Fränkisch sind vor allem die gewölbten Torbogen, die ~~früher~~ meist schon verschwunden sind. Im Jahre 1929 hielt ich mich einmal 3 Wochen im Fichtelgebirge auf, in welchem ja der Main entspringt. Auf meinen Wanderungen kam ich in umliegende Dörfer, und da kann ich mich an ein Dorf erinnern, welches aussah, als ob es aus dem Neisser Lande wäre. Ich fühlte mich ordentlich heimisch darin, und es wäre schön, zu erfahren, aus welchem Dorf einst unsere Vorfahren ausgewandert sind. Ich wandte mich an heimatkundliche Forscher jenes Frankensandes und diese forschten nach, ob der Name Drutschmann in jener Gegend noch vorkommt. Aber er war im ganzen Frankenlande nur einmal, und zwar in Nürnberg vertreten, als Name eines Arbeiters Dr. Offenbar war er also ein Zugewandter. Ein anderes Ergebnis war ja nicht zu erwarten; denn im 13. Jahrhundert hatte man noch keine Familiennamen, sondern nur die Vornamen. Die Familiennamen sind erst im Laufe der Zeit, meist aus irgend welchen Zufälligkeiten entstanden. Der Name Drutschmann, früher Troßmann, dürfte mit dem Worte "Troß" zusammenhängen. Troczmann war der Trossmann, dem der Führer des Siedlerzuges die besondere Sorge um den Tross - Wagen und Pferde - übertragen hatte. In Erinnerung an jenen Zug der Siedler hat man die Bezeichnung Trossmann auch in den nächsten Generationen beibehalten. Wäre unser Urahn, oder sein Sohn, weil es ihm in Bielitz nicht gefiel, weitergeandert, was häufig genug vorkam, so wäre der Name Trossmann sicherlich außerhalb der Dorfgrenzen hinfällig geworden. So kann man aus dem Vorhandensein des Namens mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß unsere Vorfahren nicht seit 1478, sondern schon seit 1240 in Bielitz auf ihrer Scholle sitzen. Für unsere Familie ist aber heute die Bezeichnung "der Großbauer" üblich. Sie findet man im Volksmund, nicht aber in den Akten der Gerichte. Aus dem Munde meines Vaters weiß ich noch, daß er in seiner Jugend "Schneider Franz" gerufen wurde. Im Jahre 1735 heiratete die Witwe des Christoph Drutschmann den Junggesellen Hans Schneider aus Reinschdorf. Dieser wieder verkaufte unser Gut im Jahre 1752

hat Schneider das Gut besessen, und doch genügte diese Zeit, um seinen Namen durch 100 Jahre dem Gute aufzudrücken. Dann ist bis dahin die Bezeichnung "Großbauer" sicher nicht üblich gewesen. Da mein Vater 1838 geboren wurde, mag frühestens um 1850 sie entstanden sein, also nach der großen Feuersbrunst und nach der Ackerseparation. Wahrscheinlich ist infolge der mühseligen Arbeit der Großeltern unsere Wirtschaft in hervorragendem Maße aufgeblüht, und da sie außerdem die größte war, wurde sie vom Volksmunde mit der Bezeichnung "Großbauer" belegt.

Wie aber jene Wanderung aus dem Frankenlande vor sich gegangen ist, wie die Gründung des Dorfes sich vollzogen hat, wie sich allmählich das Dorf entwickelte, davon existiert keinerlei Kunde. Und doch ist es von Wert, sich ein Bild von der Riesenarbeit der Ahnen zu machen, deren Schwere sich in einem alten Spruch andeutet: "Das erste Geschlecht geht in den Tod, das zweite leidet bittre Not, und erst das dritte hat sein Brot." Wie also könnte man sich die Besiedlung des Dorfes ausmalen?

Da mag um das Jahr 1240 herum ein Ritterbürtiger, ein Sohn eines fränkischen Ritters, sich mit einem Knechte zum Ritt in das ferne Schlesien aufgemacht haben. Vielleicht ritt er auch in Begleitung eines gleichgesinnten Freundes. Sie hatten sich wohl mit einem Empfehlungsschreiben ihres Erzbischofs in Bamberg versehen. Dieses verschaffte ihnen den Zutritt zum Breslauer Dome, von hier verwies man sie weiter an den Kastellan der bischöflichen Burg in Ottmachau und hielt der mutige Ritter einen ortskundigen Führer zum Ritt nach Bielitz. Da wurde das Gelände gründlich besichtigt und die Lage des zu gründenden Hofes festgelegt, bzw. des ganzen Dorfes. Nach Ottmachau zurückgekehrt, wurde der Gründungsvertrag abgeschlossen. Der Fürstbischof stellt Grund und Boden zur Verfügung zur Ansiedlung von 29 Bauern, jeder Bauer soll bis zu 2 Hufen Landes erhalten, 2 Hufen auch als Wißmut für den Pfarrer und 10 Hufen für den Ritterbürtigen, den Scholzen. Dieser und der Pfarrer sollten für alle Zeiten vom Erbzin und vom Zehnten frei sein. Zur Bestreitung der Siedlungskosten zahlt der Fürstbischof 12 schwere Mark in Silber und gibt aus seinem Magazin 300 Marktscheffel Saatgetreide. Der Lokator verpflichtet sich, etwa 29 junge, verheiratete Bauern aus seiner Heimat anzuwerben. Dann wurde der Heimritt über Breslau nach Franken angetreten und alsbald eine rege Werbetätigkeit entfaltet.

Der Gedanke zur Ostsiedlung steckte zu jener Zeit der Jugend im Blute, war er ja schon in einem Liede verherrlicht worden, welches zu jener Zeit mit Begeisterung gesungen wurde:

In unsrem Deutsch etwa:
Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir gehen,
Wohl über die grüne Heide,
Wohl über die Heide,
Da ist ein besseres Bestehn.

Bald war aus seinem Heimatdorf und den Nachbardörfern die gewünschte Zahl von Bauernsöhnen gewonnen. Und nun begann ein Rüsten in den Familien und auch ein Heiraten. Darüber mögen die Jahre 1240/41 hingegangen sein. Im Jahre 1242 gab es dann ein großes Abschiednehmen und eines Morgens im Vorfrühling setzte sich dann der ganze Zug in Bewegung. Es mögen 29 Wagen für die Bauern gewesen sein und vielleicht 3 für den Ritterbürtigen. Ob die Siedler auch einen jungen Pfarrer aus der Heimat mitgenommen hatten? An der Spitze ritt der Führer, den Schluß machte ein Siedler, der durch Umsicht, Tatkraft und handwerkliches Geschick sich auszeichnete.

Er hatte die Aufgabe, den einzelnen Wagen bei jedem Mißgeschick zu helfen und zu sorgen, daß keiner zurückblieb. Den Trossmann nannte man ihn bald. 600 km war die Reise lang; nimmt man an, daß durchschnittlich 20 km am Tage gefahren wurden, so mußte die Fahrt bis Bielitz etwa 30 Tage dauern. Um den 1. April mögen sie an ihrem neuen Wohnsitz angelangt sein.

Wenn Bielitz die Lichtung im Walde bedeutet, so muß der Wald von Lichtungen durchbrochen gewesen sein, die zu Wiese oder Weide geworden waren. Diesen lichten Stellen wandten die Siedler zuerst ihre Tätigkeit zu. Vielleicht lagen sie zu beiden Seiten des jetzigen Dorfes, die "Zaunstücke". Und nun begann ein fleißiges Graben und Roden: die im Wege stehenden Sträucher und Bäume mußten gerodet werden und da ist vielleicht nach 4 Wochen eine Fläche von 1 Hufe zur Saat bereit gewesen. Diese brauchte etwa 100 Scheffel Saatgut, und zwar Brotgetreide, Erbsen und Hirse. Nach Beendigung der Saat begaben sich alle Männer in den Wald und nun sangen die Sägen und klangen die Äxte und die Baumriesen sanken einer nach dem anderen dahin. Die Stämme wurden in Balken und Bretter zerschnitten und allmählich ging es an das Bauen der einzelnen Häuser und Höfe. Der Kern des Dorfes scheint nur vom Niederdorfe bis zur Hohen Brücke gereicht haben, wo der Dorfbach sich nach Norden wendet. In der Mitte ließ man den Dorfbacher frei. Es ist der Boden, auf dem Kirche und Schule zu stehen kamen. Die Südseite des Niederdorfes bis zur Böhmische Gasse, die wohl erst später angelegt ist, verblieb für die Erbscholtzerei. Ihr Nachbar war der Pfarrer. An ihn schlossen sich 5 Bauern bis zur heutigen Kretschamgasse. Hinter dieser bis zur Brücke kamen abermals 4 Höfe, auf der Nordseite von der Brücke bis zur Nickischgasse wieder das gleiche und endlich 16 von da bis an das westliche Ende des Niederdorfes. - Die ersten Häuser waren sicherlich vollständig aus Holz und enthielten nur einen Vorraum und eine Kammer. Daran schloß sich der Stall für 2 Pferde und eine Kuh. Ob diese aus der Heimat mitgebracht waren, oder aus den Beständen der Kastellanei Ottmachau gekauft wurden? Als die Höfe standen, war wohl die Zeit der Ernte und bald nahte die neue Aussaat. Und wieder wurde eine andere Lichtung urbar gemacht, damit der Acker sich wenigstens verdoppelte. Hatte man in den ersten Jahren gemeinsam gesät und geerntet, so wurde doch sehr bald der Acker verteilt. Die einzelnen Lichtungen hießen Gewanne oder Gewände und jeder Bauer erhielt darauf einen Streifen Acker. So hat man sicher im Herbst noch 200 Scheffel des zustehenden Saatgutes gebraucht, während der Ertrag der ersten Ernte gerade ein Durchhalten durch den Winter verbürgte. Nachdem die größten Lichtungen bebaut waren, ging man an das Roden des Waldes. Da sind im Verlaufe eines Jahres etwa 20 Morgen gerodet worden, in 3 Jahren etwa 1 Hufe; so wird das Roden des Waldes sicher fast ein Jahrhundert gedauert haben. Im Jahre 1610 waren die Bauerngüter auf je 1 1/2 Hufen Acker angewachsen. 15 Jahre nach Beginn der Siedlung aber verlangte der Bischof den Beginn der Zahlung des Erbzinses und des Zehnten. Dieser war im Anfang ein Garbenzehnt. Dieser bedingte aber, daß die Ernte nur vorgenommen werden durfte, wenn gleichzeitig der bischöfliche Beamte zur Stelle war. Die Ernte wurde dadurch aufgehalten und erschwert. Darum begann bald der Kampf der Siedler um die Umwandlung des Garbenzehnten in einen Geldzehnt.

Was im einzelnen in den nächsten 2 Jahrhunderten im Dorf und in den einzelnen Familien geschah, ist wohl für alle Zeiten in ein tiefes Dunkel gehüllt. Schlagen wir die Blätter der deutschen Geschichte auf, so lesen wir, daß 1327/1329 Schlesien sich von Polen löste und unter die Schutzherrschaft König Johanns von Böhmen gelangte. Damit kam Schlesien an Deutschland.

Das mag auf die Belebung des Verkehrs von größter Wirkung gewesen sei
Der Warenaustausch mit dem Mutterlande wurde erleichtert und vermehrt
und das belebte auch den Umsatz der landwirtschaftlichen Produkte.

1415 wurde Huss in Konstanz verbrannt, das hatte von 1419-36
die erbitterten Hussitenkriege zur Folge. 1438 kam Schlesien mit
Böhmen an die Habsburger und teilte nun Glück und Unglück mit deren
Habsburgischen Ländern bis zur Zeit Friedrich des Großen, bis 1740.
Und was sonst noch geschah? Dürre und nasse Jahre wechselten ab,
fruchtbare und unfruchtbare. Überschwemmungen werden oft genug nicht
nur die Ernte, sogar das Bestehen des Dorfes bedroht haben. Unsere
Heimat ist von 3 Seiten von Hochwasser bedroht: von der Neisse, von
Sorgewalde und von Kaltecker Walde. Vielleicht hat man da die Fluder-
schleuse und den Teichdamm sogar schon in dieser Zeit erstmalig
gebaut. Auch Krankheit und Seuche mögen oft genug den Bestand des Dorf
Dorfes bedroht haben.

Jedenfalls erlitten die Bauern so oft Rückschläge, dass sie gar manche
Mal mit der Zahlung des Zehnten im Rückstand blieben. Bei Mißernte
kaufte man Getreide aus bischöflichen Magazinen, wahrscheinlich auch
das erste Vieh, das man einstellte: Rindvieh und Schweine, selbst
Geflügel gelangten auf gleichem Wege in ihre Hände. So sammelte sich
allmählig eine größere Schuld an. So mag der alljährlich zu zahlende
Zehnt immer größer geworden sein. Da liest man denn, dass im Jahre 1478
am Dienstag nach reminiscere, die Leute von Bielitz sich verpflichteten
dem Kreuzherrenmeister und seinem Konvent zu Neisse auf Bartholimäi
8 Mark Zinsen zu geben ~~xxxxxx~~ nebst den bisherigen Zinsen, die sie
pflichtig seien. Unter jenen Leuten ist aber gegenwärtig gewesen
Mycolay Troßmann.

II. Der erste Hans Trutschmann und Frau Margarete. (1538-1610)

Mit dem Jahre 1492, in welchem Amerika entdeckt wurde, läßt man gewöhnlich die Neuzeit beginnen. Am Anfang der Neuzeit steht auch die Entdeckung der Buchdruckerkunst. Das aber hatte auch eine weitere Verbreitung und Bildung und vor allem die Schreibkunst zur Folge. Um diese Zeit entstehen die ersten Bielitzer Kirchenbücher, aber auch die ersten Hofgerichtsprotokolle in Neisse, in welchen alle Besitzveränderungen auf den bäuerlichen Höfen der bischöflichen Dörfer gebucht wurden. Und nun erscheint als erster und zunächst einziger Bauer des Namens Trutschmann im Jahre 1579 im ältesten Bauernregister von Bilitz unser Ahn Hans Trutschmann. Die Kirchenbücher vermelden, dass er 1516 geboren, am 18. 11. 1610 im Alter von 94 Jahren gestorben ist, dass seine Frau Margarete geheißen habe und dass er 3 Kinder Lucas, Simon, Barbara gehabt habe. Mehr wissen von ihm die Hofgerichtsprotokolle. - Ist er aber 1516 geboren, und nimmt man an, dass er wie die Mehrzahl unserer Ahnen mit 22 Jahren Besitzer wurde, so war er es von 1538-1610 - Frau Margarete, von der wir abstammen, war seine 2. Frau.

Am 7. Dezember des Jahres 1584 machte Hans Trutschmann eine Auseinandersetzung mit seinen 3 Töchtern.

Das Protokoll lautet: Vor dem Herrn Hofrichter seien gestanden Vinz Anthoni (Thonius, Thuning) für sich und sein Eheweib Agnes, dann Lazarus Grün und Andres Stenzel als verordnete Vormünder für Hans Trutschmanns Kinder Margarete und Anna, wohlgesund des Leibes und der Sinne, und haben freiwillig, recht und redlich verkauft und abgetreten ihr anererbtes Mutterteil, auf dem 6 Viertel Erbe zu Bielitz gelegen, so wie sie vordem gehabt, nichts davon ausgeschlossen, an Hans Trutschmann als der Kinder Vater, also das gedachte Hans Trutschmann soll ihr anererbtes Mutterrecht, woran das immer sei und welchen Namen es haben möchte, haben, halten, geniessen und gebrauchen. Für solches Muttererbe soll er zahlen und erlegen 12 Schillingsmark und zwar auf künftigen St. Georgi-Tag 4 Mark bis zur endlichen Bezahlung. Auch soll der Käufer seinen 3 Töchtern jeder eine Kuh geben wie das bei der ältesten bereits erfolgt ist. Den anderen zweien aber wenn sie der Kuh bedürfen, so wie jeder ein Bett, 2 Halskoller und 3 Röcke von Landtuch. Auch soll er eine Ausgabe (Hochzeit) nach Vermögen richten.

Diese Auseinandersetzung wurde offenbar gemacht, weil der Vater im Jahre 1585, also im Alter von 69 Jahren, noch einmal heiraten wollte. Die 2. Frau war die obengenannte Margarete. Aus erster Ehe hatte er also 3 Kinder, die Agnes, welche den Vinz. Thonius und nachher den Adam Gruner heiratete. Die Margarete, die den Peter Wensky in Lamsdorf und die Anna, die den Hans Jencke (Jantke) in Bielitz heiratete. In den nächsten 10 Jahren zahlte der Vater den Kindern ihr mütterliches Erbe aus. Mit seiner 2. Frau hatte er noch 4 Kinder: Lorenz oder Lucas, Simon, Barbara, die den Gregor Schöneich und Dorothea, die den Adam Stöcke heiratete.

Am 6. November 1609 erschien Hans Trutschmann vorm Amt im Alter von 93 Jahren im Beisein und mit Verwilligung seines Sohnes Simon und Adam Stöches und Gregor Schöneiches seiner Lidame, zu einem beständigen und aufrichtigen Erbkauf.

Er verkaufte freiwillig, recht und redlich sein ererbtes Gut, also 6 Viertel Ackers samt Haus und Hof, wie alles liegt, zu seinen rechten Rainen und Grenzen zu Bielitz, neben Peter Schöneich und Math Schmolke gelegen, wie es von ihm und den vorhergehenden Besitzern besessen und genossen und gebraucht wurden, nichts davon ausgenommen seinen Sohn Lorenz und seinen Erben, dermassen Erbgut samt allem Zugehörigen erblich zu haben und zu halten um 500 schwere Mark, jede zu 48 gr., den Groschen zu 12 Heller gerechnet. Käufer soll am kommenden Martini über 1 Jahr zum Angelde 300 Mark erlegen, nochmals jährlich auf Martini zum Nachgelde 12 Mark, bis oben gemeldete Summe völlig ausgezahlt ist. Bei solchem gut vorbedachten Kauf ist ihm gelassen worden Rosse, Wagen und alles Ackergeschirr, wie solches zur Pauerei gehörig samt allem Vieh.

Der Käufer hat sich für das nächste Jahr ausgezogen 2 Mulden Korn, 2 Scheffel Gerste, 1 Mulde Hafer und ebensoviel Weizen. Die folgenden Jahre zu seinen Lebzeiten soll der Käufer ihm geben: 8 Scheffel Korn, 4 Scheffel Gerste, 6 Viertel Weizen, 2 Scheffel Hafer und einen halben Scheffel Hirse, wenn er gersten-ist, sonst einen Teil davon, ebenso einen Viertel ~~Korn~~ Erbsen, eine Beete Kraut, eine Beete Rüben, so wie auf der ~~niedersten~~ Wiese 4 Schwaden und auf dem ~~H~~ Lansch 4 Schwaden zur Gräserei und 2 Schock Eier. Desgleichen soll ihm Käufer 2 Kühe in seinem Stall überwintern und 2 Schweine bei den seinen halten, endlich noch ein Viertel Lein 1 Beete Hanf zusichern.

Wenn aber eines der Eltern mit dem Tode abginge, soll der halbe Teil des Auszugs und nach beider Tode derselbe ganz dem Gute anheimfallen. Käufer soll dann auch mit seinen Geschwistern zugleich erben.

Dann wird in den nächsten Jahren von der Zahlung des Angeldes und von dem Legen der Termingelder berichtet. Diese Kaufsumme wurde auch unter die Stiefgeschwister in gleicher Höhe verteilt, auch für sich selbst nahm Lucas sein Teil.

Im Jahre 1622 kaufte Simon von Hans Walkes kinderloser Wittib, vertreten durch den hierzu erkorenen Vormund Georg Kuschel, ein Gut von 1 1/2 Hufen um 788 schwere Mark. Am 16. Dezember desselben Jahres zahlte er bereits 600 Mark Angeld.

Die Preise für die Güter der Brüder 588, bzw. 788 Mark, haben schon eine erhebliche Höhe gegenüber dem Jahre 1240 erreicht. Dort betrug die gesamte Beihilfe zur Gründung des Dorfes 12 Mark in Silber, jetzt zahlte er bereits ein Bauer für sein Gut 788 Mark, d.h. einen 66 mal so großen Preis. Die Güter sind auf 1 1/2 Hufen angewachsen, bis zur völligen Ausnutzung des ehemals zugesicherten Bodens fehlt also noch 1/2 Hufe.

III. Lucas Trutschmann und Frau Christine geb. Schinche.

(Schinche=Schöneiche aus Bielitz) 1610-1630.

Lucas Trutschmann, der geboren sein mag 1585, hat mit 25 Jahren die Wirtschaft übernommen und ist mit 45 Jahren gestorben. Seine Frau Christine war die Tochter Gall Schinches in Bielitz. Sieben Kinder weist das Taufbuch nach, am Leben geblieben sind Barbara, Johannes und Georg. Die Hofgerichtsprotokolle berichten aus dem Jahre 1612-1622 über gelegte und unter alle Geschwister verteilte Termingelder. Der Betrag, den ein jedes erhielt, war in der Regel 3 Mark.

Zur Zeit des Lucas Trutschmann tobte bereits der Kampf des Dorfes um die Robotpflicht. Bereits im ersten Kapitel habe ich dargelegt, wie die Last des ursprünglichen Erbzinses und des Zehnten wegen der zunehmenden Verschuldung der Bauern durch Misswachs und Seuchen immer größer wurden. Konnte aber der Bauer diese Schulden nicht aufbringen, so verblieb ja noch die Möglichkeit, mit seiner Arbeitskraft zu bezahlen. Und so mögen wohl die Hand- und Spanndienste entstanden sein. Mit der Zeit wurde leider daraus eine selbstverständliche Pflicht des Bauern, und die Grenzen seiner Pflicht wurden über seinen Kopf hinweg festgesetzt. Er hatte dabei nichts zu sagen. In der Robotordnung des Jahres 1610 wird nach P. Patrizius verlangt, dass sie das Getreide des Bischofs 3 Meilen weit fortzuführen oder zu holen hätten, dass sie sämtliche Baufahrten und Mistfahrten machen müssten, dass sie einen Tag Gras mähen, dasselbe pflegen und das fertige Heu einzufahren hätten. Jeder Bauer soll auf die Hufe 12 Beete eines guten Pfluggewendes pflügen, eggen, ackern und säen, sowohl im Herbst wie im Frühjahr. Auf die Hufe soll er 4 Fuder Getreide einfahren und 12 Fuder Mist hinausfahren. Falls das Hochwasser an der Mühle oder ~~man~~ Wehre Schaden getan, müssen die Bauern die nötigen Fahrten stellen. Sie müssen Wachdienst tun und bei der Jagd Treiber sein. Auch zum Spinnen waren sie verpflichtet. Diese Robotordnung wurde später noch wesentlich verschärft. Immerhin war sie noch erträglich, so lang sie dem Bischof selbst zu leisten war. Schlimm wurde es, wenn aus Geldmangel das Dorf verpfändet wurde und damit die Rechte aus der Robotordnung in die Hände eines Privatmannes gelangten. In der Geschichte von Bielitz ist zu lesen, wie im Jahre 1603 Bielitz dem Adam von Sitsch um 2000 Taler verpfändet wurde, wie er die Bauern knechtete, dass sie das ganze Jahr Hofarbeit leisten mussten. Alle Beschwerden gegen ihn waren erfolglos. Ja, am 16. August des Jahres 1608 wurden sie zu einem Termin vorgeladen und ohne dass sie gehört wurden, einfach in Haft gesetzt.

Auch das Angebot der Bauern, die Pfandsumme von 2000 Talern, die von Sitsch gezahlt hatte, aus eigenen Mitteln zu erlegen, wurde nicht angenommen. Immerhin erreichten sie, daß das Dorf noch im selben Jahr eingelöst wurde. Aber schon 3 Jahre später kam es in die Hände des Herrn von Rohr in Mahlendorf. Dieser hatte vor 4 Jahren dieses Gut gekauft, konnte es aber nicht hochbringen, zumal Mahlendorf so gut wie keine Robotbauern hatte. Darum bat er, ihm Bielitz zu Hofe arbeiten zu lassen. Die Bielitzer mußten ihren Erbzins, den Zehnten und sonstige Abgaben weiter an das bischöfliche Rentamt in Neisse zahlen, dieselben Robotleistungen aber wie unter Adam von Sitsch nun in Mahlendorf tun. Der Herr von Rohr zahlte dafür dem Bischof 1500 Taler. Schon zu Anfang von 1612 saßen die Bielitzer wieder in Haft; wieder erklärten sie sich bereit, die Pfandsumme von 1500 Talern zu legen. Im Jahre 1618 wurde Bielitz schon wieder verpfändet, und zwar dem Hofkanzler von Schelcha auf Tarnica, dem sie sein Gut Rogau bebauen mußten. Schon 1622 kamen sie in die Hand des David von Rohr auf Mahlendorf, der sie nicht nur für Mahlendorf, sondern auch für Märzdorf und Jakobsdorf beanspruchte. Als die Bielitzer sich weigerten, saßen sie am 21. März 1623 schon wieder 8 Tage in Neisse in Haft, oder, wie der Ausdruck jetzt hieß, "Im Juden". Wohl wurden sie wieder entlassen, aber Recht bekamen sie nicht. Zwei Jahre später kam es schon wieder zum Streit, als sie dem Herrn von Rohr Fuhren nach Münsterberg stellen sollten. Schließlich wurde Bielitz im Jahre 1633 dem Grafen Georg Ludwig von Starenberg abgetreten. Bei ihm verblieb Bielitz bis zu seinem Tode 1650. Nun richteten die Gemeinde mit Unterstützung des Breslauer Domkapitels an den Bischof das Gesuch, das Dorf wieder einzulösen. So geschah es auch am 27. Dezember 1650. Im Jahre 1692 erfolgte die Ablösung der Robotpflicht, indem das Dorf für jede Hufe 3 Taler und 27 Groschen Robotgeld zahlen sollte. Die Summe wurde sogar später auf 5 Taler erhöht, es blieben aber immer noch die vorigen Dienste und Fuhren. Von Martini 1693 - Martini 1694 hat die Gemeinde an Fuhren geliefert: 100 Fuhren Sand nach Koppendorf, an Eisfuhren nach Neisse 16 Schlitten, an Fischfuhren nach Batzdorf 2 Wagen mit je 6 Pferden. In Endersdorf bei Grottkau hat die Gemeinde zur Bestellung der Fischteiche 2 Tage mit je 5 Pflügen geackert, aus dem Hanischwalde 9 Klafter Holz auf den Floßplatz und 25 Fuhren Eichen nach Neisse gefahren. Im Jahre 1680 wurden dem Hofrichter und Prälaten von Brunetti für sein Gut Mahlendorf 9 Bauern, darunter unser Vorfahre Trutzmann, übergeben. Hier verblieben sie auch unter seinen Nachfolgern bis 1763. In diesen letzten Zeiten hatten die Bauern, die nicht dienstverpflichtet waren, 132 Taler und 12 Sgr. Robotgeld zu zahlen und mit je 4 Pferden 52 Tage umsonst zu arbeiten. Die nach Mahlendorf Verpflichteten zahlten kein Robotgeld, mußten aber mit je 4 Pferden 170 Tage umsonst arbeiten. Aus dieser zusammenhängenden kurzen Übersicht ergibt sich, daß noch unser Urahne Hans Trutzmann das stürmische Jahrzehnt 1600-1610 erlebt hat; aber noch mehr haben wohl seine Nachfolger, der Lucas und die beiden Hans Trutzmann zu leiden gehabt. Trotzdem hat Lucas seinen Geschwistern die Termingelder pünktlich gelegt. Ja, er kaufte sogar im Jahre 1625 vom Bauer Michael Jüttner dessen Bauerngut, zwischen Marten Janisch und Adam Gruner gelegen. Er legte noch vor seinem Tode die letzten 200 Mark fällige Kaufgelder. Dieses Gut hatte er offenbar für seinen Sohn Georg bestimmt.

Nachdem er im Jahre 1630 vorzeitig gestorben war, ist am 3. Mai 1631 zwischen Lucas Trutzmanns hinterlassener Wittib, als Verkäuferin, vertreten durch ihren hierzu erkorenen Vormund, ihren Schwager Simon Trutzmann und zwischen ihrem Sohn Hans folgender Verkauf vollzogen worden: Es hat oben erwähnte Frau Christine freiwillig aufgelassen und erblich verkauft ihr Gut, 1 1/2 Hufen Acker samt Haus und Hof, wie alles in seinen Rainen und Grenzen zu Bielitz nächst

Georg Schöneich und Mathes Schmolke gelegen ist, sowie solches Gut vom vorigen Besitzer besessen, genossen und gebraucht wurde, nichts davon ausgenommen, an Hans Trutzmann und seine Erben, es erblich zu haben und zu halten, um 600 schwere Mark, jede zu 48 Sgr. gerechnet. Käufer soll zu Pfingsten 1632 erstmalig 150 schwere Mark legen und im Jahre 1633 zum gleichen Termin wieder 150 Mark. Die übrigen 300 Mark sollen dem Sohne zu seinem Erbe verbleiben. Es hat sich die ~~Mutt~~ Mutter ausgezogen für ihr Leben freie Herberg, jährlich 8 Scheffel Korn, 1 Scheffel Weizen, 2 Scheffel Gerste, 1 Viertel Hirse, 1 Viertel Erbsen, 1 Schock Eier, 1 Beet Rüben, 1 Beet Kraut, wenn er das hat; des weiteren 1 Schwein 1 Jahr alt oder dafür 26 Silbergroschen. Item die Wiese auf den 8 Schwaden zur Gräserei, vom Zaune an durch den Lantsch bis zum Grenzgraben, 4 Schwaden breit. Ferner frei Holz, Licht und die Stubenkammer, um drinnen zu sein und einen Teil vom Keller in dem Hause samt einem Stalle. Solches gelobten beide Teile stets und unverbrüchlich zu halten.

Hier sehen wir zum ersten Male einen kindlichen Kauf. Hans Trutzmann zahlt wohl 600 schwere Mark, aber 300 Mark verbleiben ihm als Erbteil, er zahlt also nur 300 Mark, welche offenbar das Erbteil für seine Schwester Barbara sind. Für den Bruder hatte der Vater bereits ein Bauerngut gekauft.

IV. Hans Trutzmann, der Ältere und Frau Ursula.

1631 - 1659.

Noch im selben Jahre kaufte Hans Trutzmann von seinem Nachbar Georg Schöneiche 1/2 Hufe Ackers samt einem Stück vor der Hofraite in seinen Rainen und Grenzen zu Bielitz gelegen, wie solche von altersher besessen, genossen und gebraucht wurden, um 348 schwere Mark, welche Kaufsumme Käufer in Jahr und Tag zu bezahlen versprachen. Solches geloben beide unverbrüchlich zu halten.

Im Jahre 1637 bekennt Georg Schöneich, das Kaufgeld von 348 schwere Mark erhalten zu haben und verzichtet für sich und seine Erben auf alle weiteren Rechte.

Damit war der Hof der Trutzmanns auf 2 Hufen angewachsen. Hans Trutzmann war ~~geboren~~ geboren 1608 und starb 1666 im Alter von 58 Jahren. Er heiratete im Jahre 1633 seine erste Frau Ursula, die ihm nach 9 jähriger Ehe im Wochenbett starb. Aus dieser Ehe wuchsen 4 Kinder heran; die Ursula, geb. 1634, die im Jahre 1652 den Hans Deutscher in Bielitz heiratete; die Anna Christine, geb. 1637, die im Jahre 1656 den Hans Kulbe von Oberjeutritz heiratete; der Johannes, geb. 1638, der den väterlichen Hof erbte und endlich der Georg, geb. 1640, der im Jahre 1666 die Rosine Gruner, Bartel Gruners Tochter, in Bielitz heiratete. Nachdem Hans Trutzmann 6 Jahre Witwer gewesen war, machte er im Jahre 1648 mit seinen Kindern einen Vertrag ums Mutterrecht, also eine Auseinandersetzung. Er hat vorm fürstbischöflichen Amt gestanden, gehorsamst vorgebracht, daß er sich mit Georg Schmolke und Georg Trutzmann als Vormündern und seinen 4 Kindern Hans, Georg, Ursula und Anna geordnet habe und um das denselben gebührende mütterliche Recht vergleiche und denselben hiernach in Summa 200 schwere Mark, jede zu 48 Silbergroschen gerechnet, zu gleichen Anteilen erlege. Überdies sollen noch folgende Auslagen errichtet werden: Hans soll 1 Pferd und noch 6 Mark, Georg fürs Jüngstenrecht and fürs Erbrecht auch 6 Mark erhalten. Wenn sie sich verheirateten, soll auf der Hochzeit jedem 1/8 Bier, sowie Tuch zu einer Hose und einem Rock gegeben werden. Wenn aber die beiden Töchter heirateten, soll jede 2 Kühe haben, 1 Ober- und 1 Unterbett samt 3 Pfühlen-zweimal zum Überziehen.

Einmal von aufgeschossenem Zwillich, einmal von feiner Leinwand, ferner jede einen Rock von Landtuch, davon zur Gestalt mit Schnüren, wie diese ortsbräulich, einen Kasten und eine Lade, jede ein Tischtuch und ein Laylach, sowie jede auf der Ausgabe $\frac{1}{8}$ Bier, einen Scheffel Weizen und $\frac{2}{4}$ Korn.

Diese Auseinandersetzung wurde gemacht im Jahre 1648, d.h. im Jahre des Westfälischen Friedens. Wenn man bedenkt, wie damals ganz Deutschland entvölkert und verwüstet war, so muß man sagen, daß unsere Heimat noch immerhin gut weggekommen ist. Wenn man im Jahre 1648 noch solch einen Vertrag schließen konnte, dann muß es den Leuten noch nicht ganz schlecht gegangen sein.

Darauf heiratete Hans Truczmann Eva Stusche aus Bielitz, Lorenz Stusches Tochter.

Am 20. August 1655 brach in der Nacht ein großes Feuer aus und legte 5 Besitzungen, darunter die des Hans Truczmanns, in Asche, sodaß sie in größte Armut stürzten. Darum wurden sie auf 3 Jahre nicht nur von allen Steuern und Landesabgaben, sondern auch von allen Hofarbeiten, Erbzinsen, Zehnten und von der Lieferung des Huthafers befreit. Die Armut scheint auch in der Art des Wirtschaftsaufbaues zum Ausdruck gekommen zu sein. Jedenfalls enthielt das Wohnhaus nach wie vor nur eine einzige Stube, in welcher noch die Auszügler ihren Teil sich ausmachten. Ihre Liegestatt blieb auch weiterhin die Hauskammer.

Im Jahre 1655 hat vorm hochfürstlichen Amte gestanden Georg Truczmann und hat feierlich aufgelassen und verkauft seinen Garten samt einer abgebrannten Baustelle, welche vor dem bei Hans Truczmanns Gute gewesen ist, allermassen er denselben besessen, genossen und gebraucht hat, zunächst Georg Sperlich und Georg Heinelt in seinen Rannen und Grenzen gelegen, dem Hans Truczmann und seinem Erben ihn erblich zu haben und zu halten um 72 schwere Mark. Der Käufer hat alsbald bei der Schreibung des Kaufes den fälligen Kaufschilling bezahlt. Der Kauf wurde dergestalt verstattet, weil der Käufer vor hat, darauf zu bauen binnen 2 Jahren.

Wo der Garten gelegen hat, und ob überhaupt darauf gebaut wurde, ist nicht zu ersehen. Denn schon im Jahre 1659, also im Alter von 51 Jahren, verkauft Hans Truczmann der Ältere, seinem Sohn Hans Drutzschmann dem Jüngeren. Der Kauf lautet also:

Vorm hochfürstlichen Amte hat gestanden Hans Truczmann der Ältere und hat in einem beständigen Erbkauf aufgelmassen freiwillig sein Gut, 2 Hufen Ackers, Haus, Hof samt dem dazugehörigen "Wüsten-Garten", wie er steht und liegt neben Christoph Schöneich und Georg Schmolke in seinen Rannen und Grenzen, allermassen er vom vorhergehenden Besitzer solch Erb und Gut besessen, genossen und gebraucht, dem Hans Drutzschmann dem Jüngeren, seinem Sohne, es erblich zu haben und zu gebrauchen, um 600 schwere Mark. Der Käufer soll Fastnacht anno 1660 zum Angelde legen 150 Mark und nochmals zum selben Termin jährlich 50 Mark bis zur vollkommenen Bezahlung. doch wenn der Käufer mit den Nachgeldern auf den gesetzten Termin nicht folgen kann, solle er dieselben zu verzinsen nicht verpflichtet sein, wie er soviel wie möglich mit der Bezahlung aufkomme. Wenn der Georg, der jüngste Bruder, sich verheiratet, soll er dasselbe Jahr der Legung des Termins enthoben sein. Der Käufer samt seinem Eheweib haben ihn ausgezogen, solange sie leben, freie Herberg, frei Licht, solange man pflegt zu leuchten, frei Holz zum Kochen und Backen, zum Waschen und Leuchten, auf dem vordersten Ofentopf die Nutzung, um Warmwasser zu gebrauchen. Die Stubenkammer zur Liegestatt, sowie den Boden über der Stube bei dem Fenster von Vaters Liegestatt.

Item 2 Kühe im Stalle des Käufers bei der hintersten Tür zu halten, Winterszeit von des Käufers Siede zu füttern, und wenn des Käufers Weib oder Gesinde ihrem Vieh Spreu holen, soll für des Verkäufers Kühe 1/2 Scheffel mit verabfolgt werden.

Item soll ihnen der Käufer alle Jahre geben 8 Scheffel Korn, zwei Scheffel Weizen, 3 Scheffel Gerste, 1/4 Erbsen und 1/4 Hirse. Wenn aber weder Erbsen noch Hirse gewachsen sind, so darf er ihnen auch keine geben. Alle Jahre 1/4 Leinen, jährlich im Felde 1 Beet Rüben, an welchen Raine sie es eben geben wollen, im Garten 2 Beete zur Gräberei neben Georg Schmolkes Rain, sowie den dritten Teil des Obstes im Garten. Er soll ihnen alle Jahre geben 2 Schock Eier und 1 Schwein von einem Jahre, das beste des Wurfs.

Item hat sich der Käufer vorbehalten die Wiese, 4 Schwaden breit vom Zaun an bis zum Lehne, neben Adam Weyrichs Raine gelegen, wie auch die Pärchwiese, 3 Schwaden breit neben Georg Schöneichs Raine gelegen. Wenn das Heu und der Grummet abgedörret sind, soll es der Käufer heimzufahren und auf die Hauskammer zu legen schuldig sein. Es soll auch des Verkäufers Eheweib die Vollmacht haben, mit des Käufers Mägden nach Grase zu gehen ohne Schaden der Wiesen.

Im Falle, daß nach Gottes Schickung der Vater sich mit der Mutter der zweiten Frau vererben sollte und nachmals mit dem Tode abginge, so soll der Auszug der Stiefmutter zur Hälfte anheimfallen. Wenn aber keine Kindervererbung zwischen dem Verkäufer und seinem Eheweib erfolgt, so soll der ganze Auszug, wie oben gemeldet, dem Verkäufer anheimfallen, außer 2 Scheffel Korn, so ihr jährlich, weil sie lebt, unverkürzt gegeben werden sollen. Wenn die Stiefmutter aber sich wieder verheiraten würde, soll sie gleichzeitig gerechter 2 Scheffel Korn entraten. - Die Stiefmutter heiratete 9 Jahre später den Martin Giesemann aus Geltendorf.

Es soll auch Georg, der Jüngste, fürs Erbrecht erhalten 15 Mark, mehr 1 Pferd, ohne eins das beste oder dafür 18 Taler. Wenn er sich verheiratet, soll ihm der Besitzer des Gutes ^{etwas} Zusage machen auf 2 Tische, dazu 1/8 Bier. Es soll ihm der Käufer Landtuch zu einem Kleide und ein Paar Hosen kaufen, wes Farbe ihm beliebt, wie auch 1 Paar Stiefel, einen Sommerhut und eine neue Lade, wenn er dessen benötigt. Solcher Kauf wird von beiden Seiten festzuhalten gelobt. Das Marktgeld ist erlegt.

V. Hans Drutzschmann, der Jüngere und Frau Anna geb. Escher.

(Escher aus Bielitz) 1660 - 1690.

Von Hans Drutzschmann, dem Jüngeren, sagen die Kirchenbücher, daß er 1638 geboren und 1689 im Alter von 51 Jahren gestorben ist. Seine Frau hieß Anna und war Christoph Eschers Tochter von Bielitz. 3 Kinder werden von ihm genannt: Johannes Christoph, geb. 1659, Paul, geb. 1668 und Anna, geb. 1674. Sie heiratete im Juli 1705 den Mühlknecht Johann Rettel zu Bielitz. Hans Drutzschmann war, wie schon erwähnt, einer der 9 Bauern, die im Jahre 1680 nach Mahlendorf zu Robotdiensten überwiesen wurden. Sein Gut wurde bei dieser Gelegenheit mit 2 1/2 Hufen angegeben; im Kauf hatte er es mit 2 Hufen übernommen. Wann er es um 1/2 Hufe vergrößert hat, habe ich nicht finden können. Während der ältere Bruder im Jahre 1690 bereits 31 Jahre, Paul dagegen erst 22 Jahre alt war, bekam doch Paul, zufolge des geltenden Jüngstenrechtes, das väterliche Erbe. Darüber liegt folgender Kaufvertrag vor:

Am 30. November 1690 hat vorm hochfürstlichen Amt gestanden Hans Christoph Drutschmann nebst seiner Schwester Anna, weiland Hans Drutschmanns hinterlassenen Erben und haben aufgelassen und verkauft ihr väterliches Gut, Haus und Hof samt 2 Hufen, $\frac{2}{4}$ in Erbe, erd-wind-und nagelfest, in richtigen Rainen und Grenzen, einerseits neben Hans Buchmann, andererseits Georg Stenzel, mit allem Recht und Gerechtigkeiten, Nutz und Nutzbarkeiten, Robote, Zinsen und Beschwerden, also zu nutzen und zu gebrauchen, wie es seiß Vater und alle vorigen Possessores genützet und gebraucht, dem Paul Drutschmann, ihrem leiblichen Bruder, ihm, seinen Erben und Erbnehmern um einen gewissen Kaufschilling, betragend 776 Mark, deren jede zu 48 Sgr. zu 12 Pfennig estimiert; und soll der Käufer zum ersten Angeld termino Georgi 1691 legen 150 Mark, dann folgend jährlich 30 Mark, bis zur endgültigen Bezahlung der 776 Mark Kaufschilling.

Belangend der anderen Geschwister ihren Aussatz, so soll er dem Christoph, wenn er sich verheiratet, geben einen neuen Rock von dreisiegler Tuch, wie auch eine Hose, die Farbe nach Belieben, eine fuchsene Mütze, ein Paar Stiefel von deutschem Leder, $\frac{1}{8}$ Bier auf die Zusage wie auch auf 3 Tische Hochzeit machen und 1 Faß Bier, 1 Pferd, ohne eins das Beste oder 18 Reichstaler dafür.

Der Schwester Anna aber soll Käufer geben, wenn sie sich verheiratet, 2 Röcke von dreisiegler Tuch, daran 2 Gestälde, 1 damastenes, die andere von Atlas, die Farbe nach Belieben, wie auch einen tuchenen Rock und tafetené Gestald daran, 2 Paar Stiefel, 1 Paar rote und 1 Paar schwarze. Item 2 langärmliche Hemden von kleiner Leinwand, 12 aufstreifliche Hemden, 6 von kleiner, 6 von mättlerer Leinwand, 12 Schleier, 15 Hauben, 4 Schürzen, 1 Bärtlein pro 2 Taler 9 Sgr., 1 Gürtel für 18 Sgr. Auch soll Käufer geben 1 Ober und 1 Unterbett, samt 2 Pfühlen von neuen Federn, samt dreimaligem Überzug, zweimal von Fußwerk, das dritte Mal von mittlerer Leinwand, wie auch 3 Unterkleider, eins von kleiner und 2 von mittlerer Leinwand, einen Laylach von 10 Ellen kleiner Leinwand, 1 Handtuch von 7 Ellen, 3 Tischtücher und 3 Kirchentücher, 1 zwilliches und 2 von kleiner Leinwand. Dann gebe er einen Kasten und eine Lade. Auf die Aussage gebe er einen Kasten Bier, 4 Scheffel Weizen, item 4 Kühe und 2 zweijährige Kalben. Käufer ist berechtigt, zuvor 2 Kühe herauszunehmen, alsdann hat Schwester Anna die ihrigen zu bekommen.

Belangend die Schulden, wenn sie die Zinsen geben, so sollen die Geschwister dieselben zur Hälfte erlegen, aber in dem letzten Termin soll er seinen Teil davon haben.

Die Vormünder der Waisen sind bestätigt, George Drutschmann und George Stusche. Solchen Kauf haben allerseits Kontrahenten und Interessenten dem Amt angelobt, stets fest und unverbrüchlich zu halten. Das Marktgeld ist erlegt.

An diesem Kauf ist Verschiednes Auffällig. Die Mutter Anna starb erst 8 Jahre nach diesem Kaufe. Sie hätte doch die erste Verkäuferin sein müssen. Wo ist ihr Auszug?

Um ~~der~~ Aussteuer der Anna, die doch in Kleidung von einer ziemlichen Wohlhabenheit zeugt und in Vieh eine außergewöhnliche Größe hat, richtig einzuschätzen, sei im Vergleich ein Pachtvertrag herangezogen, in welchem der Bauer Martin Stusche sein Gut auf 3 Jahre für 10 Mark Zinsen verpachtet. Es ist folgendes Inventar vorhanden: 5 Stuten, 1 junges Fohlchen, 2 Kühe, 1 dreijährige, 2 zweijährige und 1 einjährige Kalbe, 1 Föhenmutter, 3 Sömmerlinge (Ferkel), 5 Gänse, 1 Gänserich, 6 Hühner, 1 Hahn, 2 beschlagehe Wagen. Wintersaat: 2 Scheffel und 3 Viertel Weizen, 24 Scheffel Korn. Hierbei fällt zunächst das Mißverhältnis der Zahl der Pferde und der Rinder auf.

Die Pferde wurden ja zu den Robotsdiensten gebraucht und fraßen das ganze Heu der Wirtschaft, sodaß die Kühe mit Spreu und Siede im Winter gefüttert wurden. Im Frühjahr waren sie so schwach, daß sie am Schwanz aufgehoben werden mußten, wenn sie sich hingelegt hatten. Die Gesamtzahl der Rinder war etwa der der Pferde gleich. An Schweinen und Geflügel war fast nur vorhanden, was für den eigenen Gebrauch nötig war. Umso auffälliger ist die Zahl der Rinder, die für die Schwester Anna auf die Aussage hin bestimmt waren. Im Verträge vom 7. Dezember 1584 vermachte der Vater seinen 3 Töchtern je 1 Kuh, im Verträge von 1648 bekam jede Tochter 2 Kühe, und im Kaufe von 1690 erhält die Schwester vom Käufer 4 Kühe und 2 Kalben, eine Zahl, die sicher viel zu hoch war. Auch die Kaufsumme von 776 Mark erscheint sehr hoch. An ihr hatte der Käufer 20 Jahre zu zahlen,; im Verträge von 1630 hatte der Käufer nur an 2 Terminen je 150 Mark zu zahlen, und 300 Mark verblieben ihm als eigenes Erbteil, im Verträge von 1659 hatte er 10 Jahre zu zahlen. Im Kauf von 1690 dauerte also die Abzahlung doppelt so lange, die Höhe der Termingelder betrug nur noch 30 Mark. Die Bauern waren offenbar wirtschaftlich schwach geworden, ausgesogen durch die grausame Robotleistung nach Mahlendorf. Auch die Bemerkung am Schlusse des Kaufes über die Schuldzinsen, welche die Geschwister erlegen sollen, ist wohl in demselben Sinne zu verstehen.

VI. Paul Drutschmann und Frau Maria. (1690 - 1723)

Paul Drutschmann war geboren am 9.6.1668 und ist gestorben am 3.6.1745 im Alter von 78 Jahren. Seine Frau hieß Maria und starb am 17.7.1736 im Alter von 62 Jahren. Aus ihrer Ehe entsprossen 5 Kinder, 2 Söhne, Paul und Christoph und 3 Töchter, Maria, Anna und Katharina. Katharina heiratete im Jahre 1723 einen Johann Michael Leibelt, Müller zu Reinschdorf. Im Jahre 1693 hatten die große Sommerung und die Wiesen 6 Wochen unter Wasser gestanden. Dazu hatte die Winter Saat unter einem Frost gelitten, der im Juni plötzlich eingetreten war. Paul Drutschmann gehörte zu den Geschädigten. Er gab an, von 4 Scheffeln Korn nur 1 1/2 Viertel Zuwachs geerntet zu haben. Weitere Hochwasser folgten fast unmittelbar in den Jahren 1696, 1698, 1702, 1709 und 1713.

Aus dem Jahre 1697 besagte ein Zehntenverzeichnis der Bielitzer Gemeinde an Korn und Hafer, daß Paul Drutschmann je 2 Scheffel und 2 Viertel jährlich zu zahlen hatte. Damit zahlte er am meisten von allen Bauern.

Paul Drutschmanns Leben fällt in eine große Zeit. Im Westen unseres Vaterlandes wurde der spanische Erbfolgekrieg ausgefochten, in welchem englische und deutsche Truppen Hand in Hand gegen Frankreich kämpften. Im Osten aber drangen Österreichs Truppen, nachdem im Jahre 1683 die Belagerung Wiens durch die Türken mißlungen war, nach Osten vor und verjagden die Türken aus Ungarn bis weit in den Balkan hinein. Prinz Eugen und Belgrad sind Namen, die noch heute in jedes Deutschen Ohr klingen wie Trommelwirbel und Trompetenschmettern. Das aber mocht wohl für den Osten die Folge haben, daß seine Erzeugnisse an Getreide einen besseren Absatz fanden und daß sich so die Lage der Bauern trotz der Robotdienste etwas besserte.

Im Jahre 1728 verkaufte er sein 10 viertliges Bauerngut seinem Sohne Christoph. Der Kaufvertrag lautete:

Anno 1728 den 17. January hat vor dem kurfürstlichen, bischöflichen Hofrichteramt gestanden Paul Drutschmann samt George Drutschmann

seinem Beystande und hat freiwillig hingelassen und verkauft erblich sein innegehabtes 10 viertliges Bauernguth samt dazu gehörigen Wiesen, Gärten, Haus und Hof, wie sonst alles erd-, wind- und nagelfest in richtigen Rainen und Grenzen zwischen Hans Buchmann und Georg Schmolke liegt und stehet, nichts davon ausgenommen, mit allen Gerechtigkeiten und Beschwernissen, allermaßen dieses Gutth alle Besitzer bisher besaßen, genossen und gebraucht haben, seinem ehelichen Sohne Christoph Drutschmann und dessen Erben im Beystande Paul Drutschmanns, des Jüngeren, so erblich zu haben, zu genießen und zu gebrauchen um 850 Mark zu 48 Sgr. gerechnet, davon dem Käufer zu seinem Erbteil 200 Mark in Händen bleiben, und er hat bei heutiger obrigkeitlicher Konfirmation zum Angeld dem Vater 300 Mark erlegt, wovon er das gegen eine Hypothek ausstehende Kapital bezahlen soll. Zu den gemeldeten 300 Mark hat Käufers Ehefrau Catherina 200 Mark von dem ihrigen ins Gutth gebracht, welches sie, allenfalls sie sich miteinander nicht vererbten, wiederum daraus zu fordern hat. Anno 1729 termino St. Georgi sollen 100 Mark, sodann jährlich an eben diesem Termine 30 Mark bis zur völligen Bezahlung erlegt werden.

Der Vater hat für sich und die Mutter ausgedungen freie Herberg, frei Licht und Holtz, den vordersten Ofentopf, den Ort in der Stube von den Ofentöpfen gleich aus bis zur hintersten Wand, auch über diesen herausgezogenen Ort den Boden nach Belieben zu gebrauchen, item die Hauskammer.

Durch 3 Jahre jährlich 1 Scheffel Lein, nach den 3 Jahren alsdann jährlich aufs Flachland an einem beliebigen Raine von Vaters Samen 3 Viertel Lein zu säen. 2 Kühe bei freier Siede, Stroh, Streu und Futter zu halten, die abgeredet und die kleine Krippe im Kuhstall. Wenn ihm der Wirt einen Kuhstall baut, so weicht der Vater mit seinem Vieh aus dem großen Stalle. Zum Heufütter die 8 schwadige Wiese vom Damm bis an die kleine Lade, die 4 schadige bis an die Tülke, das halbe Schuppel überm Haus zum Heufutter, solches ohne Entgelt hereinzuführen, auch ~~die~~ Mühlführen in und aus der Mühle zu verrichten, jährlich 3 Beete Weizen, wenn solches vorhanden, zu beschneiden, freie Graserei mit einer Fersen um ~~den~~ Wiesen und Felder, jährlich im Oberfelde 1 Beet Rüben, auf den andern Feldern jährlich 2 Beete, unter der Treppe den Ort zum Grase, item das Blumen-gärtel; wenn aber die Bäume erwachsen und das Gärtel für die Bienen nicht mehr tauglich wäre, ziehet ihnen der Vater einen Platz dazu aus hinter der Scheuer gegen die Unterseite; den halben Teil vom Obst, das Schweineställchen beim Brunnen; jährlich vom guten Getreide 3 Scheffel Weizen zu einem Taler, 9 Scheffel Korn zu einem Taler, 3 Metzen gestampfter Hirse zu 4 Sgr., 2 Metzen Erbsen zu 3 Sgr., jährlich 1 Schwein von 1 1/2 Jahren oder 2 Taler, 1 Ferkel zu Pfingsten oder 6 Sgr., nach Vaters Belieben das Vieh oder dass Geld zu nehmen. Wenn über kurz oder lang dem Vater die Kühe zu halten nicht beliebt, soll ihm der Wirt geben jährlich 20 Quart Butter, aber von St. Georgi bis St. Michael wöchentlich einen Butterstrietzel pro 6 Sgr. täglich 2 Quart Milch, wie solche gemolken wird, ~~à~~ 1 1/2 Pfennig, jährlich 2 Mandel Quärge ~~à~~ 3 Sgr. und 1 Schock Eier pro 4 Sgr. Wenn einer von den Eltern stirbt, fällt der Auszug zur Hälfte. Käufer hat von 400 Mark die Markgroschen erlegt, welche er von dem letzten Termine wieder abziehen mag. Solchen Kauf haben beide Kontrahenten stets fest einander zu halten gelobt.

VI. Christoph Drutschmann und Frau Catharina.

1728 - 1734.

Hans Schneider und Frau Catharina.

1734 - 1752.

Christoph hatte es sich sofort angelegen sein lassen, die auf der Wirtschaft lastenden Schulden zu tilgen. Schon im Jahre 1728, am 13. Marty hat sein Vater, offenbar mit dem Vermögen seiner Schwiegertochter, die von Casper Ignatz Dittel auf einem Amtskonsens ehemals dargelegten 200 Mark richtig zurückgezahlt. Im Jahre 1730 zahlte er seinem Schwager Leibelt aus Reinschdorf 100 Mark und 16 Taler Ausstattungsgeld. Im Jahre 1731 konnte sein Vater eine Hypothek von 200 Mark dem Gerichtsschöffen und Handelsmann Johann Kossenitzky zurückzahlen, im Jahre 1733 erhielt der Vater von Christoph 100 Mark, und einen Monat später - nach dessen Tode - guttierte er nochmals über 72 Mark. Er hat also in den 6 Jahren insgesamt 728 Mark zurückgezahlt, sodaß bei seinem Tode nur noch eine Schuld von 122 Mark übrig blieb.

Unter Christoph brach also das Morgenrot einer besseren Zeit an. Mochte es auch mitbedingt sein durch den wirtschaftlichen Aufschwung, der den österreichischen Landen durch die glücklichen Türkenkriege bescheert war, in der Hauptsache war es doch der allmählich beginnende Abbau der Robotpflichten. Zurückblickend sehen wir, daß der Robotdienst unter Lukas Trutzmann einsetzte und unter seinem Sohne Hans Trutzman, dem Älteren, fort dauerte. dazu kam im Jahre 1655 die große Feuersbrunst, welche die Familie in Schulden stürzte, die Hans Trutzman, der Jüngere, übernahm. Er aber mußte dazu die unerträglichen Robotdienste nach Mahlendorf im Jahre 1680 übernehmen, sodaß weder er, noch sein Sohn auf einen grünen Zweig kommen konnten. Doch unentwegt haben haben die neuen Bauern den Kampf gegen jene Ungerechtigkeit geführt. Wenn ihnen der endgültige Sieg auch erst im Jahre 1763 beschieden war, so hatten sie doch schon im Jahre 1734, also zu Christophs Zeit, für kurze Zeit erreicht, daß sie bis auf weiteres der Robottleistungen nach Mahlendorf sich enthalten konnten. Wenn sie nachher auch noch weiter 29 Jahre bestehen blieben, so dürfte ihre Schärfe sich wohl gemildert haben, und das mag der Hauptgrund für die Besserung der wirtschaftlichen Lage gewesen sein. Auch mag wohl Christophs Frau Catharina, wie wir heute sagen würden, eine reiche Partie gewesen sein, sodaß mit Hilfe ihres Vermögens die Familie zu Atem kam. Übrigens ist ~~die~~ Frau Catharina die letzte von unseren Stammesmüttern, von denen uns der Mädchennamen und der Geburtsort unbekannt sind. Nur 2 Kinder waren in der Zeit von 1728 - 1734 dieser Ehe entsprossen: Catharina, die im Jahre 1748 den Bauer Georg Mentzel in Bielitz heiratete, und Lorenz, der im Jahre 1752 das väterliche Gut kaufte.

Christoph war am 28.12.1734 gestorben. Am 21.5.1735 machte Frau Catharina vor dem hochfürstlichen bischöflichen Richteramt folgenden Kinderausgleich:

Es verspricht Frau Catharina, weiland Christoph Drutschmanns, gewesenen Bauers hinterlassenes Wittab, ihren 2 Kindern Laurentio und Catharinae väterliches Erbgeld, einem jedem 300 Mark. Es soll die Mutter oder Besitzer des Gutes bei Konfirmierung des Vertrages 250 Mark Angeld zu erlegen schuldig sein. Den ersten Termin verspricht sie den Kindern zu hinterlegen anno 1735 zu St. Georgi, alsdann alle Jahre am selben Tage bis zur völligen Bezahlung.

Es folgendes Lorenz Aussatz:

Erstens verspricht die Mutter ihrem Sohn für 1 Pferd, Sattel und Zeug 32 Mark, 24 Sgr., mehr für sein Jüngstenrecht 30 Mark, für die Kleidung, Rock, Hosen, wie auch vom Schneider zu nähen, 18 Mark, auf die Zusage 2 Mark. Item wäre für ihn die Hochzeit, wie auch alles, was dazu gehörig ist, zu machen oder 18 Mark. Der Lorenz soll haben für des Vaters Kleider 7 Mark 24 Sgr. Mehr soll er haben 20 Hemden, 4 von kleiner 3 elliger Leinwand, 4 von 4 elliger, 6 schlicht von kl. Leinwand, wie auch 6 von mittlerer Leinwand oder 9 Mark 3 Sgr. Mehr soll er haben 6 Tüchel, jedes 2 Sgr., macht 12 Sgr., 1 Himmelbett zu 1 Mk 12 Sgr. und einen Kasten zu 45 Sgr., Summa 119 Mk, 24 Sgr. Sofern der Lorenz ein Belieben zu studieren haben sollte, soll die Mutter oder der Besitzer des Gutes ihn durch 6 Jahre verpflegen. Sollte er aber weiter studieren, so soll er von seinem Aussatz zehren. Es folgt der Catharina Aussatz:

Erstens soll die Catharina haben auf die Ausgabe 6 Scheffel Weizen, 4 Scheffel Korn, $\frac{3}{8}$ Bier, wie auch $\frac{1}{2}$ Eimer Brantwein, samt allem, was zu einer Ausgabe gehörig oder 15 Mark. Mehr soll sie haben 1 Ober- und 1 Unterbett samt 2 Pfühlen von kl. Leinwand. Item 4 mal zu überziehen, einmal gezogenes, einmal Fußweg, einmal von kl. Leinwand, welche blau sein soll, und einmal von aufgeschossenem Zwillich. Es soll alles vom Besten gekauft werden, wie auch eine Züche zum Unterbett oder dafür 20 Mark. Mehr 10 langärmliche Hemden, 5 von gekaufter und 5 von 4 elliger Leinwand oder 2 Mk, 2 Sgr., mehr 14 aufstreifliche Hemden, 7 von gekaufter und 7 von Hausleinwand, wie auch 10 aufstreifliche Hemden, Leiber von mittlerer und Ärmel von kl. Leinwand oder 2 Mk. Item 8 Unterkleider, 2 von kleiner, 6 von mittlerer Leinwand, 24 Sgr; mehr eine Haube zu 4 Mk; 10 Vortücher, 5 von 3 elliger, 5 von 4 elliger Leinwand, oder 1 Mk. Item 24 Hauben, 12 von gekaufter Leinwand, sowie Spitzen, 3 Mk 12 Sgr., 12 Schleier zu 1 Mk 24 Sgr., 2 zwillische Tücher zu 1 Mk, 3 Tischtücher, 1 von kleiner und 2 von mittlerer Leinwand, 1 Mk., 2 Betttücher von mittlerer Leinwand 30 Sgr., wie auch 4 Kirchentücher, 1 gezogenes Handtuch von 7 Ellen 1 Mk., 2 Zip-peltücher, eins von kleiner, eins von mittlerer Leinwand zu 24 Sgr., 5 Handtücher, eins von kleiner, ~~zwei~~ 4 von mittlerer Leinwand zu 9 Sgr., m Eine polemittene Juppe und eine von halbem Rasch, samt neuem Futter, rotes Tuch und Seide zu 1 Mk. 24 Sgr. Item soll die Catharina haben 4 Röcke von Rasch, Mieder von Atlas, Schnüre darauf, die alle von 2 Sgr. soviel nötig seien, Farbe nach Belieben. An jedem Rock 5 Ellen Saum-tuch in der Breite 2 Ellen, alsdann einen Rock von Scharschatt, Saum-tuch und Schnüre, wie zu den anderen, auch vom Schneider zu machen. Das macht von den gemeldeten Röcken 22 Mark. Mehr einen Rock von hal-bem Rasch, 1 Mieder von Pollemitt, Saumtuch 5 Ellen, Schnüre, soviel sie braucht, die alle zu 1 Sgr, 6 Pfennig., 1 Schnur um den Saum, die alle zu 2 Sgr. 3 Pfennig, das macht 2 Mak. Mehr in gleissender Farbe 1 Mie-der in Taschent, Schnüre, soviel sie braucht, Saumtuch 6 Ellen 1 Mk. 24 Sgr. 1 Schürze von Rasch nach Belieben 33 Sgr., 1 Paar rote Tü-chel 45 Sgr., 1 zinnernen Krug 1 Mk, 1 Gürtel 45 Sgr., 1 Latze 30 Sgr., 1 Bärtel 3 Mk., 1 Lade und 2 Kasten 2 Mk., 2 Dutzend hölzerne Teller sowie Löffel 20 Sgr. Auf die Zusage 2 Mk. Item soll die Catharina haben 4 Kühe, eine zweijährige Kalbe und 1 Kalb 1 Jahr alt oder da-von nach Belieben 20 Mk., wie auch 100 Kloben Flachs zu 15 Mk. Summa der Catharina Aussatz: 134 Mk, 11 Sgr.

Auch dieser Kindervergleich zeigt, wie sich die wirtschaftliche La-ge der Familie verbessert hat. So reichlich die Wäscheausstattung auch ist, noch kannte man kein Porzellan, auch nicht Gabel und Mes-ser. Auch Möbel brauchte die Braut noch nicht. Wo hätte man sie auch in der einzigen Stube hinstellen sollen?

Rechtlich folgt weiter, daß damit die Mutter Besitzerin des Gutes war und durch die am 17.5.1735 erfolgte Trauung wurde das auch ihr zweiter Mann, der Junggeselle Hans Schneider aus Reinschdorf. Wäre aus dieser Ehe ein Sohn hervorgegangen, so wären die Drutschmanns damit von der Wirtschaft verschwunden, hoffte doch die Mutter, daß ihr Sohn Lorenz einmal studieren würde. Doch der neuen Ehe entsproß nur eine Tochter, Helene, und Lorenz hatte keine Ohren fürs Studieren, er wurde Bauer.

Vier Tage vorher hatte die Catharina geheiratet. Am 31. Mai zahlte sie bereits 250 Mark zur Konfirmierung ihres Kindervergleiches, im Jahre 1748 legte der Stiefvater die letzten Termingelder in Höhe von 50 Mark. Sicher haben sich unter Hans Schneider die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie noch gebessert. Auch im Dorfe muß er hohes Ansehen gehabt haben; sonst würde der Volksmund nicht, wie ich im ersten Kapitel schon darlegte, noch 100 Jahre lang den Hof "bei Schneides" genannt haben.

Am 9. Dezember 1752 aber verkaufte Hans Schneider seinem Stiefsohn die Wirtschaft. Der Vertrag lautet also: anno 1752 den 9. Dez. ist vor dem fürstbischöflichen Hofrichteramt erschienen und gestanden Hans Schneyder nebst Beystand May und hat freiwillig hinterlassen und verkauft seinem Stiefsohn Lorenz Drutschmann nebst seinem Beystand Adam Drutschmann sein innegehabtes Bauerngut, Haus, Hof, samt 2 Hufen, 2 Viertel Acker, als auch zugehörigen Raynen und Gränzen zwischen Augustin Klaren einer, und dem Matthes Schmolke der andern Seite mit allen Nutz und Gerechtigkeiten, wie es vorhin genossen und gebraucht worden und was sonst erd-wind-und nagelfest steht. Er verkauft es seinem Stiefsohn und seinen Erben um eine Summe von 800 Mark, jede zu 48 Sgr. und den Groschen zu 12 Pfennig gerechnet. Es verspricht Käufer bei Konfirmierung des Kaufes zum Angelde 300 Mark. Dardach gibt Käufer den 1. Termin anno 1754 zu St. Georgi 50 Mk. und alsdann alle Jahre zu dem Termine 50 Mark bis zur völligen Bezahlung der Kaufsumme. Was die gemeinen Schulden auf diesem Gute anbelangt, so nimmt der Käufer selbige über sich.

Dazu bekommt Käufer folgenden Auszug: es gibt Käufer ihm nebst seinem Weibe freie Herberg, Holz, Licht zum Wohnen und Backen solange beide leben, den kleinen Ofentopf zum warmen Wasser, einen Ort von der Stube, von der Ofentür gleich aus bis zur hintersten Wand, wie auch den Boden oben und unten zu gebrauchen, im Haus ein Fleckel unter der Stiege, wo Verkäufer das Gras legen kann, item die Hauskammer oben und unten zu gebrauchen, wo der Verkäufer das Heu hinlegen kann, im Leimhaus die Kammer; im Keller den kurzen Raum neben der Stiege im Kachelofen den Ort neben dem Feuer, im Backofen die 3. Reihe, das Brot zu backen. Item gehört ihm auch im Garten ein Fleckel vom Backhause bis zum Brunnen; in gleichem hat Verkäufer frei, den Flachs einzusetzen. Wann der Verkäufer benötigt ein Pferd zu reiten, muß es ihm der Käufer unweigerlich geben, wie auch die Verkäuferin auf dem Wagen oder der Kalesche zu fahren. Wenn Verkäufer ein Kalb zu verkaufen hat, muß es der Käufer auf den Markt mitfahren. Ferner gehört dem Verkäufer ein Schweinestall, auch 2 Kühe zu halten bei freiem Futter, Siede, Streu soviel, als er nötig hat. Im Kuhstall den Ort der kleinen Krippe, er soll auch diesen mit ausmisten lassen; dann von der 8 schwadigen Wiese vom Zaun bis zum Mittelweg. Es ist der Käufer schuldig, das Gras zu Heu und Grummet abzuheuen und solches abzufahren. Wenn eines der Verkäufer mit dem Tode abgeht und der Verkäufer seine Tochter nicht mehr bei sich hat, verbleibt dem Verkäufer nur noch 1 Kuh und verbleibt dem noch lebenden die oben benannte 8 schädige Wiese, die 4 schädige aber fällt dem Käufer zu.

Wenn Acker, Sträucher und Wiesen zu begrasen sind, hat er auch frei, mitzugehen, auch Weizen zugleich mit zubeschneiden, auf jedem Flecken 3 Beete zu begrasen, im Oberfeld 1 1/2 Beete Rüben, in den anderen 2 Feldern jährlich 2 Beete und jährlich 3 Viertel Lein zu säen. Der Käufer hat jährlich auch 1 Schwein zu geben von 1 1/2 Jahren oder 2 Reichstaler nach Belieben des (Käufers) Verkäufers. Wenn auch eines von den Auszählern mit dem Tode abgeht, bleibt solches dem Lebenden völlig, ein Spanferkel termino Pfingsten oder 6 Sgr. Item 2 Mandeln Hühnererier, eine Metze Erbsen, 3 Metzen gestampfter Hirse, 2 Metzen Graupe, so auf den Scheffel 6 Metzen; jährlich 12 Scheffel Korn, 3 Scheffel Weizen, 3 Scheffel Gerste und wenn Käufer keine Kuh hält, gibt Käufer selber jährlich 20 Quart Winterbutter, die Hälfte im Mai, die andere Hälfte zur Herbstzeit, wöchentlich von St. Georgi bis Martini 1 Quart Butter, wie auch täglich 2 Quart guter Milch, wie sie gemolken wird, 3 Mandeln Quargs; so eines mit dem Tode abgeht, bleiben nur jährlich 12 Quart Winterbutter, wöchentlich 1/2 Quart und täglich 1 Quart Milch.

Wenn Verkäuferin und Verkäufer beide mit dem Tode abgehen und des Verkäufers Tochter Helene noch unverheiratet ist, hat selbige den 3. Teil des Auszugs zu genießen, solange sie unverheiratet bleibt. Der Auszug ist auf 15 Mark taxiert.

Belangend Helene ihre Ausgabe:

Es verspricht Käufer seiner Schwester Helene auf der Zusage 2 Mark, item auf der Ausgabe 6 Scheffel Weizen, 4 Scheffel Korn, 3/8 Bier und 1/2 Eimer Brantwein, samt allem dem, was zu einer Ausgabe nötig ist. 4 Stück Betten, bestehend aus 1 Oberbett und Unterbett samt 2 Pfählen von neuen Federn, Inletts zum Oberbett und Pfählen von kleiner Leinwand, zum Unterbett von mittlerer Leinwand, 4 mal zu überziehen, 1 Überzug 2 mal Fussbrick, das 3. Mal von besserer Leinwand, das 4. Mal von aufgeschossenen Zwillich. Es sollen die Überzüge vom Besten gekauft werden, über das Unterbett eine Züche von mittlerer Leinwand, 4 Röcke von Tuch, Mieder daran, Schürzen von Atlas, die Elle zu 7 Groschen, soviel nötig ist, aber nach Belieben, in jedem Rock 5 1/2 Ellen Sauntuch, 2 Ellen breit, ingleichen 1 Rock von Schaschet, Sauntuch 5 1/2 Ellen breit, auch einen Halbwaschenen Rock, ein Mieder darauf von Pollemitt und Schürze, die Elle 1 Groschen, Sauntuch 5 1/2 Ellen, 1 Saumschnur, die Elle 2 Groschen 3 Pfännige. Es soll Käufer der Helene den ersten Rock schaffen, wenn sie unter die jungen Leute gehn tut und hernach die anderen, wenn sie solche braucht. 14 aufstreifliche Hemden, 7 von großer und 7 von kleiner Hausleinwand, ingleichen 10 aufstreifliche Hemden, Ärmel von kleiner und Leiber von mittlerer Leinwand. 8 Tüchel, 4 von gezogener, 4 von gekaufter Leinwand samt zugehörigen Schürzen, 12 Schleier. 1 gezogenes Handtuch von 7 Ellen, weiter 5 Handtücher, 1 von kleiner und 4 von mittlerer Leinwand, wie auch 1 zwillich Handtuch von 7 Ellen, 3 Zippeltücher, 2 von kleiner, 1 von mittlerer Leinwand, 24 Hauben, 12 von der besten und schönsten gekauften Leinwand, 8 von elliger Leinwand, 4 von Caton samt zugehörigen Schürzen, 2 neue Juppen, 1 von Pollemitt und die andere von halbem Rasch wie neues Futter samt rotem Tuch und der Seide, zwei Schürzen von Rasch, 1 Unterziehpelz, 1 Paar rote Stiefeln odersatt dessen 1 Paar Niederschuh und neue Strümpfe nach Belieben des Mündels. 1 zinnenen Krug von 3 Quart, 1 Gürtel pro 1 Mark, 2 Kasten und 1 Lade. 1 Dutzend eiserener Löffel und soviel hölzerne, wie 2 Dtz. hölzerne Teller, halb tiefe und halb glatte. 40 Kloben langen und 60 Kloben kurzen Flachs, 4 Stück Kühe. Der Käufer hat das Recht, die erste und dritte, die Helene die anderen zu wählen, bis sie ihre 4 Stück richtig hat. Der Aussatz ist gerichtlich auf 100 Mark taxiert.

Solcher Kaufvertrag war vor dem hochfürstlichen bischöflichen Amt fest und unverbrüchlich zu halten gelobt. Anno et die ut supra zahlte Lorenz Drutschmann bei Konfirmierung seines heutigen Kaufes zum Angelde 300 Mark laut Kaufinstrument.

Vergleicht man diesen Kauf aus dem Jahre 1752 mit dem vorigen aus dem Jahre 1728, so erkennt man deutlich die weitere wirtschaftliche Besserung. Damals war der Kaufpreis 850 Mark, jetzt 880. Damals zahlte der Christoph 300 Mark, größtenteils das Vermögen seiner Frau ein, heute zahlte der Lorenz die 300 Mark ein, die ihm in der Auseinandersetzung mit seiner Mutter als väterliches Erbteil gesichert waren; als er im Jahre 1753 die Hedwig Thomassin heiratete, konnte er nochmals deren Erbteil einzahlen, sodaß ihm eine weit geringere Schuld verblieb. Die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse ergibt sich auch aus dem immerhin stattlichen Aussatz der Schwester Helene. Auch darin spricht sie sich aus, daß der Auszüger sich ein Reitpferd ausmacht und für die Auszügerin die Kalesche bereit stehen muß. Umso mehr fällt es auf, daß auch weiterhin Wirt und Auszüger in derselben Stube zusammen wohnen. Es ist ein Beweis für die Sparsamkeit der beiden Familien, aber auch ein Beweis für das gute Verhältnis, das zwischen Stiefvater und Stiefsohn bestanden haben muß.

VIII. Lorenz Drutschmann und Frau Hedwig geb. Thomassin.

(Thomassin aus Nieder-Hermsdorf) 1752 - 1787.

Lorenz Drutschmann heiratete im Jahre 1753 die Hedwig Thomassin aus Hermsdorf. Aus ihrer Ehe entsprossen 10 Kinder, 7 Söhne und 3 Töchter. Von den Söhnen hießen 5 alleim Johannes. Offenbar sind sie alle als Kinder gestorben, wahrscheinlich an Kinderkrankheiten wie Diphtherie und dergleichen. Ebenso hießen 2 Mädchen Anna. Auch von denen muß wenigstens eine zeitig gestorben sein. Im Kaufvertrage von 1787 wird jedenfalls nur die jüngste Schwester Maria Elisabeth erwähnt. Sie heiratete im Jahre 1797 den Bauer Andreas Nitsche in Riemertsheide. Lorenz Drutschmann selbst ist im Jahre 1809 im Alter von 78 Jahren, seine Frau 1819 im Alter von 87 Jahren gestorben. Hatte Hans Schneyder während der beiden ersten schlesischen Kriege gewirtschaftet, so erlebte Lorenz den 7 jährigen Krieg. Mochten die Nöte und Schäden auch vielseitig und schwer sein, immerhin wurde Bielitz nicht unmittelbar berührt. Der Preussenkönig war jedenfalls nach dem Kriege redlich bemüht, die Schäden seiner Bauern zu ersetzen. So ging es auch unter ihm wirtschaftlich aufwärts.

Im Jahre 1787 am 10. November verkaufte Lorenz seinem Sohne Franz die Wirtschaft. Der Kaufvertrag lautet:

Es erscheint Lorenz Drutschmann von Bielitz in Person und im Beistande des Georg Klar und überreicht den mit seinem Sohne Franz Drutschmann um das zu Bielitz sub. Num. 66 gelegene Gut bei den Ortsgerichten unter dem 29. Okt. 1787 errichteten Kaufkontrakt, bittet, denselben hochobrigkeitlich zu konfirmieren, ist zufrieden, daß titulus possessionis auf den Namen des Käufers ingrossiert werde, reserviert sich aber wegen der rückständigen Kaufsumme von 835 Talern 10 Sgr. das condominium am Gute und bittet, nicht nur diese, sondern auch 155 Reichstaler 16 Sgr. als den Belang einer Ausstattung für seine Tochter Elisabeth Drutschmann und 300 Reichstaler als den 10 jährigen Betrag eines Naturalauszuges für ihn, den Verkäufer und dessen Ehekonsortin sicherzustellen und intabulieren zu lassen desuperstipulande.

Desgleichen erscheint der Käufer Franz Drutschmann in Person und im Beistand des Bielitzer Bauern und Dorfgemeindegewaltigen Johann Georg Hanisch, bekennt sich gleichfalls zu obigem Kaufkontrakte mit seinem Vater Lorenz Drutschmann in allen Punkten und Klausulen, ist zufrieden, daß dem Verkäufer wegen der rückständigen Kaufsumme von 353 Reichstalern 10 Sgr. das Condominium am Gute reserviert wird und für den Verkäufer Lorenz Drutschmann darauf eingetragen werde, konsentiert auch die Sicherstellung und Intabulation von 155 Reichstalern 10 Sgr. als den Betrag einer Ausstattung für des Verkäufers Tochter Elisabeth Drutschmann und von 300 Reichstalern als den 10 jährigen Betrag eines Naturalauszuges für den Verkäufer Lorenz Drutschmann und dessen Ehekonfortin, bittet, titulum possessionis von dem erkauften Bauerngut auf seinem Namen zu verzeichnen und den Kaufvertrag zu konfirmieren desuper quoque stipulante.

Confirmatio am Kaufvertrag des Franz Drutschmann um das zu Bielitz sub Num 66 gelegene Bauerngut des Lorenz Drutschmann um eine Kaufsumme von 353 Reichstalern 10 Sgr.

Wir zu dem hochfürstbischöflichen Hofrichteramt des Bistums Breslau oberen Kreises Verordnete tun kund und verfügen hiermit, jedermannlich, besonders wo es vonnöten ist, zu wissen, daß von uns in termino d. 10. Nov. 1787 der Lorenz Drutschmann in Person und im Beistande des Bielitzer Bauern Georg Klar erschienen, zu dem mit seinem Sohne Franz Drutschmann um das zu Bielitz sub. Num. 66 gelegene Bauerngut bei den Ortsgerichten unterm 29. Okt. 1787 geschlossenen Kaufvertrage sich ausdrücklich bekannt, in die Eintragung des tituli possessionis auf den Namen des Käufers konsentiert, sich wegen der rückständigen Kaufsumme von 353 Rtlr. 10 Dgr. das Condominium an dem Gute reserviert und geziemend gebeten hat, nicht nur dieses, sondern 155 Rtlr. 10 Sgr. als den Betrag einer Ausstattung für seine Tochter Elisabeth Drutschmann und 300 Rtlr. als den 10 jährigen Betrag eines für sich und seine Ehekonfortin kontrahierten Naturalauszuges in den Grund- und Hypothekenbüchern zu vermerken, hiernächst aber den Kaufvertrag obrigkeitlich zu konfirmieren.

Es lautet aber derselbe in seinem wahren Inhalt auf einem gestempelten 16 Gr. Bogen, wie folgt:

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Amen:

Ist heute unterm gesetzten Datum allhier in Bielitz bei denen ordentlichen Scholtz und Gerichtsgewaltigen ein aufrichtiger und unwiderruflicher Kauf geschehen zwischen dem Bauern Lorenz Drutschmann nebst seinem Beistand Johann Georg Klar als Verkäufer und seinem ehelichen Sohne, dem Junggesellen Franz Drutschmann als Käufer nebst seinem Beistande Johann Georg Hanisch. Er ist behandelt und beschlossen worden bis auf die Zulassung und Konfirmation seiner hohen Obrigkeit zu Neisse, wie folgt:

Es verkauft oben gedachter Lorenz Drutschmann seinem oben benannten Sohne Franz Drutschmann sein bishero innegehabtes und in Bielitz sub. Num 66 liegendes 2 1/2 hifiges Bauerngut, welches lieget zwischen dem dem Franz Klar zu einer und dem Josef Schmolke zur anderen Seite in seinen richtigen Rainen und Grenzen, Haus, Hof, alles wie es steht und lieget, samt den dazu gehörigen Äckern und Wiesen mit allen in sich habenden Recht und Gerechtigkeiten, Nutzungen und Beschwerden, wie es Verkäufer und seine Vorfahren genutzt und genossen haben, seinem Erben und Erbnehmern um eine gewisse Summe Geldes, benannt vor 38 800 schwere Mark, schreibe achthundert Schwere Mark, die Mark zu 48 Sgr., den Sgr. zu 12 Pfg. gerechnet. Zum Kaufgelde zehlet der Käufer bei Confirmation des Kaufes bare 500 schwere Mark, welche der Käufer empfanget.

Das noch übrige wird in nachfolgenden Terminen und jährlich termino St. Georgi gezahlt wie folgt:

1789	den	1.	Termin	empfängt	der	Verkäufer	50	Mark
1790	"	2.	"	"	"	"	50	"
1791	"	3.	"	"	"	"	50	"
1792	"	4.	"	"	"	"	50	"
1793	"	5.	"	"	"	"	50	"
1794	"	6.	"	"	"	"	50	"

welches die völlige Bezahlung der Kaufsumme ist.

Nun folgt des Verkäufers sein Auszug.

Erstlich ziehet sich der Verkäufer samt seinem Weibe aus frei Herberg in der großen Stube, solange sie leben, frei Holz, Licht, warmes Wasser, soviel als nötig ist, frei Waschen und Backen, den kleinen Ofentopf zum warmen Wasser, den Ort in der Stube von den Ofentöpfen gleich bis zu der hintersten Wand, wie auf dem Boden oben und unten zu gebrauchen, im Haus ein Fleckel unter der Stiege, allwo Verkäufer das Gras legen kann; im Leimhaus den mittelsten Boden, wie auch unten in der Leimhauskammer ein Ort, allwo Verkäufer 2 Kasten haben kann, im Keller das kurze Bänkel unter der Stiege, wie auch das andere neben diesem. Im Kachelofen den Ort neben dem Feuer bei der Brandröhre zum Kochen, im Backofen die 3. Zeile, das Brot zu setzen.; weiter ein Fleckel im Garten vom Backhause an bis zum Brunnen auf der Niederseite. Auszüger kann frei Leinwand bleichen und bläuen, im Dörrofen frei Flachs dörren. Mehr ziehet ihm Verkäufer aus, wenn er ein Pferd zum Reiten benötigt, so muß der Käufer ihm ein solches geben, wie auch die Verkäuferin auf dem Wagen oder der Kallesche fahren kann; wenn Verkäufer ein Kalbel zu verkaufen hat, ist Käufer schuldig, solches auf den Markt zu fahren. Verkäufer ziehet ihm aus einen Schweinstall, mehr 2 Kühe zu halten, auch Futter für 1 Kalb, das der Auszüger nach seinem Belieben sich abgewöhnen kann, Siede und Stroh zum Streuen, 20 Korb voll Spreu, als 7 Korb voll Roggen-, 7 Korb voll Gerste- und 6 Korb voll Haferspreu, mehr im Kuhstall einen Ort, nämlich die kleine Krippe; ist auch Käufer schuldig, den Ort zu putzen und den Dünger herauszufahren; item die 8 schwadige Wiese vom Wege bis zum Neissefluß, wie auch die 4 schwadige Wiese vom Zaun bis zum Mittelwege. Es ist Käufer auch schuldig das Heu und Grummet zu machen, abzuhauen und einzufahren; mehr ziehet sich Verkäufer aus, daß er im Häusel für sich allein, wenn der Auszüger einmal ein Pferd oder zwei Pferde hätte, freie Stallung dazu und freie Siede und Streu für dieselben. Auf dem Werder bekommt Auszüger das Brot die Hälfte.

Wenn einer von den Verkäufern mit dem Tode abginge, und der Verkäufer niemandem mehr bei sich hat, so hält der Verkäufer nur 1 Kuh und verbleibet dem lebenden Auszüger die oben genannte 8 schwadige Wiede, die 4 schwadige aber fällt dem Käufer zu. Ferner ziehet ihm Verkäufer aus freie Graserei um die Stücke, Sträucher und Wiesen; wenn Saat zu begrasen sei, hat Verkäufer frei, mitzugehen, mehr wenn auch Weizen zu beschneiden und zu begrasen sei, hat auch Verkäufer frei, auf jedem Fleck 3 Beete zu begrasen. Im oberen Felde 3 Beete Rüben; jährlich 14 Metzen Leinsamen zu säen von Verkäufers Samen, vom kurzen oder statt dessen 10 Metzen vom langen, wo Verkäufer hinsät in zugerichteten Acker. Käufer ist auch schuldig, den Flachs hereinzufahren, das Fleckel auf der Wiese jährlich zu beurbaren und mit einem Fuder Dünger zu bedüngen.

Mehr 1 Schwein von 1 1/2 Jahren. Dieses muß der Wirt mästen oder dafür jährlich 6 Taler schlesisch nach Belieben des Verkäufers zahlen.

Wenn eines von den Verkäufern mit dem Tode abgeht, verbleibt solches dem Lebenden völlig. Mehr ein Spanferkel im Frühjahr vom ersten Wurfe. 6 Mandeln Eier, 1 1/4 Erbsen, 3 Metzen gestampfter Hirse, 2 Metzen Graupe, so vom Scheffel 6 Metzen gemacht werden. Mehr jährlich 12 Scheffel Korn, 3 Scheffel Weizen, 4 Scheffel Gerste. Wenn aber die jüngste Tochter Elisabeth heiratet, bekommt der Auszügler nur 3 Scheffel Gerste, auch frei ins Haus und aus der Mühle zu fahren. Wenn einer von den Verkäufern sollte mit dem Tode abgehen, verbleiben dem Lebenden jährlich 8 Scheffel Korn, 2 Scheffel Weizen und 10 Viertel Gerste.

Wenn Verkäufer keine Kuh hält, bekommt er jährlich 20 Quart Winterbutter, halb im Mai und halb im Rübenherbst zu legen, und von St. Georgi bis St. Martini wöchentlich 1 Quart Butter und täglich zwei Quart Milch, wie solche gemolken wird; 3 Mandeln Quark. Wenn einer von den beiden Auszüglern mit dem Tode abgeht, so bleiben dem Lebenden nur 12 Quart Winterbutter, wöchentlich 1/2 Quart Butter und täglich 1 1/2 Quart Milch, wie solche gemolken wird. Sollten aber die Verkäufer mit dem Tode abgehen, und das Mädchen Elisabeth nicht geheiratet haben, so bekommt solche freie Herberg auf dem Gute und den 8. Teil vom erst gemeldeten Auszug so lange sie lebt. Wenn sie aber heiratet, so fällt er weg.

Verkäufer ist willens, sich ein Stübel zu bauen. Dieses Stübel kann er frei bewohnen und nach seinem Belieben nutzen. Der Wirt muß solches aber bauständig halten. Wenn der Auszügler im Stübel wohnt, gibt ihm der Wirt jährlich 2 Klaftern Holz, 2 Klaftern hartes und 1 Klafter weiches und 2 Schock Gebundholz. Kommt er aber mit diesem Holze nicht aus, so muß ihm der Wirt das übrige, welches er kauft, unentgeltlich zuführen; auch freien Kienspan zum leuchten, als er nötig hat. Sollte aber der Auszügler im Stübel nicht wohnen wollen, so kann er in der großen Stube wohnen. Sollten aber die Auszügler krank werden, so muß der Wirt sie verpflegen, bewachen und bekochen lassen. Wenn einer von den Auszüglern stirbt, so kann der Lebende wieder heiraten, oder eine Wärterin halten. Mehr jährlich von allem Obst den 3. Teil; wenn der Wirt Kraut anbaut, so kann Auszügler ein Beet Kraut nehmen auf einer Seite des Gartens nach Belieben.

Nun folgt des Mädchens Elisabeth ihre Aussteuer. Erstens bekommt sie vom Verkäufer auf das Versprechnis 2 Viertel Weizen, Brot soviel als nötig, und 2 Taler 4 Sgr. Auf die Ausgabe 6 Scheffel Weizen, 4 Scheffel Korn, 2/8 Bier, 1/2 Eimer Branntwein, 6 Pfund Zucker, Butter, Quark, Hefen, samt allem, was zur Ausgabe nötig ist, wie auch zum backen, oder 10 Thlr. 10 Sgr. Fünf Stück Betten als 1 Oberbett, 1 Unterbett und 3 Pfühlen. Die Inletten von kleiner Leinwand, über das Unterbett mittlere Leinwand oder 8 Thlr. Über die gemeldeten Betten 3 mal überziehen, einmal gezogene, einmal rotstreifige Leinwand und einmal Breslauer blaue Leinwand. Über das Unterbett einmal blaue Leinwand samt den dazugehörigen Bändern, oder 10 Thlr. 3 Röcke von Rasch davon 2 Stück, die Gestalt in einem von Parleuse ohne goldene, in dem andern die Gestalt von Parleuse mit goldenen Schnüren oder auch Geränke; die Elle Schnüre 8 Sgr., dem Mündel nach Belieben. Zu jedem Rock 6 Ellen Sauntuch, 2 Ellen breit; item einen Wochenrock, die Gestalt von Tuch, 4 Ellen Saum, auch alles zu diesen Röcken zu schaffen, was nötig ist oder 12 Thlr.; 21 aufstreifliche Hemden, 7 von gekaufter Leinwand, 7 von kleiner Hausleinwand, die Ärmel und die Leiber von kleiner Leinwand, oder 1 Thlr. Auf Tüchel 3 Thlr., 7 Tüchel, 1 von Catun vom besten, 2 mit Spitzen, die Elle Spitzen 10 Sgr. und eines ohne Spitzen, 2 gezogene Tüchel und 2 von Catun ohne Spitzen 6 Thlr. 2 Tischtücher, eines von kleiner und 1 von mittlerer Leinwand samt Besätzen 2 Thlr. Zwei Handtücher, ein gezogenes und ein zwilliches oder 1 Thlr., 10 Sgr.

4 Zippeltücher, 2 von kleiner und 2 von mittl. Leinwand, 1 Thlr. 4 Sgr.
 24 Hauben, 7 von Catun, vom besten, dazu 5 die Elle Spitzen zu 10
 Sgr. und für 2 gewirkte Spitzen, die Elle zu 20 Sgr.; 5 von Schleier-
 leinwand, die Elle Spitzen 8 Sgr und 12 von Hauptleinwand, die
 Elle 8 Sgr, die Spitzen die Elle 4 Sgr. oder 8 Thlr. 2 glatte Juppen
 mit neuem Futter 3 Thlr. 2 neue Schürzen von Rasch mit Bändern, die
 Farben nach Belieben oder 1 Thlr. 1 Zinnkrug von Quart oder 2 Thlr.
 1 neuer Gürtel 2 Thlr. Auf Bänder 1 Thlr 18 Sgr. 2 neue Kästen oder
 4 Thlr. Ein neues schwarzes Stirnband oder 1 Thlr. 20 Sgr. 1 Langär-
 mel, die Ärmel von feiner gekaufter Leinwand, der Leib von 3 elliger
 Leinwand und eine Schürze von Catun 1 Thlr. 24 Sgr. 3 Kirchtücher,
 1 von gekaufter feiner Leinwand und 2 von gebleichter od r 1 Thlr.
 40 Sgr. 24 Teller und 24 hlecherne Löffel 20 Sgr. Wenn sie sollte
 aus dem Dorfe heiraten, so bekommt sie vom Wirt für die Fuhre 3 Thlr
 72 Kloben Flachs, halb langen und halb kurzen, den Kloben für 15 Sgr.
 = 36 Taler. 3 Kühe, immer eine ohne die beste und eine Kalbe von 2
 Jahren oder 20 Thlr. Auf die Ausgabe 6 Scheffel Weizen, 4 Scheffel
 Korn oder 10 Thlr. Mehr 4 Handtücher, 2 von kl. und 2 von mittl.
 Leinwand, 2 Handkörbel und 2 Züchen zum Flachs oder 1 Thlr. Es s
 steht dem Mündel frei, diese hier benannten Stücke in natura zu neh-
 men oder selbige nach dem Werte bezahlen zu lassen; sollten sie mehr
 kosten, auch als hier taxiert ist. Summa der Ausstattung: 155 Thlr,
 16 Sgr.

Solte aber eines von den Mündeln unpäßlich werden, so haben sie frei
 Herberg und Verpflegung auf dem Gute und das Mündel Elisabeth nach
 dem Ableben der Eltern den oben gemeldeten Auszug; wenn sie aber
 heiratet, so fällt alles weg. Sollte sie aber mit dem Tode abgehen,
 so wird solche von der Ausstattung begraben; was übrig, fällt dem
 Gute zu. Der Auszug auf 1 Jahr taxiert gerichtlich 30 Thlr.

die Ausstattung..... 150 " 16 Sgr.

So geschehen Bielitz, den 29. Okt. 1787.

gez. Anton Hanisch, Scholze

Georg Hanisch, Joseph Francke, Johann May, Georg Klas, Geschworene

Dieser Kaufvertrag wurde am 14. Nov. 1787 vom fürstbischöflichen Hof-
 richteramte durch Siegel und mit Unterschriften von Lutzenkirch,
 Stoeffler, Hartmann, Schramm bestätigt. Alle bisher vorgebrachten
 Käufe sind nur in Abschrift zu finden, und diese haben die Vertrag-
 schließenden nie zu Gesicht bekommen. Es ist fraglich, ob sie diese
 auch hätten lesen können. Danach sind die angeführten Preise wohl
 mit Vorsicht aufzunehmen. Doch die Posten selbst sind unbedingt si-
 cher und geben ein gutes Bild von der wirtschaftlichen Lage der Fa-
 milie. Im Anschluß an den obigen Vertrag werden noch die auf dem
 Gut haftenden jährlich dauernden Lasten für das grundherrschaftli-
 che Amt in Neisse angeführt:

1 Rthlr. 17 Sgr.	1 1/2 Pfg.	Erbzins
1 " 20 "	-	Zehntgeld
15 "		Robotgeld
5 Scheffel		Huthafer

siehe Tom II von 1787.

An diesem Kaufvertrag ist manches auffallend. Zunächst wird nur die
 Aussteuer für das Mündel Elisabeth forgesetzt, es ist aber zum Ab-
 schluß von mehreren Mündeln gesprochen. Die Elisabeth war zur Zeit
 des Verkaufes 16 Jahre alt. Es können aber auch noch die Anna Catha-
 rina und der Laurentius gelebt haben, die dann bereits 25 und 22
 Jahre alt waren. Ihnen haben eben dann die Eltern das Vermögen und
 die Aussteuer bereits festgelegt und gekauft, sodaß sie dem Bruder
 Franz nicht mehr zur Last fielen. Aber unverheiratet mögen sie doch
 noch gewesen sein. Die Aussteuer der Elisabeth ist nur wenig reich-
 licher geworden als die der Helene in der vorigen Generation. Gut
 aber muß die Vermögenslage des Lorenz gewesen sein.

Er hatte ja doch den Plan gefaßt, sich ein Auszughaus, das "Stübel" auf eigene Kosten zu bauen und hatte sogar die Absicht, sich 1 - 2 Pferde zu halten. Das Wichtigste aber bleibt doch die Tatsache, daß nun der Wirt und Auszüger sich zu trennen beabsichtigten. Durch 5 Jahrhunderte hindurch hat das Wohnhaus nur 1 Stube gehabt, welche beide Geschlechter gemeisam bewohnten. Dem Auszüger verblieb die Haus-oder Stubenkammer als Liegestatt, sicher ein unheizbarer Raum. Später wurden wohl auf dem Boden einige Kammern gebaut, sie wurden aber wohl zum einlagern von Heu gebraucht. Ob es da in den 5 Jahrhunderten nicht viel Zank und Streit gegeben haben mag? Das Jüngst-n-recht, nachdem der letzte Sohn die Wirtschaft erbt, spricht dafür. Denn dadurch mögen eben die Jahre des Zusammenlebens verkürzt worden sein. Allerdings war in jenen Zeiten das Autoritätsprinzip weit stärker entwickelt und somit das Ansehen des Auszügers viel stärker, sodaß auf diese Weise der häusliche Friede schon weit gesichert war.

IX. Franz Drutschmann, der Erste und Frau Catharina geb.Könnin aus Ritterswalde 1787 - 1829.

Aber mit dem im vorigen Kapitel angeführten Kaufvertrage war Franz Drutschmann noch nicht Besitzer. Er war nämlich bis zum Tage des Kaufes Soldat und zwar Kantonist. Die preußischen Könige hatten schon ein Jahrhundert hindurch ihre Soldaten nicht mehr wie in früheren Zeiten nur durch Werber bekommen, sondern waren bei der Größe ihres Heeres angewiesen, sie aus den Reihen der Landeskinder zu vervollständigen. Jedes Regiment bekam einen bestimmten Bezirk, ~~in dem~~ Kanton angewiesen, aus dem es seine Reihen durch Aushebung ergänzen konnte. Die so ausgehobenen Soldaten ihrer Komagnien nannte man Kantonisten. Solch ein Kantonist war Franz Drutschmann, und ein solcher war verpflichtet, erst 1 Jahr als Rekrut zu dienen und dann sich all-jährlich zu einer 6 wöchigen Übung zu stellen. Diese Verpflichtung dauerte etwa 15 Jahre. Übernahm aber der Soldat ein Gewerbe, oder wie in diesem Falle ein Bauerngut, so konnte er von seinen militä-rischen Pflichten befreit werden.

Darum findet sich im Kaufvertrag von 1787 folgender Nachtrag:
Nachdem Vorzeiger dieses, der Cantonist Franz Drutschmann von Bie-litz Neisser Kreises gebürtig, 22 Jahre alt, gesinnt ist, durch An-nemung des väterlichen Bauerngutes sich ansässig zu machen, und ge-beten hat, ihm vonseiten des Regiments die erforderliche Erlaubnis dazu zu geben, so erteile ich solche gedachtem Cantonisten derge-stalt und also, dass er sich possioniert machen könne; auch soll der-selbe durch diesen Erlaubnisschein von allerü ferneren Sistierung und Ansprüche zur Kontrollierung beim Regimente befreit und los-gegeben sein. Urkundlich habe ich diesen Erlaubnisschein eigenhän-dig unterschrieben und mit dem Regimentssiegel bedrucket.

Breslau, den 6. Mai 1787

Sr.königl.Majestät von Preussen bestallter General Major der In-fanterie und Chef eines Regiments gez. F.L. Prince von Hohenlohe.

Hieruaf bekommt der Herr Kammerrath Stoeffler vom Hochfürstbischöf-lichen Amt in Neisse den Auftrag, in den Hypothekenbüchern das Gut auf den Namen Franz Drutschmann unzuschreiben unter dem Vorbehalt des Condomini für den Vater wegen der Kaufsumme, des 10 jährigen Auszuges und der Ausstattung der Elisabeth.

Franz Drutschmann hat nun dreimal geheiratet. Das 1. Mal heiratete er im Jahre 1787 die Hedwig Kolbin. Mit ihr hatte er 6 Kinder, ~~won~~ denen nur die Anna Catharina groß wurde. Bei der letzten Nieder-kunft starb die Frau. Seine 2. Frau war die Catharina Könnin oder Kinnin aus Ritterswalde, mit der er noch 8 Kinder hatte, von denen 3 starben.

Unter diesen 5 Überlebenden war nur 1 Sohn, Johann Nepomuk, der die Väterei im Jahre 1829 übernahm. Von seinen Schwestern heiratete die Elisabeth 1820 den Bauern Karl Kutsche aus Hennersorf, die Anna Catharina 1822 den Bauern Johann Neugebauer in Oppersdorf, die Hedwig 1826 den Bauern Johann Stuschke in Hermsdorf, die Anna Maria 1830 den Bauern Franz Drutschmann in Prockendorf und die Theresia 1834 den Bauern Josef Kahlert in Geltendorf. Unsere Urgroßmutter starb im Jahre 1827. Dre Urgroßvater heiratete im Jahre 1830 zum 3. Male. Seine Frau war eine Theresia geb. Wittich aus Baitzen bei Kamenz. Er selbst starb im Jahre 1848, seine 3. Frau erst 1868.

In die Zeit von 1787 bis 1830 fallen die französische Revolution, der unglückliche Krieg 1806/07 und die Befreiungskriege. Kriegskosten und wirtschaftliche Nöte hielten zunächst den wirtschaftlichen Aufstieg zurück. Zum Schluß aber wurde der Drang nach Bauernbefreiung immer stärker, bis endlich im Jahre 1848 das Ziel erreicht war. In der Trauungsurkunde 1799 in Ritterswalde hat sich übrigens Franz Drutschmann als Freibauer bezeichnet. Er muß also schon damals die Robotpflicht völlig, entweder durch eine Rente oder einmalige Zahlung abgelöst haben.

In die Zeit unseres Urgroßvaters reichen noch die ältesten Erzählungen unserer Eltern zurück. Da soll einmal eine Zuchtstute mit ihrem Fohlen über Nacht auf der Weide gewesen sein. Am andern Morgen seien vom Fohlen nur noch Reste gefunden worden, das übrige haben Wölfe gefressen. Ein andern Mal sei zur Winterszeit der Urgroßvater im Kaltecker Wald gewesen, um Holz zu fällen. Mit der Axt in der Hand habe er den Heimweg über Schaderwitz angetreten. Beim Austritt aus dem Walde habe ihn ein Wolf verfolgt. Drehte unser Ahne sich um, so blieb der Wolf stehen, aber der Ostwind wehte bei schneidender Kälte dem Großvater den Schnee ins Gesicht, was umso gefährlicher war, als er auf ein Auge erblidet war. Doch er erreichte glücklich den Schaderwitzer Kretscham, in dem er gerettet war. Noch einige Stunden habe er Wolf vor der Wirtschaft gewartet. - Diese Erzählung rührt von meinem Vater her, sodaß sie mir glaubwürdig erscheint. Daß es um die Zeit der Befreiungskriege in Schlesien Wölfe gab, ist schon wahrscheinlich. Daß der Urgroßvater auf ein Auge erblidet war, wird dadurch bestätigt, daß er als alter Soldat im Jahre 1813 nicht mehr eingezogen wurde.

Die bisherigen Verkäufe waren bis auf den letzten nur als Protokolle des Fürstbischöflichen Hofrichteramtes in Neisse vorhanden. Der letzte war 1787 vor dem Ortsgericht in Bielitz abgeschlossen und vom Hofrichteramt in Neisse wörtlich übernommen und genehmigt worden. Im Jahre 1794 war das allgemeine preußische Landrecht in Kraft getreten. Durch die Säkularisation des Jahres 1803 war die rechtliche Oberhoheit des Hofrichteramtes beseitigt worden. Infolgedessen findet der nächste Verkauf des Gutes im Jahre 1829 vor einem Notar statt. Das Grundbuch nahm nur auf Grund des Vertrages die Eintragung vor. Mir ist es bisher nicht gelungen, den Vertrag selbst zu sehen, ich kenne nur die Eintragung im Grundbuch vom Jahre 1829. Sie lautet: Das unter der Jurisdiction des königl. Fürstentums Gerichts zu Neisse in Bielitz unter Nr. 66 gelegene Bauerngut mit Drittehalb Hufen Acker, hat der Nepomuk Drutschmann von seinem Vater Franz Drutschmann, vermöge des am 22. Nov. 1829 errichteten Kaufvertrages für 1400 Reichsthaler Courant erkaufte, sich außerdem zur Entrichtung eines Auszuges an den Käufer und dessen Ehefrau im zehnjährigen Werte von 200 Reichsthalern und zur Übernahme der für seine Schwester Maria Theresia Drutschmann bereits eingetragenen Ausstattung im Betrage von 256 Rtl 10 Sgr. 8 Pfg verstanden und ist der Besitzwechsel für ihn auf Grund des besagten Kaufvertrages vom 5. Dez. 1829 eingetragen worden. Die früheren Erwerbspreise waren: 1752 = 833 Thlr, 10 Sgr Kaufgeld
1787 = 153 Thlr 10 Sgr. "

X Johann Nepomuk Drutschmann und Frau Elisabeth

geb. Stusche aus Nieder-Hermsdorf; 1829-1868.

Johann Nepomuk übernahm im Jahre 1829 im Alter von 24 Jahren das väterliche Erbe. Er heiratete im gleichen Jahre die 20 jährige Elisabeth Stusche aus Nieder-Hermsdorf. Im 1. Jahre schon kündigte sich eine neue Zeit für die Landwirtschaft an. Bisher hatte die Dreifelderwirtschaft gegolten, wonach die einzelnen Felder im 1. Jahre mit Winterung, im 2. Jahre mit Sommerung bestellt wurden und dann im 3. Jahre als Brache lagen, um auszuruhen und gleichzeitig als Viehweide benutzt zu werden. Nun setzte die Fruchtwechsel-Wirtschaft ein, wo alle 6 Jahre der Acker mit stickstoffsammelndem Klee bebaut wurde. Unter der Dreifelderwirtschaft hatten die Bauern ihre Stücke des gleichen Gewändes mit der gleichen Frucht bebaut, sodaß zu gleicher Zeit für alle Bauern die Bestellung als auch die Ernte erfolgte. Bei den oft sehr schmalen Feldern der einzelnen Besitzer war dies auch eine Notwendigkeit. Die Fruchtwechselwirtschaft nun ermöglichte eine mannigfaltigere Ausnutzung der Äcker auch nach der Eigenart der Besitzer. Darum war es zuerst notwendig, möglichst jedem Bauern einen zusammenhängenden Plan zu geben. d.h. die Äcker zu separieren. Diese Separation erstreckte sich über mehrere Jahrzehnte. Nun gab es gute und schlechte Äcker und Wieden. Eine schlechte Wiese war der sogenannte Teich. Als diesen niemand vollständig haben wollte, erklärte sich Johann Nepomuk auf Betreiben seiner Frau bereit, ihn im ganzen zu nehmen. Durch die fleißige Arbeit dreier Geschlechter ist er zu einem brauchbaren Grundstück geworden. Gleichzeitig hatte der Großvater im Jahre 1848 sich auch bereit erklären müssen, den Damm und die Rinnen im Teich neu zu kassieren und immer instand zu halten. Im Jahre 1835 brach im Dorf ein verheerendes Feuer aus, das auch den Drutschmannschen Hof völlig in Asche legte. Die Erinnerung an dieses Unglück ist von der Großmutter über unsere Mutter uns Kindern oft genug durch lebhaftere Erzählungen eingeprägt worden. Ich möchte nicht versäumen, sie der Nachwelt zu überliefern. Es war an Mariä Geburt, also am 8. September. Die Ernte war längst eingebracht, auch die letzte Fuhre Heu, und die Felder waren leer. Es war an einem Sonntag, die Jugend war im Gasthof zum Tanz. Da sprachen am Nachmittag bei unserem 2. Nachbar Walke Bettler vor, sie wurden aber des Weges verwiesen, des Feiertages wegen. Dabei soll den Bettlern das Hausgatter auf die Füße gefallen sein. Erzürnt darüber, beschlossen sie, Rache zu nehmen und legten in den Abendstunden in dem hinter der Scheune gelegenen Backhaus Feuer an. Das sprang sehr schnell auf die Scheune und die anderen Wirtschaftsgebäude über, von da zum Nachbar Schmolke, zu uns und zu Klars. Bald brannte alles lichterloh. Offenbar waren alle Gebäude nur mit Stroh gedeckt. Einsetzender Wind, überspringende Funken, brennende Speckstücke, die im Rauchfang gehangen hatten und durch den Sturmwind fortgetrieben wurden, übertrugen das Feuer auf die andere Straßenseit zu Nickisch, Buchmann, Sauer, Hansel, sodaß alle diese Gehöfte in Flammen aufgingen. Gewiß waren alle Bewohner des Dorfes zur Stelle, aber es war nichts zu retten. Die Pferde wurden angeschirrt und in die Nacht hinausgejagt, das Rindvieh abgebunden und ins Oberdorf getrieben. Dort öffnete der Bauer Schmolke sein Tor und versorgte tagelang das viele Vieh. Die Schweine und das viele Geflügel liefen verängstigt in das Feuer. Plötzlich kamen 6 Pferde, die aus dem Dorf gejagt worden waren, in wildem Galopp zurück. Da stellte der Großvater mit den Knechten am Tor sich ihnen entgegen. Sie flüchteten ins Oberdorf, wo sie dann eingefangen werden konnten. Vom ganzen Mobilar war nichts gerettet, als die eichene Tischplatte des Küchentisches.

auf dieser Tischplatte soll ein Kleidungsstück mit Silbergeld gelegen haben. An der Stelle, auf der das Geld gelegen hatte, war ein Loch in die Platte eingebrannt. An diesem Tisch haben wir noch täglich gegessen. Er ging im Jahre 1902 auf den jetzigen Besitzer über. Da er aber für die Verhältnisse zu klein war und die Platte durch den Gebrauch und das fortdauernde Abscheuern zu dünn geworden war, wurde sie beiseite gelegt.

Unverzagt gingen die Geschädigten an die Aufräumungsarbeiten und an den Wiederaufbau. Die Großmutter hat sich in jenen bangen Wochen und Monaten beim Melken der Kühe immer ausgerechnet, wieviel Gebund Stroh bis zur nächsten Ernte noch gebraucht würden. Unterestützung brachte in diesem Unglück die ganze große Sippe, väterlicher- und mütterlicherseits. Zunächst galt es ja, vor Winter für Menschen und Vieh ein schützendes Dach zu schaffen. Das konnte ja nur möglich sein, wenn die Grundmauern noch stehen geblieben waren. So wie damals der Hof ausgebaut wurde, war er dann stehen geblieben bis zum großen Umbau im Jahre 1907/08.

Aus der Ehe unserer Großeltern entsprossen 10 Kinder, von denen 3 im Kindesalter starben. Groß wurden 3 Söhne und 4 Töchter. Der älteste Sohn Josef heiratete im Jahre 1856 die Bauerstochter Beate Glatzel in Wischke. Die älteste Tochter Helene heiratete im Jahre 1852 den Bauer Alois Jüttner in Stephansdorf, die Tochter Anna Maria im Jahre 1859 den Kretschambesitzer August Fischer in Friedland, Theresia 1862 den Bauer Franz Klar in Bielitz. Die älteste Tochter erhielt 1852 eine Mitgift von 2 000 Talern; als aber die letzte Tochter heiratete, hatten sich die Vermögensverhältnisse bereits so gebessert, daß jedes Kind 4 000 Taler erhielt.

Wenn man bedauert, daß die Großeltern völlig unvorbereitet infolge der Feuersbrunst den Hof gänzlich aufbauen mußten und daß sie ihren vielen Kindern ein für damalige Verhältnisse großes Vermögen mitgeben konnten, so muß man zugehen, daß sie im Alter auf ein arbeitsreiches Leben zurückblicken konnten. Der Großvater war so abgearbeitet, daß seine Hände etwas zitterten, sodaß er nicht einmal allein essen konnte. Jahrelang mußte er wie ein Kind gefüttert werden. Deshalb konnte er auch bei der Übergabe im Jahre 1869 den Kaufvertrag nicht unterschreiben - nicht aus Schreibunkundigkeit. Der Großvater starb im Jahre 1875 im Alter von 75 Jahren. Im Jahre 66 bereits verkauften die Großeltern die Wirtschaft ihrem Sohn Franz. Die Großmutter starb im Jahre 1884 im Alter von fast 75 Jahren.

Der Kaufvertrag von 1866 lautet:

Verhandelt Falkenberg, am 3.1.1866.

Vor dem unterschriebenen, hier wohnhaften Notar im Departement des Königl. Appellationsgerichtes zu Ratibor, Eduard Joh. Josef Wolff und den zugezogenen, ihm persönlich bekannten Zeugen:

- 1) dem Executer Herrn Nepomuk Rother
- 2) " " " Karl Kretschmer, beide von hier

erschieden heute:

- 1) der Bauergutsbesitzer Nepomuk Drutschmann
- 2) dessen Ehefrau Elisabeth geb. Stusche, und
- 3) deren 27 jähriger Sohn Franz Drutschmann aus Bielitz

ersterer persönlich bekannt, letztere beide von Person glaubhaft bekannt geworden und sämtliche verfügungsfähig. Die anwesenden ~~xxx~~ schlossen nachstehenden Kaufvertrag:

1) Der Bauergutsbesitzer Nepomuk Drutschmann verkauft mit ausdrücklicher Genehmigung und Zustimmung seiner mit ihm in ehelicher, vererbter Gütergemeinschaft lebenden Ehefrau Elisabeth geb. Stusche das ihm eigentümlich gehörende Bauerngut Hypothekenummer 66 B nebst Zubehör in Bausch und Bogen an seinen großjährigen Sohn Franz Drutschmann für den verabredeten Kaufpreis von 8 000 Thl. zu dessen freien und unbeschränkten Eigentum.

- 2) Das Kaufgeld wird in nachstehender Art berichtet:
- 1) verpflichtet sich Käufer, am 1.7.1868 als dem Tage der Übergabe des erworbenen Grundstückes 4 000 Thlr. an den jüngsten Sohn des Verkäufers, namens Albert Drutschmann
 - 2) desgleichen am 1.7.1869 an die Kinder des Verkäufers, namens Josef und Helene Drutschmann zu gleichen Anteilen 400 Thlr.
 - 3) desgl. am 1.7.1870 an die Kinder des Verkäufers namens Anna Maria und Theresia Drutschmann ebenfalls zu gleichen Anteilen 400 Thlr.
 - 4) desgl. am 1.7.1871 an die Kinder des Verkäufers namens Hedwig und Albert zu gleichen Anteilen ebenfalls 400 Thlr.
 - 5) desgl. am 1.7.1872 an den Sohn des Verkäufers namens Josef Drutschmann 300 Thlr.
 - 6) desgl. an demselben Tage an den Verkäufer und dessen Ehefrau Elisabeth geb. Stusche 100 Thlr.
 - 7) desgl. den Rest des Kaufgeldes im Betrage von 2 400 Thlr. an den Verkäufer und dessen Ehefrau Elisabeth geb. Stusche in jährlichen Terminen von je 400 Thlr. vom 1.7.1873 anfangend zu berichtigen. Eine Verzinsung und hypothekarische Eintragung des kreditierten Kaufgeldes wird von Seiten des Verkäufers nicht verlangt. Somit ist das gesamte Kaufgeld in Höhe von 8 000 Thlr. nachgewiesen.
- 3) Die Übergabe des erworbenen Grundstückes soll am 1.7.1868 gegen Belegung des an diesem Tage zu zahlenden Angebots von 4 000 Thlr. an den Käufer erfolgen, von welchem Tage an derselbe alle auf demselben haftenden Lasten und Abgaben jeder Art übernimmt.
- 4) Verkäufer gewährt dem Käufer ein schuldenfreies Grundstück.
- 5) Ohne Anrechnung auf das Kaufgeld verpflichtet sich der Käufer dem Verkäufer und dessen Ehefrau Elisabeth geb. Stusche auf Lebenszeit nachstehenden Auszug unentgeltlich zu gewähren und zwar:
- 1) freie und uneingeschränkte Benutzung des Auszugshauses nebst Boden vom Giebel bis zur Feueresse, sowie die Benutzung des Gärtchens vor dem Auszughause.
 - 2) Die Benutzung der Mangelkammer zur Unterbringung des Brennmaterials.
 - 3) Die Benutzung des im Hof befindlichen Schwarzviehstalles.
 - 4) Die Hälfte des Bodengelasses über dem Schwarzviehstalle.
 - 5) den 9. Teil des Raumes in der Scheune an der vorderen Seite über der Tenne zur Unterbringung des Flachses.
 - 6) Freie Ab- und Zugänge zu den sämtlichen von den Verkäufern zu benutzenden Räumlichkeiten; auch ist der Käufer verpflichtet, diese sämtlichen Räumlichkeiten in gutem Bauzustande zu erhalten.
 - 7) Freies Wasserholen in dem im Hof befindlichen Brunnen.
 - 8) Futter für die Pferde, wenn die Kinder des Verkäufers zu Besuch kommen, ferner jährlich:
 - 9) Alljährlich 8 Scheffel Weizen, 24 Scheffel Roggen und drei Scheffel Gerste.
 - 10) 2 Metzen Graupe
 - 11) 2 Viertel Erbsen
 - 12) 24 Sack Kartoffeln
 - 13) 1 Sack rein ausgeschnittenes Kraut
 - 14) 2 Klafter starkschnittiges, kiefernes Brennholz
 - 15) 2 Schock Gebundholz und 1 Klafter Torf
 - 16) Alle nötigen Holz-Torf- und Mühlfahren
 - 17) Käufer ist verpflichtet, das Auszugsgesetz, resp. Mahl auf den Boden des Verkäufers zu schaffen und wieder herunterzutragen.
 - 18) Alle benötigten Fahren auf eine 3 Meilen weite Entfernung mit einem zweispännigen gedeckten Wagen.

- 19) Jährlich 15 Thlr. auf ein Schwein, 3 Thlr. auf Rind- und 1 Thlr. auf Kalbfleisch
- 20) Sooft der Wirt Brot bäckt, muß er solches am Morgen des vorhergehenden Tages den Auszögern bekannt machen lassen, und diese sind berechtigt, alsdann ihr Brot im Ofen des Wirtes mit zu backen, wie solches in die 3. Reihe zu setzen. Ebenso sind dieselben berechtigt, den zu erbauenden Flachs im Ofen des Wirtes zu dörren und in der Grasekammer zu brechen, sowie in demselben Kuchen zu backen.
- 21) Die Auszüger sind berechtigt, 6 Viertel Lein vom eigenen Samen auf gut bearbeiteten und gedüngten Acker des Wirtes auszusäen und zwar dahin, wo der Wirt den seinen hinsät, jedoch nach der Wahl des Auszügers; auch ist der Wirt verpflichtet, diesen Flachs einzufahren, auszudreschen, zu rösten und wieder in die Scheune zu bringen. Ebenso behalten sich die Auszüger in demselben Jahre, in welchem die Übergabe des verkauften Grundstückes an den Käufer erfolgt, den 3. Teil von dem sämtlichen Flachs als Eigentum vor.
- 22) Auszüger erhalten in 6 verschiedenen Raten, wenn dieselben es verlangen, 3 Schock Hühnereier.
- 23) Auszüger sind berechtigt, sich 2 Kühe zu halten.
- 24) Die Benutzung der letzten 2 Lösser des Wiesenstückes auf Schaderwitz zu, am Teiche gelegen und in der Größe, wie dieselben bisher vermietet wurden.
- 25) Die Benutzung eines Stückes Neisse-Wiese, die sog. Achtschwä-dige vom Mittelwege bis an den Wiesenrand.
- 26) Der Wirt ist verpflichtet, das von den vorbehaltenen Wiesenstücken gewonnene Gras abzuheuen, abzutrocknen, einzufahren und auf dem Schuppen des Auszügers abzuladen.
- 27) Freie Zu- und Abfuhr zu diesen Wiesengrundstücken.
- 28) 2 Beete Klee, je 500 Schritte lang und 5 Schritte breit und steht dem Auszüger die Auswahl der Beete zu.
- 29) Die Benutzung der ersten 4 Gräben auf dem Hauptplane.
- 30) Ferner jährlich 30 große Körbe, und zwar 10 Körbe Gerst-, 10 Körbe Korn- und 10 Körbe Haferspreu.
- 31) 4 Furchen rote Rüben, 100 Schritte lang.
- 32) 5 Beete weiße Rüben, 200 Schritte lang, 2 1/2 Schritte breit, nach Auswahl des Berechtigten.
- 33) Das nötige Futter- und Streustroh für die vom Auszüger gehaltenen Kühe.
- 34) Der Wirt ist verpflichtet, mit seinem Gespann das sämtliche Grünfutter und Rüben vom Felde in die Auszugswohnung zu bringen.
- 35) Für den Fall, daß die Auszüger keine Kühe halten, so fällt die vorbehaltene Grasnutzung, Fütterung und Streunutzung weg und erhalten dieselben dafür:
12 Quart Winterbutter, zur Rübenzeit eingelegt, von Georgi bis Martini täglich 2 große Quart Milch, von Martini bis Georgitag wöchentlich 1/2 Quart Butter, von Martini bis Georgi täglich 1 Quart Milch, wie sie gemolken wird und zu den 6 Festtagen O stern, Pfingsten und Lorenz, Katharina, Kirmes und Weihnachten je 5 Quart kuhwarme Milch, sowie 1 Quart Butter und 1/2 Quart Sahne.
- 36) Den Kirchensitz in der hinteren Bank.
- 37) Das benötigte Bettstroh.
- 38) Freie Wäsche und in Krankheitsfällen freie Verpflegung und Bereinigung.
- 39) Die Gewährung des Naturalauszuges beginnt an Martini desjenigen Jahres, an welchem die Übergabe erfolgt.
- 40) Stirbt 1 der Auszugsberechtigten, so erhält der überlebende Teil den Auszug unverändert weiter.

Dieser Auszug, dessen jährlichen Wert Contrahenten auf 50 Thlr. angeben, soll im Hypothekenbuche des Grundstücks Nr. 66 B ohne Bildung eines Instruments eingetragen werden. Käufer verpfändet hierfür für das heut erworbene Grundstück, bewilligt die Eintragung im Hypothekenbuche, welche Verkäufer und seine Ehefrau beantragt.

Ohne Anrechnung auf das Kaufgeld verpflichtet sich Käufer, dem Sohn des Verkäufers namens Albert Drutschmann bei seiner Verheiratung an Ausstattung 550 Thlr. zu gewähren, resp. zu zahlen. Diese Ausstattung soll hypothekarisch nicht eingetragen werden.

Ferner verpflichtet sich Käufer, ohne Anrechnung auf den Kaufpreis, seinen Geschwistern Hedwig und Albert Drutschmann, falls dieselben unverheiratet bleiben, auf deren Lebenszeit freie Wohnung in einer im Auszughaus befindlichen Stube nach deren Wahl unentgeltlich zu gewähren und dem Albert Drutschmann lebenslänglich in ledigem Stande, und nach dem Tode des Verkäufers an Auszug 6 Scheffel Korn, 3 Scheffel Gerste zu verabreichen. Dieses Wohnungs- und Auszugsrecht dessen jährlichen Wert Contrahenten auf 5 Thlr. angeben, soll im Hypothekenbuch nicht eingetragen werden.

Die Kosten dieses Vertrages und der Besitztitel-Berichtigung übernimmt der Käufer und trägt darauf an: diese Verhandlung einfach auszufertigen und die Ausfertigung ihm zuzustellen.

Vorgelesen, genehmigt und von Nepomuk Drutschmann und dem Franz Drutschmann eigenhändig unterschrieben, dagegen von der Elisabeth Drutschmann wegen ihrer Schreibensunkunde mit 3 Kreuzen vollzogen.

Im Jahre 1868 heirateten meine Eltern; meine Mutter erhielt wohl zu Anfang 1869 ihr Vermögen in Höhe von 5 000 Thlr. Davon zahlte der Vater die vertraglich ausbedungenen 4 000 Thlr. und darum erfolgte am 26.4.1869 die Auflassungsverhandlung.

Falkenberg den 26.4.1869

Vor dem unterschrieben hier wohnhaften Notar im Departement des Königl. Appellationsgerichtes zu Ratibor Eduard Johann Josef Wolff und den zugezogenen ihm persönlich bekannten Zeugn

- 1) dem Polzianwalt Herrn Laus Marschall
- 2) dem Exekutor Herrn Balthasar Mischke, beide von hier erschienen heut
- 1) der Bauergutsbesitzer Nepomuk Drutschmann
- 2) dessen mit ihm in ehelicher vererbter Gütergemeinschaft lebende Frau Elisabeth geb. Stusche und
- 3) dessen Sohn der Bauergutsbesitzer Franz Drutschmann aus Bielitz, von Person bekannt und geschäftstüchtig.

Der Erstere erklärte:

Mittels notariellen Vertrages vom 11.6.1866 habe ich mit Genehmigung und Zustimmung meiner mit mir in ehelicher vererbter Gütergemeinschaft lebenden Ehefrau Elisabeth geb. Stusche, das mir gehörig gewesene Bauerngut Hypotheken Nr: 66 B nebst Zubehör an meinen großjährigen Sohn Franz Drutschmann für 8 000 Thlr. verkauft und sollte nach 3 des erwähnten Vertrages die Übergabe des gedachten Bauerngutes am 1.7.1868 gegen Erlegung des an diesem Tage an meinen jüngsten Sohn Albert Drutschmann zu zahlenden Kaufgeldes im Betrage von 4 000 Thlr. an den Käufer erfolgen. Als gesetzlicher Vertreter meines genannten Sohnes bekannte ich hiermit, die erwähnten 4 000 Thlr. von dem Käufer Franz Drutschmann erhalten zu haben. Ich quittiere über den Empfang und erkläre ausdrücklich, daß ich dem genannten Käufer das Bauerngut Nr.66 B nebst Zubehör naturaliter und allen Vorbehalt übergeben habe; auch willige ich darin ein, daß der Besitztitel von diesem Bauerngut auf den Namen des Käufers im Hypothekenbuche berichtigt wird.

Franz Drutschmann acceptiert vorstehende Erklärung bestens u. bekennt richtige erfolgte Übergabe des Gutes ohne allen Vorbehalt.

Die Elisabeth verheiratete Drutschmann geb. Stusche trat vorstehender Erklärungen und Anträgen ihres Ehemannes Nepomuk Drutschmann durchgehendst genehmigend bei.

Contraahenten beantragen:

Diese Verhandlung einfach auf Kosten des Käufers auszufertigen und die Ausfertigung demselben zuzustellen.

Die vorstehende Verhandlung würde hierauf den Erschienenen in Gegenwart der beiden genannten Instrumentszeugen laut vorgelesen, von ihnen genehmigt und wie nachstehend von dem Nepomuk, und der Elisabeth Drutschmann wegen ihrer Schreibensunkunde mit drei Kreuzen vollzogen, dagegen von dem Franz Drutschmann eigenhändig unterschrieben.

XI. Franz Drutschmann, der Zweite und Frau Helene
geb. Görlich aus Ober-Jeutritz 1868 bis 1902.

Die Besserung der wirtschaftlichen Lage war in der vorigen Generation vor allem im Neubau des Hofes und in dem großen Vermögen zutage getreten, das die zahlreichen Kinder erhielten. Sie zeigte sich bei meinen Eltern gleich am Tage der Hochzeit. Im Kaufvertrage von 1752 lasen wir das 1. Mal von der Verpflichtung des Käufers, dem Vater ein Reitpferd zur Verfügung zu stellen und die Mutter in der Kalesche zu fahren. Reichlich 100 Jahre später, im Jahre 1868 am 18. August holte mein Vater seine Braut 4 spännig zur Trauung ab. Hoch auf dem Bock kutschierte sein Schwager Franz Klar. Im übrigen wurde die Hochzeit mit dem sonst üblichen Zeremoniell gefeiert. Beim Frühstück im Brauthause gab es nicht, wie es heute Sitte ist, Worten in unerschöpflicher Menge, ~~Zuck~~ sondern Zuckerschnitten, d.h. Butterschnitten mit Zucker bestreut. Es war ja die Zuckerrübenindustrie erst am Anfange ihrer Entwicklung und Zucker noch immer ein Leckerbissen für Festlichkeiten. Der Höhepunkt des Tanzes war der Brautreigen. Ferner wurde im Laufe des Abends die Braut der Reihe nach allen Herren "angeführt"- Wehe, wenn einer übergangen wurde. Das war eine Kränkung, wie sie dem Betreffenden nicht schlimmer widerfahren konnte.

Aus der Ehe unserer Eltern entspross eine zahlreiche Kinderschar, von der 6 am Leben blieben. Wir verlebten eine glückselige Kinderzeit und zu Nutz und Frommen unserer Nachfahren sei einiges aus dieser Zeit erzählt, was wohl sehr von der heutigen Erziehung abweicht. Andere Zeiten, andere Sitten! Geburtstagsfeiern kannten wir nicht. Am Morgen des Festtages sagte wohl die Mutter: "Na, Junge, ich gratuliere Dir zum Geburtstage", die Geschwister taten das Gleiche, und damit war die Feier beendet. Nicht anders ging es an den Geburtstagen der Eltern zu, nur an Vaters Geburtstag, dem 8.8. wurde zur Feier des Tages ein Streuselkuchen beim Bäcker bestellt. Er schmeckte uns besser, als heute manchem Kinde Torte und Schlag- sahn. Über dem ganzen Leben schwebte uns als erstes- von den Eltern in mustergültiger Weise vorgelebt- die Pflichterfüllung, die Tagesarbeit. Spielzeug? Gewiß, zu Weihnachten gab es etwas. Da bekam man eine Arche mit hölzernen Tieren, auch ein paar Zinnsoldaten, einen Hampelmann, neben nützlichen Sachen. Auch das Schaukelpferd war vorhanden. Ob die Mutter mehr als eine Mark für Spielzeug je Kopf ausgegeben haben mag, bezweifle ich. Wozu auch? Es war doch das Spiel mit lebenden Hunden, Pferden, Kälbern und Schafen viel abwechslungreicher. Außerdem verefrigten wir uns unseren Pferdepark und Rindviehstall selber. Die Rinder waren die abgeschlagenen Henkel von Bunzeltöpfen, die Kälber solche von Tassen oder Töpfen, der Bulle aber war der glänzende Henkel eines Bierseidels.

Die Pferde stellten wir her aus dreieckigen Stücken eines zerbrochenen Flachwerks, die wir an einem größeren Stück glatt rieben. Wie schön konnte man damit spielen! Noch deutlich erinnere ich mich eines Zwischenfalles. Bruder Albert fuhr Mist aufs Feld hinaus. Ich, im Alter von 4/5 Jahren lief mit. Damit ich nicht zuschnell laufen brauchte, setzte er mich auf die Deichsel des Wagens. Ich aber fiel zwischen den Deichselarmen durch unter den rollenden Wagen, blieb aber ruhig liegen, bis der Wagen nicht mehr über mir stand. Warum ich ruhig liegen blieb, das fragt meinen Schutzengel! Aber Albert hatte Angst vor der Strafe und damit ich ihn zu Hause nicht verrate, schenkte er mir seinen ganzen Pferdestall. Wer war glücklicher als ich? Für ein so edelmütiges Geschenk wäre ich noch gern mehrmals unter den Wagen gefallen! Und Märchen? Bücher hatten wir keine, die wir hätten verschliffen können. Wie lebhaft erinnere ich mich an 1 Abend, da wir 2 älteren Brüder zusammen mit 2 Riemertsheider Vettern die bei uns zu Besuch waren, in der Hauskammer schliefen. Mit uns schlief noch die Wirtin des Jeutritzer Großvaters, die am gleichen Tage mit einem Auftrag zu uns gekommen war. Veronika war ihr Rufname, "Varone" sagten wir. O, was konnte die schön erzählen, vom Däumling, vom großen und vom kleinen Klaus! Das war der 1. Abend in meinem Leben, an dem ich nicht einschlafen konnte, denn immerfort schwang der kleine Klaus die Peitsche und rief: Hüh, alle meine Pferde! Und die schönen Abende in der Küche nach dem Abendbrot, wo Vater und Mutter, wir Kinder und sämtliche Knechte und Mägde versammelt waren! Wohl erinnere ich mich noch, daß die Mutter mit den Mägden spann, doch sehr schnell verschwand das Spinnrad. An seine Stelle trat ein Korb mit schleissenden Federn. Wir älteren Kinder und das Gesinde mußten mitmachen. Was wurden da für Sagen erzählt, und gar, wenn der Glockenguss zu Breslau gesungen wurde, aber nicht etwa nur die 1 Strophe, sondern sämtliche 60 und zwar auswendig! Dann folgte das gemeinsame Abendgebet und zum Schluß haben wir Jungen immer mal den Schwestern in den Federhaufen geblasen, daß die Federn über den ganzen Tisch wirbelten.

Aber das Schönste vom Schönen waren die vielen Kirmessen. Sie sind in Vaters Kaufvertrag genannt worden, aber die Jungkirmis ist nicht genannt und die liebe Fasching! Lächeld sagte die Mutter: Ja, die Großmutter lädt alle ein und ich muß sie bewitteln! Und dann rollte Wagen um Wagen ein, waren es wenig, so waren es vier, und jeder Wagen voll Kinder. Mit unseren sämtlichen Cousins und Cousinen, unverheirateten, zählten wir 42, gewiß verschiedenen Alters. Aber, daß bei jeder Kirmes wenigstens eine Mandel Kinder zusammenkam, das ist wohl selbstverständlich. Gegessen wurde schnell, aber dann husch hinaus. Und fuhren nach dem Kaffee auch alle wieder nach Hause, so waren wir vielleicht 8 Tage später wieder an der Reihe mitzufahren. Und unser Vater fuhr immer mit einem vollen Wagen! Gewiß liebten wir alle Verwandten, doch am liebsten fuhren wir zu Mutters Angehörigen und vor allem nach Jeutritz. Wir liebten das alles aber auch um des Fahrens willen, denn Vater hatte immer gute feurige Pferde, die rennen konnten. Sollte es wieder heimwärts gehen und war der Wagen vorgefahren, mußten wir mäschenstill einsteigen. Zum Schluß kam der Vater. Hatte er seinen Sitz eingenommen und ergriff er die Leinen, so stiegen die Pferde kerzengerade empor, ein leichter Peitschenknall, und wie die Windsbraut sauste der Wagen zum Tor hinaus. So war unsere Jugend. Ihr von Heute rast mit Eurem Auto durch die Welt. Meine Jugend war mir lieber! Ihr werdet von einer Maschine gezogen, vor unseren Wagen spannten wir Leben. Und eines ist sicher: Das Sippengefühl, das Empfinden der Zusammengehörigkeit war uns in Fleisch und Blut übergegangen, längst ehe das Bewußtsein der Sippe und Sippenforschung einsetzte. Traf irgendwo ein Unglück, eine Feuersbrunst o.a., die Sippe half in erster Linie.

Über das Verhältnis zum Hausgesinde sei hier auch ein Wort gesagt. Solange das Bauerhaus aus einer einzigen Stube bestand, solange das Hausgesinde mit dem Bauern an einem Tische aß, solange der Sohn mit den Knechten in der Hackkammer schlief und die erwachsene Tochter mit den Mägden, solange waren Knecht und Magd Familienmitglieder. So war es auch in der Jugend meiner Eltern. Und gern erinnere ich mich noch, mit welcher Liebe und Freundschaft der Vater von dem ehemaligen Großknecht Kasl Mücke sprach, unter dem er die Arbeit eines Kleinknechtes verrichtet hatte. Dieser genoß allerdings auch soviel Ansehen, daß er die Witwe des Bauern Wahner in Lamsdorf heiratete und so selbst Bauer wurde. Nun war der Hof umgebaut, das Haus so groß daß es selbstverständlich war, daß nun Söhne und Töchter nicht mehr mit den Knechten und Mägden schliefen. Aber eines blieb noch erhalten, der gemeinsame Tisch. Insbesondere des Abends suppten alle gemeinsam die Milchsuppe direkt mit dem Löffel aus der Schüssel. Es war wohl unhygienisch, aber krank geworden davon ist niemand. Aber es war ein äußeres Zeichen, daß Knechte und Mägde Familienmitglieder waren. Darum konnte auch von ihnen viel verlangt werden, was die Länge der Arbeitszeit und die Schwere der Arbeit betraf. Es gab auch keine Arbeit, die Vater und Mutter nicht mit ihnen geteilt hätten. So war es im allgemeinen schon selten, daß ein Knecht oder eine Magd nur 1 Jahr ausgehalten hätte. Bis zu 5 Jahren sind diese geblieben. Gingen sie weg, so kam ein Bruder oder eine Schwester von an ihre Stelle und später womöglich eine Tochter, wie einstens auch schon die Eltern beim Großvater gedient hatten. Und wenn heute der alte Arbeiterstamm fast restlos vom Dorfe verschwunden ist, so ist die Lösung des Familienbandes, das einst den Bauern mit seinem Gesinde umschlang, einer der Gründe.

Unermüdet arbeiteten Vater und Mutter, die Erträge des Ackers und des Viehstalles mehrten sich alljährlich. Die erste große Verbesserung, die der Vater anbrachte, war die Drainage des ganzen Ackers. Im Jahre 1885 kaufte er die 42 Morgen große Herrmann-Wirtschaft. Das brachte vor allem frisches Blut in den Kuhstall und eine gute Mutterstute in den Pferdestall. Im Jahre 1896 kaufte der Vater die Nachbarwirtschaft für den Preis von 33 000 Mark und schuf so die Möglichkeit, den zu eng gewordenen Hof dereinst durch einen Neubau zu erweitern.

Neben all der Arbeit in Haus und Hof fand der Vater noch Zeit, sich in der Gemeinde zu betätigen. Er wurde Ortserheber und 5 mal zum Gemeindevorsteher gewählt. Er wurde Kreistags- und Kreisausschuß-Mitglied. Damit wurde er der angesehenste Vertreter der bäuerlichen Besitzer des Kreises neben den vielen adligen Großgrundbesitzern. Dabei aber verstand er es in mustergültiger Weise, mit seiner Zeit hauszuhalten und Familie und Wirtschaft bei all diesen Ehrenämtern nicht zu kurz kommen zu lassen. Auch Mitglied des Kirchenvorstandes war der Vater und während des Kulturkampfes sogar sein Vorsitzender. Unter seiner Leitung wurde damals die Kirche renoviert und die Küsterschule gebaut. Pater Patrizius spricht in seiner "Geschichte von Bielitz" in vorsichtiger Weise von einem nicht einwandfreien Verhalten des Kirchenvorstandes. Schärfer auch noch erklang das Urteil auch nach des Vaters Tode von geistlicher und weltlicher Seite aus Bielitz selbst. Da alle derartigen Vorwürfe doch meinen Vater als Vorsitzenden des Kirchenvorstandes treffen, will ich mich an dieser Stelle auch dazu äußern. Was war denn geschehen? Als während des Kulturkampfes von 1874 bis 1884 die Pfarrei verwaist war, sollten die Einnahmen des Pfarrers aus der Widmut der Breslauer Revenüenkasse zugeführt werden. Das tat die Gemeinde nicht, sondern sie verwandte sie zur Kirchenrenovation und zum Bau der Küsterschule. Die Widmut war einst bei der Besiedlung des Dorfes ausgesetzt worden zur Bestreitung der Seelsorge in der Gemeinde.

Wenn eine solche infolge höherer Gewalt nicht stattfindet, wen gehören dann die Einkünfte? Dem Bischof, der sie 700 Jahre vorher zum obigen Zweck gestiftet hat oder der Gemeinde, der die Seelsorge versprochen wurde? Eine Doktorfrage! Und wie auch der Entscheid ausfallen würde, die Lage ist doch die, dass, wenn die Gemeinde für sich vorgreift und die Gelder für obige Zwecke verbraucht, man doch gerichtlich nicht gut vorgehen kann, so sehr man auch gröhlen mag. Und so ist es auch geschehen. Ein Rechtsstreit ist nicht anhängig gemacht worden. - Und denken wir doch einmal zurück! Als freie Bauern sind unsere Ahnen im Vertrauen auf die beschöfliche Zusage einst nach Bielitz gezogen. Zu Robotbauern wurden sie im Laufe der Jahrhunderte gemacht und als solche wurden sie wie Sklaven nach Mahlendorf verkauft, erst das ganze Dorf und dann ein Teil des Dorfes, darunter auch unsere Ahnen. Was ist denn gegenüber dieser unmenschlichen Behandlung, die wahrscheinlich kein Runnesblatt des fürstbischöflichen Stuhles ist, die obige Verwendung der Gelder der Revenüenkasse für kirchliche Zwecke? Ich glaube, wenn seine bischöfliche Gnaden, der Herr Weihbischof Gleich, der der schärfste Gegner der Gemeinde Bielitz damals war, die Geschichte von Bielitz gelesen hätte, so hätte sein Urteil anders gelautet.

Unterdessen waren wir Kinder herangewachsen. Die 2 älteren Schwestern waren glücklich verheiratet, auch wir anderen waren erwachsen, und es war nun an der Zeit, die Leitung des Gutes in junge Hände zu legen. Das geschah durch den Kaufvertrag vom 4. Nov. 1902.

Kaufvertrag (4. Nov. 1902):

1.) Der Bauergutsbesitzer Franz Drutschmann verkauft seine beiden Grundstücke Nr. 65 und 66 Bielitz nebst sämtlichen darauf vorhandenen lebenden wie toten Wirtschaftsinventar und allen Vorräten, so wie alles heute steht und liegt, sowie einschliesslich des früher zu der Besitzung Nr. 23 Bielitz gehörigen Frauenstandes in der dritten Kirchenbank und des früher zu der Nierleschen Besitzung gehörenden Kirchenstandes in der sogenannten Fahnenbank, für den Gesamtpreis von 60600, in Worten Mark, an seinen Sohn, den Landwirth Albert Drutschmann.

2.) Das Kaufgeld wird, wie folgt, festgelegt:

- 1) In Anrechnung auf dasselbe übernimmt der Käufer als Selbstschuldner die auf Nr. 65 Bielitz in der 3. Abt. des Grundbuches unter der Nr. 5 und 8 eingetragenen Landschaftl. Darlehen im Gesamtbetrage von 10600 Mark nebst den Zinsen seit Johanni dieses Jahres. Die dazugehörigen Anteile an dem landschaftl. Amortisationsfonds sind mitverkauft und durch den obigen Kaufpreis mit abgegolten.
- 2) Verkäufer überweist von dem Kaufpreise seinen 5 Kindern, nämlich:
 - a) der verhehelichten Gutsbesitzer Helene Kaschel in Liebenau Kr. Münsterberg
 - b) der verhehelichten Erbscholtiseibesitzer Maria Dierschke in Jauer Kr. Ohlau
 - c) der ledigen Mathilde Drutschmann in Bielitz
 - d) dem Gymnasiallehrer Josef Drutschmann in Bielitz
 - e) dem Landwirth Paul Drutschmann in Bielitzeinen Teilbetrag von je 9000 Mark, zusammen also 45000 Mark als vorbeschiedenes Vatererbe. Der Käufer verpflichtet sich, diese überwiesenen Beträge vom 1. Januar nächsten Jahres ab

mit 3 1/2 % jährlich in halbjährlichen Teilen zu verzinsen und gegen sechsmonatliche Kündigung zu zahlen.

- 3) Der hiernach verbleibende Restbetrag von 5000 Mark wird dem Käufer zinslos gestundet. Derselbe verpflichtet sich, diese 5000 Mk in jährlichen, am 1. Jan. 1904 beginnenden Raten von je 1000 Mk an den Verkäufer bar zu zahlen. Wegen dieser Restkaufgelder von 5000 Mk sowie wegen der dem Josef und dem Paul Drutschmann vorstehend überwiesenen Beträge von je 9000 Mark bestellt der Käufer den Gläubigern eine Hypothek mit den beiden Kaufgrundstücken. Er bewilligt und beantragt hiermit die Eintragung dieser Hypotheken in das Grundbuch auf den Blättern der Pfandgrundstücke, nachdem er selbst als Eigentümer darauf eingetragen sein wird. Es wird hiermit vereinbart, dass die Bildung von Hypothekenbriefen ausgeschlossen sein soll.

3.) Neben den Kaufpreis und ohne Anrechnung auf denselben verpflichtet sich der Käufer, dem jetzt 64 Jahre alten Verkäufer und dessen jetzt 56 Jahre alten Ehefrau, seiner Mutter Helene geb. Görlich, den folgenden lebenslänglichen Auszug zu gewähren:

- 1) Freie und unbeschränkte Benutzung des ganzen Wohngebäudes auf Nr. 65 Bielitz, des an dieses Gebäude stossenden Gartens sowie der alten Tischlerwerkstatt und zwar der letzteren zur Aufbewahrung von Brennmaterial. Der Wirth ist verpflichtet, sämtliche Räumlichkeiten auf seine Kosten in gutem Zustande zu erhalten. Die Auszüge sind berechtigt, an Stelle der vorbezeichneten Leistungen eine jährliche Mietentschädigung von 200 Mark zu beanspruchen, welche in vierteljährlichen, gleichen Raten im Voraus fällig ist;
- 2) eine jährliche Auszugsrente von 600 Mk, welche in vierteljährlichen gleichen Raten im Voraus fällig ist;
- 3) das ganze Jahr hindurch ein Liter Milch, wie sie von der Kuh kommt;
- 4) alljährlich in der Zeit vom 1. 5. - 1. 11. wöchentlich 3 Pfund, sowie in der Zeit vom 1. 11. - 1. 5. wöchentlich 2 Pfund Butter;
- 5) alljährlich an Ostern, Pfingsten, Laurentius, der Kirmis und Weihnachten je 5 Liter Milch, wie sie von der Kuh kommt und je 2 Pfund frische Butter;
- 6) alljährlich zu Martini 30 Pfund Winterbutter, 2 Zentner ausgelesene Esskartoffeln, 50 Zentner Steinkohle und 4 Meter kiefernes Scheitholz, Kohle und Holz ist vom Wirth frei anzufahren und letzteres unentgeltliche zu zerkleinern;
- 7) alljährlich am 1. 8. einen halben Zentner Frühkartoffeln;
- 8) alljährlich im Mai und im August je 150 Stück frische Hühner-eier;
- 9) freie Spazierfahren sowie freie Fahren zum Arzt je nach Belieben der Auszüge;
- 10) die freie Benutzung des zu Nr. 66 gehörigen Frauenkirchstandes in der 2. Bank.

Sämtliche Auszugsleistungen sind den Auszögern, so lange sie in Bielitz wohnen, frei in die Wohnung zu bringen; Geld ist ihnen portofrei zu übersenden. Im Falle des Todes des einen der beiden Auszüge erhält der Überlebende den gesamten Auszug unverkürzt fort. Der alljährliche Werth des Auszuges wird im Kosteninteresse auf 1000 Mark angegeben.

4.) Neben dem Kaufpreis und ohne Anrechnung auf denselben verpflichtet sich der Käufer zu gewähren:

- a) seinem jetzt 19 Jahre alten Bruder Paul während des ledigen

Standes nach dem Tode der Auszüge freie Wohnung in der Stube nebst Kammer über der Küche auf Nr. 65 Bielitz sowie im Falle der Verheiratung eine standesgemässe Hochzeit oder nach Wahl des Berechtigten 300 Mk und als Ausstattung 1 Pferd oder nach Wahl des Berechtigten 600 Mark;

b) seiner jetzt 22 Jahre alten Schwester Mathilde während des ledigen Standes nach dem Tode der Auszüge freie Wohnung in der vorbezeichneten Stube nebst Kammer sowie im Falle ihrer Verheiratung freie standesgemässe Hochzeit oder nach Wahl der Berechtigten 300 Mk und als Ausstattung 3 Kühe oder nach Wahl der Berechtigten 750 Mark.

Käufer bewilligt und beantragt hiermit die Eintragung der vorbezeichneten Berechtigungen sowie des im vorhergehenden festgestellten Auszuges in das Grundbuch auf den Blättern der beiden Kaufgrundstücke, nachdem er selbst als Eigentümer darauf eingetragen sein wird. Es wird ferner hiermit vereinbart, dass Helene Kaschel, Maria Dierschke, Mathilde, Joseph und Paul Drutschmann sowie Frau Helene Drutschmann das Recht, die für sie in diesem Vertrage festgesetzten Leistungen zu fordern, mit dem Abschlusse dieses Vertrages unmittelbar erwerben sollen. Der Herbergsrechtswert beträgt jährlich 20 Mk.

5.) Ebenfalls neben diesem Kaufpreise übernimmt der Käufer als Selbstschuldner das auf Nr. 65 Bielitz in der II. Abtlg. des Grundbuches unter Nr. 7 eingetragene Wohnungsrecht der Geschwister Klar, von denen die Jüngste jetzt 20 Jahre alt ist. Das Wohnungsrecht dauert bis zur Verheiratung der Berechtigten und hat einen jährlichen Wert von 36 Mark.

6.) Verkäufer verpflichtet sich, die vom Käufer nicht übernommenen Posten auf den Blättern der Kaufgrundstücke bis zur Auflassung zur Löschung zu bringen.

7.) Die Übergabe soll bis zum 1. Dez. dieses Jahres erfolgen. Die Auflassung soll baldigst bewirkt werden. Die auf den Grundstücken ruhenden Abgaben und Lasten übernimmt der Käufer von der Übergabe ab.

8.) Kosten und Stempel dieses Vertrages und der Auflassung trägt der Käufer. Im Kosteninteresse wird der Werth des mitverkauften beweglichen Inventars auf 18000 Mark angegeben. -

Die Erschienenen beantragen, dieses Protokoll einmal für den Käufer auszufertigen und die Ausfertigung diesem zuzustellen.

Hierauf ist das Protokoll vorgelesen, sodann von den Beteiligten genehmigt und von denselben, wie folgt, unterschrieben worden:

Franz Drutschmann, Albert Drutschmann, Paul Hertel.

Das Jahr 1903 war für uns Katholiken ein sogenanntes heiliges Jahr, und nun verwendete der Vater die so wohl verdiente Ruhe, um mit einem Pilgerzuge nach Rom zu den heiligen Stätten zu pilgern. Regen Geistes und nimmermüden Körpers nahm er an der Wallfahrt teil. Leider steckte er sich auf der Reise an und erkrankte, zurückgekehrt, an Gesichtsröthe. Diese Krankheit und die seinem Geiste ungewohnte Ruhe bedingten aber ein Nachlassen der körperlichen Widerstandsfähigkeit. Es stellte sich Asthma ein, und nach mehrjährigem Leiden verschied er am 7. Mai 1909. Die Mutter überlebte ihn noch um 5 Jahre. Sie sah ihre jüngste Tochter Mathilde vorzeitig ins Grab sinken und verschied am 25. Oktober 1914, als die russischen Kanonen an Schlesiens Ostgrenzen bei Kreuzburg donnerten.

Das Vermögen, das die Eltern jedem ihrer Kinder hatten geben können, betrug 12 000 Taler.

S c h l u s s w o r t

des ersten Teiles:

So war unsere Wirtschaft in 7 Jahrhunderten langsam aber stetig auf 3 1/2 Hufen angewachsen. Der von den Ahnen angelegte Hofraum war zu klein geworden. Raum zur Ausdehnung war vorhanden. Diese wurde in den Jahre 1907/8 vom jetzigen Besitzer vorgenommen, und so erhielt der Hof auch äusserlich ein Aussehen, das ihn den schönsten Höfen in weitem Umkreise ebenbürtig an die Seite stellt. Doch das ist Gegenwart, und darüber zu schreiben, ist nicht Aufgabe des Chronisten.

An der Wand des Breslauer Staatsarchivs ist ein Spruch aus dem 5. Buche Mosis XXXII 7 zu lesen:

Memento dierum antiquorum,
Cogita generationis singulas,
Interroga majores tuos
et dicent tibi.

Halte doch die Erinnerung an vergangene Zeiten,
Gedenke der einzelnen Geschlechter,
Befrage deine Ahnen,
Und sie werden Dir antworten.

Was ist es, das unser Geschlecht in den langen Jahrhunderten hat auf der ererbten Scholle aushalten lassen? Emsiger Fleiss, Genügsamkeit, Sparsamkeit, treues Festhalten an der Sippe und an der Dorfgemeinschaft. Heute hat sich das erweitert zur treuen Gefolgschaft und zur Opferbereitschaft selbst bis zum Tode gegenüber dem grossen Vaterlande. Dazu kam eine blühende zahlreiche Kinderschar und ein treues Zusammenhalten in der Ehe, bis der Tod sie schied. Über allem aber stand die Treue und das unentwegte Festhalten an dem ererbten Glauben der Väter, der christlichen Religion. Sie war das Einzige, was sie sich bei ihrem Auszuge aus dem Frankenlande vertraglich gesichert hatten und was sie sich bewahrt haben im Laufe der Jahrhunderte. Auf diesen Grundlagen haben sie fest gestanden in guten und in schlimmen Tagen. Und wenn unsere Nachkommen mit gleicher Treue, Sitte und Art der Väter bewahren, wie die früheren Geschlechter und wir, dann werden sie das Dichterwort für sich beanspruchen können:

Die fremden Eroberer kommen und gehen;
wir gehorchen, aber wir bleiben bestehen.

Breslau-Lissa, Allerseelen 1942

Prof. Joseph Drutschmann
Studiendirektor.

(II. Teil)

XII. Albert Drutschmann und a) Frau Ottilie geb. Baier

b) Frau Ottilie geb. Rincke 1902 - 1945

Unmittelbar nach Abschluss des im vorigen Kapitel niedergelegten Kaufvertrages übernahm Albert Drutschmann die Leitung des Hofes. Am 22. November desselben Jahres heiratete er Ottilie Baier aus Woitz. Sie entstammte einer alten, angesehenen Familie, die ihren Ursprung in Riemertsheide hat. Fröhlich war die Hochzeit; sie wurde noch mit all dem Prunk gefeiert, wie ihn sich die damalige kaiserliche Zeit leisten konnte. Neu war der Wagen, neu das Geschirr, angespannt zwei feurige Pferde, allerdings nicht mehr vier wie bei der vorigen Generation, auch kein Brautfuhrmann aus der Verwandtschaft, jetzt hielt der Grossknecht die Leinen, eingekleidet in eine schaucke, neue Livree. Das Hochzeitsmahl wurde im Gasthaus zu Woitz mit dem üblichen Speisezettel und in vorzüglicher Beschaffenheit eingenommen. Die Zahl der Hochzeitsgäste betrug der Grösse der beiden Sippen Drutschmann und Baier entsprechend gegen 150 Personen. Am anderen Tage erschienen die nächsten Verwandten von beiden Seiten, wohl gegen 60 Personen, zur Nachhochzeit in Bielitz.

Das junge Paar ging mit frischen Kräften an die nächste Arbeit, einmal den Verpflichtungen des Kaufes nachzukommen und dann die Grundlage für den geplanten Umbau des Hofes zu sparen. Dieser wurde in den Jahren 1908/9 durchgeführt. Es lag ihm etwa folgender Plan zu Grunde:

Beide Hofräume hatten die Gestalt von Rechtecken von ziemlich gleicher Grösse. Auf den Westseiten standen die Wohnhäuser und Grossviehstallungen, auf den Ostseiten die Auszughäuser, Lehmst, Schuppen und Schweineställe. Die Düngergrube war in der Klarwirtschaft mitten im Hofe, bei uns lag sie an der Ostseite, nur durch die Traufe vom Stallgebäude des Nachbarn getrennt. Das Grosszügigste wäre wohl gewesen, die beiden mittleren Gebäudereihen abzureissen und aus dem Ganzen einen einzigen, grossen Hof zu bauen. Doch da wären zu viel Wirtschaftsgebäude abgerissen worden und hätten durch völlig neue ersetzt werden müssen, der Bau wäre dann für den jungen Besitzer zu kostspielig, wenn nicht gar untragbar geworden. Er schlug darum einen Mittelweg ein. Abgerissen wurde nur die Ostseite des väterlichen Hofes und das Stallgebäude der Klar-Wirtschaft. Das bisherige Wohnhaus wurde Auszughaus. Die Küche, der älteste Teil des Gebäudes, wurde Backhofen und Vorratsraum. Aus dem Kuhstall wurden schöne Schweineställe, aus der in den früheren Kapiteln erwähnten kleinen Reihe wurde eine Stube für die Knechte. Alles übrige des Stallgebäudes wurde in einen modernen Pferdestall umgewandelt. Ein Gaststall wurde in das erste Viertel der Scheune eingebaut. Im Pferdestall wurde ein neuer Brunnen angelegt, der ein gutes Wasser ergab.

Das Wohnhaus des Nachbarn wurde jetzt Wohnhaus des Besitzers. Da es zu klein war, wurde es auf der Ostseite durch einen Anbau um die Hälfte verbreitert, sodass das ganze Gebäude zur Grundfläche schon mehr ein Quadrat als ein Rechteck hat. An dieses Wohnhaus anschliessend wurde nun ein grosser, schöner Kuhstall gebaut von gleicher Breite, sodass er von der alten Traufe bis in die Mitte der Düngergrube des Nachbarn reichte. An den Kuhstall schloss sich gleich eine Futterkammer an, in welche man mit dem Wagen hineinfahren kann. Sie reicht bis an die Scheuer und in dieser wurde ein Keller ausgebaut, in welchem vor allem die Futterrüben aufbewahrt wurden. Nähert man

sich jetzt unserem Hofe auf der Dorfstrasse von Westen her, so macht er entschieden einen modernen, schönen Eindruck, sodass er den schönsten Höfen in weiter Runde ebenbürtig zur Seite steht. Kommt man allerdings von Osten her an die Wirtschaft heran, so ist der Eindruck ein gedrückter, der Klar-Hof hat ja nur noch die halbe ehemalige Breite und die beiden nebeneinanderstehenden Gebäudereihen machen aus ihm nur einen langen Schlund. Nun ist auch eine Teilung der Wirtschaft in zwei Höfe, ein Gedanke, der bei schweren wirtschaftlichen Zeiten verführerisch werden könnte, für immer ausgeschlossen. Aber der Besitzer hatte eben seinen Mitteln entsprechend gebaut. In den nächsten Jahren hatte er noch Reste der Bauschulden abzutragen und ging daran, Ersparnisse zu machen, um die Zukunft seiner heranwachsenden Kinderschar zu sichern. In den Jahren 1903 - 1914 hat ihm seine Gattin 8 Kinder geschenkt, 2 Knaben und 6 Mädchen; zwei der Mädchen starben im Alter von 3 - 6 Jahren.

In diese Zeit rüstigen, ruhigen Schaffens kündigte plötzlich Glockengeläut die Mobilmachung zum ersten Weltkriege an. Schon als einer der ersten musste der Hausherr einrücken. In Leobschütz zog er die Uniform der grünen Husaren an und kam sehr bald als Grenzgendarm nach dem bekannten Wallfahrtsorte Tschenschow, wo durch mehrere Jahre sein Standort blieb. Da nun zu den bisherigen Pflichten der Hausfrau noch die Sorge um den ganzen Hof und ums Feld kamen, da ferner im Oktober auch noch die Grossmutter starb, die ihr wenigstens die Sorge um die Kinderschar abgenommen hatte, so holte sie sich zunächst ihren Bruder Josef Baier zu Hilfe, und als auch dieser eingezogen wurde, trat an seine Stelle der Bruder meines Schwagers in Jauer, der "Jauersche Auszugonkel", der in Treue und Aufopferung die Leitung der Wirtschaft übernahm und sich in Bielitz und weiterer Umgebung eine geschätzte und angesehene Stellung verschaffte. Die Kriegsjahre waren für die Landwirtschaft scheinbar gute Jahre gewesen. Wenn auch für den Städter die Lebensmittel knapp wurden, der Bauer konnte als Selbstversorger keine Not und da die Produkte, die er ablieferte, gut bezahlt wurden, so war es allen strebsamen Bauern möglich gewesen, ansehnliche Beträge zu ersparen, die sie entweder auf der Sparkasse oder in Wertpapieren oder zur Tilgung von Hypotheken anlegten. Doch der Krieg ging verloren. Immerhin: Der Hausherr kam glücklich nach Hause und das war das Wichtigste.

War schon während des Krieges im Weltverkehr die Kaufkraft unserer Mark auf die Hälfte gesunken, so sank sie nachher immer weiter, umgekehrt stiegen die Sachwerte fast ins Unendliche und es kam bald dahin, dass man einen Sack Kartoffeln mit 1000 M, 100000 M ja sogar mit 1 Billion Mark bezahlen musste. Allen Sparern schmolz ihr Vermögen zusammen wie der Schnee in der Frühlingssonne. So erging es auch meinem Bruder Albert. Wohl war die Wirtschaft schuldenfrei, aber die Ersparnisse waren hin. Rühmend will ich dem nun schon Verstorbenen nachsagen, dass er in jener Zeit mir nicht mein väterliches Erbe von 9000 M mit einem Butterbrote zurückzahlte, obschon er voraussah, dass er später würde einmal aufwerten müssen. Allerdings verzichtete ich später selbstverständlich auf eine höhere Aufwertung, die ich rechtlich hätte verlangen können und war zufrieden, dass er statt der 9000 M mir 3000 M zum Kaufe meines Hauses zu Hilfe gab.

Nun aber wiederfuhr der ganzen Familie ein grosses Unglück. Im Jahre 1923 erkrankte die Hausfrau an Grippe und man unterschätzte die Folgen der Krankheit. Auch als sie nicht weichen wollte, unterschätzte

man sie noch und versäumte es, rechtzeitig etwas gegen die Krankheit zu tun, bis es zu spät war. Es hatte sich binnen Jahresfrist eine richtige Tuberkulose entwickelt und dies in einer ganz gesunden Frau aus kerngesunder Familie. Nun schickte man wohl die Kranke nach Reinerz und als das nichts half nach Göbersdorf. Hier ist sie nach schweren Wochen einem Blutsturz erlegen. Am 11. Januar 1925 fand man sie des Morgens tot in ihrem Bette.

Nun war aber die Papiermark durch die Rentenmark abgelöst worden. Aber solche hatten nur wenige, und wer Geld brauchte, musste ungeheuere Zinsen zahlen. Und so wuchsen die Summen für die Kur in Göbersdorf, für den Transport der Leiche und die Beerdigung für den überlebenden Gatten ins Unerschwingliche. Gleichzeitig war die älteste Tochter zur selben Zeit Braut, sie heiratete 6 Wochen nach Mutters Tode. Die Ausgaben für ihre Aussteuer und die Hochzeit benötigten weitere Summen, die der Vater aus Mangel an Barmitteln sich bei Banken und anderwärts zu einem Zinsfuss von 10 - 30 % jährlich borgen musste. Das war für ihn eine Schlappe, von der er sich nur schwer erholte. Schliesslich half er sich damit, dass er allmählich 20 Morgen seiner schönen Wiesen verkaufte, sodass die Wirtschaft, die er mit 240 Morgen übernommen hatte, nur noch 220 Morgen zählte. Doch besitzt sie auch heute noch Wiesen und auch gute und in hinreichendem Masse und so hat sie durch diesen Verkauf an Wert nichts eingebüsst.

Am 2. Februar 1927 heiratete Albert zum zweiten Male und zwar Ottilie Rincke aus Bischofswalde. Ist die Aufgabe, eine gute Stiefmutter einer grossen Kinderschar zu sein, an sich schon nicht leicht, so ist sie doppelt schwer, wenn die Kinder schon erwachsen sind und alles Tun der neuen Mutter vergleichen mit dem der verstorbenen. Aber es muss der 2. Mutter zum Ruhme nachgesagt werden, dass sie mit nie erlahmendem Mute sich ihren schweren Aufgaben unterzogen hat und dass es ihr gelungen ist, der Familie einwahre Mutter zu sein. Das wird wohl von allen Kindern ohne Ausnahme anerkannt. Aber vielleicht noch offener kam die Liebe bei den Stiefenkelkindern zum Ausdruck. Und das ist nach meinem Empfinden für die das höchste Lob.

Aber auch ich möchte bei dieser Gelegenheit den nun Verstorbenen, dem Bruder und seinen beiden Frauen, wie auch der verstorbenen Schwägerin in Jeutritz ein herzliches "Habt Dank" in ihre Gräber nachrufen. Nach dem viel zu frühen Sterben unserer 3 Schwestern und der Schwäger waren wir drei Brüder mit unseren Frauen noch übrig geblieben, und wir haben zusammengehalten, wie es eben Brüder tun sollen und haben damit den eigenen Kindern ein gutes Beispiel gegeben. Dass unser Zusammenleben immer so harmonisch ausklang, war zum grossen Teil den vier Toten zu danken. Euch aber, den Lesern dieser Chronik, rufe ich zu: Macht's ebenso!

Es waren schwere, wirtschaftliche Zeiten seit 1925. Für die Industrie war es die Zeit der grossen Arbeitslosigkeit. Die Landwirtschaft erhielt für ihre Produkte keine angemessenen Preise, bei denen sie hätte bestehen können. Viele Wirtschaften kamen unter den Hammer, sodass für die Landwirtschaft des Ostens zunächst das Umschuldungsgesetz des Reichskanzlers Brüning kam. In nötigen Fällen wurden die Hypothekensummen und der Zinsfuss herabgesetzt. Diese Zeit wurde 1933 durch den Nationalsozialismus Adolf Hitlers abgelöst. Für die Landwirtschaft brachte es das Reichserbhofgesetz. Zunächst wurde es

jubilend begrüsst. Kein Bauer konnte mehr von seiner Scholle vertrieben werden, aber er war auch eigentlich nicht mehr Besitzer sondern der Verwalter des Hofes im Auftrage des Staates. Schlimm wirkte sich das bei der Übergabe des Hofes an den Sohn aus. Dieser erhielt den ganzen Hof umsonst, die übrigen Geschwister teilten sich in das Vermögen, das meistens nicht vorhanden war. So waren zum ursprünglichen Erbhofgesetz im Verlaufe weniger Jahre eine Reihe von Nachträgen nötig, deren Endergebnis sich dahin ausdrücken lässt, dass der Auszügler wie früher seinen Auszug, und die anderen Geschwister ein bestimmtes Vermögen erhielten. Beide Summen zusammen aber durften eine gewisse Höhe nicht überschreiten. Aber trotzdem blieb die Lage besonders für kinderreiche Familien eine schwere. Und die Zeiten blieben so, bis im Jahre 1939 die Glocken die Mobilmachung des zweiten Weltkrieges einläuteten, gegen dem der erste ein Kinderspiel war, der das ganze Vaterland an den Rand des Verderbens brachte und den deutschen Osten und damit auch die schlesische Heimat in den Abgrund stürzte.

Die Tätigkeit meines Bruders Albert beschränkte sich nicht nur auf seinen Hof. Wie schon die Vorfahren, insbesondere mein Vater, stand auch er mitten im Leben der Gemeinde und des Kreises Falkenberg. Er wurde zunächst Gemeindevorsteher, dann für 16 Jahre Amtsvorsteher, 30 Jahre Deichhauptmann, Kreistagsabgeordneter, Bezirksbauernführer, Vorstandsmitglied der Hermsdorfer Genossenschaftsmolkerei und für 25 Jahre Kriegervereinshauptmann, und so war er weit und breit geachtet und beliebt. Das kam auch an seinem 70. Geburtstage am 5. November 1942 zum Ausdruck, an welchem ich ihm als Familienältesten der ganzen Sippe das 1. Exemplar der Familienchronik überreichte. Zahllos waren die Glückwünsche, die ihm aus Dorf und Kreis überreicht wurden, und der Kreisbauernführer hatte es sich mit seinem Stabe nicht nehmen lassen, eigens zu diesem Feste trotz weiten Weges zu erscheinen. Soll ich noch seine wichtigsten Charakterzüge nennen? Seinen Familiensinn, insbesondere die Liebe zu seinen Geschwistern, habe ich schon gerühmt. Den eigenen Kindern galt diese Liebe in verstärktem Masse. Recht für ihn bezeichnend sind die letzten Worte, die er am Todestage (13. 8. 45) den um ihn stehenden Angehörigen, der Gattin und den zwei Töchtern zurief: "Kinder, es geht auf's Ende zu. Grüsst mir die anderen und haltet zusammen!"

Von ähnlicher Regsamkeit war seine Tätigkeit für das Gemeinwohl. Er setzte sich mit ganzer Kraft für den Bau der Chausseen nach Mahlendorf und Neu-Sorge ein, wie es einst der Vater für die Lamsdorfer-Chaussee getan hatte. Er brachte ferner mit seinem Vetter Franz Jüttner aus Riemertsheide die Autobusverbindung nach Neisse zustande. Als sein schönstes Werk möchte ich noch den neuen Friedhof im Heimatsdorfe nennen, den er aus dem Park des früheren Rittergutes anfertigen liess. Und wenn im Dorfe jemand Hilfe oder Pferd und Wagen brauchte, so fand er oft genug den Weg zum Grossbauern. Dasselbe gute Herz zeigte sich auch im Verhältnis zu seinen Hausgehilfen, und es kommt dies wohl darin am besten zum Ausdruck, dass es auf diesem Hofe an Arbeitspersonal nie gefehlt hat, weder an ständigen noch an aushilfsweisen.

In den Jahren 1942 - 1944 schwebten Verhandlungen zwischen ihm, seinem Sohne Albert, dem Kreisbauernführer und dem Reichserbhofgericht wegen Übergabe des Hofes an seinen Sohn Albert. Zum Abschluss sind diese Verhandlungen nicht mehr gelangt. Es kam der

Einfall der Russen, die Verschleppung ins Kriegsgefangenenlager nach Lamsdorf durch die Polen, der Tod des Vaters durch Erschlagung mit einem Spaten am 13. August 1945, der Tod der Mutter durch meichlerisches Erschiessen am 4. Oktober des gleichen Jahres und die Evakuierung der beiden anwesenden Töchter am 22. Okt. 45. Und damit war das Geschlecht der Drutschmanns nicht nur vom Hofe, sondern auch aus der Heimat vertrieben. Wird es noch eine Rückkehr geben?

XIII. Unsere Sippe in den beiden Weltkriegen.

a. Der erste Weltkrieg 1914 - 1918

Wenn ich heute, 28 Jahre nach Beendigung des ersten Weltkrieges und aus der Heimat verbannt, die Beteiligung unserer Verwandtschaft an diesem Kriege erzählen soll, so muss ich, abgeschlossen von der Verbindung mit den meisten Zweigen unserer Verwandtschaft, mich auf unsere eigene Familie beschränken. - Von richtigen, anderen Vettern war nur Josef Fischer aus Friedland im Felde und zwar bei einer Fuhrparkkolonne. Die Beteiligung der Söhne von Vettern und Muhmen kann ich zur Zeit nicht feststellen.

Mit Beginn des Krieges musste zunächst mein Bruder Albert einrücken. Er zog den Rock der Leobschützer Grünen Husaren an und kam sehr bald als Feldgendarm nach Tschenstochau. Hier hat er oftmals, seinem guten Herzen folgend, eine vermittelnde Stellung zwischen den harten Kriegsgesetzen und ihren Forderungen an Lebensmitteln einerseits und der polnischen Bevölkerung andererseits eingenommen und sich dadurch die Dankbarkeit dieser zu erwerben gewusst.

Als Zweiter rückte mein Bruder Paul bei den Gardehusaren in Potsdam ein und kam zunächst zu einer Fuhrparkkolonne. Als sich die Verluste unserer Truppen häuften und alle nicht unmittelbar kämpfenden Einheiten immer wieder nach brauchbaren Infanteristen durchgekämmt wurden, wurde auch er dazu umgebildet und kam zu einem Res. Garde Inf. Reg. in der Champagne. Dort blieb er aber nicht lange. Unterdessen waren sämtliche drei Brüder seiner Frau gefallen und so wurde er als letzter der Familie des Schwiegervaters herausgezogen und in die Garnison versetzt. Später wurde er ganz entlassen.

Als Dritter zog Berthold Kaschel, der Sohn der Liebenauer Schwester ins Feld. Er diente 1914 sein 1. Jahr bei den Schwarzen Husaren in Danzig. Er machte den grossen Vormarsch zur Marne mit und kam bis auf 28 km an Paris heran. Nach dem Rückzuge stand er vor Ypern. Im Oktober 1914 wurden die meisten Kavallerieregimenter nach dem Osten transportiert, um den Vormarsch der Russen an der deutschen Grenze aufzuhalten. Im Verlauf der Kämpfe kam er nach Ostpreussen und von da nach Kurland. Im Jahre 1916 kam seine Division zur Unterstützung der Östreicher nach Galizien. Hier wurde er schwer verwundet (Schädelbruch) und 1917 als kriegsuntauglich entlassen.

Als Vierter rückte Alfred Dierschke, der älteste Sohn meiner Jauerischen Schwester, ins Feld. Er wurde Infanterist beim I.R.23 und machte im Jahre 1916 die Kämpfe an der Somme mit, welche an die

Ausdauer und den Heldenmut der kämpfenden Infanterie oft fast unmögliche Anforderungen stellten. In dieser ganzen Zeit war er Gefechtsordonnanz bei seinem Kompagnieführer. Im Nahkampf mit Engländern, wo Alfred besonderen Mut und Entschlossenheit zeigte, wurde er an der Schulter verwundet. Er kam daraufhin in ein Lazarett. Sein Regiment aber kam, wie die ganze Division, für den Winter 1916/17 nach Russland in Ruhestellung. Ausgeheilt wurde Alfred seinem Ers. Batl. in Münsterberg überwiesen, dann einem Offz. Kursus zugeteilt und nachher zu einem sächs. Res. Inf. Reg. als Feldwebel und Offz. Aspirant gesandt. Im Juli 1917 fand er sich vor Ypern zu den grossen Flandernschlachten ein.

Unterdessen war ich selbst als Fünfter mit 38 Jahren als Landsturmann eingezogen worden und kam nach meiner Ausbildung zu der 3. Komp. I.R. 23 vor Dünaburg und im Sommer 1917 auf grösseren Umwegen auch vor Ypern. Dort besuchte der 21jährige Alfred seinen 39jährigen Onkel. Bei einer Flasche Wein, die er als Chargierter aus dem Offz. Kasino erhielt, feierten wir ein fröhliches Wiedersehen. Doch dann mussten wir beide recht bald die Fruchtbarkeit der Flandernschlachten kennen lernen; denn unsere beiden Divisionen lösten einander ab. Alfred erhielt in diesen schweren Kämpfen das E. K. I.

Unterdessen war als Sechster mein Bielitzer Vetter, Albert Drutschmann, Zögling des Ziegenhalser Lehrerseminars, zur 2. Komp. I. R. 23 gekommen. Seine Komp. hatte den Gefechtsabschnitt neben der 3. Komp. Aber gleich an den ersten Tagen seines Einsatzes wurde er schwer verwundet. Als wir wieder in Ruhe lagen, konnte ich ihn noch im Feldlazarett in Menin besuchen. Er wurde dann in das Res. Laz. in Haspe i. W. verlegt und ist dort seinen Verletzungen erlegen. Als er im Sep. 1917 in der Heimat beigesetzt wurde, war ich gerade auf Urlaub und konnte noch an der Beerdigung teilnehmen.

Mit Ausgang des Herbstes wurde ich dem Ers. Batl. in Neisse überwiesen, um am Ende des Winters 17/18 einem Offz. Kursus im Warthelager bei Posen zugeteilt zu werden. Im Juni rückte ich dann als Feldwebel wieder bei meiner Truppe, aber nunmehr der 4. Komp., ein. Um diese Zeit missglückte die 2. Marneschlacht, es begann die Katastrophe des Krieges und in verzweifelten Stellungskämpfen mussten wir alle Gewinne des Jahres 18 und sogar die früheren Stellungen aufgeben. In diesen Sept. Kämpfen erhielt ich das E. K. II. Bei den ununterbrochenen, harten Kämpfen erkrankte ich und wurde von der Truppe in die Heimat überwiesen, wo ich Ende Sept. eintraf. Hier erwartete mich eine schlimme Überraschung. Meine Frau, die Mutter meiner 4 herzigen Buben, war an der damals im ganzen Lande herrschenden Grippeepidemie erkrankt. Mangels geordneter Pflege in den Anfängen der Krankheit hatte sich diese so verschlimmert, dass sie nach 8-tägigem Krankenlager am 1. Okt. 1918 verschied. Ihrem Wunsche entsprechend wurde sie in ihrer Heimat Lichtenberg beigesetzt.

Dies sind im Wesentlichen die Fronterlebnisse unserer Familie. In der Heimat ist sie vom Kriege kaum betroffen worden. Sie bestand mit meiner einzigen Ausnahme nur aus Landwirten, und diese sind ja von der damals herrschenden Lebensmittelnot, besonders in dem berühmtesten "Kohlrübenwinter", nicht betroffen worden. So hat auch meine Familie infolge der bereitwilligen und reichlichen Unterstützung durch die Geschwister nicht darunter zu leiden brauchen.

B. Der zweite Weltkrieg 1939 - 1945.

Hier beschränke ich mich auf die Kriegserlebnisse meiner Familie und der Familien meiner Geschwister.

Da der 2. Weltkrieg noch länger als der erste dauerte und noch härter als jener war, waren auch das Leid und die Not, die er den einzelnen Familien brachte, viel umfangreicher und bitterer.

Aus der Bielitzer Familie wurden zunächst beide Söhne eingezogen. Sie waren seit 1933 durch den Grenzschutz und die Landesschützenverbände im Geländedienst und Scharfschiessen praktisch und theoretisch ausgebildet und sogar zu mehrwöchentlichen Kursen eingezogen worden. Sie wurden dann am 26. Aug. 39 alarmiert. Albert kam zur mot. Artillerie nach Oppeln, wurde aber dann im Winter auf Antrag seines Vaters u. k. (unabkömmlich) gestellt und ist bis Ende 1944 zu Hause geblieben. Im Dez. 44 wurde er zu dem neu aufgestellten Volkssturm geholt und kam nach Tschenstochau. Von dort machte er den Rückzug bis Oppeln und nachher bis Neisse mit und weiter über Bielau bis ins Sudetenland, wo er verwundet wurde. Ein Lazarettzug brachte ihn noch bis Chemnitz. Dann kam die bedingungslose Kapitulation. Ausgehëilt wurde er entlassen und schlug sich in Zivilkleidern am Gebirge entlang bis Mittelsteine zu seiner Cousine Maria Pabsch durch.

Der ältere Sohn Josef kam zur Infanterie und zog mit seinem Regiment (Nr. 327 Cosel) über Gleiwitz an den Karpathen entlang nach Tarnow und Przemysl zur Grenzwahe am San und verblieb hier bis Mitte Dezember. Im Apr. 40 verladen, kam er durch das Protektorat über Prag bis Mirrwitz bei Pilsen, von hier über den Pass von Taus nach Regensburg, München, Ulm, durch das Schwarzwald schönstes Tal, das Höllental, nach Freiburg bis Neu-Breisach. Nun war er aber wegen seiner 38 Jahre zum Tross gekommen und fuhr bei der Bagage. Infolgedessen kam er bei den harten Kämpfen seiner Truppe um den Rheinübergang und den Durchbruch durch die Maginot-Linie in den Vogesentälern nicht in unmittelbare Lebensgefahr. Es ging dann über den Rhein nach Kolmar, Thann, Maasmünster am Hartmannsweilerkopf vorbei nach Belfort und Besancon. Man verzeihe dem Chronisten, wenn er diesen Weg ausführlich beschreibt, aber er führt nicht nur durch das Vaterlandes schönste Gaue, es waren Gegenden, die ich vor 40 Jahren in fröhlicher Jugendzeit als Strassburger Student durchwanderte. Nach dem Waffenstillstand ging es denselben Weg zurück bis Freiburg und von hier jetzt über Offenburg mit der so geheissenen Schwarzwaldbahn über Freiburg, Ulm, München, Salzburg, Wien in die Heimat. Hier gab es Urlaub bis März 41, den er zum Freien und zur Hochzeit benützte. Dann aber kam er zur 5. Fahrkolonne der 238. Inf. Div. und fuhr über Budapest, Debreczin durch Siebenbürgen nach Jassy in Rumänien. Bei Beginn des russ. Feldzuges ging es über Odessa, Kremenschug, Pultawa, Charkow bis ins Donezbecken. Hier wurde seine Division, weil aufgerieben, aufgelöst und er kam als Fahrer zur bekannten Wiener Deutschmeister-Div. Nun war unterdes der berüchtigte russ. Winter 41/42 mit seinen 40 bis 50 Grad Kälte ausgebrochen. Bei einer Munitionsfahrt erfror sich Josef im Schneesturm seine Füsse. Er kam in ein Lazarett, von da mit dem Zuge in die Heimat nach Görlitz und später nach Neisse. Wohl verlor er die Zehen seine Füsse und wurde nur noch als a. v. im Aug. 42 entlassen. Seine Division aber machte den Angriff auf Stalingrad mit und geriet dort mit der gesamten 6. Armee in Gefangenschaft. Er dagegen war auf diese Weise seiner Familie wiedergegeben.

Als Dritter rückte noch aus der Bielitzer Familie Paul Drutschmann, der Gatte der 2. Tochter Tilchen ins Feld. Er war gelernter Fleischer und wurde infolgedessen als Koch verwandt. Er hat den Krieg glücklich überstanden.

Aus meiner Familie zogen vier Söhne ins Feld. Mein Fünfter, Martin, war Kaplan in Münsterberg und zugleich Kuratus von Bernsdorf geworden und in dieser Eigenschaft wurde er immer wieder bei neuen Einberufungen zurückgestellt.

Otto, mein Ältester, wurde im Juni 39 zu einer viertel jährigen Ausbildung als militärischer Kraftfahrer eingezogen und schrieb während dieser Zeit in einem Briefe, den er seinem Bruder Martin zur vorläufigen Aufbewahrung übergab, seinen letzten Willen nieder, in welchem er uns bat, ihn nicht zu vergessen, wenn er nicht wiederkäme und uns seiner Braut anzunehmen. Den Krieg gegen Polen machte er als Nachschubfahrer mit bei der 28. I. Div. Während dieses Feldzuges hatte er mehrmals die Freude, seinen Bruder Achim, der als Infanterist dabei war, zu treffen und ihn durch eine Flasche Bier oder etwas Mundvorrat zu erquicken. Nach Beendigung dieses Feldzuges kam auch er zum Schutze der Westgrenze an den Westwall. Im Jahre 40 kam er im Verlaufe des Westfeldzuges durch Holland, Belgien und Nordfrankreich bis nach Bordeaux, von wo er sogar ein Kistchen mit Weissem Bordeaux nach Hause brachte. Den Ostfeldzug des Jahres 41 machte er im Nord- und Mittelabschnitt mit, wurde leicht verwundet und erhielt das E. K. II. Klasse sowie das Verwundetenabzeichen. Herbst 41 wurde seine Einheit aufgelöst und Otto zunächst in die Heimat beurlaubt, wo wir am 17. Dez. 41 noch eine fröhliche Hochzeit im Breslauer Hotel Monopol feierten, der am Abend vorher ein vergnügter Polterabend im Vaterhause vorangegangen war. Nach Neujahr wurde er einer Liegnitzer Truppe überwiesen. Hier konnte er mit seiner jungen Frau und seinen Eltern noch seinen 32. Geburtstag verleben. Dann schlug für ihn die Abschiedsstunde. Er wurde mit einem Transport nach Norden in Marsch gesetzt. Noch gelang es ihm, auf der Weiterreise in später Abendstunde das Elternhaus anzuläuten. Es sollte das letzte Mal sein, dass wir seine Stimme hörten. Er kam zum Ilmensee nach Staraja Russa. Seine kurzen Briefe liessen uns den Ernst der Lage ahnen. Da kam für den 13. April der Befehl, zu der bei Djemansk eingeschlossenen Truppe, die seit Monaten nur durch die Luft verpflegt werden konnte, von Staja Russia aus durch Säuberung der vorhandenen Rollbahn, die in südöstlicher Richtung lief, eine Verbindung herzustellen. Besagte Rollbahn war ein Stück hinter der Stadt von den Russen besetzt, lag im übrigen völlig unter russ. Feuer, indem der ganze Wald zu beiden Seiten in einer Entfernung von 150 m mit russ. Scharfschützen besetzt war. Um das von den Russen besetzte Stück zu umgehen, musste man zunächst in südwestlicher Richtung durch das Dorf Tuleblja vordringen, dann ein ganzes Stück in südöstlicher, dann in nordwestlicher Richtung, bis man die freie Rollbahn erreichte. In diesen drei Schwenkungspunkten lag die angreifende Truppe nicht nur unter doppel- sondern unter dreifachem Feuer. Ottos Division und in dieser Ottos Regiment hatten als erste beim Morgenrauen vorzudringen. In wenigen Stunden war das Regiment bis auf klägliche Reste zusammengeschossen, der Angriff blieb liegen, Tote und Verwundete blieben in der Hand der Feinde. Unter den Opfern befand sich auch unser lieber Otto. Nach etwa 14 Tagen wurde der Angriff nach gründlicher artilleristischer Vorbereitung erneuert und eine Verbindung mit Demjansk hergestellt. - Otto wurde auf einem Heldenfriedhofe beigesetzt. Die

Witwe erhielt ein Lichtbild seines Grabes und den Trauring. Bei der Räumung der Stellung im Jahre 1943 wurde der Friedhof von den Unsrigen eingeebnet. Mit seiner Witwe haben wir die verwandtschaftlichen Beziehungen bis zum Russeneinbruch 45 aufrechterhalten. Im Jahre 46 hat sie sich dann wieder verheiratet.

Als Zweiter zog mein Sohn Achim ins Feld. Im November 1938 bereits eingezogen, machte er im März 1939 den Einmarsch ins Protektorat mit, im September den Feldzug gegen Polen, stand bis Mai 1940 zum Schutz der Westgrenze in der Eifel. Beim Vormarsch durch Belgien nach Frankreich wurde er beim Maasübergange leicht verwundet, marschierte aber bereits am 14. Juni in Paris mit ein. Bis Nov. 40 stand er als Besatzung bei Bordeaux, in der Normandie und am Kanal. Im Juni 1941 machte er von Ostpreussen aus den Einmarsch nach Russland mit bis zu den Waldai-Höhen. Im November erlitt er seine 2. Verwundung, einen Schussbruch am linken Fusse, was eine Versteifung des Sprunggelenkes zur Folge hatte. Nach längerem Lazarettaufenthalt in Rhsew, Warschau und Brüssel und längerem Aufenthalt in Breslau fand er von 43 an Verwendung bei Versorgungseinheiten in Przemysl und Neisse und tat hier den Dienst eines Hauptfeldwebels. Im Januar 45 wurde er zur Kriegsschule nach Potsdam und Schwerin einberufen, wurde im April Leutnant und noch eingesetzt zum Kampf um Berlin. Mit knapper Not entging er der russ. Kriegsgefangenschaft und war von Mai bis Januar 46 in englischer Gefangenschaft in Holstein. An Auszeichnungen hat er das E.K. II und das Verwundetenabzeichen.

Als Dritter rückte Hubert ins Feld. Er war zu Beginn des Krieges noch Student, meldete sich zum Staatsexamen und wurde nach erfolgreicher Bestehung desselben zur Nachrichtenabteilung nach Liegnitz eingezogen. Als Divisionsfunker nahm er am Westfeldzuge und am Russlandfeldzuge, hier im Südabschnitt, teil. Seine Erlebnisse, besonders von der Kesselschlacht um Kiew he und dann in Charkow hat er in wunderbaren Briefen, die man in Feldpostbriefen deutscher Studenten hätte veröffentlichten können, uns geschildert. Den einen hatte ich in Durchschlägen einer ganzen Anzahl von Verwandten zugänglich gemacht. Sie sind leider alle bei der Besetzung der Heimat verloren gegangen, wie ja auch die unsrigen, ich würde sonst mehrere in der Chronik zum Abdruck gebracht haben. Im Juli 42 wurde Hubert bei seiner Einheit zum Offz. Anwärter ausgewählt. Ahnungsvoll sagte er damals zu seiner Schwägerin, er habe das bunte Tuch mit dem weissen, dem Todes-Tuche vertauscht. Seine Umbildung zum Infanteristen und dann seine Ausbildung zum Leutnant dauerte glücklicherweise ein Jahr. In dieser Zeitspanne lag soviel Urlaub, dass er den zu einer den Eltern unvergesslichen Wanderung zum Heidebrünnel im Altvatergebirge, zu Verwandtenbesuchen, zur Verlobung und zu einer glücklichen Bräutigamszeit benutzen konnte. Am 17. Juli 1943 wurde er mit anderen Leutnants nach Osten in Marsch gesetzt. In Przemysl hatte er noch die letzte Freude, seinen Zwillingbruder Joachim auf kurze Zeit sprechen zu können. Dann kam er mit 2 anderen Kameraden in den Raum Charkow-Bjelgorod zur gleichen Inf. Div. Hubert wurde bei seiner Kompanie Zugführer, sein Kamerad Kublik aus Neisse sogar beim Nachbarregiment Komp. Führer einer 15 (!) Mann starken Komp., während Huberts Komp. wohl das Doppelte zählen mochte. Das Nachbarregiment wurde als Divisionsreserve zurückgezogen, Huberts Zug kam in den Abschnitt seines Kameraden Kublik. In der Nacht zum 3. Aug. waren beide noch zusammen. Im Morgenrauen ging Kublik nach hinten und gleich darauf begann ein Grossangriff der Russen, dem Huberts ganze Komp. zum Opfer fiel. Als

Letzte waren nur er und ein Uffz. Triebel übrig geblieben. Da begab sich dieser zu seinem LtN., um ihm vorzuschlagen, sich doch zurückzuziehen. Als er aber an dem Platze ankam, wo Hubert lag, war dieser bereits gefallen. So hat dieser Uffz. als Letzter der Komp. den Tod sämtlicher Kameraden melden müssen. Nachträglich wurde Hubert noch zum Oberleutnant befördert.

Als Vierter wurde im April 40 unser Hans zur Marine eingezogen, nachdem er zuvor sein Abitur bestanden hatte. Herbst 40 kam er nach vorheriger Ausbildung als Kohlenheizer auf ein Hilfsminensuchboot und fuhr an der franz. Küste zwischen Biarritz und St. Nazaire. Nach Besuch der Uffz. Schule kam er im Sommer 41 als Maschinenmaat zur 3. Minensuchflottille und mit dieser wieder nach Frankreich und zwar in den Raum Brest - Lorient. Von Sept. - Dez. 41 hatte die Flottille die Aufgabe, den Schutz der Nachschubdampfer für den General Dietl an der nordnorwegischen Küste bis über das Nordkap hinaus zu übernehmen. Von dieser Fahrt brachte er wundervolle Buntfilmaufnahmen aus dem Lande der Mitternachtssonne heim, die leider auch bei dem Russeneinbruch verloren gingen. Von Mai 42 an wurde die Flottille im Finnischen Meerbusen bis zur Kapitulation Finnlands im Sept. 44 eingesetzt, wo sie den Wachdienst und die Einschliessung der russ. Flotte erfolgreich durchgeführt hat. Hierbei waren tägliche und ununterbrochene Flugzeugangriffe zu bestehen, die sich im Jahre 44 zu Grossangriffen in der Narva-Bucht entwickelten. Von da an hatten sie Absetzbewegungen und Sonderaufgaben im finn. Meerbusen und Absetzbewegungen des Heeres aus Reval, Oesel, Kurland und schliesslich Gotenhafen durchzuführen. Bei den Kämpfen um die Halbinsel Sworbe wurde seine Flottille im Heeresbericht rühmend erwähnt. In Kopenhagen erlebten sie dann die bedingungslose Kapitulation Deutschlands und wurden anschliessend in die Minenräum-Marine (G.M./S.A.) übernommen. Als Auszeichnungen erhielt Hans das E. K. II, das Minensuchabzeichen, die Marinefrontspange und das Armband "Kurland".

Von meinem Jeutritzer Bruder Paul wurde als Erster der älteste Sohn Franz im Dez. 39 eingezogen. Nach kurzer Ausbildung kam er im Januar 1940 zum Feldheer im Westen. Er machte den Frankreich-Feldzug mit und wurde in diesem im Mai schwer verwundet, vor allem am Kopfe. Nach langem Lazarettaufenthalt wurde er im Februar 42 im D.U.-Verfahren entlassen, da sich noch ein Granatsplitter im Kopfe befand. An Auszeichnungen erhielt Franz das E. K. II und das Verwundetensabzeichen.

Als Zweiter wurde der Hoferbe Josef eingezogen und zwar im Frühjahr 41. Nach seiner Ausbildung nahm er am Russlandfeldzuge teil, wo er als Fahrer sowie als Infanterist Verwendung fand. 1944 erkrankte er schwer an Malaria und Flecktyphus, kam jedoch Ende 44 an die Westfront und geriet nach Verwundung in amerikanische Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung hielt er sich in der franz. Besatzungszone Deutschlands auf. An Auszeichnungen erhielt Josef die Ostmedaille und das Inf. Sturmabzeichen.

Von der Kaschelschen Verwandtschaft in Liebenau hat am 2. Weltkriege in der kämpfenden Front zunächst Gisbert Kaschel, der voraussichtliche Hoferbe teilgenommen. Ende 42 eingezogen, wurde er in Frankreich an der atlantischen Küste ausgebildet und kam 1 Jahr später an die Ostfront bei Kremenetschug. In der grossen Kesselschlacht bei Tscherkassy, wo die Unsrigen den russ. Ring durchbrachen, wurde er

durch Granatsplitter am Oberarm verwundet und kam nach Landeck ins Lazarett. Ende 44 wurde er trotz steifen Armes wieder an die Ostfront geschickt und zwar in die Gegend von Kielce. Am 11. Januar 45 schrieb er seinen letzten Brief. Es begann der Durchbruch der Russen im Abschnitt Lysa - Gora - Baranow in Richtung Breslau. Im Oktober 46 bekamen die Eltern auf dem Umwege über entlassene Soldaten endlich die Nachricht, dass Gisbert sich in einem russ. Kriegsgefangenenlager in Ostpreussen befindet.

Als Zweiter rückte Gotthard Jung, der Sohn des Oberstudienrates Paul Jung aus Neisse, ins Feld. Er wurde bereits 41 zur Flak nach Kometau einberufen. 42 kam er nach Frankreich zum ortsfesten Einsatz in einem Flughafen bei Paris als Geschützführer, 43 zur weiteren Ausbildung nach Polen und 44 auf die Kriegsschule in Göppingen. Während der feindlichen Invasion Sommer 44 kam er zum beweglichen Einsatz nach Frankreich, erhielt das E. K. II und wurde Leutnant. Ende 44 wurde er bei Mährisch-Ostrau eingesetzt, am 12. 5. 45 von den Russen bei Olmütz gefangen genommen und entflohen nach Österreich und weiter nach Bayern.

Sein Vater, Paul Jung, der Ehemann der geb. Ottilie Kaschel aus Liebenau, wurde am 24. 1. 45 als Batl. Rechnungsführer zum Volkssturm eingezogen und blieb in Neisse zum Einsatz. Am 16. 3. begann der Angriff der Russen auf diese Stadt. Als am 23. 3. in den Morgenstunden die ersten Panzerspitzen in die Stadt eindrangen, fiel er am sogenannten Ziegelort bei der Bedienung seines M.G.'s.

Als Nächster wurde Rudolf Pabsch, der Mann der jüngsten Liebenauer Nichte Maria, eingezogen. Nachdem er im August 44 noch zum Schanzen einberufen worden war, wurde er bald darauf von der Wehrmacht erfasst und den ganzen Winter 44/45 hindurch ausgebildet. Im März 45 wurde er an der Front in der Tschechei eingesetzt und kam bei der Kapitulation in russ. Gefangenschaft. Über Brünn wurde er nach Stalingrad transportiert zum Wiederaufbau der dortigen Fabriken. Da er aber erkrankte, wurde er im Aug. 45 entlassen nach Frankfurt a. O. Dann fand er bei einem Bauern in der Gegend von Bautzen Arbeit bis er im Aug. 46 endlich seine unterdes evakuierte Familie in Wenden bei Braunschweig auffand.

Von der Jauerschen Verwandtschaft wurde Alfred Dierschke aus Striese, der schon Teilnehmer am ersten Weltkrieg gewesen war, Anfang 45 als Komp. Führer zum Volkssturm eingezogen. Er kämpfte im Abschnitt Neumarkt, zog sich dann in Richtung Breslau-Lissa zurück, wo er uns noch einen kurzen Besuch abstatten konnte. Andern Tags rückte er mit seinen Leuten in die Festung Breslau ein und machte hier die Belagerung mit. Nach der Kapitulation der Festung kam er als Kriegsgefangener wieder durch Lissa durch, wobei es ihm gelang, uns ein Lebenszeichen zukommen zu lassen.

Ebenso war sein Schwager Paul Kirstein aus Köchendorf Anfang 45 zum Volkssturm eingezogen worden und in russ. Kriegsgefangenschaft geraten. (Nähere Einzelheiten fehlten noch bei Niederschrift dieser Chronik.) -

XIV. Der Zusammenbruch der Schlesischen Heimat und die Leidensjahre 1945 und 1946.

A. Die Erlebnisse der Bielitzer.

Brachte der Einsatz unserer Frontteilnehmer schon so unsägliches Herzeleid, so war, was die Heimat vom Februar 45 an bei dem Einbruch der Russen durchmachen musste, wohl noch schlimmer.

Am 16. 3. wurde Bielitz auf Befehl der Unsrigen evakuiert. Mein Bruder Albert hatte immer bleiben wollen. Um 20 Uhr gab er doch den Befehl zum Anspannen und es fuhr die ganze Familie mit den Hausleuten auf 3 Wagen über Nd. Hermsdorf, Friedland und Steinau bis Schmitsch Krs. Neustadt. Die Fahrt ging also in südlicher Richtung und hätte in südwestlicher, in Richtung Ziegenhals, verlaufen müssen. In Schmitsch fielen sie schon den Russen in die Hände. Es begannen die ersten Plünderungen. Nach 3 Tagen zogen sie nur mit 2 Wagen rückwärts bis Steinau, wo ihnen abermals 2 Pferde gestohlen wurden. Die Hausfrau blieb bei dem pferdelosen Wagen, und der Hausherr fuhr mit einem Wagen, vor dem noch eines seiner Pferde und ein müder Russengaul gespannt waren, mit seiner Tochter Martha und seiner ukrainischen Magd Marie nach Hause. In Friedland tauschte man ihm auch noch sein letztes eigenes Pferd gegen ein russisches, das lahm war. So kam er bis Bauschwitz. Da die Pferde nicht mehr weiter konnten, übernachtete er in einer Scheune. Am anderen Morgen war auch der Wagen noch gestohlen worden und sie mussten zu Fuss nach Hause wandern. Hier fanden sie den Hof voller Russen. Wohl durfte die Ukrainerin auf dem Hofe bleiben, aber der Vater musste mit seiner Tochter bis Mahlendorf wandern. Nach 2 Tagen holte sie die Magd nach Hause zum Vieh-Füttern. Der Hof sah aus, wie es eben bei russ. Einquartierungen immer aussieht. Dazu wurden auch in unserem Hofe Frauen vergewaltigt. Inzwischen kam auch die Mutter zu Fuss nach Hause. Bald darauf wurde das Rindvieh aus dem Dorfe zusammengeholt und nach Breslau getrieben. In der Folgezeit musste die Familie mehrmals umsiedeln. Die zweite Tochter Ottilie war während dieser Zeit mit ihren 3 Kindern ins Sudetenland geflüchtet und hatte sich zum Schluss mit ihrem Mohrauer Bruder und der Rieglitzer Schwester in Gurschdorf bei Friedeberg aufgehalten. In der Pfingstzeit kam sie ins Elternhaus zurück.

Als Schlesien dann den Polen zur Verwaltung übergeben wurde, kamen 4 polnische Familien auf den Hof. Ihnen musste das grosse Wohnhaus übergeben werden. Der Eigentümer zog mit seiner ganzen Familie ins Auszughaus. Auch auf den anderen Wirtschaften des Dorfes hatten sich Polen eingefunden. Auf der einen Wirtschaft mochte das Verhältnis ein erträgliches sein, auf der anderen war es dafür um so unhaltbarer. Insbesondere stahlen die Polen das nach den russ. Plünderungen den Deutschen noch verbliebene Eigentum. Da begingen die Bielitzer eine Unklugheit. Einige gingen zu dem russ. Ortskommandanten, der für Bielitz und Hennersdorf zugleich eingesetzt war und in Hennersdorf wohnte, und beschwerten sich. Impulsiv, wie das russ. Art ist, kam er, Recht zu sprechen und tat dies auch zu Gunsten der Deutschen. Als die Sekretärin des poln. Bürgermeisters ihm deswegen frech antwortete, schlug er sie; aber als immer neue Klagen einliefen, wurde es ihm zuviel, machte Schluss und verliess das Dorf. Und nun drohte die Sekretärin den Dorfbewohnern ihrerseits Rache an. Nach 2 Tagen erschien poln. Miliz, trieb die Bewohner des Dorfes in 2 Scheunen zusammen,

In der einen die Männer, in der anderen die Frauen und Kinder und nahmen mit Gummiknütteln Rache. Und zum Schluss wurde das ganze Dorf am 7. Juli wegen Meuterei in das Kriegsgefangenenlager nach Landsdorf gebracht. Hier brach eine furchtbare Leidenszeit für alle an. Das Fürchterlichste war der ununterbrochene Hunger. Als tägliches Essen wurden ihnen des Morgens ein paar Kartoffeln, des Mittags etwas Kartoffelsuppe, des Abends eine Tasse Tee gegeben. Brot und Salz gab es überhaupt nicht. Hungernd und weinend ging mein Bruder zu seiner Frau und seinen Töchtern und bat sie um eine Kartoffel; und sie konnten ihm nichts geben, hatten ja noch für die Enkelkinder zu sorgen. So entkräftete er immer mehr. Am 13. Aug. wurde er von den Polen aus reiner Willkür mit einem Spaten erschlagen und in einem Splittergraben des Lagers begraben. Und so ging die Leidenszeit weiter. Am 4. Oktober brach im Lager ein Brand aus. Von den Polen wurde der Befehl erteilt, dass keiner herumgehen dürfe. Nichts davon wissend aber, wollte meine Schwägerin, welche gerade Kartoffeln schälte, von ihrem Platze zur Küche gehen. Dabei wurde sie hinterücks von einem Polen machlings erschossen. Mit anderen, die auf gleiche Weise am selben Tage umkamen, wurde sie in einem Massengrabe beigesetzt.

Nun waren doch alle schon beim Eintreffen ins Lager geplündert worden und dieses wurde noch solange wiederholt, bis ihnen nichts mehr von ihrer Habe verblieb und sie keine Möglichkeit mehr fanden, sich in gewohnter Weise sauber zu halten. Es begannen die üblichen Seuchen wie Ruhr und Flecktyphus sich auszubreiten, und so waren schon Ende Januar von den 600 eingelieferten Ortsbewohnern insgesamt 160 tot. Heute soll die Zahl auf über 300 gestiegen sein. Des Bruders Töchter hatten noch das Glück, bei dem ersten Transport von Lagerinsassen am 24. Oktober fortzukommen. Sie wurden nach Mecklenburg evaluiert. Von dort gelang es ihnen, nach Wieselbach bei Erfurt zu kommen, wo ein Bruder der erschossenen Mutter wohnte.

Unterdessen hatte auch Paul Drutschmann, Tilchens Mann, der in Wilster in Holstein eine Stellung als Fleischer gefunden hatte, die Anschrift seiner Familie erfahren. Nach mancherlei Schwierigkeiten gelang es ihm sie aus der russ. Zone herauszubekommen und zu sich zu holen. So ist diese Familie, zusammen mit der jüngsten Schwester, nach Holstein gekommen. Dorthin haben sie sich auch ihren jüngeren Bruder Albert geholt. Albert ist Wirtschaftler auf einem Bauernhofe, während seine Schwester Martha auf dem Nachbarhofe tätig ist. Sie alle wohnen mit ihrer Schwester Tilchen und deren Kindern in Brokdorf bei Wilster.

Josef, der älteste Sohn meines Bielitzer Bruders, hatte sich nach seiner Entlassung als Invalide der Bewirtschaftung seines 70 Morgen grossen Bauernhofes in Mohrau mit allen Kräften gewidmet und schon sehr gute Erfolge erzielt. Da wurde das Dorf in der Nacht vom 17. zum 18. März von unserer Wehrmacht alarmiert und evakuiert. In seinem Hofe standen bereits 11 Flüchtlingswagen mit 65 Personen, meistens aus der Rieglitzer Verwandtschaft. Ein kilometerlanger Wagenzug ergoss sich jetzt über Bischofswalde, Kunzendorf, Rothwasser, Friedeberg bis Gurschdorf. Hier blieb er mit seiner Rieglitzer Schwester in selbem Bauernhofe 9 Wochen lang. Der Kampf um Weisse hatte begonnen. Im Verlaufe dieses Kampfes ist das alte "schlesische Rom" zu Staub und Asche gesunken, und auch die Mohrau benachbarten Dörfer Bielau und Köpelnig sind ganz zerstört oder doch schwer beschädigt worden. Mohrau dagegen konnte von den Russen nicht eingesehen werden und blieb verschont. So konnte Josef aus Gurschdorf alle Wochen nach Mohrau fahren und sich das Futter

für die Pferde holen. Dann kehrten sie unbehelligt nach Hause zurück. Im Juli kamen die Polen ins Dorf. Ihre erste Arbeit war wie überall das Plündern. Im übrigen aber durften die Besitzer auf ihren Wirtschaften weiterarbeiten. Doch am 9. November wurden sie von der Miliz ins Lager in Heiligenkreuz getrieben. Am nächsten Tage kamen noch Bauern aus 16 anderen Dörfern der Umgebung hinzu. Sie mussten zum Bahnhofs ziehen und wurden bis zu 80 Personen in Güterwagen zusammengepfertcht und ohne jede Verpflegung über Liegnitz, Görlitz, Magdeburg, Rostock nach Stralsund befördert. In Stralsund lebten sie eine Woche vom Betteln. Dann griff die Polizei ein und es stellte sich heraus, dass der ganze Transport nicht angemeldet war. Man brachte sie auf einen Dampfer und fuhr sie nach Rügen. Dort fanden sie keine Aufnahme, weil alles überfüllt war. So kamen sie wieder nach Stralsund zurück und wurden in einer Baracke untergebracht. Als sie von neuem verladen werden sollten, rückte Josef mit seiner Familie aus und wollte auf eigene Faust nach Vieselbach zum Bruder seiner erschossenen Mutter fahren, wo sich ja, wie schon geschildert, auch 2 Schwestern befanden. Als sie durch Eberswalde fahren, erinnerten sie sich, dass in Gersdorf bei Eberswalde die seinem Schwiegervater befreundete Familie Schröter wohnte. Kurz entschlossen stiegen sie aus, wurden aufgenommen bekamen Lebensmittelkarten und Arbeit im Walde. Bequemlichkeits halber siedelten sie bald nach dem benachbarten Neu-Gersdorf über. Josef verdient als Waldarbeiter monatlich 120 M und auf 15 Arbeitstage 1 m Holz, doch sind die Lebensmittel knapp.

So sehr im Grunde genommen alle Dörfer der Heimat und alle Familien der Verwandtschaft das gleiche Schicksal über sich ergehen lassen mussten, das Ausmass der Leiden und auch ihre Art war in den einzelnen Fällen immer verschieden.

Rieglitz ist ein Vorort von Neisse und sein Schicksal war bedingt durch das Schicksal dieser Stadt. Im Januar zogen bereits Autobusse und L.K.W.'s mit Flüchtlingen aus Oberschlesien in fast endloser Reihe durch Neisse ins Gebirge oder in westlicher Richtung. Am 4. Februar versuchten die bis Grottkau vorgedrungenen Russen, sich Neisse zu nähern, wurden aber durch eine fliegende Panzerdivision zurückgeschlagen und zogen sich auf Brieg und Oppeln zurück. Erst 6 Wochen später, etwa Mitte März, rückten sie wieder vor und nahmen Neisse in ständigen Kämpfen. Darum wurde auch Rieglitz am 16. 3. evakuiert, und wie schon im Mohrauer Bericht erwähnt, fuhr Familie Müller über Mohrau nach Gurschdorf bei Friedeberg, wo sie bis zum 19. 5., dem Pfingstsonntage, verblieb. Bei der Rückkehr sah der Hof wie überall in der Heimat aus. Das Vieh war fortgetrieben, alles geplündert und verschmutzt. Die Plünderungen und Belästigungen durch Russen wurden natürlich nach der Rückkehr der Bewohner fortgesetzt. Ausserdem mussten diese beim Feinde fürs Essen täglich arbeiten. Im Juli kamen die Polen ins Dorf und auf den Hof. Am 28. September wurde das ganze Dorf plötzlich evakuiert und kam nach Beigwitz ins Lager. Vor dem Abmarsche wurde der Hausvater, Eberhard Müller, von der Miliz aus unbekanntem Gründen, wahrscheinlich auf Denuntiation eines Deutschen, noch unmenschlich verprügelt. Im Lager wurden sie sortiert. Kinder, alte Leute und Kranke wurden nach Neisse in die Kasematten geschafft, wo ein erheblicher Teil an Entbehrungen und Krankheiten zu Grunde ging, während der Rest später ins Reich evakuiert wurde. Die übrig Gebliebenen mussten nun täglich für den Polen und später unter russ. Aufsicht bei ungenügender Verpflegung arbeiten. Wurde man zu einem poln. Bauern zur Arbeit geschickt, so

bekam man vielleicht von diesem etwas zu Essen, das musste jedoch in Ställe oder in einem Versteck eingenommen werden, weil es verboten war, den Deutschen etwas zu geben. Sonntags wurde nicht gearbeitet, dafür gab es an diesem Tage überhaupt keine Verpflegung. Der Kirchgang war erlaubt. Dann ging man nachher auf andere Dörfer zu Deutschen wie auch zu Polen betteln. Die Bettelwege betrugen für einen Tag oft mehrere Meilen. Die Unterkunft in verlausten Räumen ohne Fenster, Türen und Ofen war der Verpflegung gleichwertig. Hier verblieb Familie Müller etwa bis Ostern 46. Dann wurde sie mit 3 anderen Familien nach Lassoth zur Arbeit geschickt. Hier waren Unterkunft und Verpflegung besser. Auch fand man Unterstützung in dem benachbarten Bielitz, wo die ukrainische Magd Marie der Eltern noch auf dem Hofe war.

Nun setzte im Frühjahr 46 ein verstärkter Abtransport der Deutschen ein. Da Müllers befürchteten, mit wenigen anderen Familien unter Umständen bis zu allerletzt zurückgehalten zu werden, so machten sie sich kurz vor Pfingsten um Mitternacht auf und entflohen über Waldsdorf nach Neisse. Hier schlossen sie sich einem Flüchtlingszuge von Ziegenhals an und entkamen so glücklich den Händen der Polen. Sie landeten in Kühlingen Krs. Oldenburg. Der Familienvater geht als Waldarbeiter und findet da eine ausreichende Bezahlung und Verpflegung. 3 Töchter sind beim Bauern zum Teil in guter Stellung, die Jüngste besucht die Mittelschule in Delmenhorst, die 4. besorgt mit der Mutter den Haushalt.

B. Meine und meiner Familie Erlebnisse in Breslau-Lissa.

Ich war mit meiner Frau und meiner Schwiegermutter, die mit uns in unserem Hause in Breslau-Lissa, Krampitzerstr. 34, wohnte und unter dem Namen "Tante Voigt" in der Verwandtschaft bekannt ist, nicht geflohen. In jenen schicksalsschweren Tagen verzweifelte man an allem. Ich sagte mir, wenn man die Russen an Schlesiens Grenze nicht aufhalten könne, wenn dann also Schlesiens Industrie verloren ginge, dann sei der Krieg sowieso verloren; dann gebe es aber in ganz Deutschland keinen Ort, wo der Russe oder die anderen Feinde nicht hinkämen, und da sollten sie mich lieber dort finden, wo ich hingehörte. Dazu hoffte ich, von meiner beweglichen und unbeweglichen Habe noch eher etwas retten zu können, wenn ich zur Stelle wäre, als sonst. Zudem war ich ja kein Parteigenosse gewesen. In dieser Hoffnung hatte ich mich allerdings getäuscht.

Am 3. Tage des Einmarsches, am 18. Februar 45, rückten die Russen in der Nacht auch vor meinem Hause vor und verlangten Nachtquartier. Nun schliefen wir damals zu 30 Personen in meinem Hause. Wir selbst zu 3 Personen, dazu einige bekannte Familien und die meisten Arbeiter der Baumertschen Lackfabrik mit ihren Familien. Letztere hatten sich an mich in der sonderbaren Annahme angeschlossen, dass ich sie schützen könnte. Gewiss, die grosse Menge von 30 Personen schützte uns etwas. Wir wurden nicht auf die Strasse gesetzt, mussten nur sämtlich in den oberen Stock und blieben hier 2 Tage. Dabei wurden wir noch in der ersten Nacht auf Uhren und Goldsachen untersucht, an die Wand gestellt und vor russ. Flintenläufe genommen, aber geschossen wurde nicht das war wohl verboten worden.

Nach 2 Tagen mussten wir hinaus und zogen alle auf die Kapestrasse, in das allein stehende "Sacher Haus", also in die Birkenallee auf

dem Kirschbergwege. Da setzten jetzt tagsüber die üblichen Plünderungen ein, zunächst auf Wertsachen, die wir schon nicht mehr hatten, auf Kleider, Wäsche, Schnaps, Wein, Lebensmittel usw. Des Nachts suchte man nach Frauen und Mädchen. Wenn nachts gegen 22 Uhr an die Haustür gedonnert wurde, musste ich als Oberhaupt der Wohngemeinschaft schnell an die Tür flitzen und öffnen, damit sie nicht erbrochen würde, und musste den ersten Ansturm über mich ergehen lassen, und angetrunken zum mindesten waren die Russen immer. Dann stolperten sie in die Zimmer. Da durchgellten Weinen und Schreie von Frauen und Kindern das Haus und die Umgebung in solcher Stärke, dass zum Schluss die Russen doch immer unverrichteter Dinge abzogen. Nach einigen Wochen fanden wir durch eine G.P.U.-Wache Schutz, die in den letzten Häusern der Krampitzerstrasse untergebracht war und die auf die Hilfeschreie bald anrückte. Damit war ja das Schlimmste überstanden. Kurz vor Ostern aber mussten wir leider ausziehen und zogen in das Koschany-Haus Ecke Neumarkter und Dyherrnfurterstrasse, wo wir etwa ein halbes Jahr wohnten.

Mein eigenes Haus war unterdessen mit dem Nachbarhause, der Nr. 36, Tagesraum für ein Offiziersaspirantenregiment geworden. Da musste es dementsprechend eingerichtet werden. Alle meine Möbel flogen durch die Fenster auf den Hof, von da im Bogen über den Zaun in den Garten und zum Teil sogar über den nächsten Zaun in den Garten der Nr. 32. In beiden Gärten häuften sie sich zu einem riesigen Scheiterhaufen, der im Verlaufe des Sommers durch Verfeuerung in den Russenküchen immer kleiner wurde. In den alten Brunnen und in Gruben, die man im Garten gegraben hatte, warf man Gläser, Geschirr, Bücher, Teppiche und dergleichen. Unrat und Pferdemist dagegen wurden in die Keller geworfen.

Nach 1/4 Jahre rückte das Regiment ab und nun stand mein Haus wochenlang leer. Schon begannen wir, es wieder wohnlich herzurichten und mit Resten unserer Habe auszustatten. Als wir halb fertig waren, wurde es jedoch wieder besetzt und wurde eine grosse Speiseanstalt für russ. Soldaten, ebenso wie die 36. In meiner Laube und der Garage sassen nun Tag um Tag etwa 30 Kartoffelschülerinnen; in grossen Kesseln wurde in der Backstube des Nachbarhauses gekocht, gegessen wurde in beiden Häusern. Meine Waschküche wurde eine primitive Badeanstalt. Nach mehreren Monaten wurde das Haus noch auf kurze Zeit Nähstube und dabei wurde es immer mehr ruiniert. Zum Schluss waren nur noch einzelne Fensterscheiben unversehrt. Der eine Torpfeiler war von einem L.K.W. ungeworfen worden, der daran hängende Torflügel zerknüllt wie ein Taschentuch. Natürlich waren alle Zäune abgerissen und verfeuert. So war das Haus im Winter 45/46 bereits in einem solchen Zustande, dass es auch als Schlafraum für Soldaten nicht mehr in Frage kam. - Nun wurde Breslau-Lissa Entlassungsstelle für russ. Soldaten. Da lagen dann in den kalten Tagen und Nächten hunderte von Soldaten mehrere Tage in der Stadt, auf ihre Papiere wartend. Da sie froren, brauchten sie Brennholz und das holten sie sich aus den unbewohnten Häusern, also auch aus meinem, und so verschwanden in wenigen Tagen sämtliche Türen, 25 an der Zahl, Fensterflügel, das Treppengeländer, die Laube und die Garage.

Um die Verpflegung der deutschen Bevölkerung kümmerte sich niemand. Da hatte ich gleich am Anfang die Möglichkeit, unsere Vorräte angenehm zu ergänzen. Auf Wunsch unseres Hausgenossen, Herrn Tietz, wagte ich mich in die Wohnung seines Neffen, des Herrn Apothekers Meier.

Ich sah das übliche Bild der Verwüstung; im Schlafzimmer aber stand noch ein kleiner Sportwagen und auf diesem lagen 3 grosse, gepökelte Speckseiten von etwa 1/2 Ctn., gestempelt vom Schlachthof in Namslau. Offenbar hatten plündernde russ. "Küchenbullen" dieselben vergessen. Ich nahm sie natürlich als Geschenk des Himmels an mich. Im übrigen mussten wir von unseren mitgebrachten Vorräten leben, soweit uns die nicht auch noch von den Russen gestohlen worden waren. Knapp wurde vor allem das Brot. Von der deutschen Zivilkommandantur wurden während der ganzen Zeit etwa 10 Pfd. insgesamt an jede ältere Person verteilt. Wer im Sommer beim Russen arbeitete, bekam wohl Brot und eine Suppe und konnte auch den Angehörigen etwas mitnehmen. Aber mit der fortschreitenden Demobilisierung der Lissaer Truppen wurden die Arbeitsgelegenheiten immer seltener und damit setzte immer grössere Not ein und um die kümmerte sich später der Pole nicht, dem Schlesien dann inzwischen zur Verwaltung übergeben worden war. Als sich dann poln. Kaufleute ansässig machten, kauften sie den Deutschen ihre letzte Habe ab und verkauften ihnen dafür Lebensmittel und so wanderte in allen Familien ein Stück um das andere in die Hände der Polen, und es war schon der Tag abzusehen, da auch das allerletzte Stück versetzt war.

Was die persönliche Behandlung anbelangt, so hatten wir 3 Zusammenstösse mit Russen zu verzeichnen. Als einmal meine Gattin mit einigen anderen Frauen in den Wald nach Pilzen gegangen war, wurde sie von einem Russen überfallen, der ihr mit seiner Hand den Mund verschloss und sie vergewaltigen wollte. Es gelang ihr aber doch noch zu schreien und dasselbe taten auch ihre Begleiterinnen nach Kräften. War es dieses oder war es ihr Schutzengel, der Russe liess plötzlich von ihr ab und sie entrann damit dem Schlimmsten.

Ein anderes Mal war ich mit meiner Gattin und einer 2. Begleiterin im Walde nach Holze. Am Wegrande stand unser Hand-Wagen, ein damals bereits unersetzliches Fahrzeug. Da kamen drei russ. Soldaten vorbei. Es war gerade die Zeit, wo die demobilisierten Truppen nach solchen Wagen fahndeten, um ihre Räuberpakete bei der bevorstehenden Verladung bequem zum Zuge zu bringen. Als ich die Absichten der Russen merkte, eilte ich schnell zum Wagen, ergriff ihn an der Deichsel und hielt ihn mit einer Hand fest, während sich in der anderen Hand die Axt befand. Der Russe ergriff unsere zweite Axt und kam auf mich zu, so standen wir einander gegenüber. Plötzlich gab der Russe nach und ging mit seinen Kameraden tiefer in den Wald hinein. Ein etwa 25-jähriger, bärenkräftiger Russe mit 2 ebensolchen Helfern und ich 68-jähriger Greis! Es wäre ein aussichtsloser Kampf gewesen. War es Zufall, dass er plötzlich losliess oder hatte jetzt ich einen überirdischen Beschützer? Jedenfalls machten wir mit unseren Wagen sofort kehrt. Wir waren kaum aus dem Walde und auf der Dyhernfurterstrasse angelangt, als die Russen schon wieder hinter uns her waren. Auf offener Strasse mochten sie uns aber doch nicht mehr angreifen.

Der 3. Zusammenstoss drohte am gefährlichsten zu werden. Es war am Neujahrstage 46, nachmittags 16 Uhr. Ich kam von einem Besuche zurück und stand gerade unter den Fenstern unserer Wohnung, Dyhernfurterstr. 20, meine Gattin stand am Fenster und musste zusehen. Da sprachen mich 2 russ. Soldaten an, ein Feldwegel und ein Sergant. Da ich glaubte, sie wollten eine Auskunft haben, blieb ich stehen. Sofort wurde ich von beiden umringt. Auch roch ich bald den Schnaps aus ihrem Munde. Da sie mich noch enger einschlossen, rief ich um Hilfe,

doch sogleich trat mich der eine in den Leib mit seinem Stiefelabsatz, dass mir für einen Augenblick der Atem wegblieb. Zu gleicher Zeit hatte er den Revolver aus der Tasche geholt und schlug mit aller Gewalt den Schaft desselben auf meinen Kopf, dass sofort das Blut rann. Nun zog ich mich in der Richtung auf die Stadt zurück, von den beiden verfolgt, jeder neue Hilfeschrei wurde mit neuen Schlägen auf den Kopf beantwortet. An der nächsten Strassenecke war nun die Kaserne der poln. Eisenbahnsoldaten. Dort stand gewöhnlich ein Posten und da glaubte ich mich wieder sicher. Aber das Haus war verschlossen, und ich war jetzt gar noch zwischen dem Zaun des Vorgartens eingesperrt. Man entriss mir den Spazierstock und zerschlug ihn an mir. Nach neuen Kopfschlägen brach ich hier zusammen. Ich meinte, wie sie mir meinen Mantel aufknöpften, um mich zu berauben. Da bringe ich noch die letzte Kraft auf und schlage die Mantelschössé um mich. Und die Räuber lassen plötzlich von mir ab und entfernen sich Warum? Hatten sie gemerkt, dass etwa eine Patrouille oder russ. Offiziere sich näherten, oder beschirmte mich ein überirdischer Schutzengel? Schon näherte sich meine Frau mit einem deutschen Manne, sie halfen mir auf und führten mich nach Hause. Ausser einigen Zähnen, einem beträchtlichen Blutverlust und einem blauen Auge hatte ich keinen weiteren Schaden.

Nun hatten bereits die Evakuierungen der deutschen Bevölkerung begonnen. Im November war auch von Lissa ein solcher Zug abgegangen. So verzweifelten auch wir allmählich am Schicksal unserer Heimat. Das Erlebnis des Neujahrstages tat ein übriges, und so entschlossen wir uns zur freiwilligen Evakuierung. Da sie vorübergehend nochmals eingestellt wurde, kam sie erst Ende April zur Ausführung. Die Eisenbahn schaffte uns nach Breslau. Dort mussten wir 3 Tage in einer Schule auf der Feldstrasse auf die Gepäckrevision warten, die im übrigen erträglicher war. Endlich konnten wir den Auswandererzug besteigen und in der 4. Nacht fuhren wir, 2 weitere Tage brauchen, über Liegnitz, Kohlfurt, Dessau, Magdeburg ins Braunschweigische und landeten am 3. Reisetage im Lager Immendorf. Hier erinnerten wir uns, dass in Lebenstedt eine gute Bekannte, Frä. Lies Kleineidam, wohnte. Da wir hörten, dass es nur 7 km vom Lager entfernt sei, telegraphierten wir und erwarteten ihren Besuch. Am anderen Tage erschien plötzlich unser Sohn Joachim vor uns, der sich nach seiner Entlassung aus engl. Gefangenschaft auch schon bei Tante Lies eingefunden hatte, und holte uns nach Lebenstedt, wo wir eine zwar enge, aber liebevolle Aufnahme fanden. Damit war unsere Evakuierung beendet.

Unsere einzige Tochter Thea war nach Ablegung des Physikums im Jan. 45 in einem Augenlazarett in Breslau unter dem uns persönlich bekannten Dr. Hentschel eingesetzt worden. Dort wurden Mitte Januar die ersten Verwundeten von der russ. Offensive an Schlesiens Grenze eingeliefert. Sie erzählten von der grauenvollen und erdrückenden Übermacht der Russen und ihrem schier unermesslichen Reichtum an Kriegsmaterial. Am 20. Januar kam der Befehl, binnen 2 Stunden sämtliche Breslauer Lazarette zu räumen. Aber erst am 22. konnte Theas Lazarett mit Dr. Hentschel, seinem Stabe und seiner Familie mit 240 Verwundeten, aber insgesamt 600 Personen, Breslau verlassen. Der Befehl lautete, sich ins rückwärtige Reichsgebiet zu begeben. Unterwegs löste sich schon der Lazarettstab auf, Thea aber fuhr mit Herrn Dr. Hentschel bis nach Marienbad, wo sie 3 Wochen blieben; dann ging die Fahrt weiter über Eilenburg und Chemnitz nach Meerane. 4 Wochen später kam der Befehl, nach Kassel zu fahren, von dort schickte man sie

über Weimar nach Erfurt. In Erfurt erlebten sie in den 2 letzten Tagen der Karwoche schwerste Bombenangriffe. Dort erlebten sie auch Deutschlands Zusammenbruch und den Einzug der Amerikaner. Das Augenlazarett war unterdessen völlig aufgelöst worden und nun familierte Thea 6 Wochen lang auf der inneren Abteilung des Krankenhauses. Hier mussten sie die Ausländer aus den Gefangenenlagern und die Häftlinge aus dem berrichtigten Konzentrationslager Buchenwald betreuen. Die Häftlinge waren zum grössten Teil lungenkrank geworden. Da für den Augenarzt Dr. Hentschel hier nichts mehr zu tun war, wurde er von den Amerikanern entlassen, und nun zog Thea mit ihm wieder nach Meerane, wo die Hentschelsche Familie geblieben war. Im Juli siedelten sie alle nach Halle über. Unterdes hatten sich die Amerikaner zurückgezogen, und Sachsen war von den Russen besetzt worden. Am 1. Oktober 45 übernahm Dr. Hentschel die Praxis eines verhafteten Augenarztes, nachdem er schon in dem Krankenhause der Grauen Schwestern daselbst eine Augenabteilung eingerichtet hatte. Von Halle aus konnte Thea die Verbindung mit ihres Grossvaters Verwandten in der Mühle Dothen bei Naumburg aufnehmen, wo sie herzlichste Aufnahme fand. Bald darauf erfuhr sie die Anschrift ihrer Brüder Joachim und Hans und an den Weihnachtstagen endlich erhielt sie einen Brief von den Eltern aus Breslau-Lissa, nachdem sie selbst mit einer Grauen Schwester diesen vorher hatte eine Botschaft zukommen lassen. Wenn sie selbst auch noch durch die Zonengrenzen abgesperrt ist, so weiss sie doch heute, im Herbst 1946, ihre Eltern und sämtliche 3 Brüder in der engl. Zone in Sicherheit.

Bericht des Oberkaplans Martin Drutschmann aus Münsterberg.

Der Kriegsbericht unseres Martin, Oberkaplan in Münsterberg, und gleichzeitig Kuratus von Bernsdorf, geht über einen persönlichen Bericht hinaus, man könnte ihn fast einen Bericht aus einer kleinen Stadt nennen. Da er aber eine wertvolle Ergänzung der Berichte aus der Grossstadt und aus den Dörfern bringt, sei er hier in möglichst weitem Umfange eingereicht.

Im Spätherbst 44 erlebte Martin in Bernsdorf die Ankunft von deutschen Flüchtlingen aus der Batschka, dem Teile Ungarns, der an der Mündung der Save in die Donau liegt. In langen Reihen, im müdem Trott, frierend, mit versteinerten Gesichtern, in denen der Schmerz um die verlorene Heimat stand, kamen sie mit ihren Gespannen an, dahinter fuhren noch mit Flüchtlingsgut hochbepackte Wagen. Diese Leute kamen mit ihrem Kaplan als Seelsorger. Und diesem deutschen Seelsorger wagte die Gestapo, öffentlichen Gottesdienst für seine Gemeinde zu verbieten, er durfte nur für sich hinter geschlossenen Türen zelebrieren. Ende Januar zogen sie alle weiter nach Westen. Um diese Zeit begannen die Durchzüge der Flüchtlinge aus Oberschlesien, und dann aus den Kreisen Ohlau und Brieg, welche sich zum grössten Teile nur die Grafschaft zum Ziele genommen hatten.

Am 7. Februar wurde die Evakuierung von Bernsdorf befohlen. Am Morgen des 8. 2. fuhren die Letzten ab, mit ihnen Martin. Das erste Nachtquartier wurde in der Nähe von Frankenstein gemacht. Dort überlegten vor allem die Nachzügler des Trecks, ob das Ganze nicht zu verfrüht gewesen sei, und kurz entschlossen kehrten sie um und waren mittags wieder in Bernsdorf, Martin mit ihnen. Als er nach Münsterberg zurückkehrte, war inzwischen auch dieses von alten Leuten, Frauen und Kindern evakuiert worden. In der 2. Märzhälfte wurde die Stadt noch

energischer entleert. Da die Russen schon bis Lauban vorgedrungen waren und auch von Ungarn her in Böhmen einrückten, flüchteten die meisten Leute jetzt nur ins Gebirge der Grafschaft. Im Pfarrhause blieb nur Martin zurück. Jeden Abend versammelte sich in seiner Wohnung eine Gruppe von Jugendlichen zu einer Lesestunde, an der auch ältere Leute teilnahmen, und so wuchs eine feste Gemeinde zusammen, der diese Wochen unvergesslich bleiben dürften. So feierte man still und doch schön die Karwoche und Ostern. Täglich wurde er ins Lazarett gerufen und fast täglich gab es Soldatenbeerdigungen. Von Seiten der Stadtkommandantur und der ihr unterstellten Stadtverwaltung erfuhr Martin dafür eine uneingeschränkte Hochachtung, nur die Ortsgruppenleitung der Partei schwieg. Lag Münsterberg so im tiefsten Frieden, so sah man bei Ausfahrten in die Umgebung Rauchwolken von Zobten, Strehlen, Grottkau und Neisse her. Unterdes hatte Martin seine Kleider, Wäsche und wichtigsten Lebensmittel in Reinerz untergebracht, wo ihm im Pfarrhause ein Zimmer vorbehalten war. Wein und Weckgläser waren vergraben und wurden später unbeschädigt wiedergefunden. Die wichtigsten Bücher und das Geschirr waren in der Kirche versteckt. Als am 7. Mai die Stadt einige russ. Artillerietreffer erhielt, verliess der Rest der Bewohner mit dem letzten Zuge die Stadt in der Richtung Glatz. Gegen Abend fuhr auch Martin mit dem Rade weg, schloss sich in Bernsdorf den letzten Bewohnern an und flüchtete mit ihnen über Kamenz nach Reinerz. Hier erlebte er am 9. 5. den Einzug der Russen. Schreiend und gröhlend fuhren sie auf Wagen, vor denen schlesische Bauernpferde gingen, durch die Stadt. Geschäfte und Wohnungen wurden geplündert. Im Pfarrhofe lagen ungarndeutsche Flüchtlinge mit Wagen und Pferden. Sie wurden in der Nacht heimgesucht mit Plünderung und Vergewaltigung der Frauen. Am nächsten Tage wurde der Sieg der Russen mit ausgelassener Trunkenheit gefeiert. Alle jungen Frauen und Mädchen zitterten vor der Nacht. Martin ging mit einigen Münsterberger Mädchen ins Freie und verbrachte mit ihnen die Nacht in einer abgelegenen Hütte. Im Pfarrhause war die Entree Tür erbrochen und die Zimmer geplündert worden, nur Martins Zimmer, das ungeschützt vor der Entree Tür lag, blieb verschont. In den folgenden Tagen kamen doch einmal 2 Russen zu ihm plündern. Mit Absicht lagen alle Sachen auf dem Fussboden herum, um den Eindruck zu erwecken, als sei schon geplündert worden. Kopfschüttelnd wühlten sie in den Sachen. Der eine nahm sich den Reisewecker, der andere ein Taschenmesser. Da sah dieser eine Stola hängen. Er fragte Martin, ob er ein Pope sei, und auf Martins Bejahung hin gaben beide ihre Sachen zurück und entfernten sich.

In den nächsten Tagen machte sich eine kleine Gruppe von Münsterbergern zur Heimkehr auf. Als sie von dort einen Boten zurücksandten, der zur schleunigen Heimkehr aufforderte, machte sich Martin mit einer grösseren Gruppe auch auf den Heimweg. Am Freitag vor Pfingsten trafen sie glücklich ein. Bei der Registrierung auf der russ. Ortskommandantur hatte Martin die Nr. 295. Die Stadt war fast unversehrt, aber alle Häuser geplündert, auch die Kirche. Sämtliche Kerzen und einige Paramente waren verschwunden. Das versteckte Geschirr war zerbrochen, die Obstkonserven verbraucht und die Fleischkonserven verdorben. Am Pfingstsonntage war nach 14tägiger Unterbrechung wieder der erste Gottesdienst. Nach 2 Tagen wurde Martin zum Kommandanten bestellt und erhielt den Auftrag, das gesamte religiöse Leben wieder so herzustellen, wie es vor 1933 gewesen war. Er, der Kommandant, werde sich selbst von der Neuordnung des Gottesdienstes überzeugen. Er nahm auch am Fronleichnamsabende an einer wohl gelungenen Feier-

stunde mit Prozession um die Kirche teil und tat nachher durch einen eigenen Besuch bei Martin seine höchste Zufriedenheit über die schöne Feier kund. Auch späterhin ist von Seiten der Russen keine Behelligung der Kirche oder des Gottesdienstes erfolgt.

Auch die Bedrängnisse der Stadt waren erträglich. Die schönsten Villen wurden natürlich beschlagnahmt. Zogen die Russen aus, so nahmen sie das bewegliche Inventar mit, das andere demolierten sie. Neue Bewohner der Häuser holten sich wieder Möbel aus anderen Häusern. Belästigungen von Frauen und Mädchen waren in der Stadt selten, auf den Dörfern dagegen an der Tagesordnung. Der Schulunterricht begann wieder, Martin zog wieder als Religionslehrer in die Mädchenschule ein, aus welcher ihn die Partei vor einigen Jahren hinausgedrängt hatte. Auch das Leben in der Stadt begann sich zu regen und es schien, als ob der Wiederaufbau beginnen würde.

Da kam das grosse Unglück. Durch das Potsdamer Abkommen war die polnische Zivilverwaltung beschlossen worden. Bald darauf wurde die rote Fahne von den ersten eingetroffenen polnischen Beamten gehisst. Langsam sickerten nun die Polen ins Land. Ein jeder Ankömmling bedurfte einer eingerichteten Wohnung und aller übrigen Habe. Da sich solche nur in den Händen von Deutschen fand, musste man sie von diesen nehmen. Das löste eine ununterbrochene Kette von Schrecken aus, die immer zahlreicher und grösser wurden: Es klopf oder klingelt, der Öffnende steht einer Gruppe von Polen gegenüber, die seine Wohnung sehen wollen. Eine halbe Stunde später sind alle wieder mit einer Ausfertigung des polnischen Wohnungskommissars da, auf welcher ihnen die Wohnung des Deutschen zugesprochen ist, der sie sofort zu verlassen hat. Manchmal kommt der Pole ohne vorherige Besichtigung, bisweilen gar in Abwesenheit des Hausherrn. Manchmal wird eine Räumungsfrist bis zu 2 Stunden bewilligt; oft muss man alle Sachen, die man mit Hilfe von einspringenden Nachbarn noch wegzubringen versucht, erst der Prüfung des Polen aussetzen, der das ihm Gefallene wegnimmt. Mitunter wird man direkt vor die Tür gesetzt mit dem Bedeuten, am anderen Tage könne man sich etwas holen kommen. So behielt der Pole noch Zeit, das Inventar des Deutschen in Ruhe zu prüfen. Manche Deutsche haben so, immer ärmer werdend, im Laufe des Jahres mehr als 5mal die Wohnung gewechselt. Schliesslich hausten alle nur noch in ärmlichen Hinterhauswohnungen. Dazu kamen direkte Plünderungsbesuche seitens solcher Polen, die auf Wohnungen keinen Anspruch hatten. Sie wiesen dafür amtliche Berechtigungsscheine vor. Solchem Tun lag ein polnisches Gesetz zu Grunde: Die Deutschen haben kein Eigentum mehr. Ihr ehemaliger Besitz ist als verlassenes Gut Eigentum des poln. Staates, der seinen Bürgern erlaubt, es aufzuheben, wo sie es finden.

Die 2. Quälerei war der Hunger. Eine Zeit lang wurden Lebensmittelkarten für Deutsche ausgegeben, auf die man im allgemeinen ein Brot und Salz kaufen konnte, schliesslich hörte auch das auf, und es gab nur noch den freien Handel mit entsprechenden Preisen. Am Anfange der Polenherrschaft wurden einmal auf Marken 50 g Butter abgegeben, dann nichts mehr. Da die Polen die in der Molkerei anfallende Buttermenge nicht verbrauchen konnten, wuchs dort langsam eine Menge von 7 Zentnern zusammen. Trotz vielfacher Bitten durften sie an Deutsche nicht verausgabt werden, sondern ranzig geworden, wurde sie zu Seife verarbeitet. Im Freihandel stiegen die Preise stetig. Ein Brot kostete schliesslich 35 Zloty, 1 kg Fettigkeit 400 Zloty. Den Deutschen wurde der Einkauf noch dadurch erschwert, dass deutsches Geld beim Wechseln mit 2 RM = 1

gerechnet wurde. Man fristete sein Leben mit Verkauf von Kleidungsstücken und Wäsche. Dem Hunger folgte eine starke Entkräftigung vieler, sodass nun Seuchen, insbesondere Typhus einen guten Nährboden fanden. Die Seuchenstation des Münsterberger Krankenhauses war eine ständige Anklage der Peiniger, deren Härte nichts zu wünschen übrig liess. Dazu kam, dass das poln. Personal keinerlei Kontrolle von oben her erfuhr, sodass die zur Verfügung stehenden Mittel vom Personal verbraucht und verschoben wurden, anstatt den Kranken zugute kommen zu lassen. Vor allem verbrauchte der poln. Arzt und der Hausverwalter viel für ihre noblen Passionen. Auch selbst die Beerdigung bot ungeheure Schwierigkeiten, kostete doch ein Sarg 1500 Zł = 3000 Mark, und ein Deutscher Landarbeiter verdiente ja am Tage ausser dem Essen nur 6 Zł. Grosse Schwierigkeiten bereitete auch die Besorgung von Heizmaterial, sie wurde nur dadurch gemindert, dass der Winter sehr milde war.

Die dritte Quälerei war der Arbeitseinsatz der Deutschen. Unter allen deutschen Organen des Generalgouvernements haben die Polen wohl am meisten durch Gestapo und Arbeitsamt gelitten und diese am meisten gehasst. Nun bot sich ihnen Gelegenheit, Rache zu nehmen. Im Arbeitsamt sasssen 2 grausame Tyrannen, beide gleich jung und roh, zwei Brüder, mit Namen Grolmann. Beide gingen mit den deutschen "Schweinen" nur mit Hilfe von Gummiknüppeln und Reitpeitsche um. Junge Frauen und Mädchen haben darunter besonders gelitten. Wer von den Deutschen nicht bei diesen Polen ständige Sklavendienste leistete, musste sich morgens 8 Uhr am Arbeitsamt einfinden, wurde dort in einen kalten, feuchten Keller gesperrt und musste bis 15 Uhr stehen, bis er vielleicht von einem Polen zur Arbeit angefordert wurde. Zu diesem wurde man dann geschickt. Wer bei der Meldung fehlte oder nicht pünktlich zur Stelle war, wurde verprügelt, bisweilen sogar bis zum Liegenbleiben. Es haben sich dort sehr grausame Dinge zugetragen. Erst im Mai 46 änderte sich dies durch ein Gottesgericht. Beide Schinder fuhren mit dem gleichen Motorrad und verunglückten; der Leiter des Arbeitsamtes starb, ohne noch einmal zum Bewusstsein gekommen zu sein, der andere verlor ein Auge. Die ganze Stadt, vor allem aber die Polen sahen dies als ein Gericht Gottes an. Zwar zog der Einäugige für kurze Zeit als alleiniger Tyrann ins Arbeitsamt ein. Aber es waren doch deutsche Klagen über ihn irgendwo durchgedrungen. Es erfolgte eine Revision und diese stürzte den Gewaltigen vom Throne. Vom schadenfrohen Lächeln der Stadt begleitet, ging er nun Strom- und Gaszähler ablesen, und musste nun zu Leuten höflich sein, die er vorher geschlagen hatte. Das Arbeitsamt aber bekam unter einem neuen Leiter zwar keinen freundlichen, aber doch sachlichen Ton.

Mit dem Arbeitsamt teilte sich in die Aufgabe der Vergeltung eine Kommunistenbande, nach ihrem Haupte "Dymus" genannt, die sich aber selbst Gestapo nannte und neben Stadtbehörden und Miliz ein gräuliches Regiment führte, das härteste, das es in der Stadt gab. Von ihren Mitgliedern wurde der grösste Teil aller Plünderungen ausgeführt, die vielfach dadurch erst bitter wurden, dass von lieben Deutschen und Nachbarn oder Freunden etwaige Verstecke von Eigentum angegeben wurden sei es aus Neid oder Missgunst, oder weil man eine Provision erhoffte oder eine kleine Rache üben wollte. Man hatte immer geglaubt, der Pole würde sich vor allem an die P.G.'s und die besonderen Machthaber halten. Es zeigte sich hier ganz klar, dass die polnischen Bosheiten nicht von Rachegefühl hervorgetrieben wurden, sondern aus dem triebhaften völkischen Hass der Slaven gegen die Deutschen. Das zeigte sich am deutlichsten, wo Polen ohne weiteres mit ehemaligen Parteigrössen in dieser

Richtung zusammenarbeiteten. Die Bitternis des Erlittenen wurde dadurch freilich noch grösser, aber auch die Bestätigung des Unwertes solcher Kreaturen wurde offensichtlich. Es gab einige Deutsche, die hatten sich dort für immer verkauft und dienten diesen Teufeln laufend.

Diese Räuberbande fiel eines Nachts gegen 1 Uhr auch in die Kaplanswohnungen ein. Auf anhaltendes Klingeln an der Flurtür wurde ihnen geöffnet, sofort drangen 5 Banditen ein, traktierten die Kapläne mit Schlägen und Schiesswaffen und beschuldigten sie nächtlicher Geheimsitzungen mit anderen Deutschen. Man meinte wohl die in der Wohnung abgehaltenen Jugendstunden. Da doch die russ. Kommandantur noch bestand und verschiedentlich bei poln. Übergriffen zu Gunsten der Deutschen eingegriffen hatte, wusste man noch nicht, dass auch die politische Aufsicht auf die Polen übergegangen war, sonst hätte man diese Form des von den Russen in Bausch und Bogen genehmigten kirchlichen Lebens auch bei den Polen gemeldet und dadurch allen Zwischenfällen vorgebeugt. Die Trunkenheit der Peiniger gab ihren unflätigen Beschimpfungen und groben Misshandlungen die grausame Spitze. Vor allem wurde in der ganzen Wohnung tüchtig geplündert. Martin verlor nicht nur Kleidung und Wäsche, sondern auch gegen 7000 RM, eigenes und Bernsdorfer Kirchengeld, ferner den einst von den Russen wiedergegebenen Wecker, einen Goldfüllfederhalter, Aktentasche und Koffer. Einen Teil seiner Kleider hatte er schon vorher im wesentlichen in der Kirche in Verstecken untergebracht. Am nächsten Tage brachte ihnen die Stadt viel Anteilnahme entgegen. Eine Frau, eine frühere Kommunistin jetzt Wirtschaftlerin in der russ. Kommandantur, erbot sich diesen Fall vor ihren Kommandanten zu bringen, damit die Kapläne durch sein Eingreifen zu ihrem Eigentum wieder kämen. Diese Frau holte die Kapläne nachher zum Kommandanten. Auf dem Wege trafen sie 2 der Räuber. Da sie den ganzen Überfall immer noch einer privaten Bande zuschrieben und von der poln. Gestapo noch nichts wussten, machten sie ihre Begleiterin auf die Räuber aufmerksam und diese winkte 2 deutsche Hilfspolizisten herbei und bat sie, die Räuber festzunehmen und zum russ. Kommandanten zu bringen. Als die Strolche diese Absicht merkten, flohen sie. Alle 5 Personen hinter ihnen her bis vor das alte Gerichtsgebäude. Da verschwanden plötzlich die Hilfspolizisten, die Räuber aber ergriffen nun die Kapläne, zogen sie ins Haus, verschlossen die Tür und erklärten sie für verhaftet. Sie wurden in ein Verhandlungszimmer abgeschoben und sahen sich dort plötzlich ihren nächtlichen Peinigern gegenüber, die nun über sie zu Gericht sassen. In getrenntem Verhör suchte man ein Geständnis der Partisanentätigkeit zu erpressen. Im Bewusstsein völliger Unschuld nannte Martin Namen von Jugendlichen, deren Verhör über den Inhalt der Jugendstunden die Unschuld ans Tageslicht bringen sollte. Personalien derselben konnte er als Mädchenseelsorger nur ungenau angeben. Nach Rückfrage bei seinem Konkaplan zieh man ihn der Lüge und schlug ihn mit dem Gummiknüppel. Dann wurden beide Kapläne, aber getrennt, in Haft gelegt. In den beiden Zellen befanden sich schon andere Gefangene, ohne dass diese verhört worden waren.

In der Stadt war man über die Verhaftung der beiden Kapläne zunächst erschrocken, dann aber kam Leben in sie. Die poln. Behörden, Bürgermeister und Miliz, und andere mehr erlebten einen wahren Sympathiesturm. Die schon genannte Wirtschaftlerin des Kommandanten trug diesem die Angelegenheit vor und erwirkte, dass er sich für die beiden Häftlinge einsetzte. Daraufhin wurde Kaplan Beck schon mittags entlassen, er weigerte sich jedoch, zu gehen, bevor nicht auch Martins Entlassung für den gleichen Tag zugesichert wurde. Gegen 20 Uhr wurde dann auch

Martin zu kurzem Verhör aus der Zelle geholt, er musste versprechen, nicht mehr gegen den poln. Staat zu arbeiten und über seine Behandlung im Kerker nichts verlauten zu lassen. Dann wurde auch er frei. Doch wagten beide Kapläne aus Angst vor einer Wiederholung des nächtlichen Abenteuers noch nicht zu Hause zu schlafen. Da bot ihnen die Oberin der Borromäerinnen, Schwester Gisala Wahner, ein Obdach im Krankenhause an und dort schliefen sie nun Nacht für Nacht, bis der deutsche Verwalter desselben Angst bekam, man könne bei einer nächtlichen Hausrevision sie als unberechtigte Gäste vorfinden und ihn den Verwalter dafür verantwortlich machen. Seitdem schliefen beide wieder zu Hause, und es ist auch bei weiteren dienstlichen Zusammentreffen mit der Gestapo dieses Abenteuer nicht mehr berührt worden.

Ein weiteres schmerzliches Kapitel war die Polonisierung des gesamten öffentlichen Lebens. Als bei Hissung der poln. Fahne Münsterberg Ziemlice genannt wurde und ferner der Freude Ausdruck verliehen wurde, dass heiliger, urslavischer Boden ins poln. Mutterland heimgekehrt sei, hat man noch gelacht. Aber dann mussten eines Tages alle deutschen Inschriften verschwinden, sie wurden überpinselt oder verdeckt, die deutschen Strassennamen verschwanden, der Ring heisst jetzt Rynek, die Neisserstrasse Gliwicka usw. Wieder einige Zeit später bekamen die Häuser poln. Inschriften und Namen, so dass die Stadt schliesslich ganz polnisch aussah. Damit nahm auch der Mut und die Hoffnung der deutschen Bevölkerung, beim treuen deutschen Vaterlande zu verbleiben, zusehends ab. Es blieb die Kirche bis zum Schluss die Zuflucht unseres Volkes, das sich nach dem Ende des 3. Reiches und seiner Glaubensfeindlichkeit und in der Not der Gegenwart zahlreicher denn je um den Altar scharte. Man hatte doch gehofft, dass im katholischen Polen wenigstens in diesen Dingen Ruhe und Frieden sein würden. Aber auch darin wurden die Deutschen verletzt.

Nach dem Tode des Kardinals Bertram war der Domprobst, Prälat Piontek, zum Kapitelsvikar gewählt worden. Da erschien bald nach den Potsdamer Beschlüssen der poln. Kardinal Hlond bei ihm und erklärte, es sei der Wunsch des Heiligen Vaters, dass Piontek resigniere. Ohne mit dem Domkapitel und mit Rom Fühlung zu nehmen, tat dies der Kapitelsvikar. Hlond aber teilte die Diözese in eine Oppelner und eine Breslauer Administratur; der ersten gliederte er den zu Olmütz gehörenden Kreis Leobschütz, der anderen die zu Prag gehörende Grafschaft eigenmächtig an. Der Breslauer Administrator erliess bald ein Hirtenschreiben, in welchem die Pfarrer aufgefordert wurden, ein "Tedeum" zu singen aus Dank für die Heimkehr der uralten poln. Erde Schlesiens zum poln. Mutterland. Der ganze Brief strotzte von Beleidigungen des deutschen Volkes. Im 1. Amtsblatt waren die Mitteilungen an die Pfarrämter z. T. noch polnisch und lateinisch, später nur noch polnisch. Der Administrator wandte sich also nur noch an den poln. Klerus und übergab die kanonische Person des Erzpriesters. War demnach also unsere Heimat auch kirchlich schon aufgegeben worden, noch ehe eine politische Entscheidung über unser Land gefällt war? Später verdichteten sich immer mehr die Gerüchte, dass Hlond ein falsches Spiel getrieben und etwas getan habe, wozu er von Rom keinen Auftrag erhalten hatte. Ins Land aber rückte ein poln. Klerus nach, der sich vielfach nicht scheute, an den Roheiten der übrigen Polen Anteil zu nehmen. In Bärdfors Krs. Frankenstein schämte sich der poln. Pfarrer nicht, den deutschen Pfarrer zu plündern, schämte sich auch nicht, nach der Messe im Talar durchs Dorf auf Geflügelraub zu gehen. Auf der Kanzel

sagte er ausdrücklich, dass "Plündern, Rauben und Stehlen" bei Deutschen keine Sünde sei.

In dieser allseitigen Finsternis schloss sich die Gemeinde immer mehr an die Kirche und zwar vor allem an die Kapläne an. Es blühten die Gemeinschaften der Jugend- und Kindergruppen auf. Ein Advantsspiel wurde aufgeführt; Namenstags- und Weihnachtsfeiern wurden durchgeführt und dadurch der Zusammenhalt zwischen Volk und seinen Kaplänen immer fester. Da das Kaplansgehalt in dieser Zeit fast null war, da ferner die Schwestern des Kreuzstiftes infolge ihrer Vertreibung durch die Russen und ihre dadurch bedingte Verarmung den Kaplänen den Mittagstisch nicht mehr gewähren konnten, verpflichteten sich eine Anzahl Familien, diese abwechselnd einmal wöchentlich zu Gast zu laden. Als das in der Stadt bekannt wurde, kamen zu der ordentlichen Reihe noch eine ausserordentliche Reihe von Einladungen dazu, sodass sie immer gut und reichlich versorgt waren. Das Gefühl des Geborgenseins in der Gemeinde war mehr wert als alle Reichtümer. Sehen zu dürfen, wie in dieser Notzeit christliche Haltungen sichtbar wurden bei sonst nur normalen Christen, war ein erschütterndes Erlebnis.

Mit der Zeit trat auch die Frage einer Option für Polen auf. Es dauerte die Polenzeit noch gar nicht lange, als schon die Gerüchte einer grossangelegten Propaganda dafür anfangen, und tatsächlich hörte man bald Einzelnamen von Münsterbergern, öfters gerade von ehemaligen P.G.'s, die sich darum bemühten. Man war darüber empört und nannte jeden solchen Versuch einen Merrat am eigenen Volkstum. Die Zahl der Optanten blieb gering und Erfolg hatten damit nur wenige. Ubrigens scheinen die Optanten damit auch wenig Glück zu haben. Sie behalten auf die Dauer ihr Besitz- und Wohnrecht ebenso wenig wie wir.

Mitten in allem Hoffen und Bangen wurde man erschreckt durch die Nachricht einer beginnenden Ausweisung der Deutschen aus Schlesien, die sich bald genug als wahr erwies. Zunächst hoffte man, dass, wenn auch Deutsche aus Polen ausgewiesen werden, die Schlesier in ihrer Heimat, die nur der poln. Verwaltung unterstellt war, bleiben könnten. Dann hoffte man, dass die Evakuierung nur eine zeitweilige sein würde und eines Tages alle in ihre leere Heimat zurückkehren könnten. Unbekümmert um solche Erwägungen rollten die Evakuierungszüge nach dem Westen. In den Ostertagen erreichte die Evakuierung auch Münsterberg und Bernsdorf. In der Stadt blieben von 6600 Einwohnern nur 2500 zurück, in Bernsdorf von 400 nur 180. Diesen standen nun 2800 bzw. 220 Polen gegenüber. Der Auszug der Leute war erträglich, da bekannt wurde, dass eine englische Kommission die Abreise in Frankenstein überwache, sodass die Polen zähneknirschend von Gewaltmassnahmen Abstand nehmen mussten. Unmittelbar danach wurden von den Russen 500 Ostjuden in die Stadt gebracht. Diese setzten sich in den leeren Wohnungen fest und nahmen ihrerseits zu den Polen eine offensichtlich feindliche Haltung ein. Infolgedessen gestaltete sich das Leben der zurückgebliebenen Deutschen ruhiger. Ja es wurde jetzt sogar besser, da die meisten Arbeit und Verdienst fanden und so einigermaßen leben konnten. Martin war als einziger Kaplan zurückgeblieben und hatte nun vor allem alle zurückgebliebenen Kinder und Jugendlichen zu betreuen.

Am 20. 8. verliess die 2. Welle der Evakuierten die Stadt. Von den 2500 Deutschen waren es 2000. Unter ihnen war nun auch Martin. Einer Raubkontrolle in Münsterberg entzog er sein Gepäck durch Preisgabe einer Taschenuhr, von Geld und Zigaretten. Die amtliche Kontrolle war

erträglich. Da der Zug ursprünglich für die russ. Zone bestimmt war und während der Fahrt erst umgestellt wurde, gab es bei der Ankunft in der britischen Zone noch mehrere Irrfahrten, bis der ganze Treck in Burgdorf bei Hannover ausgeladen und auf den Kreis Burgdorf verteilt wurde. Martin zog mit einer grösseren Kolonie nach Utze, 14 km von der Kreisstadt entfernt und bekam vom Diözesanbischof in Hildesheim die Aufgabe, die gesamte Flüchtlingsgemeinde in Utze, die sich aus Münsterbergern, Leobschützern und Ermländern zusammensetzt, zu betreuen. Nebenbei ist er bestrebt, im Abstand von 8 Wochen tunlichst alle grösseren Kolonien von Münsterbergern und Bernsdorfern zu besuchen.

C. Die Erlebnisse der Jeutritzer.

Am Abend des 21. Januar verliess der älteste Sohn, Gerichtsassessor Franz Drutschmann, mit seiner Mutter und der jüngsten Schwester Steffi mit der Familie Lux und den Bewohnern der Mühle, zusammen etwa 30 Personen das Dorf, um nach Greiffenberg in Schl. zu fahren, wo ein Bruder des Mühlenbesitzers wohnte. Am 30. 1. traf man dort ein. Man verblieb aber nur bis zum 16. 2., als die Flüchtlingstrecks weiter nach Sachsen abgeschoben wurden. Die Fahrt ging über Zittau, Pirna nach Reinholdshaus Krs. Dippoldiswalde, wo Drutschmanns bei Familie Teich freundliche Aufnahme fanden. Hier trennten sich die Müllersleute, um Verwandte in Dippoldiswalde aufzusuchen, die anderen fuhren über Chemnitz weiter bis Niederdorf, wo man bei dem Bauern Heim sehr gutes Quartier fand und aufgefordert wurde, überhaupt zu bleiben. Es blieb aber vom ganzen Treck nur noch die Fam. Drutschmann allein zurück. Der an Asthma leidenden Mutter war es auf dem ganzen Weg verhältnismässig gut gegangen, man hatte immer gute Quartiere und für die kranke Mutter ein geheiztes Zimmer gefunden. Auch die Verpflegung war stets gut gewesen, obschon man von Hause nichts weiter an Fleisch, Fett und Nahrungsmitteln mitgenommen hatte. Anfang April verschlechterte sich plötzlich Mutters Zustand. Am 9. April hatte sie einen leichten Schlaganfall und am nächsten Tage entschlief sie bereits. Sie wurde auf dem Friedhofe von Stollberg begraben.

Vorher war schon aus der Heimat Nachricht gekommen, dass wenige Tage nach der eigenen Abreise der gesamte Dorftreck unter Führung seines Bürgermeisters ebenfalls die Heimat verlassen hätte, der Vater wäre mit wenigen Leuten zurückgeblieben und zum stellvertretenden Bürgermeister ernannt worden. Nun sei aber durch die in Koppitz vorgefundenen Schnapsvorräte der russ. Vormarsch gestoppt worden, sodass der Treck wieder nach Hause zurückgekehrt sei. Dann las man wieder von Kämpfen östlich von Neisse. Darum erwartete und erhoffte man täglich das Eintreffen der noch zu Hause Verbliebenen. Am 8. Mai trafen die ersten Amerikaner in Niederdorf ein, bald darauf auch Russen, sodass man nicht wusste, welcher Besatzungsmacht man eigentlich unterstand. Die Russen hatten es auf die schönen Jeutritzer Pferde abgesehen, die man eines Tages vor der Requirierung nur dadurch retten konnte, indem Franz mit dem anderen Kutscher auf die Pferde sprangen, durch das hintere Tor in den nahen Wald flüchteten und dort stundenlang herumritten. Nun traf Ende Mai der Rest eines Kreiwitzer (Krs. Neustadt) Trecks aus der Tschechei ein und berichtete, dass man dem Jeutritzer Dorftreck begegnet sei und dieser weiter nach Bayern fahren wollte. Die Kreiwitzer aber wollten in ihre Heimat zurückkehren. Ihnen schloss

sich Franz mit der Schwester und dem ganzen Gepäck an und man fuhr über Chemnitz, Dresden, Bautzen bis Königshain Krs. Görlitz. Während der ganzen Fahrt war man unter russ. Truppen, Ostarbeitern, und Polen gewesen, denn in den meisten Dörfern war nämlich die geflohene Bevölkerung noch nicht zurückgekehrt. Da viele Kreiwitzer polnisch sprechen konnten und Franz auch seine Sprachkenntnisse anbrachte, war man weiter nicht behelligt worden. Nur ein Pferd wurde von den Russen eingetauscht, aber gegen ein gleichwertiges russisches. Dagegen verloren sie in Königshain noch das beste Pferd durch den Bürgermeister.

Nun liessen, besonders nach den Potsdamer Beschlüssen, die Polen keine Deutschen mehr über die Neisse (Görlitzer). Franz entschloss sich also, die Steffi samt ihrer sie begleitenden Freundin in Sicherheit zu bringen und allein nach Hause zurückzukehren. Er fand für Schwester und Pferde Aufnahme bei der Familie Teich in Reinholdshain, bei der sie ja schon im Februar Gastfreundschaft gefunden hatten. Nach Königshain zurückgekehrt, um die Schwester zu holen, fand er den Vater schwer krank vor.

Am 17. März war der Rest des Dorfes Jeutritz alarmiert worden und marschierte 1 Stunde später bereits ab, von Drutschmanns der Vater mit seiner Tochter Lenchen auf einem Kastenwagen mit dem letzten Pferde. Der Marsch ging über Ziegenhals nach Trübau und Wratzlan. Hier blieb man 4 Wochen im Quartier bei guten tschechischen Leuten und half bei der Frühjahrsbestellung. Dann ging es weiter in der Richtung auf Budweis bis nach Wozman. Hier begegnete man dem Amerikaner. Am nächsten Tage durften sie noch weiter fahren bis Strachonice und mussten 8 Tage lang auf einer Wiese kampieren. Inzwischen war Waffenstillstand eingetreten. Der Amerikaner übergab nun den ganzen Treck den Russen, und jetzt begann der Leidensweg für die Flüchtlinge. Seit Ende April hatten sie keine Verpflegung mehr empfangen. Pferd und Wagen mussten stehen bleiben und wurden eine Beute der Tschechen. Die Deutschen mussten mit Handgepäck antreten und nach dem noch 60 km entfernten Budweis marschieren, wobei das Gepäck mehrmals von Russen und Tschechen geplündert wurde. Über Pfingsten lag man in Budweis in einer Schule. Dann wurde der Zug - etwa 120 Personen - in einem einzigen Viehwagen über Prag, Olmütz nach Troppau befördert. Auf jeder Station wurde das Gepäck von Russen geplündert, des Nachts junge Frauen und Mädchen vergewaltigt. Mit Gottes Hilfe gelang es dem Vater, sein Lenchen trotz vorgehaltenen Revolvers vor diesem Aussersten zu bewahren. Zum Erbarmen war das Geschrei der unglücklichen Opfer. Viele der Mädchen hat man nicht mehr wiedergesehen. Von Troppau ging es in 4 Tagesmärschen durch den Kreis Leobschütz über Neustadt, Schweinsdorf, Prockendorf nach Hause, wo man am 1. Juni, an Fronleichnam, anlangte.

Hier war der Anblick wie überall beim Wiedereinzuge der zurückkehrenden Bauern. Die Gebäude standen noch unversehrt bis auf Einschläge der Artillerie in Wohnhaus und Stallungen, die Fensterscheiben zertrümmert, die Möbel zerschlagen oder weggeschafft, im ganzen Dorf kein lebendes Wesen mehr. An den Ackerwagen waren die Deichseln abgesägt, an den Kutschwagen sämtliches Leder abgeschnitten und die Polsterung herausgerissen, die Jauchetonnen mitten durchgesägt. Viel Inventar, insbesondere das Porzellan, lag zerschlagen im Keller oder auf dem Mist. Betten kamen beim Umgraben des Mistes in verfaultem Zustande ans Tageslicht. Kleine Mengen von Getreide fanden sich noch auf den Böden, sie konnten zusammengekehrt werden, wurden mit der Schrotmühle gemahlen und zu Brot verbacken; das ergab eine angenehme Abwechslung zu der

bisherigen Tagesnahrung der letzten 5 Wochen, nämlich Kartoffeln mit Salz. Nun hatten einige Kuhbauern, die beim Ausmarsch aus der Heimat nur bis ins Sudetenland mitfahren konnten und dann wegen ihrer Bespannung zurückblieben, eben diese Bespannung, je 2 Gespanne Ochsen und Kühe in die Heimat glücklich zurückgebracht. Mit diesem wenigen Zugvieh wurden nun fürs ganze Dorf Kartoffeln eingelegt, Heu gemacht und die Ernte abgemäht.

Da kamen am 6. August plötzlich 4 Lastautos mit poln. Miliz ins Dorf, die gesamte Bevölkerung musste binnen 10 Minuten mit Handgepäck bei der Försterei antreten und wurde dann nach Neisse und zwar in die berüchtigten Kasematten in der Obermährengasse abgetrieben. Dort verblieb man 5 Tage lang ohne Verpflegung im Verein mit den Dörfern Riemertsheide, Gr. Neundorf, Waltdorf usw. Dann ging es nach Plünderung des Gepäcks zum Bahnhof und es kam der Abtransport, 90 Personen mit Gepäck in jedem Wagen, in Richtung Kamenz, Schweidnitz, Liegnitz, Kottbus. Hielt der Zug unterwegs, so wurden die nächsten Kartoffelfelder abgesucht. Kartoffeln waren die einzige Nahrung. Infolgedessen war schon 1/4 der Leute erkrankt, zumeist an Typhus, von der Familie Drutschmann hatten sich der Vater samt seiner Tochter schon angesteckt, während "Gine", die Wirtin des Vorbesitzers, und die Helene Weigmann, die 30 Jahre lang treu als Magd auf dem Hofe gedient hatte, unterwegs an Entkräftung und Ansteckung starben. Von Kottbus aus begaben sich Vater und Tochter weiter nach Sachsen hinein und kamen bis Niederdorf, wo sie Auskunft über ihre Familie erhielten. Lenchen verblieb daselbst, während der Vater wieder rückwärts nach Königshain fuhr, wo er seinen Sohn Franz antraf. Mit diesem und der jüngsten Tochter, Steffi, fuhr er dann nach Reinholdshain zur Familie Teich.

Nun brach bei der in Niederdorf verbliebenen Lenchen Mitte September der Typhus aus. Auf ein Telegramm hin fuhren Franz und Steffi zu der Kranken Schwester, durften sie jedoch nicht mehr sehen, da sie als Typhuskranke streng isoliert war. Ausserdem war sie bereits bewusstlos. Schon nach 3 Tagen starb Lenchen. Offenbar war der Körper von den Hungerstrapazen der Evakuierung zu sehr geschwächt. Sie ruht neben ihrer Mutter auf dem Friedhofe in Stollberg. In der Folgezeit wurden auch der Vater und Steffi schwer krank, der erste an Typhus, die Tochter an Lungenentzündung. Zum Glück überstanden beide die Krankheit. Endlich erhielten sie nach allen Schicksalsschlägen auch eine erfreuliche Nachricht, dass nämlich Josef, der Hoferbe, aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen sei und in der franz. Zone bei Heidelberg in einer Baumschule arbeite. Seit Oktober 46 befindet auch er sich in Reinholdshain, während der ältere Bruder Franz in Leipzig an einem Dolmetscher-Kursus teilnimmt.

D. Die Erlebnisse der Liebenauer.

Von den russ. Truppen, welche von Kreuzburg über Brieg eingedrungen waren, ging ein Teil über Grottkau nach Neisse, um diese Stadt zu nehmen, der andere machte eine Rechtsschwenkung über Strehlen, um sich an der Belagerung Breslaus zu beteiligen. Andere Russen waren von Kreuzburg nach Gross-Strehlitz marschiert, um das Industriegebiet aufzurollen und dann über Heydebreck, Leobschütz, Neustadt auch nach Neisse zu gelangen. Da es die Russen überdies nicht sehr eilig hatten, so verhielten sie nach der Eroberung von Neisse am 18. März daselbst; denn sie hatten ja in den reichen Dörfern mit Plünderung genug zu tun.

Da andererseits Breslau den Kampf mutig aufnahm und sich nicht ergab, so lag der Winkel von Patschkau nach Münsterberg und Glatz gewissermassen unter dem Winde und so hat Liebenau bis zum Waffenstillstand nicht viel von den Russen gesehen, ebenso wie die Grafschaft und damit Mittelsteine. Der Vorsicht halber wurde in Liebenau zunächst die Tochter des Hauses mit Bekannten im Pfarrhause zu Reyersdorf in der Grafschaft in Sicherheit gebracht. Bald darauf kamen die Leuppuscher Verwandten mit ihren sämtlichen Hausleuten in Liebenau an. Nun befahl die Parteileitung allen fremden Trecks im Dorfe die Weiterfahrt in die Grafschaft Glatz. Berthold Kaschel schickte auch seine Frau mit der wertvollsten Habe und dem Kostbarsten Pferdmaterial dahin. So fand sich in Mittelsteine ein grosser Teil der Verwandtschaft aus Liebenau, Leuppusch, Neisse und Jauer zusammen und lebte friedlich bis zum Waffenstillstande. Mit diesem Tage strebten alle wieder in die Heimat, in der Hoffnung, so noch einiges vom Eigentum zu retten. Aber nun kamen die Russen überall hin plündernd und raubend, dem einen wurden Pferd und Wagen auf der Strasse genommen, dem anderen im Hofe. Manchem gelang es sogar, vorläufig etwas von seinem Vieh zu retten. Aber was nicht bald geholt wurde, ging dann an die Polen verloren, welche etwa im Juli in den verschiedensten Höfen eintrafen. Meist waren es mehrere Familien, die sich in den grossen Bauernhöfen einnisteten, in Liebenau z. B. 4 Familien. Allen diesen war eine Eigenschaft gemeinsam, nämlich die, dass sie nichts arbeiteten. Im günstigsten Falle liessen sie den bisherigen Besitzer ziemlich frei schalten und gaben ihm und seinen Angehörigen die nötigen Lebensmittel. So war es in Liebenau sogar möglich, anderen Verwandten Unterkunft und Verpflegung zu geben, und ähnlich ging es auch in Mittelsteine. Dabei war es von Wichtigkeit, den Russen und den Polen richtig zu verstehen und zu nehmen. So sammelte der Russe in Mittelsteine im Juni die vorhandenen Männer unter 60 Jahren. Alle hatten sich zu melden, ein Teil tat es, andere versteckten sich. Die ersten wurden festgehalten und nach Russland transportiert und sind heute noch dort, wenn sie nicht wegen Krankheit entlassen sind. So erging es auch dem Erich Pabsch, dem Gatten der Lenchen. Wer sich versteckt hatte, durfte sich bis zum Abtransport der anderen nicht sehen lassen. Einige Tage später war alles vergessen. Beim Polen kam es darauf an, ihn nicht zu reizen; denn Rachsucht ist wohl seine schlimmste Eigenschaft. Das habe ich ja auch im Leidenswege meiner Heimat Bielitz geschildert. So war die Lage an beiden Orten, in Liebenau sowohl wie in Mittelsteine ziemlich erträglich. In Liebenau hielten sich noch die Neisser Verwandten 3/4 Jahre auf und hatten Unterkunft und Verpflegung, in Mittelsteine verblieben die Leuppuscher Verwandten. Hier hielt sich auch noch der Bielitzer Hoferbe, in Liebenau die Nowager Scholz-Familie und eine kurze Zeit auch die Guschelsche Familie aus der Bielitzer Verwandtschaft auf. In Liebenau lag noch bis nach der Frühjahrsbestellung 1946 die Führung der Wirtschaft in den Händen von Berthold. Da wurde dieser von einem deutschen Denunzianten angezeigt, er hätte einen ganzen Eimer voll Goldwaren vergraben. Sofort wurde er von der Miliz eingesperrt und furchtbar verprügelt, selbst auf den Kopf - und er war Kopfverletzter aus dem ersten Weltkriege - wie auf die nackten Fusssohlen. Erst als er eine goldene Uhr freiwillig gab, wurde er gegen Mitternacht entlassen, musste aber weit über 14 Tage das Bett hüten und steht noch heute, 1/2 Jahr später, wegen seines Armes, mit dem er die Kopfverletzung während des Prügelns deckte, in ärztlicher Behandlung. Als darum 3 Wochen später das Dorf evakuiert wurde, zogen sie leichten Herzens hinaus, froh, weiteren Misshandlungen zu entgehen. Im gleichen Zuge fuhren die Neisser und

Nowager Verwandten. Sie kamen alle in den Hildesheimer Bezirk. Während diese im April die Heimat verliessen, waren die Mittelsteiner schon im März herausgeholt worden. Die grosse Frühjahrsevakuierung seitens der Polen hatte ja in der Grafschaft begonnen.

E. Die Erlebnisse der Jauerschen.

Mit der Jauerschen Verwandtschaft habe ich bis zum heutigen Tage, 4. XI. 46, direkte Verbindung noch nicht aufnehmen können. Ich muss mich also auf ein Gespräch mit Alfred Dierschke vor dem Einrücken der Russen und einen Brief von Josef Dierschke vom 4. XI. 45 beziehen. Ein weiterer Brief des letzteren kam nach meiner Evakuierung in Lissa an und ist bis heute noch nicht in meine Hände gelangt. Nach diesen Quellen hat Alfred Dierschke, als von seiten der Partei die Evakuierung des rechten Oderufers verlangt wurde, seine ganze Familie mit 3 Wagen und 5 Pferden auf den Treck geschickt. Die Familie ist in das Egertal gekommen. Als nach dem Zusammenbruche die Reichsdeutschen von den Tschechen verdrängt wurden, ging die Reise wieder rückwärts über Sachsen. Ein Strehleiner Herr will Erika im Juni bei der Rückfahrt mit 5 Kindern und Gepäck in Dresden gesehen haben. Unterdessen soll der Vater aus russ. Gefangenschaft entlassen worden sein und zwar in die russ. Zone und mit Hilfe des Suchdienstes die Familie bereits gefunden haben.

Josef Dierschke, der Besitzer des Jauerschen Familienhofes, flüchtete nach langem Zaudern - Jauer war ja durch die von Brieg in Richtung Grottkau vordringenden Russen gefährdet - am 1. Februar 45 mit 2 Kastenwagen und angehängten Plauwagen mit 3 seiner Arbeiterfamilien in tiefem Schnee nach Liebenau zur Schwiegermutter. Fast das ganze Dorf war geblieben und erlebte Bitteres. Alle Männer unter 60 Jahren, darunter der Erzpriester Neuber, wurden verschleppt und sind bis heute noch nicht zurückgekehrt. Nach 7tägigem Aufenthalt kam auch für Liebenau der Räumungsbefehl, und nun ging es stufenweise bis Mittelsteine, wo sie in der Verwandtschaft der Familie, beim Mühlenbesitzer König, gastliche Aufnahme fanden. Hier lebten sie 3 Monate in bestem Einvernehmen mit der ganzen Kaschelschen Verwandtschaft, die sich allmählich vollzählig eingefunden hatten. Am 17. Mai trafen sie nach angstvoller Fahrt und Wagenplünderungen wieder in Jauer ein. Die Gebäude hatten bis auf Dachschäden nicht gelitten, das tote Inventar war noch fast alles vorhanden und in brauchbarem Zustande. Die Wohnung war geplündert und sah aus, wie es eben ist, wenn die Russen einmal darin waren. Noch im Juni gingen die Pferde verloren und auch sehr viel von dem Inventar. Seit Sept. 45 sind nun 2 galizische Familien mit 2 Pferden und Kühen auf dem Hofe und Josef arbeitet als Knecht bei ihnen, während die älteren Kinder zur Gemeinschaftsarbeit ins Dorf gehen.

Scholz Josef in Köchendorf entschloss sich erst im letzten Augenblick mit 5 anderen Köchendorfer Familien zur Flucht. Als er nun am hintersten Treckwagen half, ging sein erstes Gespann an der Spitze durch und lief bis Marienau. Dort brach ein Rad am angehängten Kutschwagen. Nun drehte man den Wagen wieder um und kehrte nach Hause zurück und Josef gab für sich die Flucht auf. Am nächsten Tage kam der Feind, Scholz Josef und der Bauer Josef Kirstein, der Bruder des anderen Schwagers Paul Kirstein, wurden einem Verhör unterzogen und dann hinter der Scheune erschossen. Im Juni wurde Josef mit seinem jüngsten Töchterchen, das gerade gestorben war, auf dem Friedhofe beerdigt.

Die 3 ältesten Mädchen waren mit dem Treck geflüchtet und lebten mit ihren Tanten Hedel und Schindler in Schönwalde bei Silberberg. Die Mutter Hilda ebenso wie ihre Schwester Lenchen Kirstein mit ihren grossen Kindern mussten dann bis Mitte Mai bei der russ. Kommandantur in Bärzdorf arbeiten. Im Laufe des Herbstes wurde der Familie Scholz noch das letzte Pferd genommen und an Allerheiligen lagen 6 Kinder an typhusähnlicher Krankheit danieder, erneute schwere Prüfungen für die Mutter. Familie Kirstein besass zu dieser Zeit noch 2 Pferde, und Mutter wie Kinder bemühten sich, die Felder so gut als möglich zu bestellen. Der Vater, Paul Kirstein, war in Brieg als Volkssturmmann in russ. Gefangenschaft geraten und die Seinen harren nun sehnsüchtig seiner Heimkehr. Aber knapp waren in Köchendorf wie in Jauer die Lebensmittel und wiederholt zogen die grossen Kinder nach Liebenau zu den Verwandten, um sich zusätzliche Nahrungsmittel zu beschaffen.

F. Die Erlebnisse der Kinder meiner Schwester Mathilde.

Von den drei Kindern meiner jüngsten Schwester Mathilde ist die älteste Tochter Anna oder Schwester Pazisa zur Zeit des russ. Angriffs auf Berlin im Norden der Stadt auf einer Filiale gewesen. Während man sonst doch in Schlesien viel von Vergewaltigungen der Klosterschwestern hörte, schreibt sie, dass Frauen und Mädchen aus benachbarten Häusern ins Kloster gekommen seien, um Schutz vor den Soldaten zu haben. Hier war also der ungewöhnliche Fall, dass solche Schwestern nicht behelligt wurden. Im übrigen war die Verunreinigung des Klosters, das Zerschlagen und Stehlen des Hausrats, der Fenster usw. ebenso an der Tagesordnung wie überall.

Die jüngere Schwester Mariechen oder Sr. Siena war in Ratibor in einem Säuglingsheim tätig gewesen und wurde bei der Annäherung der Russen mit 18 Kindern von 2 - 6 Jahren und einem 17jährigen Mädchen in Marsch gesetzt. Sie kamen durch das Sudetenland bis nach Waldsassen in der Oberpfalz. Dort hatte sie einmal Gelegenheit, die Therese Neumann in Konnersreut zu besuchen. Da die ihr anvertrauten Kinder in einem eigenen, nur kleinen Jugendheim untergebracht waren, infolgedessen mit Lebensmitteln schlecht versorgt wurden und erkrankten, wurde dieses Kinderheim aufgelöst. Die Kinder wurden in ein grösseres Heim überführt und Sr. Siena kam als Pflegerin in ein Altersheim in Wolnzach in Bayern.

Der Bruder, Franz Scholz, der nach Nowag eingeheiratet hatte, erlitt zunächst mit den anderen Dorfbewohnern dasselbe Schicksal wie alle anderen Dörfer. Er kam mit seiner Frau zu einem russ. Arbeitskommando. Während sie dort tätig waren, wurde das Nowager Dorf von den Polen evakuiert und nach Neisse in ein Lager getrieben, auch die beiden kleinen Mädchen des Scholzschens Ehepaares. Dieses selbst aber schützte der Russe vor der Evakuierung. Nach wenigen Tagen entwichen beide aus dem leeren Dorfe und wanderten bis Liebenau, wo sie bei Berthold Unterkunft, Arbeit und Verpflegung fanden. Mit grosser Mühe gelang es ihnen, durch Vermittlung einer R.K.-Schwester, ihre Kinder aus dem Neisser Lager heraus und zu sich nach Liebenau zu bekommen. Franz selbst erkrankte im Oktober an Flecktyphus und Lungenentzündung und starb am 17. November in Patschkau. Seine Witwe wurde im April mit dem Liebenauer Dorfe evakuiert und kam wie die Familie Kaschel nach Dingelbe Bez. Hildesheim.

XV. Die Entwicklung von Haus, Hof und Wohlstand der Familie im Laufe der Zeiten.

In den schweren Tagen des Januar 45 haben wir überall in Schlesien die grossen Rückwandererzüge gesehen, welche die Bauern der Heimat mit ihrer notwendigsten Habe nach Westen bringen sollten, so wie 700 Jahre früher ihre Vorfahren nach Osten gezogen waren; nur hatte sich die Zahl der Fahrzeuge ver Hundertfacht oder noch mehr, ganz abgesehen von den Eisenbahnzügen, den Autos und den Autobussen, die alle demselben Zwecke dienten. Wenn dieser Rückzug auch in ungünstigerer Winterszeit ausgeführt werden musste, so ging er doch immerhin auf den modernen Kunststrassen vor sich, während unserer Ahnen einst mühsam auf sandigen, steinigen oder schlammigen Waldwegen sich abrackern mussten.

Was mögen darum unsere Vorfahren dereinst auf ihren Wagen mitgeschleppt haben? Im Kapitel I. ist erwähnt, dass der Bischof 300 Scheffel Getreide = 200 Ztr. zu liefern sich verpflichtete. Nehmen wir an, es wären 200 Ztr. oder gar 210 Ztr. Mehl gewesen. Nun rechnet man, dass aus 3 Pfd. Mehl 4 Pfd. Brot gebacken werden, aus 3 Ztr. Mehl also 4 Ztr. Brot und aus 210 Ztr. Mehl somit 280 Ztr. Brot. Es bekommt heute der Schwerarbeiter etwa 1 Pfd. Brot auf den Tag, aufs Jahr 3,65 Ztr. Rechnet man denselben Bedarf für jene 30 Siedlerfamilien, so ergibt das fürs Jahr $2 \times 30 \times 3,65$ Ztr. = $60 \times 3,65$ Ztr. = 219 Ztr. = 220 Ztr. Es bleibt also nur noch das Mehl für 60 Ztr. Brot übrig und das reicht nicht als Ersatz für das, was der Schwerarbeiter heute an Kartoffeln und Nahrungsmitteln erhalten sollte (?). Was also der Bischof an Getreide zu liefern sich verpflichtete, langte nicht als Brotgetreide auf ein Jahr, sondern war Saatgut. Darum mussten die Siedler rechtzeitig in Schlesien eintreffen, um noch eine, wenn auch etwas verspätete, Saat in die Erde zu legen und eine halbwegs ausreichende Ernte einheimen zu können. Es beträgt aber die Entfernung vom oberen Main bis Schlesien rund 600 km. Legt man für eine Tagesleistung einen Weg von 20 km zugrunde, so würde die Reise $600 : 20 = 30$ Tage bedauert haben, oder noch die nötigen Ruhetage, freiwillige wie unfreiwillige, eingerechnet, 45 Tage. Wären sie also Mitte Februar aufgebrochen, so konnten sie Anfang April am Bestimmungsort eintreffen.

Was haben die Siedler wohl aber alles laden und mitnehmen können? Für eine so weite Reise auf schlechten Wegen dürfte bei 2 kräftigen Pferden ein Gewicht von 40 Ztr. schon die äusserste Grenze der Belastung darstellen. Fand die Fahrt in so früher Jahreszeit statt, wie ich angenommen habe, so fanden die Pferde kein für ihre schwere Arbeit ausreichendes Futter im Freien, waren also auf Hafer angewiesen, und dann dürfte für eine Zeit von 50 Tagen 10 Ztr. mindestens erforderlich sein, wenn man fürs Pferd auch nur 10 Pfd. täglich rechnet. Mit Brotgetreide mussten die Menschen versorgt sein bis in den September, d. h. für etwa 8 Monate; $1/2$ Ztr. für 2 Personen monatlich gerechnet, sind also 4 Ztr., für andere Lebensmittel wie Erbsen, Hirse, Graupe und Speck gleichfalls 4 Ztr., für Kleider, Wäsche, Decken und Haushaltsgegenstände 2 Ztr., für Ackergeräte und Handwerkszeug 6 Ztr. Rechnet man den Wagen selbst zu 15 Ztr., so ergibt das schon eine Ladung von 41 Ztr. Ein Mitschleppen von anderen Tieren, z. B. Ziegen, Schweinen und Geflügel und Rindern, wie ich das in einem anderen Buche gefunden habe, erscheint mir darum ausgeschlossen; denn sie konnten weder ernährt noch aufgeladen werden und hätten durch ihr langsames Tempo die Reise nur aufgehalten. Das wird sicher erst all-

mählich dazu gekauft worden sein und zwar aus der bischöflichen Kastellanei Ottmachau. Auch bedeutete dieses Vieh, soweit es nicht vom Waldheu ernährt werden konnte, für den ersten Winter in Schlesien nur eine unnötige Belastung. Nimmt man rund 30 Siedlerpaare an mit je einem Wagen und etwa 3 Wagen zur Verfügung des Lokators, ferner einige Reservewagen und endlich eine ganze Anzahl von Wagen aus der Heimat, welche vielleicht die ersten 14 Tage ihnen das Geleit gaben, um den Übergang über das Gebirge zu erleichtern, so ergab das sicher einen Zug von 50 Gespannen, die sich nachher auf ~~etwa~~ etwa 40 mögen vermindert haben. Wie die weitere Fahrt des Siedlerzuges mag verlaufen sein, wieviel Zwischenfälle sich mögen ereignet haben, wie oft Rad- oder Achsenbruch die Fahrt verzögerten, wieviele der Gespanne erkrankten oder gar ersetzt werden mussten, das mag sich der Leser selbst ausmalen, es wird für alle, die den Treck im Februar 45 nach Westen mitgemacht haben, ein Leichtes sein.

Dass man nach Eintreffen am Bestimmungsorte gleich die Höfe abgesteckt hat, erscheint mir nicht recht wahrscheinlich. Bielitz war ja nebst Nieder-Hermsdorf und Lamsdorf das am weitesten östlich gelegene bischöfliche Dorf. Es lag am Rande des berühmten Grenzwaldes, „der Przeseka, jenes Urwaldgürtels, der sich von unserer Heimat über ~~den~~ Kleuschnitz, Przychod bis an die Oder und noch darüber hinaus erstreckte und der das deutsche Gebiet von den polnischen Bewohnern trennen und vor ihnen schützen sollte. Da werden sich die Siedler im Anfange wohl noch unsicher gefühlt haben und haben daher ihre Häuser oder besser Hütten recht nahe zusammengebaut. Auch konnten sie so der Unbill des ihnen noch unbekanntem Ostwinters leichter Herr werden. Zudem waren sie ja durch 15 Jahre noch von Abgaben befreit und diese Zeit haben sie ausgenützt, um möglichst viel zu roden. Nach dieser Zeit mögen die Höfe dann abgesteckt, verteilt und in einfachster Form gebaut worden sein, sodass, als die Zahlung des Zehnten und des Erbzinses begann, das Dorf schon richtig bestand.

Diese ersten Hütten waren natürlich nur aus Holz gebaut und bestanden aus einem einzigen Raume. Möglich ist, dass man schon sehr bald einen kleinen Vorraum abtrennte, um die Hütte im Winter wärmer zu halten; und wenn man eine Hütte erneuern musste, so wird die nächste immer etwas grösser und sorgfältiger gebaut worden sein.

Im ersten Kaufvertrage von 1609 liest man zwar schon den ganzen Auszug, auch dass der Käufer dem Auszügler 2 Kühe in seinem Stalle durchwintern und 2 Schweine bei den seinen halten muss, aber über die Wohnung des Auszüglers ist nichts gesagt. Im 2. Vertrage von 1631 macht sich die Witwe des Lukas Trutzmann bereits freie Herberg aus, frei Holz und Licht, die Stubenkammer und einen Teil vom Keller im Hause samt einem Stalle. Im Jahre 1655 war ein grosser Brand im Dorfe, dem auch unsere Wirtschaft zum Opfer fiel. Die Abgebrannten wurden auf 3 Jahre von allen Lasten befreit. Sie müssen also sorgfältig und teuer gebaut haben. In diese Zeit möchte ich den ersten Mauerbau verlegen. Nun hat das Mauerwerk unseres alten Wohnhauses, des jetzigen Auszughauses, eine verschiedene Stärke. In der Küche ist es am dicksten, wohl an $\frac{3}{4}$ m, im Hausflur und den vorderen Zimmern schwächer. Ausserdem befindet sich an der Nahtstelle zwischen Küche und Hausflur ein kleiner Vorsprung. Hieraus schliesse ich, dass dieser vordere Teil, wenigstens in seiner heutigen Gestalt, erst später umgebaut worden ist. Der Bau von 1655 muss also nur die Küche umfasst haben, und die Küche muss sich über die ganze Breite des Hauses erstreckt haben. Dabei wird der

Hausflur auch schon überbaut worden sein, denn in ihm hat ja die Hauskammer gelegen, welche wir "das Gewölbe" nannten. Auch der Kellereingang muss im Hausflur gelegen haben. 1659 macht sich Hans Truczmann der Ältere freie Herberg aus, frei Licht, frei Holz zum Kochen, Backen, Waschen und Leuchten, auf dem vordersten Ofentopf die Nutzung, und Warmwasser zu gebrauchen, die Stubenkammer zur Liegestatt, sowie den Boden über der Stube bei dem Fenster von Vaters Liegestatt. 69 Jahre später, im Jahre 1728, zieht Paul Drutzschmann seinem Sohn Christoph freie Herberg aus, den vordersten Ofentopf zur Warmwasserbereitung, den Ort in der Stube von den Ofentöpfen gleich aus bis zur hintersten Wand, auch über diesen herausgezogenen Ort den Boden nach Belieben zu verwenden., item die Hauskammer. Nach diesen Verträgen hat die Küche schon damals den Eingang auf der Nordseite gehabt; auf der Südseite befand sich und zwar in der Mitte der Herd. Das ist wohl eine offene Feuerstelle gewesen nach Art der einer Schmiede. Hier hingen mehrere Töpfe an Ketten herab. Unter jedem Topf konnte Feuer entfacht werden, einer oder mehrere dienten nur der Warmwasserbereitung, andere zum Kochen. Zum Braten wurde das Fleisch an einen Spiess gesteckt und durch unablässiges Drehen desselben das Anbrennen verhindert. Später mag man das Fleisch in eine Pfanne gelegt und diese über einer eigenen, aus Ziegeln geschichteten Feuerstelle erhitzt haben. Der frei bleibende Raum zwischen der Ostwand der Küche und dem Herde und zwar von den Ofentöpfen bis zur Südwand war der Tagesraum für den Auszügler. Dieser Raum wurde durch das nie erlöschende Feuer der Warmwasserbereitung erhellt und hiess deshalb die Helle. Von ihm galt der Spottvers, den ich selbst noch in meiner Jugend gehört habe: "Bei dem Ofen ei der Helle ihs de oale Weiberstelle!"

Der dem Auszügler gehörende Bodenraum mag wohl gewechselt haben. 1659 lag er über der Stubenkammer, also auf der Westseite, 1728 über dem herausgezogenen Orte der Küche, also auf der Ostseite. Der übrige Raum der Küche, die insgesamt fast 50 m² Fläche gefasst hat, war nun Küche, Wohn- und Schlafzimmer für den Wirt und seine Familie. Waren die Kinder nicht mehr schulpflichtig, so ersetzten sie dem Vater Knechte und Mädege und schliefen mit diesen im Pferde- bzw. Kuhstalle. Ob die Stallung im Jahre 1655 schon massiv gebaut worden ist, lässt sich nicht erkennen; nur das ist aus dem Kaufe von 1659 zu lesen, dass der Stall 2 Türen hatte. Allerdings braucht er deshalb nicht ebenso gross gewesen zu sein, wie er bis 1908 war. Denn zur Zeit der Leibeigenschaft wurde ja alles Heufutter für die Pferde gebraucht, um sie bei Kräften zu erhalten. Da mag die Rinderzahl geringer, der Stall deshalb auch erheblich kleiner gewesen sein.

Im Vertrage von 1728 steht nun auch von einem Bienengürtel zwischen jungen Obstbäumen zu lesen, das später gegen einen Bienenstand auf der Südseite der Scheuer eingetauscht werden soll und von einem Schweineställchen beim Brunnen. Hieraus kann man Schlüsse ziehen auf das Aussehen des ganzen Hofes. Offenbar war bisher nur die eine Seite des Hofes, die Westseite, bebaut. An das Wohnhaus mag sich unmittelbar der 2türige Kuhstall angeschlossen haben. Vielleicht bestand er nur aus einem hölzernen Gestell, dessen Fächer mit Lehm ausgefüllt waren. Wahrscheinlich ist er auch wie das Wohnhaus mit Strohschauben gedeckt gewesen. Dahinter mag die Düngergrube gelegen haben, die für 20 Rinder, 5 Pferde und 2 Fohlen und für wenige Schweine kaum halb so gross zu sein brauchte, wie heutzutage. Dahinter kam der Pferdestall mit Hackkammer oder Futterkammer, und Fohlenstall, und anschliessend eine quer gebaute Scheune. An der

Südostecke des heutigen Zwingers war der Brunnen, aus Feldsteinen geschichtet, offenbar so wie er vor Jahrhunderten gegraben worden war. Bis 1890 war er ein Ziehbrunnen, erst dann trat eine hölzerne Pumpe an seine Stelle. Neben diesem war ein Schweineställchen für den Auszügler und mehrere für den Wirt, alle aus Holz gebaut, wie wir sie heute noch bei den Siedlungshäusern sehen. Die ganze übrige Westseite ist offenbar von Paul Drutschmann mit Obstbäumen bepflanzt worden, soweit sie nicht zum Hofraume geschlagen wurde. In diesem Garten standen ein Backhaus und die Bienenstände. Aber schon der Sohn Christoph hat sich für die Bienen nicht mehr interessiert und noch weniger sein Nachfolger Hans Schneider; denn sie werden im Vertrage nicht mehr erwähnt. Aus dem Kaufvertrage von 1752 sind in Haus und Hof wichtige Veränderungen festzustellen. Dass es unter Christoph Drutschmann und Hans Schneider vorwärts und aufwärts gegangen ist, lässt sich schon daraus schliessen, dass Hans Schneider sich in seinem Verkaufe ausbedingte, ein Pferd zum Reiten, wenn er es benötigt und die Verkäuferin auf dem Wagen oder der Kalesche zu fahren. Mir ist, als ob ich diese Kalesche noch kennen müsste, ob es nicht unser lieber, guter "alter Plauwagen" gewesen ist, der dann aber bis 1910 ungefähr Dienst getan hätte? Und wie sah denn der aus? Auf einem Untergestell hing in vier Ringen ein hölzerner Wagenkasten mit gewölbter Decke, oben mit Leder überzogen; er enthielt einen Vorder- und Rücksitz zu je 2 Plätzen. Beide Sitze waren gepolstert, aber ohne Sprungfedern, welche auch der Rücklehne fehlten. Der Vordersitz besass überhaupt keine Rückenlehne, sodass jederzeit aus dem Vordersitz 4 Sitzplätze wurden, indem jeder Fahrgast seinen Sitzplatz eben nur bis zur halben Sitztiefe einnahm. Rückten die Fahrgäste zusammen, so sassen übrigens nicht vier sondern sechs Personen auf dem Vordersitz, besonders, wenn es Kinder waren. Dass dann auf dem Rücksitz drei Personen sassen, meist 2 Frauen - der Vater sass ja links auf dem Vordersitz und hatte die Leinen - und dass die zwei Frauen noch je ein Kind auf dem Schoosse hielten, ist selbstverständlich, und so betrug die Zahl der Fahrgäste gar häufig 11 Personen. Was das doch für frohes Volk im lieben alten Plauwagen war! Wenn ich doch noch einmal damit fahren könnte. Ja, und das Ein- und Aussteigen? Auf den Vordersitz kletterte man über das Vorderrad und brauchte nur das Spritzleder zu öffnen. Für den Rücksitz gab es an der linken Seite ein kleines Türchen, welches aber vom Wagenboden nur bis zur reichlichen Höhe des Sitzes ging. Über dem Türchen war bis zur Wagendecke alles Fenster, oder besser gesagt Luft, denn Glasfenster gab es noch nicht. Ebenso war es auf der rechten Wagenseite. Regnete es, oder zog es zuviel, so wurden 2 Ledervorhänge vorgezogen und an 3 Knöpfen festgeknöpft. Dann regnete es nicht mehr ein, doch gezogen hat es noch mehr. Aber schön war es immer. Lieber, alter Plauwagen, wenn du die Kalesche von 1752 warst, dann hast du 6 Generationen treu gedient! Wieviele kleine Drutschmann hast du heranwachsen sehen, wieviel Freude hast du erlebt, wenn all die kleinen Würmer an dir emporkletterten, glücklich, dass sie mitfahren durften! Ja, du hättest zum Schluss nicht in fremde Hände kommen dürfen, du hättest das Gnadenbrot auf der Wirtschaft erhalten müssen. Freilich, 1945 hätten auch dir Russen und Polen den Graus gemacht! -

Aber Hans Schneider hat viel getan. Er hat auch ein Leimhaus oder Lehmist gebaut und zwar neben dem Backofen auf der Ostseite mit 2 Böden und er behielt sich im Verlaufe den mittelsten Boden und die Lehmistkammer für sich. Den bisherigen Hausboden hat er verdoppelt, indem er in halber Höhe noch eine 2. Dielung legen liess. Den mittleren Boden hat er in Hauskammern eingeteilt und hinauf eine Stiege oder Treppe

legen lassen, während bisher der Aufstieg mit einer Leiter geschah. Er hatte bisher ja auch nur als Heuboden gedient. In der Küche hat er die Feuerstelle verkleinert. Wohl sind noch die Ofentöpfe zur Warmwasserbereitung geblieben, aber daneben hat er einen Kachelofen gebaut, d. h. einen geschlossenen Ofen mit einer eisernen Feuerplatte; und für seine Töpfe beansprucht er den Raum neben der Feuerung. Neben dem Backofen hat er einen Dörröfen zum Flachs rösten gebaut. Das Flachsbrechen muss wohl sehr oft stattgefunden haben. In meiner Jugend konnte man solch einen Ofen nicht mehr. Das Flachsbrechen fand nur nach jedem Backen statt.

Im Jahre 1787 verkauft Lorenz Drutschmann die Wirtschaft seinem Sohne ~~XX~~ Franz. Die Bestimmungen über das Wohnrecht des Auszügers sind fast wörtlich dem letzten Verkaufe entnommen. Es geht daraus hervor, dass unter Lorenz Drutschmann keine baulichen Veränderungen vorgenommen worden sind. Dieser macht sich auch wieder ein Pferd zum Reiten aus und für die Frau das Recht, auf der Kalesche zu fahren. Ja er bedingt sich sogar freie Stallung, Siede und Streu aus, wenn er sich einmal selbst ein oder zwei Pferde halten sollte. Er kündigt weiter an, dass er sich ein Stübel bauen will, das der Wirt bauständig halten und für welches er Brennholz liefern müsse, und behält sich das Recht vor, in die grosse Stube zurückzukehren, wenn es ihm in dem Stübel nicht gefallen sollte. In den späteren Verträgen lesen wir nichts mehr von all den früheren Bestimmungen über das Wohnen des Auszügers. Es ist also anzunehmen, dass der Lorenz sich wirklich ein Stübel gebaut hat.

Sein Sohn Franz bezeichnet sich in der Trauungsurkunde mit der Catharina Könnin aus Ritterswalde im Jahre 1799 als Freibauer, d. h. er hat sich von allen Robotpflichten losgekauft, es musste ihm also wirtschaftlich gut gehen. Da kann man nicht annehmen, dass der Wirt, wenn der Auszüger sich ein Stübel baut, in der Küche wird weiter wohnen geblieben sein. Es muss also auch das Wohnhaus umgebaut worden sein. Es sind offenbar jetzt über dem Hauskeller die beiden vordersten Stuben gebaut worden. Diese sind mit Hausflur und Küche von einem einzigen Dachstuhl überdeckt worden, wie er auch jetzt noch besteht. Nur wird das ganze Gebäude damals 1 1/2 stöckig, nicht 2 stöckig gewesen sein. Als Dachbedeckung wird man wahrscheinlich auch noch Strohschauben verwendet haben, woraus sich auch die schnelle und grosse Verbreitung des Feuers von 1853 erklärt. Die früher vorhandene grosse Küche ist durch eine Scheidewand in eine östliche und westliche Hälfte geteilt worden. Letztere wurde nochmals unterteilt in die Futter- und in die Mägdekammer. Diese besass 2 Fenster, von denen eins nach der Küche, das andere, kleinere nach der Traufe zeigte. Den Ausgang hatte diese Kammer nach dem Gewölbe, von hier zum Hausflur und wieder in die Küche. Die Futterkammer hatte 2 Ausgänge, nämlich zur Küche und zum Kuhstall und ein Fenster zur Traufe. Die andere Hälfte des Raumes war als eigentliche Küche reichlich klein. Darum wurde die Ostwand in 2/3 ihrer Länge ausgekehlt und somit eine lange Sitzbank im Mauerwerk erreicht, die mit einem Brett überdeckt war. Auf diesem sassen bei den gemeinsamen Mahlzeiten der Grossknecht, wir Jungen und die Mutter, auf der gegenüberliegenden Breitseite die 3 Mägde und die älteste Schwester, auf den Schmalseiten neben der Mutter der Vater und die 2. Schwester, auf der anderen Seite noch 2 Knechte. Langten diese Plätze noch nicht aus, so war noch ein zweibeiniger Reservetisch vorhanden, der in den grossen eingehängt wurde. Der Tisch selbst hatte eine Eichenplatte von sicher sehr ehrwürdigem Alter, während das nichteichene Untergestell offenbar jüngeren Datums war. Die Platte

selbst war wohl infolge des täglichen Abreibens mit Sand und Stroh-
wisch verhältnismässig dünn geworden. Aber die hat, wie ich ja in
der Schilderung des grossen Brandes im Kap. X hervorgehoben habe,
diesen, wenn auch wundenbedeckt, überstanden. Bei der Teilung der
Küche sind auch die Töpfe zur Warmwasserbereitung endgültig verschwun-
den. Der aus Ziegeln bestehende Kachelofen wurde vergrössert und eine
grosse Wanne für die Warmwasserbereitung eingebaut. Die Feuerungsstelle
wurde in die Futterkammer verlegt.

Das neu erbaute Stübel wurde das Gegenstück zum Wohnhaus. Es begann
wie dieses etwa 3 m vom Strassenzaun entfernt, enthielt zunächst 2
Stuben, einen kleinen Hausflur, einen Stall für 2 Kühe, weiter einen
Keller mit Eingang vom Hofe, umfasste weiter das Lehmist und den Back-
ofen. Es erreichte somit die Länge des Wohnhauses und war nur eine
Kleinigkeit schmaler. Der dazwischen liegende Hofraum war sehr eng.
All diese Baulichkeiten wurden gleichfalls von einem einzigen Dach-
stuhl bedeckt. Auch diese Gebäude hat Lorenz nur 1 1/2 stöckig gebaut.
Daran schloss sich eine Grase- oder Futterkammer und dran die Dünger-
grube an. Auf diese folgte der Brunnen und ein kleineres Gebäude, das
4 Schweineställe und einen "Torfstall" enthielt. Dabei muss es dahin-
gestellt bleiben, ob die Düngergrube von Franz Drutschmann in das
frühere Gärtel verlegt wurde oder erst von Nepomuk Drutschmann im
Jahre 1853.

Geht aus dem Bisherigen schon hervor, dass es der Familie mit jeder
weiteren Generation besser ging, dann mussten vor allem die Ernten
sich gebessert haben, und dann muss auch die Scheuer zu klein geworden
sein. Darum hat man wohl zur selben Zeit noch eine 2. Scheune hinter
die erste gebaut und zwar auf der Südseite. Denn noch von unserem Vater
her wissen wir, dass früher 2 Scheunen hintereinander gestanden haben.
Aber nun kam der grosse Brand am 8. Sept. 1853. Das neue Wohnhaus und
ebenso das Auszughaus waren schnell wiederhergestellt. Die Grundmauern
wurden aufgestockt, beide Häuser wurden zweistöckig, es wurden die
Dachstühle aufgesetzt und beide Dächer mit Schieferplatten bedeckt.
An das Wohnhaus schloss sich ein einziges Stallgebäude, bis zur Scheune,
wie es in den Grundmauern und Dach heute noch steht und Pferde- und
Kuhstall umschloss, an. An Stelle der 2 Scheunen schloss sich eine
eintennige Scheune, aber in Nord-Süd-Richtung an. An diese lehnte sich
an der Ostseite ein auch noch bestehender Schuppen, der auch das Göl-
pelwerk der Dreschmaschine umschloss. An den Schuppen aber grenzte
auf der Ostseite noch der Schweine- bzw. Torfstall. Dann folgten wie
bisher Brunnen, Düngergrube, Grasekammer und damit stand man wieder
am Auszughause. Das war das Aussehen des Hofes bis zum Neubau 1907/08.

Sehen wir uns nun einmal die für unsere Wirtschaft gezahlten Kaufpreise
an:

<u>Jahr</u>	<u>Grösse</u>	<u>Kaufpreis</u>	
1. 1609	1 1/2 Hufen	500	schwere Mark zu 48 Sgr, 1 Sgr = 12 Heller
1622	1 1/2 Hufen	788	" "
2. 1631	1 1/2 Hufen	600	" "
3. 1659	2 Hufen	600	" "
4. 1690	2 1/2 Hufen	776	" " " , 1 Sgr = 12 Pfg.
5. 1728	2 1/2 Hufen	850	" 200 Mark verbleiben als eigenes Erbteil
6. 1752	2 1/2 Hufen	800	" " zu 48 Sgr., 1 Sgr = 12 Pfg.

Jahr	Grösse	Kaufpreis
7. 1787	2 1/2 Hufen	800 schwere Mark beim Ortsgericht, 853 Taler 10 Sgr. beim hochfürstbischöflichen Hof- richteramt
8. 1829		1400 Taler Courant
9. 1866		8000 "
10. 1902		60600 Mark.

Nach diesem Verzeichnis wird in kleineren Münzen mit Silbergroschen und Hellern oder seit 1690 mit Sgr. und Pfennigen gerechnet. Der Groschen hatte 12 Pfg. und der halbe Groschen war ein "Sechser". Seit der Neugründung des Reiches im Jahre 1871 ist die Groschenrechnung offiziell verschwunden, sie hat sich im Volke bis 1900 erhalten, und ich habe als Knabe noch häufig genug für 2 Groschen = 25 Pfg., wie es aufgerundet wurde, oder für 4, 6 und 8 Groschen Semmeln geholt. Unsere schöne Goldmark der Kaiserzeit hatte also 8 Groschen, eine schwere Mark ist nach obigem also 6 Goldmark oder auch 2 Taler. Es sind also 500 schwere Mark = 1000 Taler = 3000 Goldmark.

Der 2., nicht numerierte Preis in obiger Tabelle, bezieht sich auf eine Wirtschaft, die Simon Truczmann, der Bruder des Lukas Tr., im Jahre 1622 aus fremden Händen kaufte. Es war dies ein freier Kauf, alle anderen Käufe sind kindliche Käufe. Aus den beiden ersten Zeilen ersieht man, dass der kindliche Kauf erheblich niedriger liegt, als der freie Kauf. Im Beispiel liegt er um 1/3 niedriger. Wenn der 2. Kaufpreis unserer Wirtschaft im Jahre 1631 um 100 Mark, also 20 % höher lag, so kann das seinen Grund im Sinken der Kaufkraft der Mark oder in einer schlechten Lage der Familie gehabt haben. Tatsächlich war ja auch Lukas Tr. schon mit 45 Jahren gestorben. 1659 ist die Wirtschaft um 1/2 Hufe, also um 1/3, grösser geworden, der Kaufpreis ist aber der gleiche geblieben. 1631 muss also der vorzeitige Tod des Vaters den erhöhten Kaufpreis verursacht haben. 1690 ist das Gut wieder um 1/2 Hufe gewachsen, 1/2 Hufe kostete 1659 aber 150 Mk., somit 2 1/2 Hufen 750 Mk. Dieser Preis deckt sich fast mit dem von 1690. 1728 wird zwar die höhere Summe von 850 Mk gezahlt, aber da ja 200 Mk dem jungen Wirt als Erbteil sichergestellt werden, d. h. zurückgegeben, stellt sich dieser Preis als ausserordentlich billig dar. Die nächsten Kaufpreise von 800 Mk zeigen auch nur eine geringe Änderung. Noch günstiger muss der von 1829 angesehen werden, denn 1400 Taler sind nur 700 schwere Mark. Im Preise von 1866 = 4000 schwere Mark sieht man ein sprunghaftes Emporschnellen des Preises, begründet in der besseren Lage der Landwirtschaft und in der sinkenden Kaufkraft des Geldes. Dem Preise von 1902 liegt auch der von 1866 zugrunde, indem mein Vater für die eigentliche Väterei den gleichen Preis wie 1866 verlangte, aber darauf bestand, dass vor allem für die 6 Jahre vorher gekaufte Klarwirtschaft der volle Preis gezahlt würde, es waren 33000 Mk. Der Rest rührte davon her, dass der Bruder ja auch einen Teil der Herrmannwirtschaft übernahm. So betrachtet, zeugen die Kaufpreise von einer stetigen, fleissigen und treuen Arbeit der Familie in den sämtlichen Generationen, auf die auch wir Nachkommen mit vollem Recht stolz sein können.

Aus den Verkäufen seien einige Preise noch wegen ihres allgemeinen Interesses angeführt. Im Jahre 1631 wird 1 Schwein, 1 Jahr alt, mit 36 Sgr. = 1 1/2 Talern angerechnet, im Jahre 1728 eines von 1 1/2 Jahren mit 2 Talern. Derselbe Preis findet sich im Jahre 1752;

im Jahre 1787 rechnet man dagegen für ein eben solches 7 Taler; 1 Spanferkel, vielleicht 30 Pfd., wird 1728 und 1752 mit 6 Sgr. = 75 Pfg. berechnet. 1 Schock Eier 1728 mit 4 Sgr. = 48 Pfg.; das Ei also $48 : 60 = 0,8$ Pfg. Im Jahre 1728 rechnet man 3 Scheffel Weizen = 2 Ztr. = 1 Taler, 3 Scheffel Gerste = 2 Ztr. = 1 Taler und 9 Scheffel Roggen = 6 Ztr. = 1 Taler. Das letztere ist offenbar ein Rechenfehler. Solche müssen vor allem im Kaufvertrage von 1787 unterlaufen sein; denn dort liest man: 3 Kühe und eine Kalbe = 20 Taler, also eine Kuh = 4 Taler, während ein Schwein im gleichen Vertrage mit 7 Taler bewertet wird. Die 20 Taler für die Kühe sind auch zu wenig gegenüber der Aussteuer an Flachs: 72 Kloben = 36 Taler, sie sind es auch gegenüber dem Wert des Mehls für die Hochzeit: 6 Scheffel Weizen und 4 Scheffel Korn, d. h. also 4 Ztr. Weizen und $1 \frac{1}{2}$ Ztr. Korn = 10 Taler, d. h. so teuer wie 2 Kühe. Stetiger sind die Kaufpreise für die Aussteuerpferde: 1659 und 1690 je 18 Taler, 1735 ein Pferd mit Sattel und Saumzeug = 32 Mk 24 Sgr. = 65 Taler = 195 Mk, während 1902 dasselbe mit 600 Mk angerechnet würde. Da aber obige Preise für die für die Aussteuerkühe sich auch in den Verträgen von 1735 und 1752 findet, soll er vielleicht auch keine richtige Bewertung der Kühe angeben, es kam vielleicht nur darauf an, eine bestimmte Höhe des Aussetzes der zu zahlenden Gerihhtskosten wegen nicht zu überschreiten, und dann hat man die gleiche Höhe durch Generationen beibehalten.

Aber immerhin sehen wir uns diese Auseinandersetzung und die Aussteuer für jüngere, noch minderjährige Geschwister etwas näher an! In der Auseinandersetzung von 1648 erhalten die 4 Kinder zunächst je ~~XX~~ 50 schwere Mark Muttererbe, der ältere Sohn 1 Pferd und 6 Mk fürs Erbrecht, der 2. fürs Erb- und Jüngstenrecht zusammen 12 Mk, jeder zur Verheiratung noch Tuch zu einer Hoche und einen Rock; 1659 erhält der Bruder wieder Landtuch zu einem Anzuge, 1 Paar Stiefel, 1 Hut, 1 neue Lade; 1690 wieder dasselbe, nur an Stelle des Hutes eine fuchsene Mütze; 1735 erhält der Sohn 300 Mk Vatererbe, 1 Pferd mit Sattel und Zaumzeug, 32 Mk für das Jüngstenrecht, im Falle der Verheiratung 1 Anzug, für Vaters Kleider $7 \frac{1}{2}$ Mk, 20 Hemden, 6 Tüchel, 1 Himmelbett und 1 Kasten. Hierbei treffen wir schon die einzigen beiden Möbelstücke, die bei jeder Verheiratung bis 1800 überhaupt auftreten, nämlich der Kasten und die Lade. Der Kasten war eine nach oben weitere Kiste mit gewölbtem Deckel, die Lade nichts anderes als eine Kommode oder Schub. Im letzten Jahrhundert wurde die Rechnung für jüngere Söhne vereinfacht, mein Vater hatte seinem Bruder als Aussteuer 500 Taler, mein Bruder Albert seinem Bruder Paul 1 Pferd oder 600 Mk zu zahlen.

Für Töchter bzw. Schwestern war die Auseinandersetzung bzw. Aussteuer weit reichhaltiger. Zunächst erhielten sie aus dem väterlichen Hofe Vieh und zwar erhält 1584 jede Tochter 1 Kuh, in der nächsten Generation 2 Kühe, wieder in der nächsten 6 Rinder. Dann schwankt die Zahl zwischen 6 und 4 Rindern bis zur Gegenwart. Von meinen Schwestern erhielten 2 je 4 Kühe oder 720 Mk., die Jüngste noch 3 Kühe oder 750 Mk.

Im Jahre 1584 wurde jeder Tochter einfach ein Bett zugeschrieben, in der nächsten Generation hiess es schon ein Bett, bestehend aus Ober- und Unterbett mit 3 Pfühlen, 2 mal zu beziehen. Dann war das Bett 3 mal zu beziehen, dann 4 mal. Die Bezüge waren genau vorgeschrieben. 1752 wurden der Tochter schon 4 Betten mit je 4 Bezügen ausgemacht, 1787 waren es gar 5 Betten. Es ist im allgemeinen wohl bei der Zahl

von 4 Betten geblieben bis zum heutigen Tage. Ferner erhielt 1584 jede Tochter 2 Halskoller und 3 Röcke von Landtuch, das nächste Mal erhielt jede nur 1 Rock mit "Gestalt" aus Landtuch, 1 Tischtuch, 1 Laylach, 1 Kasten und 1 Lade. Im Jahre 1690 klang es schon anders: die Schwester Anna erhielt 3 Röcke mit Gestälde von Damast, Atlas oder Tuch, 1 Paar rote und 1 Paar schwarze Stiefel, 18 Hemden, 12 Schleier, 15 Hauben, 4 Schürzen, 1 Bärtlein für 2 Taler 9 Sgr., 1 Gürtel, 3 Unterröcke, 1 Laylach von 10 Ellen, 1 Handtuch von 7 Ellen, 3 Tischtücher, 3 Kirchentücher, 1 Kasten und 1 Lade. Was das Bärtlein gewesen ist, hat mir noch niemand sagen können. Es wird unmittelbar nach den Hauben genannt, und da wird es wohl die Winterhaube gewesen sein, die ja mit kostbarem Edelpelz wie Zobel, Nörz oder Iltis verbrämt war. Im Jahre 1735 wurden der Tochter gar 7 Röcke verheissen, in jedem 5 Ellen Sauntuch von 2 Ellen Breite, die Mieder hierzu von Atlas mit Schnüren darauf, die Elle Schnur zu 2 Sgr. Ein ander Mal war das Mieder aus "Pollemit" oder "in gleissender Farbe aus Taschent". Erhielt die Anna im Jahre 1690 18 Hemden, so bekam die Catharina im Jahre 1735 fast das Doppelte von jedem, nämlich 34, die Zahl der Unterröcke stieg von 3 auf 8; statt 15 Hauben sind es 24, dazu sind die verwendete Leinwand und die Spitzen genau vorgeschrieben, ausserdem kamen jetzt noch 10 Vortücher über das Mieder zu knüpfen, ferner noch 8 andere Tücher mit Spitzen, wahrscheinlich Kopftücher, 12 Schleier, 3 Tischtücher, 4 Kirchentücher, zum Kirchgang umzunehmen, 2 Betttücher oder Bettdecken, 1 Laylach von 10 Ellen, 1 Handtuch von 7 Ellen, 5 andere Handtücher, 2 Zippel oder Zipfeltücher. Das waren dreieckige, leinene Tücher, deren Ecken in lange, schmale Bänder ausliefen. Darauf stellte man irgendeinen oder eine andere Last, nahm sie auf den Rücken und verknotete die Bänder kunstvoll auf der Brust. Das Zipfeltuch ist vielleicht der Vorgänger unseres Rucksackes zu nennen. Dazu kamen jetzt 2 Juppen oder Joppen, also Jacken oder Mäntel; Gürtel und Bärtel sind natürlich nicht vergessen. Aber während das vorige Bärtel 1 schwere Mark kostete, liess man es jetzt 3 Mk kosten. Dazu kamen noch einige Kleinigkeiten, Schürzen, 1 Latz, ein paar rote Tüchel usw. Dass diese ganze Wäsche nicht mehr in einem Kasten und einer Lade Platz fand, sondern dass man jetzt 2 Kästen brauchte neben der Lade, ist leicht verständlich. - Catharinas Stiefschwester, der Helene, werden im Jahre 1752 statt der 7 Röcke nur 6 ausgemacht, aber zu jedem Rock eine Schürze von Atlas, und dann braucht man statt der 5 Ellen Sauntuch jetzt 5 1/2 Ellen, und den ersten Rock hat ihr der Bruder zu geben, "wenn sie das erste Mal unter die jungen Leute, d. h. zum Tanze, gehen tut". Hemden erhält die Helene statt der 34 nur 24, die Zahl der Unterröcke ist wieder 8, ferner wieder 12 Schleier und 8 Tüchel mit passenden Schürzen, statt der 3 Tischtücher bekommt sie 4, dann den üblichen Laylach, das Handtuch von 7 Ellen und 5 andere Handtücher, 2 Bettdecken, 3 Zippeltücher, 24 Hauben, davon 12 von der besten und schönsten gekauften Leinwand, andere von Catun, mit den zugehörigen Schürzen, 2 neue Juppen, Unterziehpelz, 1 Paar rote Stiefel, neue Strümpfe, 1 Gürtel, 1 Latz, 1 Bärtel für 3 Mk, 2 Kasten und 1 Lade.

Im Verkauf von 1787 lesen wir die letzte Aussteuer eines Mündels, der Elisabeth. Sie erhält nur 4 Röcke, aber von 6 Ellen Sauntuch zu 2 Ellen Breite, 21 Hemden, 7 Tüchel mit Spitzen, 2 Tischtücher, 2 Bettdecken, 4 Zippeltücher, 24 Hauben von Catun, von Schleierleinwand oder von Hauptleinwand, aber mit Spitzen. Sie erhält wieder die 2 Juppen, den Unterziehpelz, den Gürtel, dazu 1 Stirnband und 1 Langärmel, die Ärmel von feiner, gekaufter Leinwand, der Leib von 3elliger Leinwand und eine Schürze von Catun, auch Handtücher, aber das Laylach fehlt,

auch das Handtuch von 7 Ellen und das schöne Bärtel. Es muss also doch die Mode sich etwas geändert haben. Ob das neue Kleid "der Langärmel" etwas der auch mir noch dunkel bekannte "Spenser" war?

Und die Mode änderte sich weiter. Von den Aussteuern im 19. Jahrhundert ist kein Verzeichnis in den Kaufverträgen mehr vorhanden. Von den Hauben weiss ich, dass meines Vaters Schwestern sämtlich noch solche bekommen haben, und ich erinnere mich auch, zwei der Tanten noch in solchen gesehen zu haben. Eine dritte Schwester war vor meiner Zeit noch gestorben. Die 4. und jüngste Schwester Hedwig hatte den Bauern August May in Bösdorf geheiratet. Der aber war Gardear-tillerist gewesen, hatte moderne Berlinerinnen gesehen, und darum gefiel es ihm nicht, seine Frau in altmodischen Hauben zu sehen. Als eines Tages die Tante mit den Mägden auf dem Felde war, bewaffnete er sich mit einer Schere, öffnete die Lade und zerschnitt alle 24 Hauben. Als die Tante nach Hause kam, beichtete er ihr seine Tat, spannte an und fuhr mit ihr nach Neisse, wo er sie dann städtisch ein-kleidete. Meine Mutter hat solche Hauben überhaupt nicht mehr mitge-bracht. Leider!

Was ich bisher aus den Verträgen als Aussteuer von Söhnen und Töchtern unserer Sippe zusammengestellt habe, das war die "Ausgabe" für solche, denen wenigstens ein Elternteil vorzeitig gestorben war. Die andern aber, bei denen beide Eltern noch lebten - und deren waren ungleich mehr - erhielten zumindestens das Gleiche an Vieh, Betten, Kleidung und Wäsche und somit ersehen wir, dass von einer Generation zur anderen, besonders aber nach 1700 der Wohlstand sich bedeutend gehoben hat.

Was ich an Kleidern aber aufgezählt habe, war ja der Sonntags- oder Festtagsstaat. Wie stand es denn nun um die Werktagskleidung? Auch die ist dreimal aufgeführt worden. 1735 bekam die Catharina 100 Klo-ben Flachs, 1752 die Helene gleichfalls und zwar 40 Kloben langen und 60 Kläben kurzen Flachs und 1787 die Elisabeth 72 Kloben, halb langen und halb kurzen. Diese Aussteuer an Flachs ist bis 1870 etwa bestehen geblieben, bis nämlich im neuen Kaiserreich mit der Zunahme der Fa-briken, dem wachsenden Reichtume des Landes und der Verdrängung der Leinwand und Wolle durch die Baumwolle die Produktion von Flachs im Vaterlande fast ganz aufhörte. Da aber wohl ganz wenige meiner Leser noch den langen Weg der Verarbeitung mit eigenen Augen gesehen, meistens nicht einmal davon gehört oder gelesen haben, will ich ihn hier erzählen:

Im Frühjahr wird der Lein gesät, und sobald er die nötige Höhe zum Jäten hat, wie anderes Getreide gejätet. Denn es ist einleuchtend, dass bei der fortwährenden Behandlung des Flachsstrosches durch die Menschenhand die Stacheln der Disteln und anderes Unkraut den Händen des Arbeiters weit mehr zur Last fallen als bei jeder anderen Stroh-art. Dann wird gegen Ende Juni der abgeblühte Flachs gerauft, d. h. mit den Wurzeln aus der Erde gezogen, er wird zunächst hingelegt, nach einiger Zeit aufgestellt und dann so etwa zur Zeit der Ernte der Sommergerste auch geerntet. Wird die weitere Ernte mal durch einen Regentag unterbrochen, so wird der Flachs mit Flegeln gedroschen. Die Samen, der Lein, kommen auf den Boden, die sogenannte "Knoten-spreue" - man spricht den Fruchtstand auf dem Halm als Knoten an - ergibt ein vorzügliches, fetthaltiges Schweinefutter, besonders für Ferkel. Die Samen werden im Winter in einer sogenannten Ölquetsche ausgepresst und ergeben das Leinöl, einen guten Ersatz für Speise-

fett; die in kreisrunde Formen zusammengepressten Überreste aber sind die Leinkuchen, ein wertvolles Viehfutter.

Das ausgedroschene Flachsstroh aber wird wieder aufs Feld gefahren, auf einem Stoppelfelde ausgebreitet und bleibt hier bis zum Oktober liegen, dem Winde, Regen und der Sonne ausgesetzt, um die holzigen, äusseren Bestandteile des Stengels mürbe und brüchig zu machen und sie sorgfältig von der darunter liegenden Leinwandfaser trennen zu können. Dann kommt er nochmals in die Scheuer. Ist Brot gebacken worden und das fertige Brot aus dem Ofen herausgenommen, so wird der ganze, noch recht warme Ofen wieder mit Flachs vollgesteckt, um ihn recht trocken und damit jene holzigen Bestandteile noch brüchiger zu machen. Am anderen Morgen wird der Flachs gebrochen oder "gebrecht", wie man es bei uns zu Hause nannte. Zwei Knechte drehten die "Brecht-rumpel", eine mit einem Schwungrade versehene Maschine, die 4 ziemlich eng aneinander liegende geriefte, eiserne Wellen oder Walzen trug. Zwischen diese musste nun eine 3. Person Flachsbüschel einstecken, die am anderen Ende herabfielen. Dann kamen diese Büschel in die Behandlung der Mägde, die eine jede an einem eigenen Gestell der Schleuder, sie zwischen Stäben durchzogen, damit die gebrochenen Holzteile, die "Schieven", von der Leinwandfaser abfielen. Dann wurden diese Flachsbüschel mit der einen Hand gehalten und mit der anderen, welche ein schmales Holzbrett von Armlänge hielt, geschlagen, bis das Büschel schievenfrei war. Diese ganze eben beschriebene Arbeit dauerte den ganzen Morgen bis zum 2. Frühstück. Wenn die Leute aus der "Brecht-kammer" heraustraten, begam zunächst eine grosse Wäsche, denn das Ganze war eine sehr staubige und darum unbeliebte Arbeit. Da in der Regel alle 14 Tage Brot gebacken wurde, so wurde ebenso oft gebrecht. Als in den Verträgen von 1735 bzw. 1752 die Mädchen ihre 100 Kloben Flachs bekamen, wäre man mit der 14tägigen Bearbeitung desselben nicht fertig geworden, darum baute Hans Schneider den Dörröfen, der wohl kleiner wie der Backofen sein mochte, aber dafür umso schneller geheizt werden konnte, sodass das Flachsbrechen sogar mehrmals in der Woche stattfinden konnte. Aber nun mussten die Flachsbüschel noch gehechelt werden. Die Flachshechel kann man als eine Bürste ansehen, die an Stelle der Borsten eiserne, spitze Stacheln trägt. Über diesen Stacheln zog man die Flachsbüschel entlang, um die letzten Schieven abzukratzen und gleichzeitig die ganz kurzen Flachsfasern herauszu-ziehen. Diese ergaben dann das sogenannte Werg, welches Klempner und Schlosser zum Abdichten von Schrauben und Hähnen, insbesondere an der Wasserleitung brauchen. Nun war der Flachs endlich spinnreif. Jetzt wurden mehrere Flachsbüschel lose zusammengewunden zu einem Bündel von der Dicke eines Taues und eine ganze Anzahl solcher Bündel, wenn sie den Umfang eines dicken Strohbündels hatten, fest zusammengeschnürt, und das nannte man einen Kloben und dieser war nun spinnreif.

Das Spinnen war im Herbst und Winter die Abendarbeit. Ich kann mich daran noch erinnern. Es hat wohl um das Jahr 1885 bei uns entgültig aufgehört. Vorher sassen die Mutter und ihre Mägde - Knechte habe ich überhaupt schon nicht mehr spinnen gesehen - in der Küche an ihrem Spinnrade. Daneben stand der Rocken. Ein Faden des Bündels wurde an der Spindel des Rades befestigt, das Rad und damit die Spindel gedreht, und nun musste der Flachsfaden am Rocken so gelockert werden, dass er sich um die Spindel legte, ohne abzureissen. Aber gemütlich und geräuschvoll ging es in einer solchen Spinnstube zu. Da wurde gesungen, da wurden alte Dorfsagen erzählt, alte Gespenstergeschichten ans Tageslicht gezogen. Und in der Faschingszeit blieb man nicht in der

eigenen Spinnstube. Da gingen die Bauersfrauen zu einander "zum Rocken". Mit dem eigenen Spinnrad und Rocken gingen sie in den Hof, der sie eingeladen hatte. Dort gab es Pfannkuchen und Kaffee. Und waren nicht Pfannkuchen, so waren es Tiegelkuchen in Leinöl gebacken. Sie waren nicht so gut, aber die Stimmung war ebenso lustig. Der gesponnene Faden war nun reif zum Weben. Da musste er aber erst von der Spindel abgenommen werden und wieder über ein neues Gestell gewickelt werden, sodass schliesslich eine Anzahl Spindeln einen langen, dicken Wulst ergaben. Dieser endlich gelangte zu einem Weber und von diesem kam die fertige Leinwand in Mutters Kasten zurück. Man verwendete sie zu Bettlaken, welche fast unzerreissbar war, man färbte sie und liess vom Schneider Arbeitsanzüge nähen, und das war die Werktagskleidung für den Bauern, seine Söhne und Knechte, ferner für die Frau, die Töchter und die Mägde; und wenn einem Jungen auch diese Anzüge noch nicht fest genug waren, dann half nur noch die Lederhose. Aber für die Bettwäsche der Aussteuer, für Hemden, Kleider usw. war die selbstgesponnene Leinwand auch den Bauerntöchtern nicht fein genug, da musste es "kleine Leinwand", wenigstens mittlere sein und man griff zu der fabrikmässig hergestellten, welche aus feineren Fäden bestand. Und darum musste einmal der Tag kommen, wo das letzte Spinnrad und die letzte Brechrumpel stillstanden. Dem Bauern und seinen Arbeitern blieb viel mühselige Arbeit erspart, die er nützlicher verwenden konnte.

An Geschirr sehen wir in den Verträgen von 1735, 1752, 1787 je einen Zinnkrug verzeichnet von 3 Quart, das sind etwa 3 Ltr. Inhalt. Auch diese Krüge blieben bis 1870 ein ständiges Ausstattungstück. Sie fanden an der Hochzeitstafel als Brautkrug Verwendung. Für jeden Gast war es eine hohe Ehre, wenn ihm aus diesem das Bier geschenkt wurde und er damit auf das Wohl des Brautpaares trinken konnte. 3 solche Brautkrüge, darunter den meiner Mutter, besass ich in meinem Haushalt; auch sie sind ein Opfer des Krieges geworden. 1735 sehen wir ferner verzeichnet 2 Dtz. hölzerne Teller und ebenso hölzerne Löffel, 1752 heisst es 1 Dtz. hölzerne und 1 Dtz. eiserne Löffel, 1 Dtz. flache und 1 Dtz. tiefe Holzteller, 1787 wiederum 2 Dtz. Teller, 2 Dtz. blecherne Löffel. Das Porzellan kam ja erst im Zeitalter Friedrich des Grossen auf, die Tillowitzer bzw. Froskauer Porzellanfabrik begann ihre Arbeit um 1800. In den genannten Verträgen war man also lediglich auf hölzerne Teller angewiesen, denn auch die zinnernen Teller, die man in meiner Jugendzeit noch des öfteren antraf, sind wohl späteren Datums, dagegen lesen wir um 1752 schon von eisernen Löffeln. Aber von blechernen Gabeln, wie überhaupt von Gabeln, lesen wir nichts. Man ass also damals nur mit dem Löffel. Es ging früher an der Festtagstafel eben zu, wie es in meiner Jugend noch am täglichen Tische Sitte war. Da waren für 15 Personen vielleicht 5 Messer zur Verfügung und desselben Messers mussten sich mehrere Personen nacheinander bedienen. Nur kannten wir bereits die blechernen Gabeln, während man früher das in Bissen geschnittene Fleisch nur mit dem Löffel essen konnte. Aus dieser Zeit hatte sich auch die Sitte erhalten, dass der Bräutigam der Braut an der Hochzeitstafel das Fleisch mit seinem Messer zerlegte. Das habe ich noch im Jahre 1887 zu meiner Verwunderung beobachtet, obschon doch damals alle Gäste und selbst ich als 9jähriger Bube bereits das volle Essbesteck vor mir liegen hatte. Um 1860 hat das Porzellan auch im Bauernhofsich seinen Platz erobert, und so besass insbesondere meine Mutter ein schönes blau-weisses Porzellanenservice, dessen Prachtstück, die Suppenterrine, nach Mutters Tode auf dem Buffet meines Hausstandes paradierte. Sie erlitt leider dasselbe Schicksal wie der Brautkrug.

Die Möbelausstattung war bis 1800 sehr einfach, 1 auch 2 Kasten, 1 auch 2 Laden. Es konnte ja auch nicht mehr sein, solange Bauer und Auszuger auf einen Raum beschränkt waren. Das änderte sich, wie ich gezeigt habe, um 1800. Wenn der Auszuger mehrere Stuben hat, will es der junge Bauer und noch mehr seine Frau auch so haben, und da brauchen sie eben Möbel. In den Möbeln wollen sie ihre Sachen unterbringen, Anzüge, Kleider, Unterröcke, Pelze, Wäsche usw. Also brauchen sie Kleiderschränke, Schübe oder Kommoden, Kästen; fürs Geschirr brauchen sie einen Glasschrank oder gar eine Vitrine, also einen Schrank mit einer oder noch lieber mit 3 Glasseiten, sie brauchen ferner einen Ausziehtisch, Stühle, 1 Sofa und endlich einen Lehnstuhl als Mitbringsel für den Schwiegervater, darum Grossvaterstuhl genannt. Da hatte sich um 1800 herum eine hoffnungsvolle Kunst herausgebildet. Aus einfachem Holze wurden die Schränke gezimmert und von tüchtigen Dorfmalern in so leuchtenden Farben und so kunstvoll gemalt, dass einem heute noch nach 100 Jahren das Herz beim Anblick derselben lacht. Die gleiche und auch ähnliche Malerei trugen verschiedene Laden und auch die Bettstellen. Aber schon vor 1850, noch in der Biedermeierzeit, wurde der Kirschbaum Mode, und es traten die furnierten Kirschbaummöbel mit ihrer freundlichen rotgelben Beize auf. Später wurden sie dann von den ernstesten, dunklen Nussbaummöbeln abgelöst, und seit der letzten Jahrhundertwende wurden auch in den Bauernhäusern ganze Zimmereinrichtungen Mode, und da wurden gar manchem jungen Brautpaare alte Ladenhüter angedreht und sie machten sich in den Räumen protzig breit, wo einst die alten Bauernmöbel einem das Herz so froh machten. Indes, in unserer Heimat haben Russen und Polen nicht bloss mit dem Guten, sondern auch mit dem Schlechten aufgeräumt; denn sie haben alles vernichtet.

Wenn aber eine Hochzeit stattfand, so wurde ein, mitunter auch 2 Tage zuvor das Brautfuder auf einen langen Leiterwagen geladen. Um 1750 herum lud man die 100 Kloben Flachs und davor die Kästen und Laden sowie die Federbetten zusammen. Nach 1800 kamen die 100 Kloben auf einen eigenen Wagen, denn der Leiterwagen war ja jetzt schon von den Möbeln übervoll. Hochoben tronte mitten in den Betten die Bettmutter, eine Schwester des Brautvaters oder der Brautmutter, wenn es möglich war. Sie hatte die Aufgabe, im Hause des Bräutigams die Aufstellung der Möbel und Sachen zu ordnen. Vor ihrem Sitz aber stand ein grosser Korb mit Kuchenstücken, und in jedem Dorfe, durch das der Wagen fuhr, griff sie, wenn Kinder oder auch andere Leute am Wege standen, in den Korb. Dann flogen im hohen Bogen die Kuchenstücke zu den Füßen der Kinder. Gewiss, die Streusel waren heruntergefallen, vielleicht war der Kuchen gar schmutzig geworden, aber gut hat er noch jedem Kinde geschmeckt, das glücklich war, ein solches Stückchen zu erobern.

Und wovon haben unsere Vorfahren an Wochen- und Festtagen gelebt? Im Auszuge haben sie sich ausgemacht: den Roggen fürs Brot, die Gerste für Graupe und Mehl zu Klössen, sowie Weizen zum Kuchenbacken. Mein Grossvater hat sich erstmalig Kartoffeln ausbedungen; dafür gab es vorher stets Hirse; ferner findet man immer Erbsen aufgeschrieben und den Lein, sowohl wegen des Ols als auch wegen der Leinwand. Einmal ist auch Hanf ausbedungen worden, der ja heute noch im östlichen Oberschlesien die am Heiligen Abend übliche Hanfsuppe ergibt. Auch verlangten sie Kraut, rote und weisse Rüben. Ferner wurden ihnen Eier geliefert, ein fettes Schwein, auch wohl ein Spanferkel zu Pfingsten. Wenn der Auszuger keine Kühe hatte, dann wohl auch Milch, Butter und Quarg. Das Kuchenbacken hat vor 1800 eine untergeordnete Rolle ge-

spielt und zwar aus 2 Gründen. Einmal kannte man noch nicht den Kaffee, und der Kuchen schmeckt wohl zum Kaffee, allenfalls zur Milch, nicht aber zur Morgensuppe, Und zum Kuchenbacken braucht man Zucker, und den findet man in den ganzen Verträgen nur einmal genannt. Im Jahre 1787 wurden für die Elisabeth auf 6 Scheffel Weizen auch 6 Pfd. Zucker für die Hochzeit ausgemacht. Der Zuckerrübenanbau war ja noch im Entstehen; erst in der napoleonischen Zeit fing er der Kontinental-sperre wegen an aufzublühen, und bis der Zucker ein Volksnahrungsmittel wurde und auch in den Bauernhof eindrang, dauerte es lange. Auch der Anbau der Rüben machte wegen der noch mangelhaften Bahnverbindungen nur langsam Fortschritte, mussten wir doch noch in den 80er Jahren das Rübenfuder 2 Meilen weit nach Falkenau oder Bösdorf fahren, und als 1887 endlich die Bahn Oppeln - Neisse gebaut war, dauerte es nochmals 5 Jahre, bis die Chaussee von Bielitz nach Lamsdorf den schlechten Wegeverhältnissen ein Ende machte. Darum lesen wir erst in Vaters und in Grossvaters Kaufverträgen von 1866 und 1902, dass vor den Festtagen zum Kuchenbacken 5 Ltr. Milch und 2 Pfd. Butter geliefert werden sollten. Diese Festtage aber waren ausser Weihnachten, Ostern und Pfingsten noch die Kirmes, am 1. Sonntage nach Allerheiligen, St. Catharina, das Patronatsfest der Kirche, am letzten Sonntag vor Advent und St. Laurentius, am Sonntag nach dem 10. August. Zu diesem Tage war in der Regel die Ernte beendet, und der gebackene Kuchen galt mehr als "Erntekuchen". Bis 1885 etwa hatte der verwendete Zucker die Form des Zuckerhutes, und die gebrauchten Stücke mussten mit Hammer und Küchenbeil erst vom Hute losgeschlagen werden. Der Zucker von 1787 wurde übrigens nicht zum Kuchenbacken verwendet, sondern damit wurden die Butterschnitten bestreut, welche den Hochzeitsgästen nach der Trauung als Delikatesse, wie später die Torten, verabreicht wurden.

Wie sah nun der tägliche Speisezettel aus? Des Morgens gab es ursprünglich eine Mehlsuppe, die aus einer Schüssel ohne Gebrauch des Tellers gemeinsam gelöffelt wurde. Später kamen grosse Krüge mit entrahmter warmer Milch auf den Tisch, und etwa seit 1885 Kaffee mit Milch und Zucker und zwar stets Bohnenkaffee, wenn auch nicht zu stark. Dazu gab es meistens Pellkaftoffeln, ein Stück Butter und Brot, soviel man wollte. Zum 2. Frühstück gab es Schnitten mit Butter oder Fett, in der Advents- und Fastenzeit mit Leinöl bestrichen. Das Fleisch zum Mittagbrot stammte natürlich aus unseren Hausschlachtungen, zunächst in Form vom Frischfleisch, dann Pökel- und Rauchfleisch. Dieses war vielfach zu stark geräuchert und war dann hart und strohig. Im Herbst oder Winter liess der Vater gern 1, auch 2 Rinder schlachten, dann gab es einige Wochen hindurch Frischfleisch und nachher Pökelrindfleisch. Das Schönste hierbei waren die vielen grossen und dicken Kränze von Knoblauchwurst, wohl an die 50, die als Ergebnis des Schlachtens, gut geräuchert nach einigen Tagen vom Fleisch abgeliefert wurden. Im Sommer, so von Juni bis September, wurde das tägliche Fleisch frisch vom Fleischer geholt. Da bestand dann das Mittagbrot aus einer Fleischbrühe mit eingeschnittenen flachen Brotscheiben, aus Fleisch, welches vom Vater an alle verteilt wurde, Gerstenklössen, Salzkartoffeln und Sauerkraut, im Sommer Salat, dazu eine Kreentunke, später trat an deren Stelle eine braune Einbrennetunke. Am Sonntag gab es dasselbe Essen, nur wurde nicht Brot eingeschnitten, sondern Reis als Einlage gegeben, an dessen Stelle später sogar häufig Nudeln traten. Die Vesper war wie das 2. Frühstück. Des Abends gab es kalte Milchsuppe, in welche mehr würfel-

förmige Brotstückehen eingeschnitten wurden, dazu Pellkartoffeln mit Butter und Bört. Die Suppe wurde auch abends aus der gemeinsamen Schüssel gesuppt. Die Eltern und wir Kinder hatten genau die gleiche Kost, nur tranken wir zur Vesper in unserer Stube noch Kaffee, und ausserdem leistete sich der Vater häufig einen Kranz polnische Wurst, von der auch für uns Kinder stets ein hübsches Stück abfiel. Gebraten wurde das Fleisch nur selten, eigentlich nur an hohen Festtagen, später wohl auch öfters an gewöhnlichen Sonntagen.

War Kirmis, oder waren die Verwandten aus einem besonderen Grunde eingeladen, so erschienen sie zum Mittagessen und fuhren nach dem Kaffee wieder nach Hause. Es wurde vorher immer ein Schwein geschlachtet. Das Mittagessen begann mit einer Nudelsuppe und umfasste dann 3 Fleischgänge: 1.) gekochtes Schweinefleisch, meist vom Rückgrat, 2.) gebratene Wurst und zwar Semmel- und Graupenwurst und 3.) Schweinebraten. Zum 1. Braten gab es Kreentunke, aber mit Milch angemacht und gesüsst, während es zum 3. Sauerkraut und vielleicht Salzkartoffeln gab. Immer aber standen Teller mit Bergen von Brotschnitten aufdem Tische, denn dieses vertrat die Stelle von Kartoffeln und Klössen. Das Kompott war in der Regel Backobst, nämlich Pflaumen und Apfelscheiben, wenn nicht die Jahreszeit Apfelmus oder gedünstetes Frischobst gestattete. Zum Kaffee gab es unbegrenzte Mengen von Streuselkuchen, und beim Wegfahren bekam jede der anwesenden Familien, ihrer Kopffzahl entsprechend, 3 - 5 runde Streuselkuchen mit. Diese Speisekarte erwartete uns ebenso, wenn wir eingeladen wurden: Da konnte es sein, dass an Stelle der Semmel- und Graupenwurst frische Brat- oder Weisswurst trat, die mit Pfefferkuchentunke gereicht wurde. War der Onkel ein Jäger, wie in Riemertsheide und Bösdorf, so trat an Stelle des Schweinebratens zum grössten Entzücken für uns Kinder der Hasenbraten. Geflügel gab es selten. Enten wurden überhaupt nicht gehalten, eine Gans wurde wohl alle Jahre einmal gebraten, aber nicht gerade an Martini, Weihnachten oder Sylvester, und eine Henne gab es nur, wenn sich eine ein Bein gebrochen hatte. Die Hühner blieben der Mutter vorbehalten, wenn sie zu irgendeiner Wöchnerin oder sonstigen Kranken "mit der Suppe" ging. Dann trug sie in einem Topfe eine Henne mit Nudeln gekocht. Um die Jahrhundertwende oder besser gesagt, als ich 2 verheiratete Schwestern hatte, kamen in diese traditionellen Speisekarten allerhand Veränderungen. Man lernte vielerlei Gemüse kennen, sowie eingekochte Früchte und die verschiedensten Arten von Geflügel, Wild und dergleichen mehr. Sie erschienen von nun an auf der Tafel, bis uns jetzt die beiden Kriege wieder etwas ganz Neues, Bitteres lehrten.

Für die Hochzeiten wurde schon bei den Auseinandersetzungen und den Kaufverträgen geworgt. 1584 versprach der Vater seinen Töchtern eine Ausgabe "nach Vermögen" zu richten, 1648 versprach der Vater seinen Söhnen auf der Hochzeit 1/8 Bier, seinen Töchtern 1/8 Bier, 1 Scheffel Weizen, 1/2 Scheffel Korn. 1659 verspricht der jüngere Hans Drutschmann seinem Bruder Georg eine Zusage oder Verlobung auf 2 Tischen, dazu 1/8 Bier, ingleichen eine Hochzeit auf 4 Tischen und 3/8 Bier. Unter den Tischen sind sogenannte Tafeln zu verstehen, nämlich lange, aber ziemlich schmale Tischplatten, die auf 3 hölzerne Böcke gelegt wurden. An jeder Tafel mochten gegen 20 Personen Platz finden. Es war also hier eine Verlobung zu 40, eine Hochzeit zu 80 Personen. Da können bei 3 Achtel Bier nicht viel Betrunkene gewesen sein. Alles übrige wird kaum gerechnet, denn es wurde eben ein Schwein geschlachtet, das Fleisch so der Wirtschaft entnommen und ebenso

wenig gezählt wie das Brot und der Kuchen. Ähnliches besagt der Vertrag von 1690. 1735 werden dem Sohne für die Zusage 2 schwere Mark, für die Hochzeit 18 Mk zugesichert. Die Schwester erhält für die Zusage ebenfalls 2 Mk, für die Ausgabe 6 Scheffel Weizen, 4 Scheffel Korn, 3 Achtel Bier, 1/2 halben Eimer Branntwein samt allem, was zu einer Ausgabe gehört. Genau dasselbe wird 1752 ihrer Stiefschwester ausgemacht. 1787 erhält die Elisabeth für die Versprechnis 1/2 Scheffel Weizen, Brot soviel als nötig und 2 Taler, auf die Ausgabe 6 Scheffel Weizen, 4 Scheffel Korn, 2 Achtel Bier, 1/2 Eimer Branntwein, 6 Pfd. Zucker, Butter, Quarg, Hefen, samt allem, was zur Ausgabe und zum Kuchenbacken nötig ist oder 10 Taler. Im Jahre 1902 verpflichtete sich mein Bruder Albert, seinen Geschwistern Mathilde und Paul eine standesgemässe Hochzeit oder einem jeden 300 Mk nach Wahl des Berechtigten zu geben.

Die Hochzeitsgebräuche waren in den einzelnen Dörfern zum Teil sehr verschieden. Wollte ein junger Besitzer sich um ein Mädchen bewerben, so liess er durch einen Freimann eine Anfrage machen, ob sein Besuch genehm sei. Bejahenden Falls fuhr er oder früher "ritt" er in die Heirat. Nach einiger Zeit kam die Braut mit ihren Eltern zum "Bauschauen" angefahren. Gefiel der neue Hof und waren die Geldverhältnisse in Ordnung, so kam es zur Zusage oder Versprechnis, die meist wohl bei der Braut saftfand. Dann wurde der Hochzeitstag festgesetzt. War die Braut höchstens 2 Meilen vom Bräutigam entfernt, so sollte nach Bielitzer Sitte die Hochzeit im Hause des Bräutigams stattfinden. Zu früher Morgenstunde kamen die Verwandten des Bräutigams und die aus dem Dorfe geladenen Gäste mit ihren Wagen in den Hof des Bräutigams gefahren und stärkten sich hier an Kaffee und Kuchen, sowie belegten Broten mit Kartoffelsalat. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Den Wagen des Bräutigams lenkte der Brautfuhrmann entweder mit Pferden des Bräutigams oder mit eigenen. Meist wurde dazu ein Schwager, Bruder oder Onkel des Bräutigams gebeten. Neben ihm sass der Brautdiener, ebenfalls aus der Verwandtschaft des Bräutigams, dem für das Hochzeitsmahl die Bedienung des Brautpaares oblag. Vor 100 - 150 Jahren begleiteten die jungen Herren unter den geladenen Gästen hoch zu Ross den Brautwagen als Ehrengelait. Kam der Zug vor dem Brauthause an, so fand er das Tor verschlossen. Der Brautdiener sprang vom Wagen und ging, den Brautstrauss in der Hand, ins Haus, wo er die Braut schon inmitten ihrer eigenen Verwandtschaft sitzend fand, und sagte sein Sprüchlein, worin er um Einlass für den Bräutigam bat und den Strauss überreichte. War der Strauss angenommen, so ging er wieder zurück, das Tor öffnete sich, und der Wagenzug konnte einfahren. An der Festtafel erfolgte wieder die Bewirtung mit Kaffee, Kuchen, belegten Broten und Kartoffelsalat. Dann ging es in geordnetem Zuge, angeführt vom Brautdiener und der Brautjungfer, zur Kirche, an der man Spalier bildete. Dann kam das Brautpaar gefahren. Im Anschluss an die Trauung folgte ein feierliches Hochamt und dann ging es wieder im Zuge in das Brauthaus zurück, wo noch einmal die gleiche Bewirtung stattfand und dazu noch Torten herumgereicht wurden. Vor 100 Jahren waren es an Stelle der Torten noch Zuckerschnitten. Dabei wurde nach Bielitzer Sitte jetzt jedem der anwesenden Gäste, ob gross oder klein, ob alt oder jung, 2 runde Streuselkuchen zum Mitnehmen überreicht. Für Verpackung musste der Gast selber sorgen. Nun wurden die Wagen wieder angespannt und es ging zurück in das Haus des Bräutigams. An die Spitze stellte sich die vorgenannte Reiterkavalkade, verstärkt noch durch Reiter aus der Verwandtschaft der Braut, um im Galopp im Hause des Bräutigams den Hochzeitszug anzu-

melden. Der zuerst angelangte Reiter erhielt den "Kolsch", einen Kuchen, mit dem er wieder dem Brautpaare entgegenritt, um ihn der Braut als ersten Gruss aus ihrem neuen Heim zu überreichen. Das hiess man um den "Kolsch" reiten. Man kann sich leicht vorstellen, dass dabei mancher Reiter stürzte, auch manch ein Pferd sich einen Knochen brach. War dann der Brautzug angelangt und betrat die Braut an der Hand des Bräutigams ihr neues Haus, so wurden ihr die Brautstücke überreicht. Grosse Bauernbrote waren in etwa 8 Teile geteilt und in jeden Teil war ein Markstück eingebacken. Arme Leute hatten sich im Hausflur aufgestellt und jeder erhielt ein solches Brautstück. Dann nahmen die Gäste an der Tafel Platz, und sofort begann das Hochzeitsmahl in dem Rahmen, den ich oben schon bei der Schilderung der Kirmis gab. Bei einer Hochzeit gab es wohl immer statt der Semmelwurst die Brat- oder Weisswurst mit Pfefferkuchentunke, an Stelle des Schweinebratens konnte ein Kalbs- oder Wildbraten treten vielleicht wurde auch noch ein Fleischgang mit Gemüse eingeschoben, und vielleicht gab es auch noch zum Schluss Eis mit Waffeln. An Getränken gab es nach unseren Verträgen die festgesetzten Achtel Bier und den halben Eimer Branntwein, in späterer Zeit Wein, herben oder süssen, auch Bowle. Das Mahl wurde durch Festreden und vorgetragene Gedichte und durch Verlesung der Hochzeitszeitung unterbrochen. Nach einer Pause wurden die Gäste mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Doch dann ging es ins Gasthaus zum Tanz. Waren 2 Tanzsäle am Orte, so war die Hochzeitsgesellschaft in dem einen, die Kutscher und Dienstboten des Dorfes im anderen. Der Tanz wurde durch humoristische Vorträge und in früheren Zeiten durch den Brautreigen unterbrochen. Der Kretschmer in seiner weissen Schürze oder der Brautdiener oder ein anderer gewandter Herr führte nach den Klängen eines bestimmten Hochzeitsmarsches im Polonaisenschritt die Braut einmal um den Saal herum. Am Ausgangspunkt verbeugte er sich vor seiner Partnerin und drehte sie dreimal im Kreise herum. Nun trennte sich das Paar. In entgegengesetzter Richtung durchwanderten sie den Saal. Am Treffpunkt neue Verbeugung und dreimaliges Herumschwenken der Braut. Dann hatte er die Braut jedem der Gäste zuzuführen und zwar streng nach der verwandtschaftlichen Ordnung, und jeder der Gäste hat die Braut in gleicher Weise herumzudrehen und dann beim Brautführer abzuliefern. Den zweiten Hochpunkt des Tanzes bildete die Polonaise, die der Brautdiener oder eine andere Respektsperson der Hochzeitsgesellschaft, die geehrt werden sollte, mit der Braut anführten.

Der Tanz dauerte bis nach Mitternacht, ja sogar bis in die frühen Morgenstunden. Die Gäste des Dorfes begaben sich direkt nach Hause, die von auswärts in das Haus des Bräutigams, wo sie noch einmal mit frischem Kaffee und Kuchen bewirtet wurden. Dann wurde angespannt und nach Hause gefahren. Mit Tagesanbruch langte man dort an. Und damit war die Hochzeit zuende und vergessen, die Arbeit des Alltags begann. - Hatte aber das Hochzeitsmahl im Hause der Braut stattgefunden, so fuhr man am nächsten oder gar übernächsten Tage zurück ins Haus des Bräutigams und dort feierte man in kleinerem Kreise eine Nachhochzeit, die mit einem Festmahl und einem folgenden Kaffee und Kuchen ein schnelles Ende fand. Man sieht, zu tagelangen Schmausereien und Trinkgelagen nimmt der schlesische Bauer sich keine Zeit, er lädt gern Gäste ein, freut sich, wenn sie kommen, freut sich aber auch, wenn sie wieder fortgehen und - wieder kommen. Mein Vater sagte immer, aber humorvoll: "Es gibt im Leben keine grössre Last, als einen mehrtägigen Kirmisgast." -

In den letzten Jahren waren die grossen Hochzeiten aus der Mode gekommen. Sie machten viel Arbeit und kosteten viel Geld, und wenn die jungen Leute das zu einer Hochzeitsreise verwendeten, hatten sie un-
streitig recht. Diese grossen Hochzeiten und Kirmisse waren aber eigentlich die einzigen Vergnügen des Bauers im ganzen Jahr und die verlebte er unter seinesgleichen, und da traf er mit so vielen Leuten zusammen, wie sonst nie bei einem der heute üblichen Besuche. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Stolz auf die eigene Familie und Sippe wurde auf die alte Art weit mehr genährt, wie heute.

Und das Gleiche gilt von der letzten grossen Reihe festlicher Zusammenkünfte, den Beerdigungen. Da kommen die Verwandten meilenweit hergefahren. Wieder erhalten sie bei der Ankunft im Trauerhause das übliche Frühstück, das übliche Festmahl mit den drei Gängen, als Abschluss noch einmal Kaffee und Kuchen und zum Trunk ein Glas Wein oder Bier. Und schon geht es wieder nach Hause. Ich habe weder auf Hochzeiten, noch bei einer Beerdigung jemals einen Betrunkenen gesehen. Aber bei aller Trauer um den lieben Verstorbenen hat man sich von Herzen gefreut, noch einmal und vielleicht zum letzten Male so manchen Freund aus ferner Jugendzeit wiederzusehen.

XVI. Schlusswort (II. Teil).

Als ich vor 4 1/2 Jahren die erste Auflage unserer Familienchronik schrieb, musste ich mich beeilen, um sie zum 5. November 42 unserem Sippenältesten, dem Besitzer unseres Erbhofes, zu seinem 70. Geburtstage als Geschenk zu überreichen. Ich hatte am Ende verschiedener Kapitel Folgerungen gezogen auf das jeweilige Aussehen von Haus und Hof, um die langen Kaufverträge dem Leser näher zu bringen und schmackhafter zu machen. Aber jene Erwägungen waren in der Eile gemacht worden, und manchmal sind mir schon Bedenken aufgestiegen, ob sie einer Kritik würden standhalten können.

Viel Leid ist seitdem über uns gekommen. Blutige Opfer brachten wir noch weiter im Felde und in der Heimat. Die Front brach zusammen, die Heimat wurde besetzt, mein eigenes Heim in Breslau-Lissa ging verloren, aber auch der Stammhof unserer Sippe und alle ihre anderen Erbhöfe kamen in die Hände der Polen. Mit dem Verlust unserer ganzen Habe gingen auch die Bücher der Familienchronik bis auf vier verloren, von denen drei sich in meiner Hand befinden. Da machte mein Sohn Hans den Vorschlag, eine zweite Auflage der Chronik herauszugeben, und erbot sich, selbige abzuschreiben. Die Neuauflage musste aber vor allem unsere eigenen Kriegserlebnisse umfassen. Ich ging auf den Vorschlag in etwas erweiterter Form ein. Wohl blieben die ersten 11 Kapitel im Wesentlichen ungeändert. Das 12. Kapitel gebührt jetzt dem letzten Hofbesitzer, dem von den Polen grausam ermordeten Albert Drutschmann, 1902 - 1945. Im 13. Kapitel werden die Erlebnisse der Frontsoldaten unserer Sippe in den beiden Weltkriegen geschildert. Das 14. Kapitel ist dann den Erlebnissen der Sippe in den Leidensjahren 1945/46 gewidmet. Das 15. Kapitel aber bringt dann die in den einzelnen Kapiteln der 1. Auflage verstreuten Erwägungen im Zusammenhange, um ein besseres und richtigeres Bild der Entwicklung zu geben. Ich schrieb dieses letzte Kapitel nach ausführlicher Rücksprache mit dem einzigen noch lebenden Zeugen einer schöneren Vergangenheit, meinem Bruder Paul.

Und wozu schrieb ich die Neuauflage, im Braunschweigischen Lande in der Verbannung? Soll das für unsere Enkel und Urenkel nur eine kleine Erinnerung sein an eine längst verlorene Heimat, an die sie nichts mehr bindet? Oder werden sie das lesen als eine Darstellung einer stürmisch verlebten Epoche, in der so vieles verloren ging und in der so viele ihr Leben lassen mussten, aber in der doch die Heimat dem Vaterlande und der Familie erhalten blieb? Wer darauf schon die richtige Antwort wüsste! Und wenn es doch eine günstige Antwort wäre! Wollte nur Gott, dass wir auf den ererbten Höfen unserer Ahnen im unvergesslichen Schlesierlande bleiben. Hat er es in seiner Weisheit auch damit anders beschlossen, dann wünsche ich allen Angehörigen der Sippe Gottes Segen auf neuer Erde und erhoffe mit allen ein frohes Wiedersehen in einer besseren Welt.

Lebenstedt, den 21. Januar 1947

Prof. Joseph Drutschmann
Studiendirektor.

In dieser ganzen Zeit war er Gefechtsführer bei seinem Kompanieführer. Als bei der Räumung der Stellungen am Ende der Sommeschlachten Alfred mit seinem Hauptmann und den Resten der Kompanie glücklich die Feuerstellung hinter sich hatte, merkte dieser, dass er seine Lederjacke im Unterstand vergessen hatte. Dienstefrig ging Alfred mit noch zwei Kameraden nach dem eben verlassenen Graben zurück, sprang ohne Bedenken hinunter und sah sich zwischen 2 Engländern. Schnell entschlossen fasste er beide an, erklärte sie zu seinen Gefangenen und rief die Kameraden herbei, sie abzuführen. Diese aber machten eilends kehrt. So blieb Alfred auch nichts übrig als sich um die nächste Schulterwehr zu drücken und im Graben entlanglaufend sich in Sicherheit zu bringen. Ein nachgesandter Schuss verwundete ihn an der Schulter, im Schlamme des Grabens verlor er einen Stiefel. Im übrigen erreichte er noch glücklich die seinen. Er kam in ein Lazarett. Sein Regiment aber kam ..

und am Schluss derselben Seite:

Dort besuchte der 21jährige Alfred seinen 39jährigen Onkel. Und zur Wiedersehensfeier wollte ich von unserer Kantine 1 Flasche Wein erstehen. Aber ich, als einfacher Landstürmer, konnte ohne Erlaubnis von Offizieren eine solche Kostbarkeit nicht erstehen. Als ich aber den Neffen herbei holte, der schon Chargierter war, verkaufte man mir die Flasche, weil nun den Vorschriften genüge geleistet war. Wir haben über diesen Scherz noch herzlich gelacht und mit Behagen die Flasche geleert. Doch dann lernten wir beide recht bald die Furchtbarkeit der Flandernschlachten kennen.

Über Alfreds Teilnahme am 2. Weltkriege und die Erlebnisse seiner Familie hatte ich folgendes geschrieben:

Familie Alfred Dierschke, die als einzige Familie unserer Sippe auf dem rechten Oderufer wohnte, in Striese Krs. Trebnitz, musste als erste die Heimat verlassen. Nachdem sie bereits am 22. 1. 45 hatte aufbrechen müssen, war auch Alfred ihr Oberhaupt, der als Landwirt bis dahin UK gestellt war, zum Volkssturm eingezogen worden. Seine Wirtschaft wurde wie alle anderen in jener Gegend völlig aufgelöst, das Vieh nach Breslau getrieben. Alfred sollte mit etwa 100 Volkssturmern der Orte Striese, Schebitz und Umgebung dem Battal. Kaierling in Oberyk unterstellt werden. Die ganze Gruppe lehnte aber ab, ohne jede Uniform, Waffen, Ausrüstung und Ausbildung einfach als Partisanen zu kämpfen. Als ihnen dann auf energische Aussprache mit dem Batl. Führer die nötigen Zusicherungen gemacht wurden, schlossen sie sich dem Batl. an und wurden im Raume Neumarkt eingesetzt. Als dieses aufgegeben wurde und die Kampflinie zurückverlegt wurde, kam Alfred durch Breslau-Lissa, wo er dem Schreiber dieser Zeilen einen letzten kurzen Besuch machte. Das Batl. wurde der Festung Breslau zur Verstärkung überwiesen. Es wurde hauptsächlich im Westen der Stadt eingesetzt. Bei seiner Neuformierung am 24. 3. übernahm Alfred die 1. Komp.; er wurde am 30. 3. unterhalb des Auges verwundet, verblieb aber bei der Truppe und erhielt die Spange zum E. K.. Seine Komp. wurde aber allmählich so aufgerieben, dass von den 105 Mann, die er am 24. 3. übernommen hatte, bei der Kapitulation am 6. 5. infolge Heldentodes, Verwundung, Krankheit oder Gefangennahme nur noch 1 Dutzend übrig blieb.

Er selbst geriet auch in Gefangenschaft, kam ins Lager nach Hundsfeld und wurde einen Monat später nach Ostsibirien und zwar nach dem

7000 km entfernten Usbekistan transportiert. Infolge des südlichen und dazu kontinentalen Klimas - 450 km südlicher als Rom - mussten sie hier im Sommer eine Mittagshitze von über 60° ertragen. Wie die meisten, erkrankte auch er an Dystrophie und Malaria und wurde nach einjährigem Aufenthalt, zuletzt in Taschkent, als krank in die Heimat entlassen und kam am 25. 8. 46 in Frankfurt an der Oder an. Man brachte ihn ins Lazarett nach Wittenberg, ohne dass er ahnte, dass seine Familie am Orte wohnte. Ja, sein jüngstes Töchterchen, Dagma, kam sogar mit ihrer Schulklasse ins Lazarett, den Verwundeten Obst zu bringen und Vater und Tochter erkannten sich nicht. Im Lazarett in Weissenfels, seiner nächsten Station gelang es ihm endlich, die Anschrift der seinen zu erfahren.

Diese waren mit 5 Pferden und 3 Wagen mit den Arbeiterfamilien und noch 2 benachbarten Familien am 22. 1. 45 über Breslau, Kanth, Wolkenhain, Hirschberg, Greiffenberg bis in die Gegend Tetschen-Bodenbach gekommen. Dort erkrankte die Mutter und der älteste Sohn an Dyphterie, und so konnten sie, als die Ortsgruppe Schebitz in der Richtung Karlsbad weitertreckte, nicht mitziehen. Genesen zogen sie den anderen etwa 10 Tage lang nach in Richtung Aussig, Dax, Brüx und kamen bis Priesen bei Komotau. Auf diesem Wege wurden sie eingekeilt in einen sich langsam vorwärts bewegenden Treck von unübersehbarer Ausdehnung, wiederholt von Tieffliegern überfallen, ohne glücklicherweise selbst Schaden zu nehmen. Da Erika, des Hauses Mutter, in Priesen an einer Schlundlähmung, einer Folge der Dyphterie, erkrankte, die 2 Monate andauerte, so musste der Marsch nach dem Westen abgebrochen werden, und die Familie verblieb in Priesen. Dort erlebte sie das Kriegsende. Bei den nun einsetzenden Plünderungen verloren sie Pferde, Wagen und den grössten Teil ihrer Habe und waren tagelang ohne Lebensmittel. Als der Tscheche die Reichsdeutschen Flüchtlinge auswies, gelang es ihnen, mit einem Strehländer Baumeister und seiner Familie in einem Viehwagen bis Dresden zu kommen. Da einen Monat später allen Flüchtlingen in Dresden die Lebensmittel verweigert wurden, zogen sie unter grössten Entbehrungen die Elbe abwärts bis Wittenberg, wo es ihnen gelang, in einer Gemüsegärtnerei Arbeit und Brot und damit die Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. Seit Oktober 46 sind sie wieder mit ihrem Gatten und Vater vereint.

Wenns amoal uhf heemzu ging!

Wenns amoal uhf heemzu ging.
Woas ich var Freiden oanfing
A ganze Tag tät ich bluss Pfeifen
Und möchten die Leut an a Kupp sich greifen.

Die Mutter packte ich oam Oarm
Und drückt se fest und hielt se woarm.
Und dreht se hin und dreht se hoar,
Bis ins der Odem bliebe stiehn.

Oam Fanster Kloppt ich meen Kroabatan
Die uhf der Gosse rüm sich joaten:
Kummt rei flink, flink! Halloh, halloh.
Uhf heemzu giehts, sust bleibt ihr do.

Zum Warte ging ich unverdrossen,
Dar var uns hott die Tür verschlossen.
Dam soate ich nicht Gott befohlen,
Ich sprüche bluss bleib mir gestohlen.

Dann packt ich schnell diepoar Klammotten,
Die de Pulschen noch gelohn ins hotten.
Is o nich viel, sein se nich schien,
Itz täts ja doch uhf heemzu giehn.

Itz aber flink zur Eisenboahn,
Durt stellt ich mich zur Schlange oan.
Und wärs oach kalt und unbequem;
itz führ mer bluss uhf derheeme.

Wärn wir eim Land und sähn zur Linken
A liebe Zoata freindlich winken
Bist du de oa noch doa du ole Lärge,
So spräch ich zu dem Zote Berge.

Wärn wir ei ünsem Durfe drin,
Do gings zuarscht zur Karche hin,
Und wann wirs no su ängstlich hon,
Oarscht müsst der Pfarr der Segen gahn.

Der Kantor dürft ne lange foackeln,
Wir sängen der Karchturm müsste woackeln,
Bä tiefsten Herzems innerlich
Das Grusser Gott wir loben dich.

Und dann zu unsem Hof zu ünsem Haus.
Die Pulschen wärn ja alle raus,
Woas no zu sahn ei jeder Eck*,
A grusser, grusser Haufen Dreck.

Drüm zünftig ei de Hand gespuckt,
Fest oan gepackt und ne gezuckt!
Denn doas wär uns do ollen kloar,
Das Haus müsst warden wies früher woar.

Dann ging war olle Weib und Moan
Bis hinger a Zaun zu ünsem Ploan.
Ich zeigt er Goaten, oalle Beeme,
Und spräche bluss, wir sein derheeme!

(zu singen nach der Weise "Gruttke is ne schiene Stoadt".)

12. Familie Drutschmann

12.2 Verzeichnis der Nachkommen der Eheleute Franz und Helene Drutschmann

Autor: Joachim Drutschmann

Datum: Pfingsten 1978

V e r z e i c h n i s
der Nachkommen der Eheleute

Franz Drutschmann

00

Helene, geb. Goerlich

Gutsbesitzer in Bielitz
geb. 9.8.1938 in Bielitz
gest. 7.5.1909 in Bielitz

geb. 3.5.1846 in Oberjeutritz
gest. 25.10.1914 in Bielitz

A = Kinder

B = Enkel

C = Urenkel

D = Ur-Urenkel

E = Ur-Ur-Urenkel

A = Kinder

- | | | |
|--|----|-----------------------------------|
| 1. Helene | 00 | Josef Kaschel |
| geb. 23.8.1869 in Bielitz | | Gutsbesitzer in Liebenau |
| gest. 13.12.1925 in Liebenau | | geb. 19.5.1859 in Liebenau |
| | | gest. 20.1.1929 in Liebenau |
| 2. Albert | 00 | Otilie, geb. Beier |
| Gutsbesitzer in Bielitz | | geb. 11.10.1880 in Woitz |
| geb. 5.11.1872 in Bielitz | | gest. 11.1.1925 in Görbersdorf |
| gest. 13.8.1945 im Lager Lamsdorf | 00 | Otilie, geb. Rinke |
| | | geb. 1.2.1890 in Bischofswalde |
| | | gest. 4.10.1945 im Lager Lamsdorf |
| 3. Maria | 00 | Oswald Dierschke |
| geb. 6.1.1875 in Bielitz | | Gutsbesitzer in Jauer |
| gest. 4.11.1917 in Jauer | | geb. 29.7.1860 |
| | | gest. 9.9.1927 |
| 4. Joseph | 00 | Maria, geb. Pfeiffer |
| Studiendirektor | | geb. 31.8.1885 in Lichtenberg |
| geb. 15.5.1878 in Bielitz | | gest. 1.10.1918 in Breslau |
| gest. 24.1.1967 in Salzgitter-Lebenstedt | 00 | Dorothea, geb. Voigt |
| | | geb. 3.7.1893 in Greiffenberg |
| | | 8192 Geretsried |
| | | Joh.-Seb.-Bach-Str. 11 |
| 5. Mathilde | 00 | Franz Scholz |
| geb. 30.8.1880 in Bielitz | | Gutsbesitzer in Bielitz |
| gest. 13.2.1912 in Bielitz | | geb. 5.10.1867 in Bielitz |
| | | gest. 28.8.1944 in Bielitz |
| 6. Paul | 00 | Martha, geb. Viehweger |
| Gutsbesitzer in Oberjeutritz | | geb. 13.3.1833 in Altgrottkau |
| geb. 1.11.1833 in Bielitz | | gest. 10.4.1945 in Niederdorf, |
| gest. 27.1.1960 in Dippoldiswalde | | Krs.Stollberg/Erzgeb. |

B = Enkel

A
1 Kaschel

- | | | |
|--|----|---|
| 1. Liesbeth | 00 | Görg Paul |
| geb. 21.7.1992 in Liebenau
gest. 4.12.1967 in Wenden | | Gutsbesitzer in Leuppusch
geb. 31.1.1886 in Leuppusch
gest. 7.4.1966 in Wenden |
| 2. Berthold | 00 | Magda, geb. Goebel. |
| Gutsbesitzer in Liebenau
geb. 17.7.1893 in Liebenau
gest. 23.3.1976 in Viersen | | geb. 26.12.1899 in Wiesenthal
gest. 18.4.1954 in Dingelbe |
| 3. Ottilie | 00 | Paul Jung |
| 7.3.1895 in Liebenau
Maternus-Senioren-Wohnhaus
5000 Köln-Rodenkirchen | | Oberstudienrat in Neisse
geb. 12.6.1889 in Neugersdorf
gef. 23.3. in Neisse |
| 4. Helene | 00 | Erich Pabsch |
| geb. 4.6.1901 in Liebenau
gest. 14.8.1975 un Wenden | | Gutsbesitzer in Mittelsteine
geb. 26.6.1901 in Mittelsteine
3300 Braunschweig-Wenden
An der Veltenhöfer Str. 5 |
| 5. Maria | 00 | Rudolf Pabsch |
| geb. 12.6.1908 in Liebenau
3300 Braunschweig-Wenden
Lindenstr. 5 | | Gutsbesitzer in Mittelsteine
geb. 9.5.1904 in Mittelsteine |

A
2 Drutschmann

- | | | |
|---|----|----------------------------|
| 1. Josef | 00 | Maria, geb. Machate |
| Gutsbesitzer in Mohrau
geb. 17.10.1903 in Bielitz
DDR 1311 Neugersdorf
über Freienwalde/Oder | | geb. 25.4.1912 in Rieglitz |

B = Enkel

2. Maria 00 Eberhard Müller
geb. 31.8.1904 in Bielitz Gutsbesitzer in Rieglitz
2875 Ganderkesee geb. 5.3.1898 in Rieglitz
Richtweg 11
3. Ottilie 00 Paul Drutschmann
geb. 27.2.1907 in Bielitz Fleischermeister
gest. 20.1.1973 in Dinslaken geb. 29.6.1909 in Niederhermsdorf
gest. 2.1.1975 in Hünxe/Bruckhausen
4. Helene 00 Erwin Guschel
geb. 23.11.1910 in Bielitz Knappschaftsoberinspektor
DDR Vieselbach bei Erdurt geb. 18.4.1896 in Tarnowitz
Straße der Jugend gest. 10.12.1975 in Erfurt
5. Albert
geb. 25.5.1911 in Bielitz
gest. 18.5.1972 in Bruckhausen
6. Martha 00 Jakob Straß
geb. 24.2.1914 in Bielitz geb. 1.9.1894 in Dörsdorf/Saar
6611 Thalexweiler/Saar
Schaumbergstr. 18

A
3 Dierschke

1. Alfred 00 Erika, geb. Scholz
Gutsbesitzer in Striese geb. 3.3.1902 in Breile
Krs. Trebnitz gest. 15.11.1974 in Wittenberg
geb. 5.11.1896 in Jauer
gest. 2.1.1963 in Wittenberg
2. Helene 00 Paul Kirstein
geb. 24.12.1897 in Jauer Gutsbesitzer in Köchendorf
gest. 1.6.1962 in Langenhagen geb. 15.12.1889 in Köchendorf
gest. 27.11.1976 in Langenhagen/
Hannover

B = Enkel

3. Hildegard 00 Josef Scholz
geb. 27.2.1900 In Jauer Gutsbesitzer in Köchendorf
gest. 26.5.1977 in Rottweil geb. 6.9.1893 in Köchendorf
gest. 7.2.1945 in Köchendorf

4. Josef 00 Dorothea, geb. Saft
Gutsbesitzer in Jauer geb. 4.7.1904 in Liebenau
geb. 27.4.1901 in Jauer gest. 2.12.1947 in Leipzig

5090 Leverkusen 00 Christina, geb. Degenhardt
Buschkämpchen 8 Jugendleiterin
geb. 25.12.1915 in Leipzig

A
4 Drutschmann

1. Otto 00 Hanni, geb. Reschka
Landwirt verehel. Ganczarski
geb. 29.1.1910 in Neisse geb. 26.9.1909 in Scharley/Beuthen
gef. 13.4.1942
am Ilmensee/Rußland 4150 Krefeld
st.-Anton-Str. 154

2. Martin, lic.theol.
Pfarrer
geb. 2.11.1912 in Neisse
3384 Liebenburg, Krs.Goslar

3. Hubert
Studienassessor
geb. 8.6.1916 in Breslau
gef. 3.8.1943 bei Charkow/
Rußland

4. Joachim 00 Lidwina, geb. Britz
Rektor geb. 29.2.1924 in Bad Bertrich
geb. 8.6.1916 in YBreslau
3320 Salzgitter-Lebenstedt
Schumannstr. 75

B = Enkel

5. Hans 00 Erika, geb. Krisch
Speditionskaufmann geb. 28.10.1923 in Höwenau/Ostpr.
geb. 18.9.1920 in Rosenberg
8720 Schweinfurt
Harald-Hamberg-Str. 20

6. Thea, Dr.med. 00 Mathhias Grelich
geb. 12.10.1922 in Rosenberg Jurist
8192 Geretsried geb. 4.4.1926 in Wilkau, Krs. Neu-
Joh.-Seb.-Bach-Str. 11 stadt
gest. 3.1.1976 in Bad Tölz

A
5 Scholz

1. Anna
Schwester Pazisa
geb. 27.7.1904 in Bielitz
1000 Berlin 26
Oranienburger Str. 26-27

2. Maria
Schwester Siena
geb. 11.10.1905 in Bielitz
5590 Chochem/Mosel

3. Franz 00 Anna, geb. Stenzel
Landwirt in Nowag geb. 21.3.1913 in Nowag
geb. 4.11.1907 in Bielitz gest. 23.6.1983 in Hildesheim
gest. 18.11.1945 in Patschkau

A
6 Drutschmann

1. Maria 00 Bruno Frydrychowicz
geb. 18.2.1913 in Oberjeutritz Rohproduktenhändler
gest. 28.7.1944 in Flatow geb. 5.2.1891
bei Schneidemühl gest. in Abbau Petzin, Krs. Flatow

C = Urenkel

A B
1 2 Kaschek

1. Giesbert

Landwirt

geb. 11.2.1924 in Liebenau
gef. Januar 1945 in Rußland

2. Felicitas

00 Dr. Franz Drutschmann ^{A B} 6 2

geb. 9.3.1926 in Liebenau
Luxemburg in Luxemburg
Av. Guillaume 13 b

3. Bernfried

00 Barbara, geb. English
geb. 27.1.1919 in Breslau

Zollbeamter

geb. 7.9.1928 in Münsterberg
4060 Viersen
Scherpkesweg 5

A B
1 3 Jung

1. Gotthard

00 Elisabeth, geb. Diehl
geb. 2.2.1922 in Augsburg

Studiendirektor

geb. 5.10.1922 in Neisse
8900 Augsburg
Verdenfelser Str. 17

2. Edeltraut

00 Herbert Flechsig
Senatspräsident
geb. 3.6.1921 in Berlin

geb. 27.12.1923 in Neisse
3000 Hannover
Benzweg 13

3. Brunhild

00 Walter Wasmuth
Bauingenieur
geb. 27.2.1927

geb. 9.6.1927 in Neisse
5000 Köln
Heidekaul 6

4.

Norbert

00 Freike Winzer

Jurist

18.5.1936 in Neisse
4000 Düsseldorf
Ottweiler Str. 32

C = Urenkel

A B
1 4 Pabsch

1. Nikolaus 00 Sieglinde, geb. Kirstein A B C
Ingenieur 3 2 4
geb. 2.6.1931 in Glatz
3300 Braunschweig-Wenden
An der Veltenhöfer Str. 5

A B
1 5 Pabsch

1. Hartmut 00 Siegrid, geb. Conrad
Maschinenbauingenieur geb. 10.4.1940 in Braunschweig
geb. 8.7.1934 in Glatz
3300 Braunschweig-Thune
Clematisweg 19

2. Joachim 00 Christel, geb. Rother
Ingenieur geb. 20.8.1942 in Ziegenhals
3200 Ochtersum b.Hildesheim
Thüringer str. 4

3. Arno 00 Christine, geb. Gorny
Ingenieur geb. 10.9.1944 in Tost
geb. 5.2.1939 in Mittelsteine
3300 Braunschweig-Wenden
Lindenstr. 5

4. Ingeborg 00 Gerhard Tinnemann
Chemietechnikerin Berufsschullehrer
geb. 21.9.1942 in Mittelsteine geb. 17.9.1940
3300 Braunschweig-Querum
Gelsenkirchenstr. 6

A B
2 1 Drutschmann

1. Josef 00 Bärbel, geb.
Bauschlosser geb. 16.3.1948 in Trampe
geb. 28.11.1941 in Mohrau
DDR 1311 Dannenberg-Neubau

C = Urenkel

2. Paul

Finanzwirtschaftler

geb. 4.8.1943 in Mohrau

3. Marlene

00

Karl Seeger

Gartenbauingenieur

Gartenbauingenieur

geb. 15.10.1948 in Neugersdorf

geb. 30.11.1947 in Althüttendorf

DDR 1301 Althüttendorf

Bahnhofstr. 35

A B

2 2

Müller

1. Ottilie

00

Bernhard Heinrich Himmelskamp

geb. 7.1.1926

Landwirtschaftsmeister

Gut Nutzhorn-Ganderkese

geb. 25.9.1926

2871 Schierbrok

2. Maria

geb. 25.2.1927

6228 Eltville

Eichberg

3. Magda

30.3.1928

2845 Damme

Mariarast

4. Johanna

00

Paul Josef Peikert

geb. 19.5.1930 in Rieglitz

Gärtner

2875 Ganderkese

Richtweg 11

geb. 4.6.1931 in Langendorf

Kr. Weisse

5. Elisabeth

00

Theodor Karl Galts

geb. 5.5.1933

Schiffbauingenieur

2970 Emden

Kreidestr. 13

geb. 8.12.1932 in Bengersiel

3. Hartmut

Diplom-Landwirt

geb. 15.1.1931 in Striese

DDR 3551 Falkenberg/Altmark

4. Siegward

Maschinenschlosser

geb. 6.5.1935 in Striese

DDR 4602 Wittenberg-Pisteritz

5. Dagmar

Bankkaufmann

geb. 19.8.1937 in Striese

DDR 1193 Berlin-Treptow
Eisenstr. 37

00 Werner Waldhelm

Dipl. Physiker

A B

3 2

Kirstein

1. Helene

geb. 9.2.1927 in Köchendorf

3012 Langenhagen 7
Zeisigstr. 13

00 Alfons Anders

Landwirtschaftl. Lohnunternehmer

geb. 19.5.1923 in Altwilmsdorf

2. Egbert

geb. 25.8.1931 in Köchendorf

gest. 14.11.1966 in Niederstöcken

00

Brigitte, geb. Karrasch

verh. Dorsutzky

3321 Salzgitter-Lobmachersen
Hilligenstr. 1

3. Josef

geb. 1.5.1933 in Köchendorf

3012 Langenhagen 1
Grenzheide 1 8

00

Sonja, geb. Lengsfeld

geb. 3.3.1937 in Schlegel

4.

Sieglinde

geb. 13.7.1936 in Köchendorf

3300 Braunschweig-Wenden

An der Veltenhöfer Str. 5

0 0

Nikolaus Pabsch s.

A B C

1 4 1

C = Urenkel

- | | | |
|---|----|--|
| 7. Norbert
Arzt
geb. 22.6.1939 in Köchendorf
7212 Deißlingen-Lauffen
Vor Buchen 28 | 00 | Inge, geb. Prukner
geb. 23.12.1941 |
| | | |
| 8. Lothar
Dipl.-Ingenieur
geb. 28.9.1940 in Köchendorf
7120 Bietigheim-Buch
Sucystr. 6 | 00 | Johanna, geb. Höfert
geb. 25.2.1946 |
| | | |
| A B | | |
| 3 4 <u>Dierschke</u> | | |
| | | |
| 1. Peter
Agraringenieur
geb. 14.12.1929 in Jauer
6541 Gemünden/Hunsrück
Bangert 12 | 00 | Margarete, geb. Gartz
geb. 13.12.1931 in Lobberich |
| | | |
| 2. Susanne
Floristin und Wirtschafterin
geb. 25.11.1930 in Jauer
4000 Düsseldorf
Neanderstr. 21 | | |
| | | |
| 3. Ilse
ldl.Hauswirtschaftsmeisterin
geb. 30.12.1931 in Jauer
4054 Nettetal-Lobberich
Sittart 41/Bengmannshof | 00 | Helwig Heythausen
Bauer
geb. 24.10.1926 in Lobberich |
| | | |
| 4. Rita
Kindergärtnerin
geb. 21.7.1933 in Jauer
5040 Brühl
Hermannstr. 19 | 00 | Ernst Nieder
Dipl.-Kaufmann
geb. 16.11.1930 in Brühl |

C = Urenkel

- | | | |
|--|----|--|
| 5. Edith
Sekretärin/Fürsorgerin
geb. 5.11.1937 in Jauer
Ch 8172 Forch/Aesch
Hohe Promenade 3 | 00 | Hanspeter Freitag
Werbekaufmann
geb. 6.1.1941 in Zürich |
| 6. Gunter
Bankkaufmann
geb. 17.5.1942 in Jauer
5474 Brohl-Lützing 1
Quellenstr. 33 | 00 | Inge, geb. Kühnreich
Kindergärtnerin
geb. 23.11.1942 in Gemünden |
| 7. Lorenz
Berufsberater
geb. 8.5.1950 in Leipzig
5090 Leverkusen
Buschkäpchen 8 | | |
| 8. Mechthild
Dipl.-Psychologin
geb. 2.9.1951 in Leipzig
5568 Daun
Alte Darscheider Str. 3a | 00 | Malte Blümke
Studienrat
geb. 3.1.1949 in Potsdam |

A B
4 4 Drutschmann

- | | | |
|--|----|---|
| 1. Gabriele
Studienreferendarin
geb. 12.7.1949 in Salzgitter
4018 Langenfeld
Hauptstr. 22a | 00 | Peter Weikenmeier, Dr.med
Arzt
geb. 28.1.1947 in Hannover |
| 2. Margarete
Gymnasial-Oberlehrerin
geb. 29.8.1951 in Salzgitter
Casablanca/Marikko
9.rue Nr.9 Longchamp Superieur | 00 | Peter Boczianowski
Dipl.-Volkswirt
geb. 17.1.1941 in Oppeln |

C = Urenkel

3. Angela 00 Thierry Buffel
geb. 11.5.1955 in Salzgitter stud,med.
75009 Paris geb. 6.8.1948 in Paris
56 rue de Douai

4. Veronika
geb. 29.11.1958 in Salzgitter

5. Susanne
geb. 22.11.1965 in Salzgitter

A B
4 5 Drutschmann

1. Hans-Michael
Dipl.-Volkswirt
geb. 12.8.1948 in Pinneberg
1000 Berlin 42
Kruckenbergstr. 56

2. Sabine
Krankenschwester
geb. 12.12.1953 in Pinneberg
5090 Leverkusen
Am Neuen Hof 6

3. Brigitte
Bekleidungstechnikerin
geb. 15.7.1955 in Solingen+Ohligs
8750 Aschaffenburg
Bamprechtstr. 51

A B
5 3 Scholz

1. Maria
Laborantin
geb. 8.9.1939 in Neisse
3200 Hildesheim
Hinter dem Schilde 38

C = Urenkel

A B
6 1 Frydrychowicz

1. Bruno 00 Elisabeth, geb. Goering
Rechtsanwalt geb. 26.7.1945 in Billerbeck
geb. 8.6.1942
4425 Billerbeck
Ludgeristr. 9
2. Monika 00 Peter Lachmann
geb. 25.10.1943 in Flatow Rechtsanwalt
1000 Berlin 41 geb. 12.7.1941 in Schubin/Warthe
Muthesiusstr. 3 gau

A B / A B C
6 2 / 1 2 2 Drutschmann

1. Matthias
stud.chem. und biol.
geb. 20.2.1953 in Braunschweig
5300 Bonn-Röttgen
Merler Allee 108
2. Uta-Maria
Studentin der Landwirtschaft
geb. 10.5.1957 in Lüttich
5300 Bonn-Röttgen
Merler Allee 108
3. Irene
geb. 16.4.1959 in Antwerpen

A B
6 4 Drutschmann

1. Martina
Ordensschwester
geb. 19.9.1950 in Waldidylle
Krs.Dippoldiswalde
DDR 50 Erfurt

D = Ur-Urenkel

ABC / AB Drutschmann
122 / 62

1. Matthias

2. Uta-Maria

3. Irene

A B C Kaschel
1 2 3

1. Andreas

geb. 25.2.1959 in Mönchen-Glad-
bach

2. Gregor

geb. 27.4.1960 in Mönchen-Gladbach

3. Gudula

geb. 2.9.1961 in Mönchen-Gladbach

A B C Jung
1 3 1

1. Astrid

Studienrätin

geb. 2.5.1948 in Augsburg

444 Rheine

Hesselteweg 14

00 Dieter Massat

Stadtdirektor

geb. 21.4.1943 in Schwerin

2. Irene

stud.phil.

geb. 21.4.1955 in Augsburg

D = Ur-Urenkel

A B C
1 3 2 Flehsig

1. Susanne
stud.jur.
geb. 8.2.1958 in Oldenburg

A B C
1 3 3 Wasmuth

1. Werner
Student
geb. 11.2.1953 in Köln
30/ N 9 th Street
Columbia, Mo 65201
USA

2. Ingrid
stud.jur.
geb. 17.1.1956 in Köln

ABC
134 Jung

1. Jens
geb. 1.5.1971

A B C / A B C
1 4 1 / 3 2 4 Pabsch

1. Tobias
geb. 21.12.1964 in Braunschweig
2. Lorenz
geb. 9.6.1967 in Braunschweig

D = Ur-Urenkel

A B C
1 5 1 Pabsch

1. Stephan
geb. 12.3.1963 in Braunschweig
2. Bernward
geb. 31.5.1965 in Braunschweig
3. Cordula
geb. 16.2.1967 in Braunschweig
4. Ludger
geb. 16.5.1969 in Braunschweig

A B C
1 5 2 Pabsch

1. Matthias
geb. 23.1.1970 in Hildesheim
2. Holger
geb. 10.8.1972 in Hildesheim

A B C
1 5 3 Pabsch

1. Thomas
geb. 21.10.1968 in Braunschweig
2. Markus
geb. 18.4.1971 in Braunschweig

A B C
1 5 4 Tinnemann

1. Andreas
geb. 9.8.1976 in Braunschweig

D = Ur-Urenkel

A B C
2 1 1 Drutschmann

1. Kerstin
geb. 30.5.1969 in

A B C
2 1 3 Seeger

1. Inis
geb. 16.8.1975 in

A B C
2 2 1 Himmelskamp

1. Bernhild Maria
techn. Zeichnerin
geb. 23.2.1957

2. Doris Ottilie
geb. 13.10.1964

A B C
2 2 4 Peikert

1. Monika
geb. 23.9.1960
2. Joachim-Eberhard
geb. 10.6.1963
3. Christiane Johanna
geb. 7.10.1966

A B C
2 2 5 Galts

1. Gerlinde Elise
geb. 6.1.1961
 2. Hero Eilts
geb. 28.5.1962
 3. Christine Elisabeth
geb. 9.3.1964
- Annette Henni Maria
geb. 10.8.1967

D = Ur-Urenkel

A B C
2 3 1 Drutschmann

1. Jörg
geb. 23.9.1964

A B C
2 3 2 Kraemer

1. Frank
geb. 7.1.1966

A B C
2 4 1 Hucke

1 Claudia
geb. 9.5.1963 in Erfurt

2. Michael
geb. 24.6.1964 in Erfurt

3. Sven
geb. 2.8.1968 in Erfurt

A B C
3 1 5 Waldhelm

1. Torsten
geb. 15.5.1972

2. Sören
geb. 23.10.1973

A B C
3 2 1 Anders

1. Hans-Joachim
Elektromaschinenbauer
geb. 8.3.1955 in Hannover

D = Ur-Urenkel

2. Bernadette
Arzthelferin
geb. 8.9.1958

3. Willibald
Kfz.-Mechaniker
geb. 10.11.1959

4. Bernward
geb. 27.1.1961

5. Karin
geb. 5.7.1969

A B C
3 2 2 Kirstein

1. Martin
geb. 8.2.1964 in Langenhagen

2. Sabine
geb. 19.2.1965 in Langenhagen

A B C
3 2 3 Kirstein

1. Stefan
geb. 22.2.1966 in Langenhagen

2. Ullrich
geb. 6.3.1969 in Langenhagen

A B C / A B C
3 2 4 / 1 4 1 Pabsch

1. Tobias

2. Lorenz

D = Ur-Urenkel

A B C
3 3 2 Scholz

1. Stefan
geb. 11.6.1964
2. Markus
geb. 11.10.1970

A B C
3 3 3 Scholz

1. Norbert
geb. 17.7.1964
2. Christoph
geb. 13.12.1965
3. Hedwig
geb. 28.11.1967
4. Dietmar
geb. 23.2.1973

A B C
3 3 4 Hellwig

1. Renate Sylvia Wirth
geb. 23.2.1967

A B C
3 3 5 Zimmermann

1. Barbara
geb. 18.10.1961
2. Klaus
geb. 26.9.1962
3. Martin
geb. 2.6.1964
4. Gisela
geb. 29.10.1967

D = Ur-Urenkel

A B C
3 3 6 Scholz

1. Carmen
geb. 2.5.1963

2. Steffen
14.8.1964

A B C
3 3 7 Scholz

1. Rafael
geb. 22.6.1973

2. Mechthild
geb. 7.7.1975

A B C
3 3 8 Scholz

1. Bernd
geb. 28.9.1970

2. Dieter
geb. 21.3.1972

A B C
3 4 1 Dierschke

1. Peter
geb. 27.5.1958 in Gemünden

2. Dorothea
geb. 28.4.1960 in Gemünden

3. Georg
geb. 10.10.1966 in Gemünden

4. Elisabeth
geb. 20.5.1968 in Gemünden

D = Ur-Urenkel

A B C
3 4 3 Heythausen

1. Irmgard
geb. 24.4.1959 in Lobberich
2. Karl
geb. 12.2.1961 in Lobberich
3. Michael
geb. 4.2.1964 in Lobberich
4. Gerhard
geb. 18.12.1967 in Lobberich

A B C
3 4 4 Nieder

1. Barbara
geb. 6.8.1960 in Brühl
2. Johannes
geb. 11.5.1962 in Brühl
3. Martin
geb. 17.5.1965 in Brühl

A B C
3 4 5 Freitag

1. Markus
geb. 25.3.1970 in Grenchen
2. Daniel
geb. 14.6.1971 in Forch/Aesch

A B C
3 4 6 Dierschke

1. Christian
geb. 11.4.1968 in Andernach
2. Andreas
geb. 15.5.1970 in Andernach
3. Bernhard
geb. 5.8.1972 in Andernach

D = Ur-Urenkel

A B C
4 4 1 Weikenmeier

1. Philip
geb. 6.5.1977 in Köln

A B C
4 4 2 Boczianowski

1. Franz
geb. 17.5.1975 in Hannover
2. Paula
geb. 26.5.1977 in Celle

A B C
6 1 2 Lachmann

1. Andreas
geb. 29.10.1969 in Berlin

E = Ur-Ur-Urenkel

A B C D
1 3 1 1 Massat

1. Reimut
geb. 19.10.1975 in Osnabrück
2. Eduard
geb. 24.11.1977 in Rheine/Westf.

6. Juni 1987

Berichtigungen und Ergänzungen
des Verzeichnisses der Nachkommen der Eheleute
Franz und Helene Drutschmann

Franz Drutschmann, geb. 9.8.1838

A = Kinder

4. Dorothea, geb. Voigt
verst. 18.3.1985 in Geretsried

B = Enkel

A
1 Kaschel

1 Liesbeth, geb. 21.7.1892
3. Ottilie, gest. 4.12.1980 in Köln
5. Maria, gest. 2.7.1984 in Braunschweig

A
2 Drutschmann

4. Helene, wh.: DDR ⁵¹⁰⁵ Vieselbach bei Erfurt, Straße der Jugend 4
6. Martha
gest. 22.5.1986 in Thalexweiler⁰⁰ Jakob Straß
gest. 30.12.1981

A
3 Dierschke

1. Alfred, gest. 1.1.1963
4. Josef ⁰⁰ Christiana, geb. Degenhardt
gest. 16.9.1986 wh.: 5090 Leverkusen, Saalestr. 26

A
4 Drutschmann

2. Martin, wh.: 8957 Kraftisried, Kirchenweg 15
5. Hans, wh.: 8720 Schweinfurt, Freitagstr. 8
6. Thea, wh.: 8720 Schweinfurt, Albertistr. 26

A
5 Scholz

1. Anna, Schwester Pazisa, wh.: 1000 Berlin, Gallwitzallee 123-143
2. Maria, Schwester Siena, gest. 31.12.1983 in 6581 Sensweiler

A
6 Drutschmann

1. Bruno Frydrychowicz, gest. 4.5.1958 in Berlin
2. Franz, wh.: 5300 Bonn-Röttgen, Merler Allee 108

C = Urenkel

=====

A B
1 2 Kaschel

2. Felicitas 00 Dr. Franz Drutschmann A B
wh.: 5300 Bonn-Röttgen, Merler Allee 108 6 2

3. Bernfried 00 Barbara, geb. English
geb. 17.1.1929 in Breslau

A B B
1 3 4 Pabsch

1. Nikolaus 00 Sieglinde, geb. Kirstein A B C
wh.: 3300 Braunschweig geb. 13.7.1936 in Köchen- 3 2 4
An der Veltenhöfer Str. 5 dorf

A B
1 5 Pabsch

1. Hartmut, wh.: 3300 Braunschweig, Landsberger Str. 11

2. Joachim, geb. 12.11.1936 in Glatz

4. Ingeburg, wh.: 3340 Wolfenbüttel, Im Roggenkamp 19

A B
2 2 Müller

1. Ottilie 00 Bernhard Himmelskamp
wh.: 2875 Ganderkesee, Gut Nutzhorn 1 geb. 26.09.1926

2. Maria, wh.: 2875 Ganderkesee, Atlasstr. 2

3. Magda, wh.: 2875 Ganderkesee, Atlasstr. 2

A B
2 4 Guschel

1. Helga, gest. 15.1.1984

A B
3 1 Dierschke

3. Hartmut, wh.: DDR 3550 Seehausen, Altmark, Bialystoker Str. 1

5. Dagmar, wh.: DDR 1193 Berlin-Treptow, Karpfenteichstr. 1

A B
3 2 Kirstein

2. Egbert 00 Brigitte, geb. Karrasch
verh.: Borsutzki
geb. 14.9.1941 in Reichenbach

3. Josef
Kabelprüfer, wh.: 3012 Langenhagen 1, grenzheide 26

B B
A B
3 3 Scholz

3. Josef, gest. 9.1.1987

A B
3 4 Dierschke

5. Edith, wh.: Ch.: 8706 Meilen, Haltenstr. 103
6. Gunter 00 Inge, geb. Kühnreich
geb. 23.11.1942 in Sondershausen/
Thür.
7. Lorenz 00 Ursula Kibler, geb. Zwirner
wh.: 5308 Rheinbach geb. 14.12.1947 in Göttingen
Narzissenweg 8
8. Mechthild,
wh.: 5568 Daun, Wehrbüsch 13

A B
4 4 Drutschmann

1. Gabriele, wh.: 5000 Köln, Gierather Str. 14
2. Margarete, wh.: 4900 Herford, Lerchenstr. 34
3. Angela, wh.: 20 rue de Bruxelles, F 75009 Paris
4. Veronika, Krankengymnastin
wh.: Bühlweg 27 Lixsenharz, 7989 Argenbühl 1

A B
4 5 Drutschmann

1. Hans-Michael 00 Dr. Dagmar, geb. Hymen
wh.: 1000 Berlin Postoberrätin
Luzerner Str. 19 geb. 2.1.1950 in München
2. Sabine 00 Folkert Sonntag
wh.: 5090 Leverkusen Vermessungsingenieur
Am Thalenhof 10 geb. 24.9.1931 in Emden
3. Brigitte 00 Roland Deffner
Kaufm. Angestellter u. Schwimmmeister
geb. 20.1.1949 in Stuttgart

A B / A B C
6 2 1 2 2 Drutschmann

1. Matthias
Dr. rer. nat. Mikrobiologe
5300 Bonn-Köttgen
Merler Allee 108
2. Uta
Dipl.-ing.agr., cand.Pharm
5300 Bonn-Köttgen
Merler Allee 108

A B
6 4 Drutschmann

2. Ursula 00 Eberhard Schilder
wh.: DDR 8230 Dippoldiswalde geb. 24.1.1948
Altenberger Str. 36
3. Bernhard 00 Karin
Diplomagraringenieur
geb. 16.2.1954

~~A B C~~
6 5 Blätterlein

2. Steffen, Geologiefacharbeiter

D = Ur-Urenkel
=====

A B C
1 2 2 Drutschmann s. A B
6 2

A B C
1 2 3 Kaschel

1. Andreas, Gärtnermeister
2. Gregor, stud. Maschinenbau
3. Gudula, stud. Heilpädagogik

A B C
1 3 1 Jung

2. Irene

OO Hans Martin Schipfel
8900 Augsburg
Brunnenlechgäßchen 23

A B C
1 5 1 Fabsch

1. Stephan, Elektro-Installateur
2. Bernhard, Maschinenschlosser

A B C
1 5 4 Tinnemann

2. Florian, geb. 14.8.1979 in Wolfenbüttel

~~ABC~~ A B C
2 1 3 Seeger

2. Jens, geb. 10.10.1981 in Eberswalde

A B C
2 2 1 Himmelskamp

1. Bernhild
Diplomingenieurin
wh.: 2875 Ganderkesee 2
Hinter den Linden 5
2. Doris
Bankkauffrau
wh.: 2875 Ganderkesee 2
Gut Nutzhorn 1

A B C
2 2 4 ~~BSBS~~ Peikert

1. Monika, Krankenschwester
Joachim, Gärtner
3. Christianem Krankenpflegeschülerin

A B C
2 2 5 Galts

1. Gerlinde, Pädagogin
2. Hero, Bankkaufmann
3. Christine, Bankkauffrau
4. Annette, Industrie-Kauffrau i.Ausb.

A B C
1 4 1 Hucke

1. Claudia
Fachkrankenschwester
DDR 50 Erfurt, Geschwister-Scholl-Str. 5
2. Michael, Agrartechniker
3. Sven, Polsterer i.Ausb.

A B C
3 2 1 Anders

2. Bernadette
4100 Duisburg 11
Franz-Lenze-Str. 82
- 00 Walter Haring
Elektromeister
geb. 31.12.1954

A B C
3 2 2 Kirstein

1. Martin, Tischler
2. Sabine, Büro-Kauffrau

A B C
3 2 3 Kirstein

1. Stefan, Angestellter
2. Ullrich, Bankkaufmann

A B C
3 3 2 Scholz

1. Stefan, stud. theol.
8000 München 2
Marienstr. 21.

A B C
3 3 3 Scholz

1. Norbert, stud. pol., islam., amerik.
2. Christoph, stud. Maschinenbau
3. Hedwig, stud. inform
8000 München
Conollystr. 3

A B C
3 3 4 Hellwig

1. Silvia Hellwig
2. Renate Hellwig, geb. 2.5.1972

A B C
3 3 5 Zimmermann

1. Barbara, stud.phil.
wh.: 7400 Tübingen, Im Buchenloh 7
2. Klaus, stud.ing.
7000 Stuttgart, Fangelbachstr. 23
3. Martin, Kfz.-Mechaniker

A B C
3 3 6 Scholz

1. Carmen, stud.empir.Kulturwissenschaften
2. Steffen, stud.Phys.techn.

A B C
3 3 7 Scholz

3. Matthias, geb. 27.5.1978

A B C
3 4 1 Dierschke

1. Peter 00 Marion, geb. Wörler
geb. 13.5.1958 in Bad Nauheim
2. Dorothea 00 Herbert Fell
geb. 11.12.1957 in Ahrweiler

A B C
3 4 3 Heythausen

1. Irmgard 00 Wolfgang Mickelpasch
geb. 12.6.1957 in Grefrath
2. Karl, gest. 26.6.1979 in Lobberich
3. Michael 00 Sigrüd Föhles
geb. 19.6.1964 in Hinsbeck

A B C
3 4 4 Nieder

2. Johannes 00 Claudia Petratschek
geb. 16.5.1963 in Brühl

A B C
3 4 7 Dierschke

1. Sebastian, geb. 3.7. im 1983 in Bonn
2. Sabine, geb. 13.1.1984

A B C
3 4 8 Blümke

1. Björn, geb. 15.11.1980 in Daun
2. Nils, geb. 11.8.1983 in Daun

A B C
4 4 1 Weikenmeier

2. Anne, geb. 3.2.1979 in Köln
gest. 10.5.1982 in Köln
3. Martin, geb. 15.5.1985 in Köln

A B C
4 4 2 Boczianowski

3. Moritz, geb. 21.12.1980 in Essen
4. Johanna, geb. 8.9.1986 in Bielefeld

A B C
4 4 3 buffel

1. Simon, geb. 24.5.1980 in Paris
2. Adrian, geb. 8.3.1983 in Paris
3. Julia, geb. 25.3.1985 in Paris

A B C
4 5 2 Sonntag

1. Jan, geb. 29.7.1980 in Leverkusen

A B C
4 5 3 Deffner

1. Ingo, geb. 8.6.1984 in Aschaffenburg

A B C
6 4 2 Schilder

1. Peggy, geb. 19.10.1978
2. Sandra, geb. 31.1.1980

A B C
6 4 3 Drutschmann

1. Björn, geb. 28.3.1975
2. Manja, geb. 23.6.1986

E = Ur-Ur-Urenkel

=====

A B C D
1 3 1 2 Schipfel

1. Sebastian, geb. 25.6.1986

A B C D
3 2 1 2 Haring

1. Michael, geb. 26.10.1986 in Duisburg

A B C D
3 4 1 1 Dierschke

1. Philipp, geb. 11.3.1985 in Bad Nauheim

2. Lorenz, geb. 3.11.1986 in Bad Nauheim

A B C D
3 4 1 2 Fell

1. Elina, geb. 30.8.1982

A B C D
3 4 3 1 Eickelpasch

1. Diane, geb. 22.11.1982 in Lobberich

2. Andre, geb. 8.3.1985 in Lobberich

12. Familie Drutschmann

12.3 Erinnerungen

Autor: Josef Dierschke

Datum: Pfingsten 1978

E r i n n e r u n g e n

Zum Drutschmann-Treffen an Pfingsten 1978 möchte ich als Senior der Vettern Drutschmännischer Herkunft mit einigen persönlichen Erinnerungen beitragen.

Der vor etwa einem Jahr getane Vorschlag meines Veters Franz und die Aktivität, die sogleich von meinen anderen Vettern, insbesondere von Dir, lieber Hans, ausging, haben mich angenehm überrascht und erfreut. Der tragische Verlust unserer schlesischen Heimat und die Zerstreung der Sippe in alle Gaue hatten es unmöglich gemacht, verwandtschaftliche Beziehungen in hergebrachter Weise zu pflegen. Insbesondere wurde es den uns folgenden Generationen immer schwerer, Beziehungen zur Vergangenheit zu finden. Inzwischen leben wir im vierten Jahrzehnt nach dem Verlassen unserer alten Heimat. Möge dieses Treffen einen guten Beitrag leisten, die Vergangenheit aufs Neue lebendig werden zu lassen.

Ich selbst habe es freilich nicht nötig, nach Beziehungen zur Sippe zu suchen; war es mir doch vergönnt, weite Strecken meines Lebensweges mit mehreren Generationen der Sippe Drutschmann gemeinsam zurückzulegen. Meine beiden Großeltern, also Franz und Helene Drutschmann geborene Görlich kannte ich sehr gut. Ich erinnere mich gut an ihre letzten Lebensjahre und an beider Begräbnisse, an denen ich als Kind teilnehmen durfte. Mit der folgenden Generation, also den Geschwistern meiner Mutter, stand ich bis zur Vertreibung in gutem und stetem Kontakt. Das höchste Lebensalter erreichte ja unser allverehrter Lissaer Onkel Joseph Drutschmann. Auch nach der Vertreibung unterhielt er mit all seinen vielen Nichten und Neffen Verbindung und nahm an ihren Schicksalen lebhaften und herzlichen Anteil. Er tat es solange, als seine Kräfte es ihm ermöglichten. Wer von uns vermag das schon? Wir werden seine Treue nie vergessen! Schließlich ist mein Kontakt zur Familie Drutschmann bis heute nicht abgerissen. Hier wurdest Du, lieber Hans, der beste Mittelsmann. Wir beide kamen bislang in jedem Jahre wenigstens einmal zusammen und orientierten uns zumindest über das Erleben in der Sippe.

Für dieses gute Vettern- und Freundschaftsverhältnis sei Dir, lieber Hans, heute einmal ganz herzlich gedankt.

Es tut mir sehr leid, daß es meiner Schwester Hildegard nicht vergönnt war, dieses Bielitzer- und Drutschmann-Treffen zu erleben. Am Pfingstmontag des Vorjahres haben wir sie im Schwabenland zu Grabe getragen. Zu Recht konnte sie sich fast ein "Bielitzer Mädchen" nennen. Nachdem ich das Licht der Welt erblickt hatte, waren unsere Bielitzer Großeltern gekommen und hatten zur Entlastung unserer Mutter die kleine Hilde mit nach Bielitz genommen. Weil es den Mädchen dort so gut gefiel und alle miteinander sie gern hatten, war Hildegard genau fünf Jahre, also bis zu ihrem Schulantritt in Bielitz geblieben.

Oft und gern sind wir als Kinder nach Bielitz gefahren. Die weite Reise mit dem Kutschwagen - es waren über sechs Meilen - lockte immer zur Mitfahrt. Nach den ersten zwei Meilen wurde im Städtchen Grottkau Halt gemacht. Unsere Pferde bekamen zur Stärkung die Haferbeutel um ihren Hals gehängt, wir besuchten unsere Verwandten, Kaufmann Vogts, und unsere Eltern verrichteten einige Besorgungen. Unser Vater kaufte jedesmal einen großen Beutel mit Wiener Würstchen und frischen Semmeln, die wir zusammen auf der Weiterfahrt mit großem Appetit verzehrten.

Bielitz lag jenseits der Glatzer Neisse; so passierten wir zweimal den damals noch bestehenden Brückenzoll. In Geltendorf und Groß-Mahlendorf mußte an den Schlagbäumen Halt gemacht werden. Die Zoll-einnehmer kamen an unser Gefährt und kassierten - ich glaube es waren 30 Pfennig je Pferd. Dann drückten sie den Schlagbaum hoch und wir durften weiter.

Bei einer unserer Bielitz-Fahrten führte die Neisse mächtiges Hochwasser. Zwischen Hengersdorf und Groß-Mahlendorf lag das weite Überschwemmungsgebiet der Neisse, links zur Straße mitten drin ein hübsches Wallfahrtskirchlein. Die großen Flächen samt der Straße waren überflutet, und unser Plauwagen mußte sich Schritt für Schritt, bis an die Achsen im Wasser, weiterbewegen. Heute müßte man ohne Verzug den Verkehr sperren. Wir erreichten glücklich Bielitz.

Dort gefiel es uns besonders gut, kamen doch viele Kinder aus der Verwandtschaft zusammen, die sich gut vertrugen und die Zeit zu vertreiben wußten. Ein ganz besonderes Erlebnis waren immer die Übernachtungen. Wir schliefen in der großen Oberstube mit dem Onkel Paul zusammen. Er war ja noch in Bielitz, bis er 1912 den Hof seines Onkels Franz Görlich in Ober-Jeutritz übernahm. Onkel Paul hatte immer seine liebe Not, die vielen Kinder zur Ruhe und zum Schlaf zu bringen. Noch höre ich seine Drohungen: "Wenn Ihr nicht baale stille seid kumm ich mitm Gartel"!!! Der Gartel gehörte schon damals zur Kleidung eines feschen und deftigen Mannes; es war freilich nur ein einfacher Ledergürtel und nicht so elegant als der Sportgürtel unserer Tage. Es kam schon vor, daß wir zweimal übernachteten; dann besuchten wir am Montag vormittags die vielen anderen Verwandten meiner Mutter im Dorf (Drutschmanns im Unterdorf, Scholz Franzes, Jüttners, Hansels, Buchmanns u.a.)

Als Dorfkinder fanden wir das Leben auf dem Grußpauerhof besonders interessant; immer war Neues zu sehen. Onkel Albert hatte im ersten Jahrzehnt nach seiner Hofübernahme den Nachbarhof gekauft, in dem erweiterten Hof ein schönes großes Wohnhaus und daneben einen (einen) modernen Kuhstall errichtet, der mir noch heute als einer der Schönsten, die ich erlebte, in Erinnerung ist. Die andere Hofseite wurde zu Schweineställen und einem modernen Pferdestall umgebaut und ein Stall für Gastpferde in einem Scheunenviertel eingerichtet. Ganz anders als in unserem Hof stand auch die große Scheune. Sie stand nicht quer zu den Stallseiten, sondern als Längsscheune mit einer langen Tenne vom Hofgiebel aus bis zum anschließenden Feld hinaus.

Onkel Albert war ein besonders tüchtiger Pferdezüchter und er liebte flotte und feurige Pferde. Er verlangte auch einiges von ihnen; so spannte er die jungen Tiere bereits mit etwa $1 \frac{3}{4}$ Jahren zu leichten Arbeiten ein, während wir es erst ein gutes Halbjahr später taten. Daraufhin angesprochen, gab er mit spitzbübischem Gesicht die Antwort: wozu sind sie denn Pferd geworden!!!

Unvergessen ist mir eine Fahrt von Jauer nach Bielitz im Februar 1912 zum Begräbnis von Tante Mathilde, der jüngsten Schwester meiner Mutter. Sie war 32 Jahre jung verstorben; ich durfte mitfahren.

In aller Frühe, um 1/2 4 Uhr schon, waren wir aus dem Hof gefahren. Es war stockfinster und nach der Schneeschmelze die denkbar schlechtesten Wegeverhältnisse. Das schwache Licht der Wagenlaternen reichte kaum bis zu den Köpfen der Pferde. An der Wegekreuzung hinter dem Dorf ließ mein Vater den Kutscher den "Geradenweg" fahren, um kürzer die Chaussee, die alte "Landstraße", die einst als Handels- und Poststraße von Brelau über Neisse nach Prag eine große Bedeutung hatte, zu erreichen. Wir fuhren und fuhren, kamen aber nicht auf diese Straße. Schließlich ließ Vater anhalten, und siehe, wir standen irgendwo auf einem Acker. Vater versuchte sich in der Finsternis zu orientieren, fand dann einen schmalen Feldweg, der endlich uns wieder zu dem Weg führte, von dem wir abgeirrt waren. Eine ganze Zeit später hielt der Kutscher an und siehe da, wir befanden uns an der Wegekreuzung, etwa 300 m vom Dorfeingang von Jauer. Vom Jauerschen Kirchturm her schlug die Glocke fünf Mal; wir waren also genau 1 1/2 Stunden unterwegs und kein Stück weiter. Um 1/2 10 Uhr sollten wir in Bielitz zum Begräbnis sein. Unser Vater setzte sich nun neben den Kutscher und wählte den anderen Weg zur Landstraße über Zindel und Lichtenberg. Die Pferde mußten nun hergeben, was sie konnten; zur rechten Zeit noch erreichten wir Bielitz. Als wir durch das Hoftor einfuhren, kam schon der Pfarrer mit seinen Meßdienern und Sängern. Ich mußte sogleich die Kinder an die Hand nehmen und mit den Drei hinter dem Sarg ihrer Mutter hergehen.

Sehr beeindruckt haben mich an den Bielitzer Festen immer die wunderschönen und schmucken Trachten der anwesenden Bäuerinnen aus Bielitz und der Umgebung. In unserer Gegend sah man diese nur noch ganz vereinzelt. Ich erinnere mich, daß am Begräbnis meiner Großmutter im Oktober 1914 im großen Saal des Bernertschen Gasthofes eine lange Tafel besetzt war mit Frauen in hübschen Hauben, Jacken und weiten Röcken. Ich weiß nicht, ob diese gute alte Sitte bis 1945 fortgeführt und beibehalten worden ist. Heute erinnern wir uns mit Stolz an das Brauchtum unserer schlesischen Vorfahren!

Nach dem 1. Weltkrieg hatte Onkel Albert meine Geschwister und mich zu einer frohen Veranstaltung im Bernertschen Gasthof eingeladen. Der Anlaß war die Einführung des elektrischen Stromes in Bielitz. Durch Onkel Alberts Initiative hatte die Bielitzer Mühle es geschafft, ausreichenden Strom zu erzeugen. Es ergab zwar nicht die hellste Beleuchtung, aber zunächst waren die Bielitzer einmal ihre Lichtsorgen los bis zum späteren Anschluß an die Überlandzentrale.

Wenn ich vorstehend einige Erinnerungen an Bielitz und die Sippe Drutschmann wiedergegeben habe, dann darf ich mir gewiß auch ein abschließendes Urteil erlauben: Sie alle, die ich gekannt habe, zeichnete ein großer Fleiß, Genügsamkeit, Sparsamkeit und ein ausgesprochener Familiensinn aus. Offenheit und Treue zueinander waren ebenso geprägt, wie selbstverständlich. Die Feststellung in unserer Jauerschen Familie nach jedem Beisammensein mit den Drutschmännern, gleich welcher Sippe, war stets die: Sie sind treu wie Gold, offen und ehrlich, bei denen weiß man immer, woran man ist.

Eines möchte ich noch erwähnen, was bei mir Hochachtung und Bewunderung ausgelöst hat: es war die echte und ehrliche Brüderlichkeit, mit welcher meine drei Onkels - Onkel Albert, Onkel Joseph und Onkel Paul - zueinander gestanden haben. Diese Drei verstanden sich bestens, das konnte jedweder Beteiligte verspüren. Es mag sein, daß sie nach dem frühen Ableben ihrer drei Schwestern sich besonders verbunden fühlten. Tante Mathilde war nur 32 Jahre alt geworden, meine Mutter 42 Jahre und Tante Helene Kaschel 56 Jahre alt.

So wünsche ich schließlich, daß dieses Familientreffen im Gedenken an unsere Heimat und unsere Vorfahren bei allen Beteiligten und darüber hinaus Impulse wecken möge zu neuem Zusammenhalt und Miteinander jetzt und der weiteren Zukunft.

Josef Jirschke

Persönliche Notizen

